Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

0902
548

Library of

Princeton University.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
OTTO HARRASSOWITZ BUCHHANDLUNG LEIPZIG
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Abreibung antei[illegible]

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

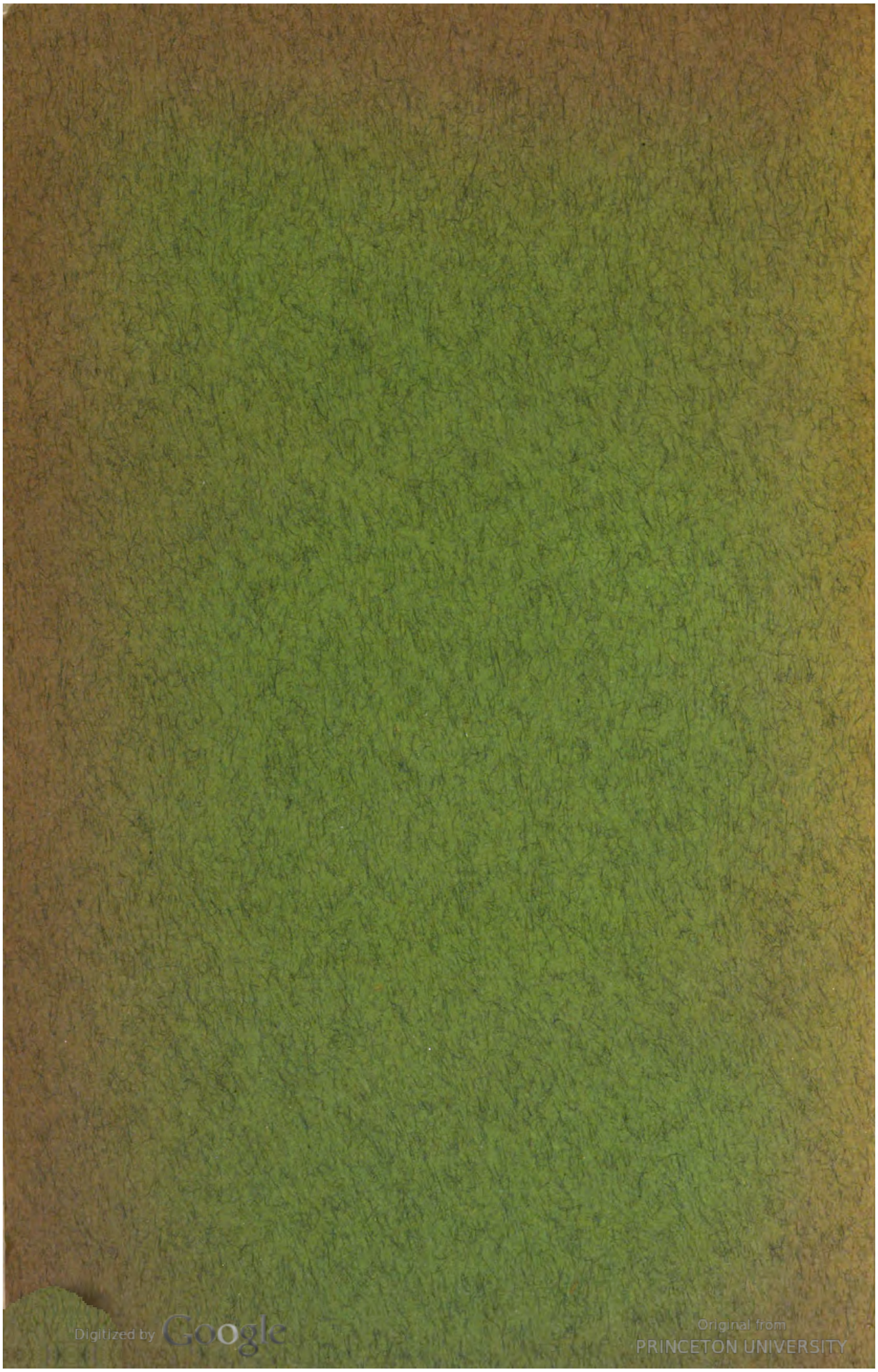
HERAVSGEGEBEN

VON DER LEO ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT

XV. JAHRG. I. HEFT.

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN VON DER LEO GESELLSCHAFT OSTERREICHISCHEN

·ARCHIT·A.W·03·

XV. JAHRG. 1914.

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Onno Klopp.

Vortrag, gehalten bei der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft zu Salzburg, 5. Oktober 1913.

Von **Richard Kralik.**

Die Wissenschaft vom Menschen wäre unvollständig, wenn sie sich nur auf die gegenwärtig lebenden Menschen beschränkte. Unsere Mitmenschen sind auch die vergangenen Generationen. Ja, es ist kein Zweifel, daß wir Lebenden uns den Toten gegenüber in arger Minorität befinden. Daß wir zufällig noch nicht tot sind, ist ein sehr geringer Vorzug, den wir nur allzu kurze Zeit vor den bereits Toten voraushaben. Da ist es denn gewiß sehr rätlich, daß wir Lebenden uns Bundesgenossen unter unseren Vätern und Vorvätern verschaffen. Dies ist das Amt der Geschichte. Die Geschichte handelt nicht von abgetanen, toten Dingen und Personen. Die Toten sind nicht ganz tot, ja sie werden oft nach ihrem Tod noch lebendiger als bei ihren Lebzeiten. Ihre Wirkung hört nie und nimmer auf. Sie sind uns auch in dieser Beziehung überlegen, daß ihre Taten, ihre Gedanken auf uns fortwirken; wir stehen bewußt oder unbewußt unter ihrem Einfluß. Ihr Blut rollt in unserem Blut; ihre Tugenden und Sünden fühlen wir in unsern Nerven. Wir genießen ihre Wohltaten, wir leiden unter ihren Fehlern. Wir aber können nicht mehr auf die Toten zurückwirken, wir können uns weder an ihnen rächen, noch das, was sie getan haben, ungeschehen machen. — Und doch, wir stehen auch in einer bedeutsamen Wechselwirkung mit ihnen, auch wir können auf sie zurückwirken in gewisser Weise, nämlich eben durch die Geschichte. Die Geschichte erst macht die Toten lebendig und ganz wirksam. Durch die Geschichte geben wir ihnen neues und dauerndes Leben. So zahlen wir ihnen das zurück, was wir ihnen schulden, Gutes und Böses. All unsere Erkenntnisse, all unsere Fortschritte beruhen auf Geschichte. Auf Geschichte beruht unsere Politik, unsere Religion, unsere Kultur, unsere nationale Wirtschaft, unsere Geisteskämpfe und die Möglichkeit ihrer Entscheidung. Wer die Geschichte beherrscht, der beherrscht die Welt.

Ein Geschichtsschreiber in diesem großen Sinn war Onno Klopp. Er hat in seinem fruchtbaren, arbeitsreichen Leben ein

616736

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großes Stück deutscher Vergangenheit wieder vergegenwärtigt, eine ganze Reihe großer Toter zu neuem Leben erweckt, uns zu tätiger Mithilfe. Ein voraussetzungsloser Erforscher der Wahrheit, hat er sich aus protestantischer Abstammung und Umgebung mit folgerichtiger Überzeugungstreue der katholischen Anschauung zugewandt; ein Norddeutscher in seinem ganzen Wesen, hat er doch seine wahre Heimat im süddeutschen Österreich gefunden. In Ostfriesland zu Leer am 9. Oktober 1822 geboren, Sohn Wiards Klopp, der 1813 als Freiwilliger unter der Fahne des ostfriesischen Landwehrbataillons den Befreiungskrieg und 1814 den Zug nach Frankreich mitgemacht hatte, bildete er sich vorerst zum Theologen und Philologen aus. Er hörte in Bonn 1841 Welcker, Ritschl, Arndt, Düntzer, in Berlin 1842 Boeckh, Trendelenburg, Raumer, Neander, Hengstenberg, wandte sich immer mehr den historischen Studien zu und bestand 1845 zu Göttingen die Prüfungen für den historischen, theologischen und philologischen Gymnasialunterricht. Er kam sogleich als Lehrer an das Ratsgymnasium zu Osnabrück, wo er bis 1858 blieb. Hier vermählte er sich 1848 mit Agnes Beckmann aus katholischer Familie, die aber damals von der Freigeisterei der Zeit so stark beeinflußt war, daß dadurch der Protestantismus des jungen Historikers nicht im geringsten erschüttert wurde. Es waren vor allem nationale Interessen, die ihn damals beschäftigten. Er schrieb 1848 über die deutsche Flotte, über die Bildung des Volkes, über eine Nationalerziehung, über die Reform der Gymnasien in betreff des Sprachunterrichtes, 1849 über „Die Grundrechte des deutschen Volkes", 1850 über Schleswig-Holstein; er gab eine Erzählung des Gudrunliedes in Prosa für die deutsche Jugend, und Aufsätze über ostfriesische Geschichte. Er freute sich, daß diese den Bauern gefielen; denn, sagt er: „das ist für mich die Hauptsache, ich will womöglich für Bürger und Bauer schreiben, und wenn der gewöhnliche Mann Geschmack daran findet, so ist mir das lieber, als die Urteile der sogenannten Gelehrten. Denn alle diese Leute, die freilich studiert haben, aber dann nur ihrer Praxis leben, erkenne ich nicht für Gelehrte an".

Sein erstes größeres Werk, das er noch als Gymnasiallehrer in Osnabrück herausgab, sind die zweibändigen: „Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun. Nach den Quellen erzählt" (Leipzig 1851). „Den Anstoß zu diesem Buche gaben mir", sagt Klopp, „die Worte von Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur (I, 32), wo er eine Anzahl langobardischer Sagen aufführt und dabei bemerkt, daß sie längst eine zweckmäßige Bearbeitung für die Jugend verdient hätten." Er erzählt außer den langobardischen Sagen auch die gotischen und vandalischen, die fränkischen, sächsischen, angelsächsischen, Geschichte und Sage vereinigend. Ein dritter Band gibt „Geschichten und Charakterzüge der deutschen Kaiserzeit von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

843 bis 1125, nach den Quellen erzählt" (Leipzig 1852). Es ist für Klopps spätere Entwicklung bereits bezeichnend, wie er den Geisteskampf Gregors VII. gegen den „unglücklichen" Kaiser auffaßt.

Ein Nebenwerk aus dem Jahre 1852 ist „Admiral de Ruiter", die Bearbeitung einer 1687 holländisch, 1688 deutsch erschienenen Biographie des Seehelden († 1676).

Seiner engeren Heimat machte Onno Klopp ein reiches Geschenk mit seiner „Geschichte Ostfrieslands", deren erster Band (bis 1570) 1854 erschien. Die ostfriesische Landschaft unterstützte das Werk durch einen Beitrag zu den Druckkosten. Der zweite Band (bis 1751) erschien 1856, der dritte (bis 1815) 1858. Hier ergab sich aber bereits ein Konflikt von Klopps Wahrheitsliebe mit den herrschenden Meinungen und dem Nützlichen. Klopp fand nämlich bei sorgfältiger neuer Forschung das Ergebnis, daß Ostfriesland während der preußischen Regierung, besonders unter Friedrich II., sehr gelitten hatte und sich mit gutem Grunde über diese Leidenszeit beklagte. Infolgedessen verwarfen aber die ostfriesischen Provinzialstände den Antrag des ostfriesischen Landratskollegiums vom Mai 1858, abermals einen Druckkostenbeitrag von 250 Talern beim dritten Band wie bei den ersteren zu gewähren, und zwar mit der Begründung, daß Klopps Darstellung „feindselige Tendenzen gegen Friedrich den Großen und die preußischen Staatsmänner seiner Zeit, die mit Ostfriesland in Beziehung gestanden, verfolge oder enthalte". (Ostfriesland war nämlich von 1744 bis 1807 nach dem Aussterben des einheimischen Fürstenstammes von Preußen besetzt; 1815 kam es an Hannover, das seit 1744 Ansprüche daran hatte.)

Onno Klopp war über diesen Vorgang mit Recht empört. Er äußerte sich in einem Schreiben vom 17. Juni 1858: „Eine wichtige Korporation des Landes hat ohne vorgängige gründliche Prüfung ein Werk mehrjährigen ernsten Forschens moralisch zu vernichten gesucht, weil die Ergebnisse dieser Forschung mit den törichten, ungegründeten Traditionen eines großen Teiles dieser Korporation nicht übereinstimmten, vielmehr den Ungrund derselben offen zutage legten. Daß die ostfriesischen Stände die von den Landräten beantragte Summe von 250 Talern verweigert haben, ist eine Geringfügigkeit gegen die Motivierung dieser Ablehnung." Die Landräte wollten die Sache wieder gutmachen, da sie sich doch moralisch zu einer Beihilfe verpflichtet hielten, und die betreffende Summe aus ihrem Dispositionsfonds zahlen. Aber Onno Klopp erklärte, mit Rücksicht auf das Vorgefallene sei es mit seiner Ehre nicht vereinbar, die Summe anzunehmen. Nun aber griff der König von Hannover als Landesherr ein. Er ließ dem Gelehrten seine Anerkennung für sein ganzes Verhalten aussprechen; er hoffe, daß Klopp bei seinen Kenntnissen und seinem festen Charakter auch ferner mit seinen Forschungen und Darstellungen der Wahrheit die Ehre geben und für König und Vaterland mit Treue wirken werde. Da der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

König nicht zugeben könne, daß Klopp dadurch zu Schaden komme, bäte er ihn freundlichst, die betreffende Summe als schuldigen Ersatz von seinem Könige annehmen zu wollen.

Onno Klopp trat durch diese merkwürdigen Verhandlungen dem König und den Hofkreisen näher; er fühlte sich schon längst den Verhältnissen am Gymnasium zu Osnabrück entwachsen und wagte also die Übersiedlung nach Hannover. Die acht Jahre seines dortigen Aufenthaltes (1858 bis 1866) bilden die zweite Periode seines wissenschaftlichen Lebens. Den Eintritt in die akademische Laufbahn sah er als fast aussichtslos an. Er schrieb darüber: „Die sogenannte gothaische (kleindeutsche) Geschichtsauffassung hat auf den deutschen Universitäten das Übergewicht. Die Rankesche Schule ist ihr nahe verwandt. Zwei Hauptorgane dieser Partei haben mein Werk über Ostfriesland besprochen. Sie haben nicht eine Tatsache, die ich bringe, in Zweifel gezogen, sondern lediglich meine Arbeit tendenziös genannt gegen Preußen. . . . Diese Phalanx ist dem einzelnen undurchdringlich. Wer zu sagen wagt, daß Friedrich II. von Preußen in sehr vielen, und zwar in sehr wichtigen Fällen seines Lebens nicht als großer Mann gehandelt, daß er das Recht anderer deutscher Fürstenhäuser mannigfach geschädigt und gebrochen hat, der ist von dieser Partei für immer ausgeschlossen. Nur sie allein glaubt in Deutschland das Monopol der Geschichtsschreibung zu haben, und zwar immer nur für das Haus Hohenzollern." Dennoch hoffte Klopp, durchdringen zu können. Er meinte: „Die Verwirrungen des Jahres 1848 haben doch im allgemeinen den Rückschlag geübt, daß die Notwendigkeit geschichtlicher Studien allen ruhigen, konservativ gesinnten Deutschen um so mehr in die Augen sprang. Es war die begründete Überzeugung, daß durch historische Studien die Sache der Ordnung nur gewinnen kann. . . . Ich wage zu hoffen, daß es mir gelingen würde, . . . die Jünglinge von der leeren Hohlheit unreifer Theorien ab- und zu gründlicher Erwägung bestehender Verhältnisse anzuleiten."

Diese Erwartung erfüllte sich allerdings nicht in der Weise, wie sie Klopp damals anstrebte, nämlich auf Grund einer akademischen Professur. Aber um so intensiver wurde der historische Denker dazu angeregt, sich selber eine Grundlage historischer Anschauung zu sichern. Er tat das durch eine Reihe prinzipieller Auseinandersetzungen. Er wurde also wohl nicht deutscher Geschichtsprofessor, aber einer der glänzendsten deutschen Geschichtsschreiber. Er wurde ein Missionär der geschichtlichen Wahrheit. Ich will hier in Salzburg nicht die Bemerkung unterdrücken, daß Onno Klopp so recht der Mann dazu gewesen wäre, einer freien katholischen Universität seinen Geist einzuhauchen.

Mit genialer Sicherheit erkannte Klopp die beiden Hauptpunkte, über die sich der deutsche Historiker klar werden mußte. Der erste Punkt war die konfessionelle Frage, der Prozeß zwischen Katholizismus und Protestantismus; der zweite Punkt die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politische Frage: Großdeutschland oder Kleindeutschland, Österreich oder Preußen.

Die erstere Frage behandelte er schon 1857 in der anonymen Schrift: „Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland." Man fand darin zum Teil Ähnlichkeit mit den Schriften des 1853 verstorbenen katholischen Preußen Radowitz, anderseits vermutete man in dem Verfasser einen Würdenträger der protestantischen Kirche. Gewissermaßen als Fortsetzung erschien im folgenden Jahre die Schrift: „Wird Deutschland wieder katholisch werden?" Ohne eine bestimmte Antwort zu geben, erörterte der Autor das Verhältnis der beiden Religionsparteien mit historischer Objektivität.

Mit dieser konfessionellen Frage hing die politische mannigfaltig zusammen. Seine historischen Studien hatten Klopp daraufgebracht, die Parteien im Dreißigjährigen Krieg frei von den herrschenden Vorurteilen zu betrachten. Daraus ergab sich eine ganze Reihe von kleineren Schriften, die dann im zweibändigen Werk über Tilly (1861) gipfelten; es führt den Titel: „Tilly im Dreißigjährigen Kriege" (2 Bände, Stuttgart, Cotta, 1861). Klopp sagt über den Zweck des Buches: „Ich unternehme es, die Geschichte der Wirksamkeit eines Mannes zu schreiben, der in seinem Leben hochgeachtet von Freund und Feind, am Schlusse desselben und mehr noch nach seinem Tode dem befangenen Urteile der Parteileidenschaft und der Unkenntnis anheimgefallen. . . . Wir haben die allzuoft verklungenen Äußerungen ans Licht zu ziehen, damit sie unmittelbar selbst Kunde geben . . . von dem Walten und Wirken des einen Mannes, den die Nachkommen der Vorfahren, welche er schützte und rettete, mißleitet und betört, ihren Dränger und Unterdrücker genannt haben. Wir haben dann ferner zu sagen, wie es möglich war, daß eine solche Dunkelheit sich legen konnte über das Bild dieses Mannes. Wir haben zu untersuchen, von woher diese Dunkelheit ihren Ursprung nahm, wie sie sich ausbreitete, wie sie zu haften vermag bis herab auf unsere Tage." Onno Klopp sieht im Dome zu Magdeburg Tillys schönstes Denkmal; denn „diesen Dom hätte der Zerstörungsplan des Schweden mit hineingezogen in das rundum wogende Flammenmeer, wenn nicht der Greis mit übermenschlicher Anstrengung seine schützende Hand darübergebreitet."

Eine vollständige Neubearbeitung dieses Werkes erschien in vier umfangreichen Bänden 1891 bis 1896 zu Paderborn (Schöningh) unter dem Titel: „Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632." Der Autor konnte im Vorwort feststellen, daß seit seiner ersten Ausgabe „auch manche Gegner der Ideen, die Tilly vertrat, über seine Persönlichkeit zu gerechteren Urteilen gekommen sind. . . . Namentlich darf die einst landläufige Anklage gegen Tilly in Betreff der Zerstörung von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Magdeburg als wissenschaftlich aufgegeben betrachtet werden." Onno Klopp schildert im ersten Band, wie das „römische Kaisertum, die erhabenste, herrlichste Schöpfung des Christentums auf dem politischen Gebiete", endlich einmal wieder durch den Ausgang der Schlacht am Weißen Berge auch eine Unterlage reeller Macht gefunden. An der Spitze des zweiten Bandes macht der Autor die wichtige methodologische Bemerkung, daß neben der archivalischen Forschung nicht das Studium der Druckwerke von Zeitgenossen unterschätzt werden soll, was allzusehr geschieht. Am Schluß des Werkes vertritt der Autor die Ansicht, daß nun Wallenstein nach dem Tode des Schwedenkönigs sich ohne Konkurrenten sah und auf seine ehrgeizige Absicht, König von Böhmen zu werden, ungehindert zusteuern konnte, bis ihn das Gericht ereilte. Klopp tritt also durchaus nicht den neueren Verteidigern der Unschuld Wallensteins bei, und wie mir scheint, mit vollem Recht.

Dieselben tendenziösen Geschichtskonstruktionen, wie für die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, bekämpfte Onno Klopp für die Zeiten des Gegensatzes von Preußen und Österreich. In diese Reihe gehören (außer dem dritten Band der Geschichte Ostfrieslands) die Schriften: „Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation" (1860); „Preußen oder Österreich? Von einem Deutschen" (1861); „Kleindeutsche Geschichtsbaumeister" (1861; gegen Sybel, Häusser, Droysen, Bluntschli); „Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein, mit Beziehung auf die Schrift des Herrn Sybel: ‚Die deutsche Nation und das Kaisertum'" (1862); „Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg betr. die Ansicht über den König Friedrich II. von Preußen"; dazu ein „Nachtrag" (1862); „Briefe über Großdeutsch und Kleindeutsch" (1863); „Morgenstudien über die Regierungskunst von dem Könige Friedrich II. von Preußen, genannt der Große, geschrieben für seinen Neffen" (1863) usw. Schon seit 1863 sammelte Klopp Material für ein Werk „Deutschland und das Haus Habsburg"; es war bei seinem Tode noch unvollendet.

Aus dieser Zeit sind zwei sehr bezeichnende Bekenntnisse erhalten; das eine in einem Brief an seine Mutter vom 22. September 1863: „Du weißt, daß ich meine Kinder in die protestantische Schule geschickt habe. Sie haben, wie natürlich, den Religionsunterricht mitgehabt. . . . Sie sind aber auf ihre Bitte mit Agnes (ihrer Mutter) abwechselnd nach der katholischen Kirche gegangen. Neulich nun bricht Mathilde auf einmal mit der Äußerung hervor: ‚Mama, ich will katholisch werden, wie du'. Die beiden anderen stimmen ein. . . . Ich kann unter diesen Umständen den Kindern nicht entgegentreten. . . . Denn die Kinder legen ihr Bekenntnis für sich selber ab, nicht für mich, und das muß frei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein. . . . Von Michaelis an werden nun die Kinder katholischen Religionsunterricht erhalten. Ich werde ihnen aber ihre Freiheit bewahren, so lange es geht. . . . Das etwaige Gerede der Leute kümmert mich nicht." So war sich Onno Klopp mit wissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit „vollkommen klar darüber", daß er „ganz auf der geraden Linie gegangen" war.

Noch bezeichnender ist ein Bekenntnis vom 18. Oktober 1864: „Unter dem Eindrucke protestantisch-preußischer Anschauungen erzogen, begann ich seit 1850, die Geschichte meiner engeren Heimat Ostfriesland zu erforschen. Durch diese Forschung wandelten sich meine Ansichten von Grund aus. . . . Bereits seit 1854 reifte mein Entschluß, mit dem Aufgebote aller Kraft der herrschenden Richtung der deutschen Geschichtsauffassung entgegenzutreten. . . . Um auf Erfolg zu hoffen, mußte ich im Stil mit den Gegnern zu konkurrieren, ja womöglich sie zu übertreffen suchen. . . . Ich habe ein Jahr meines Lebens darangesetzt, die Schriften von Luther und Melanchthon zu lesen und zu exzerpieren. Allein ich erkannte, daß die konfessionelle Spaltung nur eine Maske war für die politische. Ich setzte mir also vor, klarzulegen, daß die kleindeutsche Richtung (hier im weitesten Sinne genommen), also das zersetzende, auflösende, destruierende Prinzip sich des Konfessionalismus nur bedient hat und noch bedient als eines Instrumentes der Spaltung. . . . Inzwischen brach der italienische Krieg aus (1859). Im Schmerze und Verdrusse über die Haltung Preußens erkannte ich als die Wurzel dieser unseligen Politik den Schatten des Königs Friedrich II. Mit dem Abschlusse des Friedens von Villafranca begann ich aus seinen Äußerungen, seinen eigenen Schriften und Briefen, das Material zu seiner Charakteristik zu suchen. Ich stellte dies zusammen, nicht um Feindschaft zu säen, sondern um die Notwendigkeit eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Österreich und Preußen darzutun."

Onno Klopp war durch seine Studien immer wieder auf die erhabene Gestalt des deutschen Philosophen Leibniz hingewiesen worden. Er verehrte in ihm den reinsten deutschen Patrioten, der, wie er selber, in der Wiedervereinigung der Konfessionen die Wiedervereinigung von Großdeutschland sah. Klopp war der Überzeugung, daß nichts so sehr eine richtige Grundlage deutscher Kultur und Politik geben könne als eine Herausgabe der sämtlichen Werke Leibnizens, wie sie zum größten Teil auf der Königlichen Bibliothek in Hannover vorhanden waren. Es gelang ihm, den König Georg V. und mehrere einflußreiche Personen dafür zu interessieren. Der erste Band konnte bereits 1864 erscheinen unter dem Titel: „Die Werke von Leibniz gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der Königlichen Bibliothek zu Hannover. Durch die Munifizenz S. Maj. des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe von Onno Klopp" (Hannover 1864). Mit dem Motto Leibniz: „In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen." Onno

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klopp sagt sehr bezeichnend im Vorwort (S. XXIII): „Meine Aufgabe ist folgende: . . . Leibniz selbst wird vor uns auftreten. Die Tätigkeit des Herausgebers hat nur den Zweck, die Gedanken des großen Toten geordnet an das Licht zu bringen. Sie hat auf jegliches Lob für das Gewaltige und Große dieses Geistes, für den Edelsinn dieses Charakters wie nicht minder auf jeglichen Tadel für wahre oder vermeinte Schwächen zu verzichten. Ihre Aufgabe wird sein, die Gedanken von Leibniz zu geben, wie sie sind, und dabei selber so wenig wie möglich sich bemerkbar zu machen." Die Ausgabe, durch ausführliche Einleitungen und Erläuterungen lebendig gemacht, mußte mit dem 11. Band (1884) aufgegeben werden, da dem Forscher von Seite der preußischen Regierung die Benutzung der Originale in Hannover verweigert wurde. Er konnte nach 1866 nur mehr sein bereits gesammeltes und anderwärts zu ergänzendes Material verarbeiten. Die übrigen großen Vorarbeiten mußte er ungenutzt liegen lassen. Klopp legt dieses Schicksal seiner Arbeit im Vorwort zum 11. Bande dar. Mit Recht kann er sich darauf berufen, daß er in allen Bänden jede subjektive Äußerung vermieden und sich gehütet habe, die Meinungen unserer Zeit in die Vergangenheit zurückzutragen. Gerne hätte Onno Klopp wenigstens seinen reichen Vorrat von Schriftstücken über die Entwürfe einer kirchlichen Union ergänzt. „Um wenigstens die Kundgebungen dieser geistigen Tätigkeit von Leibniz vollständig ans Licht zu bringen, habe ich später noch an die preußische Regierung das Gesuch gerichtet, mir zu gestatten, die betreffenden Lücken zu ergänzen. Die preußische Regieung hat abermals abgeschlagen, diesmal mit der Angabe des Grundes, daß eine solche Publikation den konfessionellen Frieden stören könne." Man scheint sich also vor der einfachen, wahrheitsgetreuen Publikation rein geschichtlicher Dokumente gefürchtet zu haben.

Zur Ehrenrettung des großen Leibniz machte Klopp auch auf eine Fälschung aufmerksam, die im Jahre 1751 ein Herr Formey, Sekretär und Historiograph der damaligen Berliner Akademie, sich zuschulden kommen ließ, und er richtete demgemäß an die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Anfrage, ob sich etwas zur Entschuldigung von Formey sagen lasse. „Auch auf diesen direkten Appell hat die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin geschwiegen."

Wir kommen zu den Ereignissen des Jahres 1866, die den stärksten Abschnitt im Leben Onno Klopps bedeuten. Er war ganz der Ansicht des Unterstaatssekretärs Meysenbug, der im September 1865 also zu ihm in Wien sprach: „Die deutschen Fürsten haben zu wählen zwischen Habsburg und Hohenzollern: mit jenem die Erhaltung, mit diesem den Untergang." Es war die Tragik Hannovers, daß man sich 1866 nicht klar genug entschied, etwa so, wie sich Sachsen unbedingt für Habsburg entschieden hatte. Alle anderen deutschen Staaten operierten damals allzusehr für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich und trugen darum gar nichts zur Entscheidung bei. Der Hof von Hannover mußte sich nach dem Verlust des ganzen Landes nach Österreich zurückziehen. Seitdem war auch Onno Klopps bleibender Aufenthalt in Hietzing und Penzing bei Wien bis an seinen Tod.

Wir mögen es begreifen, wenn er zu Anfang (29. September 1866) sich unmutig auch über Österreich ausdrückt, das aber keine Verpflichtung hatte, für Hannover sich ebenso einzusetzen, wie es für das bundestreue Sachsen sich einsetzte. Er sagt: „Wenn nicht das historische Prinzip von Österreich wäre, für welches ich kämpfen würde trotz alledem, die Persönlichkeiten, die es jetzt repräsentieren, scheinen dazu bestimmt zu sein, jeden seiner Kraft bewußten Menschen hinüber zu Bismarck zu treiben. Es ist dort Teufelei, das ist wahr; aber es ist doch Energie darin. Und dies lodderige Wesen hier! Gott erbarme sich dessen!" Auch das ist nur aus dem damaligen Unmut zu erklären, was er in einem Brief vom 16. Oktober 1866 schreibt: „Selbst ein Mann wie (Johannes) Janssen in Frankfurt sagte mir: ‚Ihre Treue für Österreich ist rührend, aber Österreich verdient sie nicht. Es hat weder im allgemeinen, noch speziell für Sie dies verdient.'" Hier fehlten beiden Historikern die politischen Einsichten in das österreichische Staatswesen dieser Zeit. Es ist auch einseitig, wenn Klopp klagt: „Eine Macht, die von der geschichtlichen Darlegung ihres Prinzipes nur moralische Stärkung, nur Vorteil zu erwarten hat, hat nicht bloß eine solche nicht gefördert, sondern gehindert." (Ich erinnere dagegen nur an das durch Leo Thun gegründete Institut für österreichische Geschichtsforschung.) Freilich bemerkt Onno Klopp mit Recht, daß der Büchermann dem praktischen Politiker vorübergehend nachstehen muß. So schreibt er am 13. Oktober 1866: „So viel wage ich zu sagen, daß ich für das Prinzip von Österreich mindestens das Dreifache geleistet, was Windthorst. Ich vertrete mit meinem Namen das Prinzip, nicht Windthorst." Und am 23. Oktober 1866: „Die Presse wird immer wichtiger von Tag zu Tag. . . . In Frankreich und England tut sich jemand, der einen guten Aufsatz schreiben kann, etwas darauf zugute und wird dafür geehrt. In Deutschland hat dieses Geschäft einen Makel. Namentlich für österreichische Staatsmänner ist der, der schreiben kann, nichts anderes als Kanaille." Über die damalige Wiener Presse urteilt er sehr scharf am 14. Januar 1867: „Die Zustände hier sind allerdings sehr traurig. Es ist sehr lächerlich, von dem ultramontanen oder auch nur von dem katholischen Österreich zu reden, denn nirgends hat der hohle Liberalismus der Presse mehr Einfluß auf die Menschen als hier. Herr Zang, Eigentümer der ‚Presse', früher Bäckergesell, thront als Millionär auf einer der schönsten Villen bei Wien mit seiner Mätresse. Man weiß, daß der Kerl dem Meistbietenden feil ist, daß er einen Leitartikel einer Kreditgesellschaft für 30.000 fl. abgelehnt, weil die Gegner ihm 35.000 fl. geboten; aber darum ist die ‚Presse' nach wie vor das gelesenste Blatt."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Jahre 1867 erschien die zweite Auflage von „König Friedrich II. und die deutsche Nation", durchaus umgearbeitet, mit der auch selbständig abgedruckten Schlußabhandlung: „Die preußische Politik des Fridericianismus nach Friedrich II." Klopp bedauert es, daß die preußische Politik 1866 das Prinzip Friedrichs II. aufgenommen hat und daß damit die Hoffnungen, die deutsche Nation auf föderativer Grundlage in friedlicher Einigkeit zu konstituieren, scheiterten. Er sieht die Grundzüge der hohenzollerschen Politik schon in den Worten, mit denen Leibniz die Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm („des Großen") von Brandenburg charakterisiert: ‚Wer mir das Meiste gibt, dem adhäriere ich.' Es läßt sich denken, daß die 60 Seiten der Schlußabhandlung eine fortgesetzte Anklage enthalten. Klopp schließt mit der starken Formel: „Es galt bei unseren Vorfahren die Tradition, daß das römische Reich deutscher Nation gemäß der Weissagung des Daniel dauern werde, bis der Antichrist komme. Es ist nicht der Antichrist gekommen, aber der Fridericianismus. Die legitime, traditionelle Fortsetzung wäre Österreich gewesen."

In den nächsten Jahren erscheinen viele zum Teil anonyme Aufsätze in Zeitschriften, alle von der höchsten Aktualität. Wir wollen aber gleich ins Jahr 1873 eilen, in dessen Ende die Konversion Klopps zur katholischen Kirche fällt. Wir besitzen darüber folgende Darstellung vom 4. September 1873: „Meine Eltern beiderseits waren lutherisch und so bin ich erzogen. Aber mein Großvater mütterlicherseits war katholisch gewesen, meine Mutter war katholisch getauft und erzogen. Dies Verhältnis sowie anderseits eine konziliatorische Richtung meines Vaters hatte für uns Kinder die Konsequenz, daß wir nicht, wie es häufig in meiner Heimat geschieht, mit Haß gegen den Katholizismus erzogen wurden. In meinen Universitätsjahren 1841 bis 1845 allerdings wandelte sich das. Denn ein großer Teil der Professoren diente dem Liberalismus in Staat und Kirche. . . . Das Jahr 1848 wurde mir zum Heile. Ich wandte mich widerwillig ab von der Gegenwart und flüchtete mich in das Studium der Geschichte. Die Idee, die ich fortan als die leitende erfaßte, war die der Vertretung des Rechtes in der Geschichte ohne Ansehen des Erfolges. Ich suchte im ersten Bande meiner Geschichte von Ostfriesland unter anderem darzustellen, wie viel das Land, auch noch in seinen heutigen Einrichtungen, den einstigen katholischen Vorfahren verdanke. Mein Buch wurde günstig aufgenommen. Jedoch vernahm ich den Vorwurf, hauptsächlich wegen einer kurzen ungünstigen Kritik der hohenstaufischen Kaiserzeit, meine Ansichten seien unprotestantisch, also undeutsch. Aus den Aktenstücken lernte ich Tilly kennen als edlen, braven Mann und warmen Patrioten, als Vertreter des korporativen Rechtes, des Föderalismus seiner Zeit. An der Geschichte meiner Heimat lernte ich ferner den König Friedrich II. kennen als den Unterdrücker jeglichen Rechtes, und faßte den Entschluß, der Glorifikation dieses

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fürsten entgegenzuwirken. Von demselben Standpunkte aus mußte ich mich wenden gegen Gustav Adolf, gegen Moritz von Sachsen. Infolgedessen vernahm ich oft die Äußerung, ich sei entweder katholisch oder ich müsse es werden. Ich habe erwidert, daß mein höchstes Streben sei, als Historiker der Wahrheit zu reden. — Ich hatte mich 1848 mit einer Katholikin verheiratet. Aber meine Frau übte auf mich keinen Einfluß, zumal sie in den ersten Jahren gar nicht einmal recht kirchlich war. Sie hat mir später gesagt, daß sie sich ihrer Kirche erst wieder zugewandt habe infolge meiner Schriften. — Ich selber glaubte meine Unparteilichkeit bewahren zu können und zu müssen. Die Frage ruhte längere Jahre. Erst das Jahr 1866 rief sie wieder hervor. Seitdem hat der Hohenzollernstaat seine wahre Fahne entrollt: die der Vernichtung aller kirchlichen Autorität als der Vertretung der Rechtsideen, der Errichtung dagegen einer Nationalkirche, deren Rechtssätze biegsam sind nach den Erfordernissen des preußischen Staates. Ich bin der festen Überzeugung, daß ungeachtet der manchen äußerlichen Erfolge dennoch zuletzt das Wort des Herrn v. Bismarck von 1849 sich bewahrheiten wird: ‚Ich hoffe es noch zu erleben,' sagte er im Frankfurter Parlament, ‚daß das Narrenschiff der Zeit zerschellen wird am Felsen der Kirche.' Seitdem hat er selber durch seine Angriffe die Kirche zur Vertreterin des Rechtes gemacht. — Die lutherische Kirche ist dem Kampfe nicht gewachsen; nur die universelle Kirche ist es. Mein Standpunkt der Unparteilichkeit ist nach und nach mir entwunden. Indem ich selber das Prinzip der Notwendigkeit der Autorität verkündete, kann ich mich der Konsequenz nicht entziehen, welche von mir kirchlich die Unterordnung unter eine Autorität fordert. Aber welche? Ich für mich kann nicht stehenbleiben bei der Augsburger Konfession, weil der Eingang der A. C. Berufung einlegt an ein allgemeines christliches Konzil. Das Konzil ist gehalten worden."

Aus diesen Motiven legte Onno Klopp im Dezember 1873 das katholische Glaubensbekenntnis ab. Dieser Schritt geschah gewiß gegen das weltliche Interesse des unbedingten Wahrheitsforschers, denn er mußte wissen, daß sein König, von dem er ganz abhing, auf streng lutherischem Standpunkt verharrte und daß also dadurch eher eine Entfremdung eintreten mußte.

In den folgenden Jahren gab Onno Klopp sein umfangreichstes Werk heraus: „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660 bis 1714." (Wien, 1875 bis 1887, 14 Bände.) Die Anregung zu diesem Werke erwuchs dem Autor aus dem Besitz der Papiere von Leibniz. Ihm lag daran, nachzuweisen, daß der Fall des Hauses Stuart eine allgemein europäische Angelegenheit war im Zusammenhang mit der spanischen Sukzessionsfrage. Das Haus Stuart fiel,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil es sich allzusehr an Ludwig XIV. von Frankreich angeschlossen hatte. Der Fall dieses Hauses bezeichnet aber auch den Umschwung des romantischen, katholisierenden Geistes des 17. Jahrhunderts zum Geist der protestantischen Aufklärung im 18. Jahrhundert, ein sehr heikles Thema, wenn man die Stellung des katholisch gewordenen Autors zum Hause Hannover berücksichtigt. Ohne den Fall der Stuarts wäre ja wahrscheinlich England katholisch geworden. Unter Jakob II. waren beide Häuser des Parlaments bereits fast ganz katholisch. Da kam die sogenannte glorreiche Revolution, das Bündnis der protestantischen Partei mit der neuen Dynastie. Hier liegen wahrlich die größten weltgeschichtlichen Zusammenhänge.

Ein Denkmal der Liebe für Klopps neue Heimat wurde das Werk: „Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699." (Graz, Styria, 1882.) Es sollte zum Jubiläumsjahr 1883 „die Bedeutung der Belagerung und des Entsatzes von Wien nicht bloß für die Monarchie des Hauses Habsburg, sondern für das gesamte Westeuropa, die damalige Christenheit" klarstellen. Die Arbeit entwickelte sich wieder aus dem großen Geschichtswerk über den Fall des Hauses Stuart. Die Fülle neu gewonnenen Materials drängte ihn zur Ausführung dieser wichtigen Episode. In diesem welthistorischen Sinne betrachtet er „das Gemeingefühl der Christenheit gegen die Türken" von der Zeit der Kreuzzüge her. Er stellt den Kaiser Leopold I. und den König Ludwig XIV. einander gegenüber und brandmarkt des Franzosen Zusammengehen mit dem Türken. Es ist bewunderungswürdig, wie Klopp die weitesten weltgeschichtlichen Zusammenhänge mit meisterhafter Disposition um das Zentrum des Wiener Hofes gruppiert, der in all der Zeit der Mittelpunkt der europäischen Entscheidungen ist.

Die Liberalen Wiens maskierten durch eine Polemik gegen eine Stelle dieses Buches ihre Unlust, die Zweijahrhundertfeier des Türkenjahres und des christlichen Sieges würdig zu begehen; denn die Türken standen damals beim Zeitgeist höher in Gunst als Christentum und Papst.

Gewissermaßen als Ergänzung dieses Buches erschien im Jahre 1888, prachtvoll ausgestattet vom Verlag „Styria" in Graz und dem Papste Leo XIII. gewidmet, die Korrespondenz des Kaisers Leopold I. mit Pater Marco d'Aviano nach den Originalmanuskripten. Die Briefe sind alle italienisch, ebenso der Titel des Werkes und die Vorrede Onno Klopps. Er kann mit Recht sagen, daß eine solche Korrespondenz nicht ihresgleichen hat. Der berühmte Kapuziner trat dem Kaiser zuerst im Jahre 1680 zu Gmunden näher. Von da an erstreckt sich der Briefwechsel bis an den Tod des Paters. Er starb am 13. August 1699 im Kapuzinerkloster zu Wien in Gegenwart des Kaisers und seiner Gemahlin Eleonora von Pfalz-Bayern. Alle wichtigen Fragen innerer und äußerer Politik werden in diesen Briefen besprochen. Mit Recht sagt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Herausgeber, daß weder Avianos noch des Kaisers Andenken nach Gebühr gepflegt werde. Die Größe Leopolds I. wurde aus manchen Gründen verdunkelt: die übertriebene Prävalenz der damaligen französischen Literatur, die Abneigung der protestantischen Deutschen, die allzu große Bescheidenheit und Unparteilichkeit der österreichischen Geschichtsschreiber sind daran schuld. Aber gerade die Unparteilichkeit hätte den Österreichern die Pflicht auferlegen sollen, ihr Vaterland und ihre berühmten Männer gegen alle schlecht begründeten Anklagen und Vorurteile zu verteidigen. Wie richtig hat dagegen der große Leibniz die Bedeutung des Kaisers bei seinem Tode 1705 durch das Distichon eingeschätzt:

Leopold, ewige Zier der Austriaden, mit Rechte
Nennt dich den Großen die Welt, nennt dich den Heiligen auch.

Es fehlt uns ein Werk, das uns zeigen mußte, wie sehr die Kultur am Kaiserhofe Leopolds I. mit ihrem Abraham a Sancta Clara, mit ihren musikalischen Staatsdramen die klassizistisch eingeschnürte Kultur am Hofe Ludwigs XIV. übertraf. Dazu kommt die politische und religiöse Bedeutung. „Marco d'Aviano diente dem Kaiser Leopold, weil er ihn als die Säule der Christenheit gegen den Islam betrachtete; wie er selber also verkündete: Das Haus Österreich ist das Fundament der Christenheit." Ein kühner Ausspruch von fundamentaler Bedeutung. Dieser Spruch wie dessen zutreffende Umkehrung: ‚Die Christenheit und das Christentum ist das Fundament Österreichs', beide sprechen so recht die innerste Berechtigung unserer österreichischen Leogesellschaft aus und verdienen, ihr Wahlspruch und Wahrspruch zu sein. Nichts hat vielleicht in neuerer Zeit die Wahrheit dieses Spruches glänzender bewährt als der für uns alle selber überraschende Erfolg des Eucharistischen Weltkongresses im September 1912; es war ein Ereignis, das seine religiösen und politischen Folgen erst noch recht in der Zukunft auswirken wird, wenn Österreich im Sinne jenes heiligen Mannes voranschreitet, der 1683 sein Bestes getan hat bei der Rettung der Christenheit vor dem allzeit drohenden Islam.

Die von Klopp herausgegebene Korrespondenz enthält über 300 Briefe. Von den vielen Briefen der Kaiserin, die auch erhalten sind, werden nur einige als Proben mitgeteilt; die Briefe des Paters an sie haben sich leider nicht erhalten.

Ich kann nicht die vielen großen und kleineren Arbeiten der letzten Jahre aufzählen oder gar würdigen. Von dieser Arbeitszeit gilt, was Onno Klopp am 27. November 1889 schrieb: „Ich darf nicht leben für mich, sondern muß für die Sache leben, der ich mein Leben geweiht. Ob es gelingt, weiß ich nicht; aber ich will gearbeitet haben nach meinen Kräften und will sterben mit diesem Bewußtsein. Alles andere ist Tand für mich." — Immer folgt er der klassischen Methode der alten Historiker, einfach die Tatsachen hinzustellen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Urteile nur mit den Worten der Zeitgenossen und Mitwirkenden zu geben.

Aus dem Nachlasse Onno Klopps hat Leo König (Kalksburg) eine bedeutende Schrift herausgegeben und bearbeitet: „Deutschland und die Habsburger" (Graz, Styria, 1908). Es sind Zitate und Abhandlungen über die Bedeutung des Hauses Habsburg für Deutschland. Sie umfassen die Zeit von Rudolf von Habsburg bis zum Tode Karls V. Klopp geht von einem Worte seines geliebten Leibniz aus: „Ich bemerke, daß bei den Franzosen über den Kaiser Karl V., über die Ferdinande und Philippe manche albernen Erdichtungen geglaubt werden, die aus ich weiß nicht welchen Gerüchten in die Geschichtsschreibung übergegangen sind." Mit Recht konnte auch Leibniz dem Bernardin de St. Pierre erwidern: „Nicht daran liegt das Unglück von Deutschland, daß der Kaiser zu große Macht habe, sondern vielmehr daran, daß ihm zu wenig davon verstattet werde." Dem Historiker Leibniz folgt Klopp vor allem in der weiteren Darstellung, er erwähnt vertraute Worte Melanchthons, die Berichte venezianischer Gesandter; unter neueren Historikern zieht er vor allem Johann Friedrich Böhmer hervor und bekämpft das Prinzip des „Partikularismus" im Gegensatz zum Prinzip des Föderalismus.

Ein anderes, noch bedeutenderes Nachlaßwerk ist die „Politische Geschichte Europas seit der Völkerwanderung", Vorträge im breiten Freskostil, ebenso großdeutsch und österreichisch, ebenso gerecht gehalten wie alles andere, treffsicher, konsequent, anschaulich, ergreifend. Diese Vorträge, unserm jetzigen Thronfolger und anderen hohen Persönlichkeiten in ihrer Jugend gehalten, haben dadurch eine besondere Bedeutung für die Kulturgeschichte Österreichs, einen besonders lebendigen Wert. Sie sind damals nachgeschrieben worden und nunmehr von dem Sohne des Verewigten, Wiard von Klopp, herausgegeben worden.

Wir verdanken der Pietät des Sohnes auch eine ausgezeichnete Lebensskizze mit Bibliographie des Lebenswerks unseres Meisters. Es ist überflüssig, zu sagen, daß ich vor allem aus dieser Quelle dankbar geschöpft habe.

Ich habe selber noch das Glück gehabt, Onno Klopp persönlich näherzutreten. Es war im Jahre 1893. Unser großer Dichter Eduard Hlatky war es, der diese Bekanntschaft vermittelte. Damals las er im Hause Klopp seinen „Weltenmorgen" in der ersten Fassung vor. Ich empfing dann die tiefsten Anregungen von den Aufführungen Calderonscher Sakramentsspiele, die Agnes Klopp, die edle Tochter des Hauses, aufführen ließ durch die Mädchen einer von ihr geleiteten Arbeitsschule. Ich schaute so die Verbindung bescheidenster Mittel mit der idealsten Höhe großer Intentionen. So ging vom Hause Klopp eine dreifache Mission wissenschaftlicher, sozialer und ästhetischer Art aus, von unvergänglicher Stärke der Wirkungen. Diese Wirkungen sind uns als kostbares

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vermächtnis geblieben, nachdem der Vater des Hauses am 9. August 1903 seine Seele dem Schöpfer zurückgab.

Es ist wohl gerade jetzt, da so große Katastrophen an den Grenzen Österreichs unsern Staat und das verbündete Deutsche Reich berühren, an der Zeit, daß wir uns an dem gewaltigen Lebenswerk unseres Meisters orientieren, stärken, erheben. Der Geschichtsschreiber hat ein gutes Teil des Schicksales der Staaten in seiner Hand. Er kann uns entweder zu großen Taten begeistern oder zum Gegenteil niederdrücken. Das Leben, das Blühen und Gedeihen unseres Staates hängt sehr wesentlich mit dem historischen Bewußtsein zusammen, das uns unsere Historiker entweder geben oder nehmen, entweder bewahren oder fälschen. Ein Historiker wie Onno Klopp ist imstande, viel Unheil, das andere Historiker angerichtet haben, zu bannen. Sein Wirken immerfort lebendig zu erhalten, ist unsere Pflicht, unsere Aufgabe, unsere Rettung, unsere Zukunft.

Maria.

Von Hubert Rausse.

All mein Denken ist verwirrt,
All mein Hoffen bang verweht,
Bin ein Kind, das sich verirrt
Und in Tränen suchen geht.

Mutter, drum zu Dir ich komm',
Hin zu Deinen Wundern flücht' ich,
Tiefstens Herzens, kinderfromm,
Glaubensfroh und wundersüchtig.

Sieh, Du brauchst nur Deine Hände,
Die so weiß und voller Segen,
Daß sich alles Bangen wende,
Auf die Stirne mir zu legen.

Brauchst nur Deinen Mantel weit
Spreiten über Angst und Sorgen,
Glückfroh, wie zur Kinderzeit,
Knie ich bei Dir, still geborgen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die neuere Literatur über den Krieg gegen Preußen im Jahre 1866.

Von F. Carl Graf Crenneville.

Trotzdem nun bald ein halbes Jahrhundert seit dem Jahre 1866 verflossen ist, trotzdem nur wenige Männer noch leben, welche den österreichisch-preußischen Krieg im Mannesalter mitmachten, ist das Interesse an dem Kampfe Österreichs um hundertjährigen Besitz und uralte Stellung im Kreise der europäischen Mächte nicht erloschen, ragt noch immer die traurige Erinnerung an jene entsetzlichen Niederlagen im Norden, an den unerwarteten Zusammenbruch der siegesgewissen Hoffnungen, der plötzlich und schnell, wie ein Maifrost hereinbrach und die gehobene Stimmung in um so tiefere Traurigkeit verwandelte, bis in unsere Tage hinein. Eine Woche, vom 27. Juni bis 3. Juli, hatte der preußischen Armee genügt, um das an Zahl ebenbürtige österreichische Heer unter einem vor dem Feldzug von der öffentlichen Meinung allerseits bejubelten Feldherrn nach unerhörten Verlusten, zur Schlacke verbrannt, an der Möglichkeit des Erfolges verzweifelnd, zum eiligen Rückzuge ins Herz des Reiches zu zwingen. Es ist nicht zu verwundern, daß auch die Literatur, diesem Interesse Rechnung tragend, immer neue Werke hervorbringt und jede Aussicht, neues Licht auf die Einzelheiten und Zusammenhänge der noch nicht in ganzer Tiefe ergründeten Tragödie zu verbreiten, mit Eifer ergreift, um neues Material zuzuführen. Die letzten solchen Erscheinungen sind ein Werk des Oberleutnants i. R. Baron Ditfurth, welcher den Feldzug als Kavallerie-Subalternoffizier mitgemacht hat, und ein Buch, dessen Autor Wilhelm Alter ist. Beide haben manches gemeinsam, sind aber in den grundsätzlichen Richtungen Gegensätze.

Baron Ditfurth zeigt auf jeder Seite den alten österreichischen Soldaten, der es in seiner unauslöschlichen Liebe zur Armee beklagt, daß ihre Disziplin, ihre Tapferkeit und ihr Heldenmut fruchtlos an unüberwindlichen Hindernissen sich erschöpften; er betont mit Vorliebe die glänzenden Seiten der Armee und die glücklicheren Momente des Feldzuges. Alter will neues Licht über die Person Benedeks, die Motive der Handlungen und die kausalen Zusammenhänge der Ereignisse verbreiten, wobei er es liebt, die Person Benedeks durch den Kontrast des Schattens, den er um ihn herum auf andere fallen läßt, in helles Licht zu setzen. Ein weiter Abstand klafft zwischen den zwei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Autoren, dem Soldaten, der seine Feder dem Ruhme der Armee widmet, in der er gedient hatte, und der mit wohltuender Bescheidenheit sein Urteil auf Maßnahmen und Ereignisse beschränkt, Personen aber schont, — und dem Schriftsteller, dem das persönliche Moment, Tadel und Lob die Hauptsache ist, trotzdem er seine Kompetenz zur Beurteilung historischer Ereignisse und Personen nicht einwandfrei darzutun in der Lage ist.

Beiden Autoren ist das gemeinsam, daß sie fleißig Sammlungen der Quellen bieten, die ihrem Standpunkte entsprechen, und daß sie infolge mangelnder Synthese durch weites Ausspinnen unnötiger Details ermüdend wirken, daß sie ferner ihren Gewährsmännern nicht immer genügend kritisch gegenüberstehen. Beide Werke fußen auf Friedjungs Forschungen, ansonsten Ditfurth ausschließlich auf den offiziellen und offiziösen österreichischen Publikationen, Alter auf allerlei, mitunter brauchbaren, mitunter zweifelhaften Quellen. Gemeinsam ist beiden Publikationen, daß die Darstellung des Feldzuges der Nordarmee im Jahre 1866 den Rahmen abgibt, bei Ditfurth für Erlebnisse des Autors während des Feldzuges, bei Alter für den Inhalt eines Tagebuches, das neues Licht über die Vorkommnisse im Hauptquartiere Benedeks zu verbreiten geeignet sein soll. Gemeinsam ist beiden Publikationen ferner der Umstand, daß sie die für die Beurteilung der Leistungen in diesem Feldzuge wichtigste Frage mit Vorsicht vermeiden und jeder Erörterung derselben mit Umsicht aus dem Wege gehen, nämlich der: wie hoch der Unterschied in der Bewaffnung der beiderseitigen Infanterien als Vorteil auf Seiten der preußischen Armee zu werten sei. Die richtige Beantwortung dieser Frage hätte Ditfurth ein kostbares Moment zur Darstellung der Tüchtigkeit, Hingebung und Tapferkeit der österreichischen Armee geliefert, Alter ein wichtiges Argument zur Rechtfertigung Benedeks. Beide jedoch verzichten darauf, der erste, weil diese schon in Diskussion gewesene Frage für die offiziellen österreichischen Kreise, an welche er sich durchwegs anlehnt, ein noli me tangere ist, an dem bis auf weiteres nicht gerührt werden darf; der zweite Autor deshalb, weil die Entdeckung, daß der Bewaffnungsunterschied die Macht der preußischen Armee gegenüber Österreich verdoppelt habe, Versäumnisse aufdecken, eine Schuld der politischen Parteigenossen Alters ans Licht ziehen würde, welche damals die Macht hatten, der österreichischen Armee eine gute Organisation und Bewaffnung zu gewähren, aber gegen alle Vorstellungen der Kriegsminister in doktrinärer Einseitigkeit taub waren.

Der Kontrast zwischen den überall — mit Ausnahme der Unterrichtetsten —, besonders aber von den Zeitungen großgezogenen Erwartungen, die sich in erster Linie an die Person des gefeierten Benedek knüpften, und den so raschen, plötzlichen und niederschmetternden Mißerfolgen, führte zu dem naiven Glauben an ein Geheimnis, das immer mehr als ein unberechtigter Eingriff in Benedeks Feldherrntätigkeit vermutet wurde, und zu dem Streben, um den Irrtum in dieser Richtung nicht eingestehen zu müssen, die Verteidigung Benedeks

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um jeden Preis zu führen und die Schuld auf andere abzuwälzen. Es ist menschlich und zu begreifen, daß es nicht immer die ritterliche Neigung, dem Verfolgten, Unglücklichen beizustehen, seinen Ruf wiederherzustellen, war, welche die Feder seiner Freunde führt, ebenso wie in den Schriften seiner Gegner mehr Hofluft wehte, als für die Unparteilichkeit gut ist; noch bedauerlicher aber ist es, daß die Verteidigung Benedeks zu einem Politikum wurde und man in Ermanglung genügender Aufklärung über die damaligen Vorgänge verleitet wurde, die Rehabilitierung des Feldherrn hauptsächlich in der Inkrimination anderer zu suchen und zur Herabsetzung anderer zu mißbrauchen trachtete. Politik jedoch muß zwar nicht immer den Charakter verderben, macht aber, wenn leidenschaftlich betrieben, wie jede Leidenschaft, ungerecht, besonders dann, wenn es sich darum handelt, eigene Fehler zu verdecken. Die auch in Österreich beabsichtigte oder wenigstens gewünschte Reorganisation und Neubewaffnung des Heeres scheiterte vor 1866 an dem Widerstande des Rumpfparlamentes, und die heutigen Gesinnungsgenossen der damaligen deutschen Majorität sind naturgemäß nur zu sehr versucht, das eigene Gewissen durch Hinweis auf vermutete fremde Schuld zu beruhigen und den Glauben an das Vorwiegen der Unzulänglichkeit andersgesinnter Verantwortlicher oder sogar an verbrecherisches Handeln derselben in dem Geiste der Zeitgenossen zu erwecken.

Schon Friedjung, der in klarer und gewandter Form ein Bild der Vorgänge des Jahres 1866 und der unmittelbar vorhergehenden Jahre in seinem „Kampf um die Vorherrschaft" entworfen hat, ist nicht überall frei von jeder Tendenz zur ungerechtfertigten Verkleinerung und Beschuldigung, wenn diese seiner Parteinahme entspricht und wenn seine Vorurteile mit dem Streben nach Gerechtigkeit im Kampfe obsiegen.

Bei der großen Lückenhaftigkeit der Quellen über die Vorgänge zwischen den leitenden Personen — welche ihren Grund in der Zurückhaltung der meisten derselben findet, da sie sich lieber ungerechtem Urteil aussetzten, als daß sie das Vertrauen des Monarchen verrieten und das Amtsgeheimnis brachen, — kommt dem Forscher, welcher ein möglichst vollständiges Bild der Ereignisse und ihrer Ursachen zu geben bestrebt ist, zugleich mit der Erbitterung des Reporters gegen die zugeknöpften Wissenden unwillkürlich die Versuchung, das Fehlende durch — wenn auch ungenügende, häufig auch parteiisch gehässige, überhaupt unzuverlässige — Quellen zu ergänzen; die Vorliebe für die eigenen Gedanken und vermeintlichen Entdeckungen, auch wenn sie nicht einmal Hypothesen sind, tut das Übrige und der Schweigende ist eben dadurch in contumaciam verurteilt und wird dem neugierigen Publikum als Opfer hingeworfen. Diese geistige Richtung kann Friedjung nicht verhehlen, wenn er schreibt, daß die Ursache des Schweigens in der Geringschätzung der öffentlichen Meinung liege und daß es den historischen Persönlichkeiten genügte, ihre Stellung bei Hofe und innerhalb des regierenden Adels zu behaupten; damit läßt er ahnen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welches Urteil seinerseits diejenigen erwartet, die es ihm versagten, Aufschlüsse zu geben. So sehr Friedjung zu danken ist, daß er gegenüber auswärtiger Geschichtschreibung eine österreichische Darstellung der Ereignisse des Jahres 1866 gegeben hat, so muß doch schon in Hinblick auf diese Aussprüche gewarnt werden, seine die Politik berührenden Ausführungen als sichere Quellen zu betrachten.

Wenn auch Friedjung bei der Darstellung der kriegerischen Ereignisse mit einigem Erfolge Unparteilichkeit zu zeigen bestrebt ist, so treten seine Vorurteile dort um so mehr zutage, wo ihn pflichtgemäße Zurückhaltung reizt, wo politische Gegnerschaft seinen Blick trübt, wo Abneigung und Voreingenommenheit gegen einen Stand ihn zu voreiligem Urteil und Verallgemeinerung verleitet. Es genügt ihm daher die Entdeckung, daß mitunter die Herrscher eine unglückliche Hand in der Wahl der höheren Kommandanten hatten, eine Erfahrung, die man auch anderswo machen kann, um zu behaupten: „Seitdem die Armee immer ausschließlicher von der österreichischen Aristokratie befehligt wurde, zeigte sich in den Führern ein Hauptmangel: es fehlte an Entschlossenheit und Wagemut (sic!); das Gefühl der Verantwortlichkeit für den Mannesmut tritt zurück hinter der Berufung auf höheren Befehl auf das Reglement" usw. . . . Derselbe Autor kann aber nicht genug Worte zur Verurteilung der aus Kampfeslust hervorgehenden angeblichen Unbotmäßigkeit österreichischer Aristokraten unter Benedeks Befehl finden, und könnte kaum etwas erwidern, wenn man darauf hinweisen würde, daß der Einfluß der Aristokratie, welche „immer ausschließlicher die Armee befehligte", eine Armee erzog, der „Mannestat und Wagemut" wahrhaftig nicht fremd war, die man zuversichtlich und tollkühn in das verheerende Zündnadelgewehrfeuer führen konnte. Der Einfluß einer Aristokratie wird immer in erster Linie darin bestehen, daß sie den Verband, dem ihre Mitglieder in größerer Zahl angehören, davor bewahrt, eine Erwerbsgenossenschaft zu werden, eine Gefahr, welche heute größer ist als je. Benedek hatte zwar die Abneigung des eitlen, verwöhnten Emporkömmlings gegen alle, welche irgend einen Vorzug besaßen und sich nicht alles bieten ließen, dachte aber in diesem Punkte keineswegs so verallgemeinernd wie sein Biograph, wie dieser selbst bekennen muß. Fern von der geistigen Überhebung mancher Schriftsteller, die immer bereit sind, auf den vom Glück nicht Begünstigten Steine zu werfen, hat er zum Beispiel für den im Feldzug des Jahres 1859 unglücklich die Armee führenden Gyulay nur das Wort „Armer Gyulay!" Weniger zart ist sein Urteil über manche Modegröße. So schreibt er über eine Episode der Schlacht von Magenta, wo „Ramming mit dem Säbel in der Hand zurückgeritten ist und gemeldet hat, daß seine Brigade gesprengt oder zersprengt sei", weiß aber nichts von dem Friedjungschen Märchen, für welches auch keine Autorität angeführt wird, indem von Fürst Eduard Liechtenstein bei derselben Gelegenheit dasselbe erzählt wird.

Friedjung, auf dessen Ansehen hin die meisten Autoren, auch die beiden hier angeführten, seither, bewußt oder unbewußt, leichtsinnige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschuldigungen gegen historische Persönlichkeiten erheben, ist noch strenger dort, wo es sich um konservative Politiker, besonders wenn sie dem alten Adel angehören, handelt. Dann hört man den Widerhall der Sprache der „Neuen Freien Presse" aus dem Jahre 1866, einen Auszug der Angriffe, welche damals oppositionelle Blätter gegen die Regierung richteten: „Das Unheil lag darin, daß das Kabinett Belcredi—Esterházy die auswärtige Politik (Mensdorff war Minister des Äußern!) mit demselben Dilettantismus betrieb, mit dem es die inneren Schwierigkeiten auffaßte." So wie damals Kuranda seinen Lesern über die Sistierung der Verfassung Vorlesung hielt, so weiß auch der damals noch dilettierende Historiker von dieser Sistierung, welche den Zweck hatte, für den Ausgleich mit Ungarn zeitweise reinen Tisch zu machen, nichts anderes, als: sie sei nur ein „milderes Wort für Aufhebung"! Ja noch mehr: auf dieselbe Autorität hin, die eines gehässigen Parteiblattes jener Zeit, beschuldigt der Autor die damaligen Minister Larisch und Esterházy einer diffamierenden Handlung und fügt, ohne daß in den Handlungen der Minister der geringste Anhaltspunkt zu finden wäre, hinzu: „Das aristokratische und klerikale Regiment stürmte, um sich zu behaupten, in den Krieg, durch den seine ausschließliche Herrschaft gebrochen werden sollte." Er zeigt dadurch seine geistige Verwandtschaft mit derjenigen Partei, welche Österreichs Unglück für ihre Parteizwecke auszunützen gut verstand. Ebensowenig einwandfrei ist die Erzählung von dem Antrage der Abtretung Venetiens an Frankreich vor dem Kriege, die nach französischen, nicht unverdächtigen Quellen wiedergegeben wird und durchaus unrichtig dargestellt ist.

Und doch ist es derselbe Autor, welcher, sich selbst korrigierend, schreibt: „So reizvoll es ist, diese Wendepunkte der Geschichte zu belauschen, so gewagt ist es, die Verantwortlichkeit für das Geschehene auf ein bestimmtes Haupt zu laden. Die historische Schuld ist noch schwerer festzustellen als die tragische, besonders dann, wenn der Entschluß nicht Sache eines einzelnen Mannes war."

Ohne es zu ahnen, welche Frivolität einem anerkannt ernsten, patriotischen Manne von hervorragender Begabung und Gewissenhaftigkeit damit zugemutet wird, übernimmt Ditfurth, der sonst ziemlich unabhängig von Friedjung ist, offenbar gedankenlos die folgende Beschuldigung: „Graf Belcredi, der damalige Ministerpräsident, hoffte, unter dem Schutze des Kriegszustandes die Erreichung der ihm vorschwebenden Ziele in der inneren Politik — Herstellung des Absolutismus und Befestigung des Konkordates — zu fördern."

Der Erfolg, den zum Teil gerade wegen dieser Parteinahme Friedjungs Werk begleitet, ermutigte spätere Autoren zur Wiederholung und nachdrücklicheren Akzentuierung solcher Verunglimpfungen gegen Einzelne wie gegen ganze Klassen und Stände. So ist auch Alters Buch zum größten Teile eine Reproduktion aus dem „Kampf um die Vorherrschaft" und „Benedeks Papiere" unter stärkerer Betonung der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feindseligkeit gegen den österreichischen Adel und einzelne Repräsentanten desselben; es werden Gedanken des älteren Autors über das „Grafenministerium, welches, wie es im Volke hieß, im allgemeinen die Vorstellung hatte, daß sich der Staat und die Aristokratie decken", über die „Kriegslust des Kabinetts Belcredi", den „unseligen Einfluß der Aristokratie bei der Auswahl der Unterbefehlshaber", über die Unzulänglichkeit und Unbotmäßigkeit der aristokratischen Korpskommandanten, über die unglückliche Wahl der Berater Benedeks stärker betont und weiter ausgeführt, so daß Benedek endlich als das Opfer aller derer erscheint, welche neben ihm einen Anteil an den verhängnisvollen Ereignissen hatten. Noch viel deutlicher als bei dem wenigstens in den Ausdrücken maßvollen Verfasser des „Kampfes um die Vorherrschaft" tritt bei dem neuen Autor die Tendenz hervor, Benedeks Apotheose durch Verkleinerung und Beschuldigung anderer zu bewirken, eine Methode, die, wie merkwürdigerweise beide Autoren anführen, schon Benedek selbst einst mit den Worten gerichtet hat: „Ihr Herren von der Feder scheint es damit weniger auf meine Verherrlichung als auf Herabsetzung anderer abgesehen zu haben!"

Alters Buch über Benedek bietet trotz großen Umfanges wenig Neues. Unter dem Titel „Mitteilungen eines hochgestellten alten Offiziers", welcher als junger Offizier den Feldzug des Jahres 1866 mitgemacht habe, werden — es ist bei diesem Autor nicht immer deutlich zu ersehen, wo das Zitat aufhört und der Kommentar beginnt — Behauptungen aufgestellt, über welche entweder der „hochgestellte alte Offizier" nicht genügend Kenntnis haben konnte oder welche sich als Gerüchte darstellen, die vielleicht unter den damals über die Niederlage erbitterten Offizieren kursierten und mitunter Glauben fanden. So wird auf Grund der „Mitteilungen" dieses ungenannten Gewährsmannes dem Erzherzog Albrecht die Gegnerschaft gegen die Armeereform (Erzherzog Albrecht hatte vor 1866 sehr wenig Einfluß) zugeschrieben, eine komische Adelsverschwörung gegen Benedek erzählt, die Generaladjutantur der Täuschung des Kaisers angeklagt, eine „Militär-Kamarilla" erfunden, Verhandlungen mit Benedek werden wiedergegeben, bei denen keine dritten Personen anwesend waren, Konferenzen mit wörtlicher Wiedergabe der Voten angeführt, denen außer den Teilnehmern nur ein Flügeladjutant als Protokollführer beiwohnte, und ähnliches mehr.

Außer den „Mitteilungen" enthält das Werk noch eine Paraphrase, einen Kommentar zu einem angeblichen Tagebuche des Obersten Tegetthoff, welcher im Hauptquartier der Nordarmee Chef des Nachrichtenbureaus war. Dieses Tagebuch ist leider nicht im Original, sondern in langen Ausführungen des Autors aufgelöst wiedergegeben, so daß nicht zu unterscheiden ist, was vom Autor, was von Tegetthoff stammt. Da aber nach manchen deutlich von ersterem herrührenden Darstellungen der Zweifel erlaubt ist, ob demselben das Wesen des Krieges und seiner Erscheinungen so wie der Verkehr der Offiziere untereinander geläufig ist, so wäre der Wunsch berechtigt, es möge

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Korrektur und zum besseren Verständnis das Tagebuch baldmöglichst im Original zur allgemeinen Kenntnis gelangen.

Diesem Wunsche wird wohl kaum sobald entsprochen werden. Wenn es auch heute nicht möglich ist, mit voller Bestimmtheit zu entscheiden, ob die Angaben Wilhelm Alters über die Vorgänge im Hauptquartier Benedeks auf dem Inhalt eines wirklich vorhandenen Dokumentes, wenn auch zweifelhafter Provenienz, beruhen, welches den Kern für die phantasievollen Schilderungen und unglaubwürdigen Ausschmückungen des Autors abgab, oder ob alles nur auf Kombination und Vermutung beruht, so ist doch schon durch einen Artikel Dr. Friedjungs in der „Österreichischen Rundschau" in vorwiegend formeller Richtung und vom Direktor des Kriegsarchivs, General der Infanterie von Woinovich, in „Streffleurs Militärischer Rundschau" in materieller Beziehung die Unglaubwürdigkeit der auffallendsten und entscheidendsten Erzählungen Alters dargetan.

Immerhin hat dieser mit Scharfsinn und feinem Instinkt jene Momente des Feldzuges aufgefunden, für welche noch die genügende aktenmäßige Erklärung fehlt, worüber auch Dr. Friedjungs Darstellung sowie die offizielle Geschichtschreibung nur gebrochenes Licht verbreiten, da beide in ziemlicher Übereinstimmung den gleichen vorgefaßten Ideen huldigen.

Zwei Momente des siebentägigen Feldzuges harren noch der dokumentaren Erklärung.

Einmal sind noch ungelöst die Zweifel betreffs der Vorgänge im Hauptquartier Benedeks in der ersten entscheidenden Phase des Feldzuges vom 26. Juni mittags, dem Augenblick, wo Benedek in Josefstadt eintraf, bis zum Morgen des 28. Juni, in welchem Zeitraum zwei entgegengesetzte operative Entschlüsse von der Heeresleitung gefaßt wurden und deren Ausführung eingeleitet wurde.

Dieser jähe Wechsel der Entschlüsse läßt sich nur aus entgegengesetzten Tendenzen innerhalb des Hauptquartiers erklären, weil die äußeren Momente eher für die Beibehaltung des ersten Planes sprechen, indem am 27. die dem ersten Plane zugrunde liegende Anschauung, daß eine feindliche Armee zwischen Riesengebirge und Glatz debouchiere, durch die Ereignisse des 27. nur Bestätigung erhielt. Die Anordnungen der Heeresleitung zwischen dem Mittag des 26. und dem Abend des 27. Juni führten einen Aufmarsch der Armee in dieser Richtung herbei. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni trat der Umschwung ein. Die Armee wurde zurückgezogen und der bevorstehende Kampf vermieden. Schon seit längerer Zeit wurde die Ansicht vertreten, der erste Entschluß sei Benedeks eigenster Wille gewesen, von welchem er später abgebracht wurde, und damit hätten Benedeks Ratgeber, sei es aus eigener Überzeugung oder im Banne äußerer Einflüsse, die Ausführung der Idee verhindert, welche allein damals einigen Erfolg versprach. Die Begründung hiefür findet sich in dem Werke von Toilow, „Die österreichische Nordarmee und ihr Führer im Jahre 1866" (Wien, 1906. S. 94 ff.) Merkwürdigerweise ist diese Begründung derart

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergessen, daß General v. Woinovich sie (a. a. O., S. 751 und 753) „eine vollständig neue Angabe" nennt. Diese Begründung hat man bisher nicht zu widerlegen versucht. Um so eifriger wendet sich die offizielle Geschichtschreibung gegen Alter, der sich diese Anschauung in nicht ganz gewandter und richtiger Weise zu eigen gemacht hat, ohne den Kern der Frage zu treffen.

Ebenso schwer erklärlich ist bis heute der Umstand, daß Benedek, noch bis zum 2. Juli zweifellos zum Rückzuge entschlossen, nun, ebenso wie fünf Tage vorher, innerhalb 24 Stunden diese Absicht aufgab, wodurch es am 3. Juli zur Schlacht bei Königgrätz kam.

Beide Fragen sind dermalen, soweit direktes Zeugnis in Frage kommt, noch ungelöst. Die offizielle und offiziöse österreichische Geschichtschreibung bemüht sich eher, das schwebende Dunkel noch zu vermehren, und gibt dadurch immer mehr der Vermutung Raum, daß wirklich Dinge zu verbergen sind, welche Benedek entlasten, andere aber belasten würden. Wie viele andere hat auch Alter dies erkannt, die Lösung aber nicht gefunden. In beiden Fällen bewegen sich Alters Versuche in der Richtung der zwar möglichen, aber bisher unbewiesenen gewissen „Einflüsse von Wien" und bilden unglaubwürdige, phantastische Erzählungen.

Durch die hauptsächlich formellen Bedenken Friedjungs gegen die Authentizität des angeblichen Tagebuches Tegetthoffs in die Enge getrieben, hat sich Alter den Tod gegeben und damit die Überzeugung vom zweifelhaften Ursprung seiner Darstellung verstärkt.

Weil solche Publikationen, in denen eine Tendenz vorwaltet und Nebensachen und Episoden in oft ermüdender Breite die Hauptfragen verhüllen, heute in diesem Gegenstande den Ton angeben, sei im folgenden ein kurzer Überblick geboten über die wichtigsten Momente des Krieges zwischen Österreich und Preußen, wie sich derselbe nach den heute als feststehend bekannten Fakten darstellt.

König Wilhelm von Preußen arbeitete, so wie sein Vorgänger erfüllt von dem Gedanken, daß nur ein starkes Heer einem Staate Leben und Fortschritt verbürge, unentwegt an der Reorganisation der Armee, welche die Vermehrung der Streitkräfte zum Zwecke hatte; er und Bismarck wußten in seltener Übereinstimmung ihre Kraft dem Bestreben zur Hebung der Macht Preußens durch Kräftigung der königlichen Macht und Stärkung der Armee — ohne Rücksicht auf alle sich entgegenstemmenden Elemente, Lob und Tadel der sogenannten öffentlichen Meinung, Widerstreben des Parlamentes, ja gegen Widerspruch in der königlichen Familie selbst — zu widmen. Bismarck, von seinem König mit zäher Ausdauer gegen den Ansturm beinahe aller einflußreichen und maßgebenden Faktoren gehalten, hatte das hohe Ziel ins Auge gefaßt, Preußen zur Vormacht in einem geeinten Deutschland zu machen; da aber dies nach menschlicher Voraussicht nicht ohne Krieg möglich war, so plante er, dafür sprechen manche seiner eigenen Worte, schon frühzeitig den Krieg mit Österreich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg in Schleswig-Holstein war nur der Anlaß, durch den ein Streitobjekt zwischen Preußen und Österreich geschaffen wurde und der König in Gegensatz zu Österreich gebracht werden konnte. Rechberg hatte sich zum Zug gegen Dänemark bestimmen lassen und war in die Falle gegangen, indem er Preußen die Annektierung Schleswig-Holsteins gegen „Entschädigung Österreichs" in Aussicht gestellt hatte. Als Rechberg im Januar 1864 abtrat, war der Karren bereits verfahren, ein einfaches Überlassen der Herzogtümer an Preußen nur noch schwer durchführbar oder wenigstens in Österreich schwer durchzusetzen, und es war auch sehr zweifelhaft, ob dies genügen würde. Mensdorff setzte einfach die Rechbergsche Politik mit negativem Erfolge fort. Nach dem Austritte Schmerlings wurde im Sommer 1865 den neuen Ministern Belcredi, Larisch und Majláth bei ihrer Beeidigung vom Kaiser eröffnet, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei.

Ein Jahr lang konnte mit Hilfe der Gasteiner Konvention der Krieg noch hinausgeschoben werden, ein Jahr lang versuchte das Ministerium Belcredi-Mensdorff alles Erdenkliche, um einerseits den Kampf zu vermeiden, anderseits sich in Deutschland Bundesgenossen zu verschaffen, und gewährte dadurch Bismarck auch Zeit zum Abschluß des Bündnisses mit Italien; doch dem zum Angriffe entschlossenen Feinde gegenüber gibt es kein Ausweichen außer durch feige Flucht; endlich kam es so weit, daß Österreich nichts übriggeblieben wäre, als auf Bismarcks Diktat die Koffer in Frankfurt zu packen und seine Stellung in Deutschland und Europa aufzugeben. Dementsprechend wiesen auch die damaligen liberalen Blätter, „Ostdeutsche Post", „Neue Freie Presse" usw. vor dem Kriege täglich nach, daß der Krieg mit Preußen durch die „Ehre und Würde" Österreichs geboten sei.

Nach dem Kriege war allerdings die Sprache eine andere und den Niederschlag dieser Sprache lesen wir bei Friedjung und seinen Nachfolgern, wie wir es oben gehört haben: es wird daher jeder Historiker gut daran tun, diese Quellen genau zu prüfen und ihnen mit Mißtrauen zu begegnen.

Die infolge ungünstiger Mobilisierungsverhältnisse in Österreich wegen des Losschlagens Italiens gebotene Ansammlung von Streitkräften gab Bismarck den letzten Vorwand, seinen König dazu zu vermögen, die preußische Armee auf den Kriegsfuß zu setzen.

Das nur allzulange Sträuben Österreichs gegen den Krieg war begreiflich. Abgesehen von freundschaftlichen Gefühlen der beiden Monarchen hatte man in Österreich in unterrichteten Kreisen das Gefühl der Schwäche, besonders gegenüber einem Doppelkriege. Das österreichische Rumpfparlament hatte die Ausgaben für den Heeresetat fortwährend herabgesetzt und damit die Reorganisation und entsprechende Bewaffnung der Armee unmöglich gemacht, und wenn man sich auch über die Vorzüge der Bewaffnung der preußischen Infanterie mit Hinterladern nicht vollständig klar war, so ahnte man doch diese Gefahr und suchte sich, wie es die heutige offizielle österreichische Literatur noch immer tut, mit Trugschlüssen über diese unangenehme

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahrheit zu beruhigen, jedoch nicht mit vollem Erfolge. Zudem war von einer österreichischen Überlegenheit an Zahl nicht die Rede, und es war kein Feldherr vorhanden, dem man nach seiner Vergangenheit die Führung einer großen Armee anvertrauen konnte. Gegen die Ernennung des Erzherzogs Albrecht, der diese Eignung im vollsten Maße besaß, sprachen politische Gründe.

Benedek wurde von den Zeitungen, besonders von denen, welche nicht offiziös waren, wie z. B. „Ostdeutsche Post", „Neue Freie Presse", als der Mann gefeiert, der allein das Heer zum Siege führen könne, und man glaubte dieser öffentlichen Meinung nicht trotzen zu dürfen, wußte aber allerdings recht gut, daß seine Begabung zum Feldherrn eine sehr fragliche sei, und suchte das ihm Fehlende durch die Auswahl der Berater zu ersetzen.

Der Krieg war von Bismarck gewollt und daher für Österreich unvermeidlich. Die preußischen Könige hatten dafür gesorgt, daß der Krieg das preußische Volk gerüstet fände. Die gegen alle Stürme durchgeführte Reorganisation des Heeres stellte den preußischen Feldherren ein zahlreiches Heer und starke Reserven zur Verfügung und die schon lange vorher eingeleitete Bewaffnung der Infanterie mit dem Zündnadelgewehr machte das preußische Heer (unter Berücksichtigung aller Einwürfe) bei gleicher Zahl mindestens doppelt so stark als jede andere der mit Vorderladern bewaffneten Armeen.

In drastischer Weise illustriert die Überlegenheit des dreimal rascher schießenden preußischen Gewehres eine Episode, die mir von einem ehemaligen preußischen Offizier, welcher jetzt noch in Österreich lebt und damals im Stabe des Generals Hiller diente, als Augenzeuge mitgeteilt wurde: Als die Schlacht von Königgrätz entschieden war und die Österreicher sich im vollen Rückzuge befanden, trafen an einem freien Teile des Schlachtfeldes ein versprengter österreichischer und ein preußischer Infanterist zusammen. Beide schossen aufeinander und fehlten. Nun begannen beide ihre Gewehre zu laden. Der Preuße war früher fertig und schoß nochmals, fehlte wieder; der Preuße lud noch einmal, bevor der Österreicher mit dem ersten Laden zu Ende kam, und schoß noch ein zweitesmal, fehlte auch diesmal. Er konnte noch einen dritten Schuß abgeben, bevor der Österreicher mit dem Laden fertig war, und schoß ihn nunmehr nieder.

Dem steht der gewöhnliche Einwurf nicht entgegen, daß in der Verteidigung die Übermacht des feindlichen Zündnadelgewehrs nicht ebenso fühlbar gewesen sei wie im Angriff, denn ohne Angriff kein Sieg; und alle Gefechte endeten doch immer mit der Niederlage der Gegner Preußens. Deshalb konnte auch die in richtiger Erkenntnis der Schwäche der österreichischen Infanteriebewaffnung vom Generalstabschef Krismanic gewählte defensive „Positionsstrategie" nicht zu einem guten Ende führen.

Benedek übernahm den Oberbefehl, doch sowohl er als manche seiner Unterführer nicht mit freudigem Herzen, auch Benedek war sich bewußt, nicht das Vertrauen zu verdienen und zu finden, welches die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grundbedingung des Sieges ist, und ahnte einigermaßen die Schwäche des Vorderladers gegenüber dem Hinterlader. Bei der Wahl des Generalstabschefs zeigte er nicht die Menschenkenntnis, welche die erste Eigenschaft aller derer sein muß, die über große Fragen zu entscheiden haben, und er, der infolge seiner früheren Verwendungen die ganze Armee am besten kennen mußte, nahm einfach den Ersten, der ihm vorgeschlagen wurde, an.

Das wurde ihm zum Verhängnis; denn im entscheidenden Moment, wo ein wenigstens partieller Erfolg möglich war, wo er im richtigen Soldateninstinkt diesen Erfolg anstrebte, fiel seine Umgebung ihm in den Arm und verhinderte die Ausführung seines Gedankens.

Die Armee wurde bei Olmütz versammelt und marschierte vom 18. bis 26. Juni in die Gegend von Josefstadt. Bis hierher hatte sich Benedek, im Gefühle seines Unvermögens und im Vertrauen auf die Kenntnisse und Fähigkeiten seiner Berater, der Generale Krismanic und Henikstein, den Anschauungen dieser seiner Berater untergeordnet, beziehungsweise ihnen beigestimmt und hätte es weiter getan, wenn er nicht bei seiner Ankunft in Josefstadt eine Situation vorgefunden hätte, welche mächtig zu seiner Kriegernatur sprach und zu selbständigem Handeln trieb. Die Nachrichten lauteten dahin, daß in seiner rechten Flanke, einen Tagmarsch von seiner Armee, eine feindliche Armee, diejenige des Kronprinzen von Preußen, im Begriffe sei, die Grenze zu überschreiten, während eine andere feindliche Armee über Reichenberg vorrückte und noch dreimal so weit entfernt war. Seine Ratgeber hatten nicht diesen Eindruck, sondern wollten von dem bisherigen Plan nicht abweichen, der, wenigstens indirekt, seinen Ursprung in Wien hatte und dahin lautete, man habe die feindliche Hauptkraft in der Lausitz zu suchen; die österreichische Armee müsse daher über Josefstadt an die Iser marschieren. Hiefür existiert kein direktes Zeugnis, keine beweiskräftige Urkunde. Die Umstände, wie sie im folgenden erörtert werden, sprechen jedoch dafür. Gegen die Ansicht der Heeresleitung, welche die mangelnde Bereitschaft der Armee als Grund ihres Zögerns angegeben, war durch zweimalige Entsendung eines kaiserlichen Abgesandten (am 5. und 16. Juni) der Abmarsch der Armee von Olmütz nach Böhmen durchgesetzt worden.

In einem Berichte Benedeks vom 17. Juni spricht die Heeresleitung deutlich aus, daß sie auf die aus Wien stammende Nachricht: die preußische Hauptmacht sei zwischen Landshut und Görlitz versammelt und die Bewegungen des V. und VI. Korps (schlesische Armee) könnten nur als Demonstrationen . . . . betrachtet werden, — offenbar im Gegensatz zur eigenen Anschauung den Abmarsch nach Böhmen anzutreten die Absicht habe.

Diese aus Wien diktierte Auffassung herrschte bei Krismanic und Henikstein auch dann vor, als am 26. und 27. Juni die Vorhuten der so gering geschätzten schlesischen Armee an der österreichischen Grenze erschienen, und bestimmte sie zum Festhalten an dem vorher gefaßten Plane, den Marsch über Josefstadt an die Iser fortzusetzen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Vereinigung mit dem ursprünglich in Böhmen versammelten I. Korps und dem Sächsischen Korps, das sich dahin zurückgezogen hatte, und welche beide die sogenannte Iser-Armee bildeten. Die Sorge um diese Armee und die Kenntnis von dem großen Anteil, der in Wien an ihrem Schicksale genommen wurde, ist der zweite Grund, welcher den von Friedjung und andern vermuteten „geheimen Plan" den Beratern Benedeks suggerierte.

Benedek wollte auf die Kenntnis hin, welche er am 26. Juni von dem bevorstehenden Erscheinen der nicht aus zwei, sondern aus drei bis vier Korps bestehenden schlesischen Armee erhielt, den Impulsen seiner Soldatennatur folgend, gleichsam seinem Instinkt gehorchend, die nähere feindliche Armee angreifen: alle vom 26. bis 27. abends erflossenen Befehle Benedeks bezeugen diesen Ursprung[1]) und diese Absicht durch ihren Inhalt sowohl als durch ihre Eigenart. Die Fahrt Benedeks nach Skalitz am 28. vormittags zeigt außerdem, wohin seine Aufmerksamkeit damals gerichtet war. Zwei österreichische Korps standen am 28. früh bereits in Fühlung mit dem Feinde, drei andere waren von Benedek herbeigerufen worden, der Feldherr brauchte nur den Befehl zum Antreten zu erlassen, den er durch seine Anordnungen der vorhergehenden dreißig Stunden vorbereitet hatte; mit seinen sechs Armeekorps hätte er die über das Gebirge anmarschierende Armee des Kronprinzen von Preußen besiegen können; da geht er plötzlich von seiner deutlich kundgegebenen Absicht ab, will den Abmarsch an die Iser zur Vereinigung mit der sogenannten Iser-Armee antreten und gibt damit die einzige Gelegenheit auf, welche zu einem Erfolge führen konnte. Für diese Sinnesänderung gibt Alter die Version einer von Henikstein vorgezeigten Depesche des Generaladjutanten. Diese ist keine genügende Erklärung; denn das Telegramm war gar nicht an Benedek adressiert und konnte höchstens die schon kundgegebenen Ansichten des Vorzeigers bestätigen und seinem Zureden Nachdruck geben. Nicht dem Telegramm also, sondern dem Andrängen seiner Berater, welche unter Suggestion aus Wien den Anschluß an die Iser-Armee — wir haben einen Grund hiefür gehört — anstrebten, ist dieses Abgehen von dem durch 24 Stunden von Benedek gehegten Entschlusse wahrscheinlich zuzuschreiben. Der Konflikt und das Schwanken im Entschlusse jedoch kosteten durch Hin- und Herziehen der österreichischen Armee drei kostbare Tage, drei unnötig geopferte Armeekorps und damit die Aussicht auf günstige Entscheidung des feldzuges. Es würde zu weit führen, die Belege hiefür anzuführen, es sei aber im folgenden, hieran anknüpfend, ohne daß hiezu weitere Quellen notwendig wären, eine andere Seite der Vorgänge im Hauptquartier beleuchtet, welche bisher übersehen worden ist, einem wirklichen Historiker aber ohneweiters klar sein muß.

Der König von Sachsen, der treue Verbündete Österreichs, hatte trotz der exponierten Lage seines Landes keinen Augenblick in seiner Freundespflicht geschwankt und nicht gezögert, sein Land dem Feinde

[1]) Vgl. Toilow, Österreichische Nordarmee. S. 94 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

preiszugeben und seinen Truppen das Abrücken nach Österreich und die Vereinigung mit Österreichs Heeren zu befehlen. Ihm und seinem die Heimat verlassenden Korps, das vom Kronprinzen befehligt war, galt in erster Linie die Sorge der in Wien maßgebenden Kreise. Die gefährdete Stellung des sächsischen Korps wurde fort und fort mehr ein Gegenstand tiefster Besorgnis, als die Nachrichten immer sicherer lauteten, daß die preußischen Hauptkräfte in jener Richtung gegen dasselbe vorrückten, wo nur das sächsische und I. österreichische Korps, die sogenannte Iser-Armee, standen, und diese, isoliert, schweren Niederlagen ausgesetzt waren.

Deshalb die Sendungen vom 5. und 16. Juni an Benedek, um den Aufbruch von Olmütz zu beschleunigen, daher vielleicht auch manch privater Fingerzeig an Henikstein, daß eine baldige Vereinigung mit dem sächsischen Korps erwünscht sei. Offenbar wurde dies bei den Beratern Benedeks irrtümlich dahin ausgelegt, daß man in Wien unter allen Umständen auf einer baldigen Vereinigung mit den Sachsen und dem beschleunigten Marsch an die Iser bestehe, und man wurde dabei von der Ansicht unterstützt, daß die Anschauung des Wiener Evidenzbureaus über die Verteilung der preußischen Streitkräfte richtig sei und die schlesische Armee tatsächlich nur aus dem V. und VI. preußischen Korps bestehe. Die von Benedek so sehr gepriesene Pedanterie sollte über das richtige Gefühl des Soldaten den Sieg davontragen. Kurze Stunden, vom 26. bis 27. Juni, beherrschte Benedeks richtiges Gefühl die Anordnungen im österreichischen Hauptquartier. Da es nur Gefühl war, so unterordnete es sich schließlich dem vorausgesetzten besseren Wissen seiner Gehilfen und nicht, wie man vorgibt, einem aus Wien gekommenen Telegramme. Sollte jedoch Benedek wirklich durch ein angeblich von Henikstein mitgeteiltes Telegramm zur Aufgabe seiner Absicht bestimmt worden sein, so trägt nicht der Absender desselben die Schuld an den Folgen, sondern jene, welche, an Ort und Stelle über die Situation genau orientiert, davon einen unrechten Gebrauch machten.

Aus Wien konnten keine Weisungen kommen, weil man dort durch Benedeks Stab über die Lage im unklaren gelassen wurde; die Militärs des Kriegsministeriums und der Generaladjutantur liefen in Wien, wie unter anderen Bernhard v. Mayer in seinen Erinnerungen erzählt, von einem der Ministerien in das andere, um Nachrichten über die Nordarmee zu erhalten; in Wien wußte man nur aus den eigenen Quellen, daß die preußische Hauptmacht im Begriffe stehe, auf die kleine Macht, bestehend aus dem sächsischen Korps und dem I. österreichischen Korps, zu stoßen, und fürchtete, daß sie im Falle des Zusammenstoßes dieselbe vernichten würde. Dieser Gedanke, daß durch die Schuld der österreichischen Armee das Korps des Bundesgenossen preisgegeben würde, hielt man in Wien für unerträglich; daher halte ich es nicht nur für möglich, sondern auch für wahrscheinlich, daß in diesem Sinne drängende Aufforderungen an das Hauptquartier der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Armee abgingen; es ist nicht Benedeks Schuld, daß diese falsch verstanden wurden und eine Auslegung fanden, die nicht beabsichtigt sein konnte. Es handelte sich in Wien offenbar nur um die Sicherung des sächsischen Korps, die Mittel hiezu waren Sache des Armeekommandanten.

Daß man im Hauptquartier Benedeks nicht im Zweifel darüber war, daß man durch das Zurückhalten der Armee bei Josefstadt und den Aufmarsch nach Norden gegen den Kronprinzen von Preußen den Intentionen Wiens entgegen handelte, wird durch den Text des entschuldigenden Telegrammes vom 26. abends, dem Tag des Benedekschen Eingriffes in die Armeeleitung und des Beginnes der Änderung der Operationsrichtung, illustriert: „Diese Maßregel ist nur eine zeitweilige Sistierung der beabsichtigten Offensive (offenbar gegen die preußische Hauptarmee Prinz Friedrich Karl) und werde ich zu derselben übergehen, sobald der Aufmarsch der Armee vollendet ist und ich über die dermalige Stellung meines Gegners sichere Kunde habe.“. . . .[1])

Die Befehle des 26. und ihre Abänderung führten zu den ersten unglücklichen Zusammenstößen. Die Gegenbefehle und die damit verbundene Unklarheit der Anordnungen führte zu weiteren verlustreichen Gefechten und zum Schwinden des Vertrauens in die Heeresleitung; die verlorene Zeit war nicht mehr hereinzubringen, und so konnte Benedek noch von Glück reden, daß es ihm gelang, die Armee in der Stellung von Königgrätz zu vereinigen. Zu seiner Entschuldigung telegraphierte er vorher nach Wien: „Debacle des I. Korps und der Sachsen zwingen mich . . . .“

Aus diesem Worte „Debacle“ ist eine ganze Legende entstanden; oberflächliche und übelwollende Schriftsteller, darunter Alter, haben daraus das Märchen von einer Niederlage und Flucht des I. Korps gemacht. Beides hat nicht stattgefunden. Das I. Korps unter dem Kommando des Generals Grafen Clam-Gallas hat bei Jičin seine Stellung gegen teilweise Überzahl behauptet, bis der Befehl zum Rückzug gegeben wurde; das Gefecht bei Jičin ist nach den Kämpfen bei Trautenau und Blumenau dasjenige, dessen Abschluß für die österreichische Nordarmee der ehrenvollste war. Daß, nachdem das Korps den Rückzug beinahe vollständig durchgeführt hatte, bei den Nachzüglern infolge Eindringens preußischer Truppen in Jičin momentan Unordnung entstand, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß nicht, wie dies bei einem Rückzuge Regel ist, intakte Reserven zur Besetzung der Stadt Jičin bestimmt worden waren, trotzdem hiezu der größte Teil des sächsischen Korps und ein Teil der Brigade Leiningen zur Verfügung gestanden wäre. Es ist noch zu wundern, daß der um halb acht Uhr abends angetretene Rückzug überhaupt so durchgeführt

[1]) Ich halte diese Hypothese auch gegen die ablehnende Ansicht Friedjungs für in der Sache begründet und meine, daß der spöttische Hinweis auf die Übereinstimmung mit dem Roman der Gräfin Salburg kein genügender Gegengrund ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde, wie es geschah. Daß die Rückzugsdisposition ansonsten entsprechend war, kann man daraus entnehmen, daß die einzelnen Teile, aus denen sich die Iser-Armee zusammensetzte, gut auf drei Kommunikationen verteilt zurückmarschierte. Der Rückzug wurde eiliger durchgeführt, als es notwendig war, doch hatte feindliche Einwirkung damit nichts zu tun; der Rückzug ging auch weiter, als nötig war, wahrscheinlich weil Train und Verpflegung fehlten, welche zuvor andere Wege eingeschlagen hatten. Die Truppe machte aber keineswegs den Eindruck eines demoralisierten Korps; drei Tage später, bei Königgrätz, zeigte das Korps, daß es weder Disziplin noch Kampflust verloren hatte. Daß Benedek Clam-Gallas das Kommando seines Korps abnahm, war daher offenbar neben falschen Berichten der Erregung des Augenblicks zuzuschreiben.

Clam-Gallas' Führung hat — von dem unsinnigen Vorwurf des Verlustes der Elbe-Übergänge abgesehen — nicht, wie es bei Alter heißt, „durch seine Kopflosigkeit zur gänzlichen Auflösung des Korps geführt", weil diese gar nicht erfolgte, sondern war einer sehr schwierigen Aufgabe gegenübergestellt. Das Kommando der zwei Korps an der Iser, des I. österreichischen und des sächsischen Korps, führte zwar nach Benedeks Anordnung der Kronprinz von Sachsen, Clam-Gallas wußte aber offenbar, daß es der dringende Wunsch seines kaiserlichen Herrn war, daß das sächsische Korps vor jeder größeren Schädigung bewahrt werde. Daher für jeden, der etwas vom Krieg versteht, das deutliche Bestreben, sein Korps in den Vordergrund zu stellen, dasselbe die Last der Gefahr und des Kampfes tragen zu lassen; so auch bei Jičin. Ohne das Verdienst der Sachsen schmälern zu wollen — sie haben bei Königgrätz sich nicht geschont —, ist aus den Vorgängen deutlich zu ersehen, daß diese Aufgabe von Clam-Gallas vollständig durchgeführt wurde: das sächsische Korps ist, gedeckt durch das I. Korps, intakt bei der Hauptarmee eingetroffen. Darum hat Clam-Gallas außer der Rehabilitierung gegenüber dem ungerechten, offenbar auf Haft beruhenden Vorgehen Benedeks die so eklatante Genugtuung erhalten; die Wiedergutmachung des seitens Benedeks begangenen Unrechtes mußte ohnehin eintreten, da er seine sehr schwierige Aufgabe besser erfüllte als mancher Kommandant, als zum Beispiel Ramming, der gleich beim ersten Zusammenstoße sein Korps an einer verstärkten Vorhut des preußischen V. Korps zerschellen sah.

Die Motive und Einflüsse, welche Benedek bewogen, die entscheidende Schlacht anzunehmen, trotzdem er zwei Tage vorher gebeten hatte, „um jeden Preis Frieden zu schließen", sind bis heute noch nicht ganz einwandfrei erklärt.

Nachdem Benedeks Hauptquartier bis einschließlich 30. Juni nur spärliche, das Kritische der Lage nur andeutende Nachrichten hatte nach Wien gelangen lassen, telegraphierte Benedek plötzlich am 1. Juli in Anwesenheit des von Wien nach Königgrätz entsendeten Abgesandten des Kaisers, Oberstleutnants v. Beck: „Bitte Eure Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen, Katastrophe für Armee unver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meidlich." Noch in Anwesenheit Becks traf die kaiserliche Antwort ein: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle, wenn unausweichlich, den Rückzug anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" Der in Form einer Frage gefaßte Schlußsatz soll im Original die Handschrift des damaligen Generaladjutanten Grafen Crenneville aufweisen. Nach Friedjung und nach der offiziellen Version soll dieser „in wenig glücklicher Weise vom Generaladjutanten hinzugefügte" Schlußsatz den Keim für den Entschluß Benedeks zur Schlacht enthalten. Dies ist ein Irrtum. Nach der Eigenart der handelnden Personen ist es vollständig ausgeschlossen, daß der Generaladjutant den Zusatz auf eigene Verantwortung, das heißt ohne ausdrückliche Ermächtigung oder Befehl hinzugefügt habe. Der Zusatz war aber auch gar nicht geeignet, die angegebene Wirkung zu haben, denn er stellt nur den Ausdruck der vollständigen Unkenntnis, welche in Wien über die Lage der Nordarmee herrsche, dar. Hingegen konnte allerdings das ganze Telegramm im Vereine mit dem Kommentar des Abgesandten über die Wiener Stimmung viel dazu beitragen, daß Benedek sich entschloß, die Idee des Rückzuges aufzugeben und die Schlacht anzunehmen. Benedeks Naturell tat das übrige.

Das allmähliche Heranreifen dieses Entschlusses bei Benedek und seinen Beratern läßt sich an folgenden zwei Telegrammen verfolgen.

Gleich nach der Abreise Becks, in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli, sandte Benedek ein Telegramm an Se. Majestät mit der Ankündigung der noch bestehenden Rückzugsabsicht, dann folgt: „Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen noch zählen und ergibt sich die Gelegenheit zu einem Offensivstoß, so werde ich ihn machen" . . .

Am Nachmittag des 2. Juli depeschierte Feldmarschalleutnant Baron Henikstein an den Generaladjutanten des Kaisers: „. . . Hoffe, Oberstleutnant v. Becks Eindrücke sind. . . modifiziert worden . . . kann sich alles noch besser gestalten."

Am 3. Juli erschienen die preußischen Armeen vor Benedeks Stellung und der Kampf begann.

Bei Königgrätz wollte es das Glück, daß die preußischen Armeen die österreichische Stellung angriffen und dadurch die Österreicher in die Lage versetzt waren, einerseits ihre Artillerie zur vollen Wirksamkeit zu entfalten, anderseits die Überlegenheit des preußischen Zündnadelgewehres, solange die Preußen im Angriff waren, nicht zur vollen Geltung kommen zu lassen. Doch die absolute Verteidigung, an den Ort gebunden, ist dem ebenbürtigen oder überlegenen Angreifer, der sich die Richtung des Vorrückens wählen kann, durch die eigene Untätigkeit rettungslos ausgeliefert. Hiezu kam, daß die Stellung mit dem rechten Winkel bei Lipa nicht haltbar war, wenn nicht die Höhen von Maslowěd im Besitze des Verteidigers waren, ein Umstand, den die Armeeleitung wohl unbegreiflicherweise ignorieren konnte, welcher aber das im Bereiche dieser Höhen stehende IV. und II. Korps zwang, von der Stellung östlich von Chlum abzugehen und bei Erscheinen der preußischen 7. Division den Kampf um den Swiep-Wald auf-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zunehmen. Der Swiep-Wald und Čistowes mußten gehalten werden, sollte man überhaupt die Stellung von Lipa zu behaupten beabsichtigen.

Benedek und seine Suite mußten trotz des Regens und Morgennebels deutlich den sich um den Swiep-Wald entspinnenden Kampf wahrnehmen, bevor das IV. Korps und besonders das II. sich derart in denselben verwickelten, daß ein Herausziehen schwierig wurde. Sein Befehl zum Rückzuge aus dem Walde kam jedoch zu spät. Die Zurücknahme der verbrauchten Truppen dieser Korps auf eine unhaltbare Stellung ist eine schwer erklärbare Maßregel; Festetics, Mollinary und Thun konnten solchen Befehl wohl nicht verstehen, so wenig er heute verständlich ist. Seele dieser „Unbotmäßigkeit" war übrigens weder Festetics noch Thun, sondern Mollinary, kein „Aristokrat", sondern Sohn eines Grenzeroffiziers. Die im Kampfe erschöpften Truppen des II. und IV. Korps waren nicht imstande, die zweite preußische Armee, insbesondere nicht das die ganze Stellung umgehende VI. preußische Korps aufzuhalten.

Der Durchbruch der österreichischen Stellung bei Chlum erfolgte rechtzeitig, um die Österreicher zu veranlassen, sich durch den Rückzug der Umklammerung zu entziehen.

Der Rückzug wurde entgegen den Wünschen der Zentralbehörden nach Olmütz genommen, weil die Armeeleitung zu schwerfällig war, um dieser unerwarteten Anforderung eines Wechsels der Operationslinie zu entsprechen, und auch Benedek im Banne seines Bewußtseins eigenen Unvermögens sich den Anschauungen anderer fügen mußte. Größere Beweglichkeit in der Disposition hätte dem größeren Teile der Armee den Marsch über die Karpathen und die Verzögerung des Rückzuges erspart.

Es wäre wohl nicht nur gerechter, sondern auch klüger gewesen, den unglücklichen Feldherrn nach der Niederlage zu schonen und nach der Niederschlagung des Prozesses nicht dann ein ohne Gerichtsverfahren gefaßtes schmachvolles Urteil in der „Wiener-Zeitung", allerdings ohne Strafsanktion, publizieren zu lassen; aber auch Benedek hätte es unterlassen können, seine Erbitterung über den Artikel, welche den Schmerz über die Niederlage weit übertraf, zur Schau zu tragen, und hätte die später dargestreckte Hand nicht zurückstoßen sollen. Er hat durch seine Haltung den irrtümlichen Glauben genährt, daß es ein Geheimnis gebe, welches die eigentliche Schuld und die vornehmlich an der Niederlage Schuldigen decke, und damit sensationshungrigen Schriftstellern Stoff zu Vermutungen und angeblichen Entdeckungen geboten.

Wie heute bei dem fieberhaften Bestreben, keinem anderen Staat in der Bewaffnung der Armee einen Vorsprung zu gönnen, niemand zweifeln kann, hat die Ausrüstung der preußischen Armee mit Hinterladern den Krieg von vornherein zu einem aussichtslosen gemacht, woran die wenigen von den Österreichern defensiv geführten Teilgefechte, die nicht ganz so unglücklich verliefen, nichts ändern. Die schlechte Taktik hat, wie das Gefecht bei Trautenau lehrt, in dem Schlußeffekt nur eine Gradation, aber keine wesentliche Änderung herbeigeführt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Preußen hat man den Widerstand des Parlamentes gegen die Heeresbedürfnisse gebrochen, bei uns in ergebener Unterwürfigkeit und Verzweiflung respektiert.

Die Niederlage hätte weniger niederschmetternd sich gestalten, einige Episoden hätten sogar glücklicher verlaufen können; daran sind nicht die durchwegs vorzüglichen Korpskommandanten, sondern Benedeks Mangel an Geschick zur Leitung einer großen Armee schuld sowie seine daraus folgende Nachgiebigkeit gegen unglückliche Berater und Gehilfen, die Benedek von dem einzigen guten Gedanken dieses Feldzuges abbrachten, weil sie die Forderungen des Augenblicks nicht verstanden und sie einem eingebildeten Wunsch und Bedürfnis aufopferten. Die übrigen, vielfach für den österreichischen Mißerfolg verantwortlich gemachten Faktoren, als Organisation des Heeres, politisch-diplomatische Einleitung desselben, mindere Intelligenz der Bevölkerung und des Heeres, sind nicht entscheidend. Der Kausalnexus zwischen ihnen und der Niederlage wird nicht evident, denn sie ändern nichts an der Tatsache, daß in Böhmen den etwas über 200.000 Mann preußischen Truppen ebensoviel österreichische Truppen entgegenstanden, die überall, wo das Zündnadelgewehr nicht vollkommen zur Wirkung gelangen konnte, sich mehr denn ebenbürtig erwiesen.

Preußen hat im vorigen Jahrhundert zweimal gezeigt, wie es verstand, aus ungünstigen Lagen den Ansporn zu um so mächtigerer Erhebung zu nehmen; die Vorbedingung hiezu war jedoch die innere Einheit der Bevölkerung, die trotz aller politischen Künste demagogischer Elemente immer wieder durchbrach. Auch in Österreich muß die innere Politik die Möglichkeit geben, kräftig gegen außen aufzutreten, sie muß durch eine selbstbewußte Regierung den Völkern die Gewähr und das Vertrauen geben, daß das wohlverstandene Interesse derselben bei ihr gut aufgehoben sei, so daß kein Handel und Schacher dem einen auf Kosten des andern Begünstigungen abkaufen könne; dann wird auch das Ausland im Frieden Österreich achten und im Falle des Konfliktes sich einer von kriegerischem Geiste beseelten Bevölkerung, die, gut bewaffnet und gut geführt, ihrer Stärke bewußt ist, gegenübersehen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Josef Wichner als Volksschriftsteller.

Von **Leopold Hulinsky.**

Das Problem der Volksbildung und Volkserziehung gehört in unseren Tagen unstreitig zu jenen Fragen, denen das allgemeinste Interesse sich zuwendet, ein Problem, dessen Lösung von verschiedenen Seiten mit mehr oder weniger Glück schon versucht wurde und weiter versucht wird. Die Dissonanz der Bildungsgegensätze tönt den gebildeten Kreisen heute unheimlich schrill ins Ohr, und allgemach hat sich die Überzeugung durchgerungen, daß die Kluft, welche die Gebildeten vom sogenannten Volke trennt, viel gefährlicher und unheildräuender ist als jene der Gegensätze des Besitzes. Urgewaltig und unabweislich ist im Volke, das heißt in jenen weiten Schichten, die nach Beendigung der niederen Schulen aus materiellen Gründen keine Möglichkeit der geistigen Weiterbildung haben, der Drang nach geistigem Besitz, nach Vervollständigung der Kenntnisse. Mögen diejenigen, die daran zweifeln, nur einmal hingehen unter die Männer der schweren Arbeit und sie ausholen über ihre geistigen Bedürfnisse. Sie werden erschauern über die vergrämten, verbitterten, gehässigen Klagen der vielen Tausende, die einfach nicht lernen konnten, weil die Not des Lebens sie in die Fron der Arbeit zwang. Wohl ist die Zeit des „Odi profanum vulgus“ vorbei, der Universitätsprofessor nimmt heute keinen Anstand, den Fabriksarbeitern einen volkstümlichen, belehrenden Vortrag zu halten. Vieles ist in den letzten Jahrzehnten, seitdem man gelernt hat, die Macht der Massen zu werten, für die Volksbildung geschehen. So erfreulich das nun einerseits ist, so darf man anderseits nicht übersehen, daß ein großer Teil der bisher geleisteten Volksbildungsarbeit von politischen Tendenzen inspiriert und geleitet war. Daß man unter diesem Gesichtspunkte dem Geiste der bildungshungrigen Massen viel Wissen zuführte, ist Tatsache, daß man dabei auf die Bildung des Herzens, des Gemütes und Willens kein Gewicht legte und auch gar nicht legen konnte, ist leider auch Tatsache. Schon der Turnvater Jahn hat die Überzeugung ausgesprochen, die Volkserziehung solle das Urbild eines vollkommenen Menschen, Bürgers und Volksgliedes in jedem Einzelwesen verwirklichen. Wenn wir von diesem Ziele fern, fast unnahbar

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ferne sind, dann dürfen wir das wohl ruhig dem Umstande zuschreiben, daß es vor allem die Gegner der katholischen Weltanschauung waren, die bis vor nicht allzu langer Zeit allein mit Zielbewußtsein, mit Energie und Intensität sich der Volksbildungsarbeit angenommen haben. Wie auf so manchem anderen Gebiete, so sind die Katholiken auch hier zu spät auf den Plan getreten. Und nun ist es uns nicht mehr gegönnt, auf einem jungfräulichen Boden zu ackern und den Samen des Wahren, Guten und Schönen auszustreuen, sondern auf einem von der Pflugschar des Aufruhrs und der Unzufriedenheit durchwühlten, mit der Drachensaat des Materialismus besäten und von der modernen Literatur gedüngten Boden beginnt unsere Volksbildungsarbeit. — Daß der größte und wichtigste Teil dieser Arbeit der Literatur zufällt, unterliegt keinem Zweifel. Sie ist „der mächtige Hebel, mittels dessen der planende Geist alles bewegt", sie ist der Born, aus dem das ganze Volk Unterhaltung, Belehrung, Erbauung, Segen oder Verderbnis schöpft. Glücklich das Volk, bei dem dieser Born ein Gesundbrunnen ist, aber wehe über das Volk und den Staat, in dem diese erste und wichtigste Quelle der Volksbildung vergiftet ist und diejenigen zugrunde richtet, die Erquickung und Erfrischung an ihr suchen. Niemand ist sich mehr im Unklaren darüber, daß an der Verrohung und Verderbnis weiter Schichten der Bevölkerung die Literatur, die man diesen Kreisen bot, die Hauptschuld trägt. Mit Schaudern und Besorgnis liest man die statistischen Angaben über all den Schmutz und Schund und Plunder, der unter schmählichem Mißbrauch des Namens „Volksliteratur" in die Heimstätten Tausender und aber Tausender bildungsbedürftiger Volksglieder eingeschmuggelt wird. Noch trauriger aber ist es, daß es Leute gibt, die in beispielloser Naivität oder in unverzeihlichem Größenwahn die Überzeugung vertreten, für das bildungslose Volk sei diese Art von Literatur gut genug, etwas Besseres verstünde es ohnehin nicht. Da möchte man wohl dreimal und noch öfter das unterstreichen, was Richard v. Kralik in einer seiner Kulturstudien schreibt:[1]) „Das Volk ist nicht bildungslos und literaturarm, aber seine Bildung, seine Literatur verkümmert, da sie nicht von der berufenen höheren Bildung gepflegt, erhalten und gehoben wird." Damit ist auch schon die Aufgabe des Volksschriftstellers gegeben. Nicht Dilettanten, die ein paar Geschichten gelesen haben und nun glauben, sie müßten jetzt auch schreiben, nicht seichte Feuilletonisten, die über nichts anderes verfügen als über einen flotten Stil, nicht bloße Possenreißer und Spaßmacher sind berufen, als Volksschriftsteller ihren Einfluß auf die großen Massen auszuüben, sondern Männer und Frauen von umfassender Bildung des Geistes und Herzens, die das Leben und Weben aller Schichten des Volkes kennen und verstehen, denen der Humor nicht fremd ist und die einer wahren Liebe

[1]) „Kulturstudien", 1. Bd., S. 131.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Volke fähig sind, die sind berufen und imstande, mit der Milde des Verstehers dem Volke einen Spiegel seines Wesens vor Augen zu halten und aufklärend, läuternd, bildend und erziehend zu wirken. „Bildung soll nicht ein Aufpfropfen fremder Stoffe, sondern ein Veredeln der angeborenen Natur sein."[1]) Nur wer die angeborene Natur des Volkes kennt, wird zu dieser Veredlung fähig sein, und die besten Volksschriftsteller werden immer diejenigen sein, die aus dem Milieu stammen, für das sie später wirken sollen, die aus Not und Elend, aus Kümmernis und Entbehrung emporgestiegen sind in höhere soziale Schichten und es als ihre Ehrenpflicht betrachten, ihr Wissen und Können in den Dienst der Standesgenossen ihrer Eltern zu stellen, um auch anderen den Aufstieg aus der Tiefe zu ermöglichen. Mag auch in literarischer Beziehung am Volke noch so viel gesündigt worden sein: die Empfindung und das Verständnis für das wahrhaft Gesunde, Echte, Volkstümliche ist ihm nie verloren gegangen und dankbar kommt es denen entgegen, die als wahre Volksschriftsteller den Weg zum Herzen des Volkes gefunden haben. Wie die Volksbücher des Mittelalters Allgemeingut waren und sich — freilich mit vielen Auswüchsen — fortgesetzt haben bis zum heutigen Tage, wie Abraham a Sancta Clara geliebt und verehrt wurde, wie Hebel und Alban Stolz beim ganzen Volke Freunde und Versteher fanden, so werden Reuter und Raabe, Sohnrey und Heinrich Seidel, M. Herbert und Paul Keller und all die anderen überall mit Begeisterung und Verständnis aufgenommen, wo immer sie bekannt werden. — Auch Österreich hat seine Volksschriftsteller. Nur können wir jenen zwei Schriftstellern, die auch die nichtösterreichische Literaturgeschichte voll gewürdigt hat, Anzengruber und Rosegger, die Bezeichnung Volksschriftsteller nicht in des Wortes vollem Umfang zuerkennen. Denn wer dem g a n z e n Volke, besonders aber den der Bildung am meisten bedürftigen Schichten als Lehrer, Führer und Berater dienen will, der muß Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute des Volkes sein, und dazu gehört auch, daß er die religiöse Überzeugung des im Herzen tief religiösen österreichischen Volkes teile, eine Eigenschaft, die man mit gutem Gewissen weder Anzengruber noch Rosegger zuschreiben kann. Da ist es nun gerade in diesen Tagen, da sich die hochgehenden Wogen der durch des Dichters siebzigsten Geburtstag veranlaßten Rosegger-Begeisterung wieder geglättet haben, wohl am Platze, auf jenen österreichischen Schriftsteller hinzuweisen, der mit Rosegger seit Beginn seines schriftstellerischen Wirkens in Verbindung steht, treuer Mitarbeiter des „Heimgartens" ist, und der ebenbürtig neben dem steirischen Poeten steht, wenngleich er ihn quantitativ nicht erreicht, ein Schriftsteller, der als deutscher, katholischer Österreicher in erster Linie berufen ist, den Namen Volksschriftsteller zu führen: J o s e f W i c h n e r.

[1]) Ebenda.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Träger dieses Namens ist ein heute im Ruhestande lebender Gymnasialprofessor. Da mag vielleicht mancher in Erinnerung an den einen oder anderen Schulpedanten, der ihm einst das Leben sauer gemacht, die nicht ganz ungerechtfertigte Frage stellen: Und d e r Mann ist Volksschriftsteller? Ja, er ist es. Und man darf sagen: wenn je ein Mensch alle Anforderungen, deren Erfüllung man von einem Volksschriftsteller verlangen darf, erfüllt hat, dann ist es Josef Wichner. Als Arbeiterkind mit dem eigentlichen Volke verkettet, als Student und Professor mit den mittleren und oberen Schichten der Bevölkerung verbunden, hat Wichner das ganze Volk kennen gelernt, in seinen guten und schlechten Seiten, in seinen Nöten und Bedürfnissen. Mit einem großen Fabuliertalent begabt, durch das Fachstudium der deutschen Sprache und Literatur mit den verschiedenen Formen der poetischen Darstellung wohl vertraut, war Wichner zum Volksschriftsteller geradezu prädestiniert. In Hunderten von Erzählungen, Novellen, Skizzen, Plaudereien und Aufsätzen hat er seinen hohen Beruf bisher erfüllt; das meiste Interesse erweckt wohl die Darstellung seines Werdeganges, die den Inhalt seiner drei biographischen Romane bildet.

Das Ländchen vor dem Arlberg ist Wichners Heimat. Am 23. Oktober 1852 war es, daß der heilige Nikolaus, der nämlich in Wichners Heimat das Geschäft des Kinderbringens besorgt, aber an jenem Tage wegen Überbürdung persönlich verhindert war, durch seinen Knecht Ruprecht dem armen Schneider Friedrich Wichner in Bludenz und seiner Frau Katharina, einer geborenen Vaplon, eines armen Gerbers Tochter, ein Büblein übermitteln ließ. Besagter Knecht Ruprecht nun scheint der veralteten Meinung gewesen zu sein, beim Geben komme es nicht auch auf das Wie, sondern nur auf das Was an, denn ohne viele Umstände warf er das Gottesgeschenk einfach beim Fenster hinein, der Mutter auf das Bett, und die Folge war, daß sich das kleine Menschenkind gleich beim Eintritte in die Welt ein Füßlein brach. Das war das erste Pech, das dem jungen Wichner widerfuhr. Es sollte nicht das einzige bleiben. Aber trotz der vielen Sorgen, der Not und dem Elend, mit dem die Familie fortwährend zu kämpfen hatte, verlebte der junge Wichner eine glückliche Jugend. „Ein Stück Brot und eine Mehlsuppe ohne Schmalz trieben die guten Eltern doch alleweil auf, und damit war ich zufrieden und vielleicht glücklicher als ein Prinz, der im Überfluß lebt und dafür die Freuden des Barfußgehens missen muß, dem der Hofzwang nicht gestattet, im Walde Holz zu klauben und sich im Bergquell die Füße krebsrot zu baden, der nicht einmal auf einer Ziege reiten und nicht einmal in den Baumstämmen die Hose zerreißen darf, ja, dem selbst die Gespielen mangeln, weil er gar so selten seinesgleichen findet."[1])

[1]) „An der Hochschule". Wien, H. Kirsch, S. 3.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als das Josefle acht Jahre alt war, verlor es beide Eltern. Die Lungenschwindsucht war, wie oft bei den armen Leuten, in der Familie heimisch. So furchtbar nun dieser Schlag für die Kinder war, — Wichner hatte noch einen jüngeren Bruder Lorenz und aus des Vaters erster Ehe einen geistesschwachen Stiefbruder Friedrich, — so hatte der allgütige Gott doch für die Waisen gesorgt, indem er ihnen zwei Engel in Fabriksschürzen zugesellte: die Basen Eva und Senza, Schwestern der Mutter, die nun im „Schneckenhaus" den Kampf um das Fortkommen der Kinder mutig aufnahmen. Schneckenhaus aber hieß das Geburtshaus Wichners nach einem Spitznamen des Großvaters Gerber, den einmal sein Lehrer seiner Langsamkeit wegen eine Schnecke genannt hatte. Dieser Name blieb der Familie; auch als sie in ein anderes Haus zog, war es wieder ein „Schneckenhaus", und dieser Name bot Wichner auch den Titel zu seinem ersten biographischen Roman. Mit Rührung und Hochachtung erfährt der Leser von jenen beiden Frauen, die mit einem wahren Heldenmute der Not und Entbehrung trotzten, um die armen Waisen aufziehen zu können. Während die stille Senza, die nur sprach, wenn sie sich verwunderte, sonst aber stumm wie ein Fisch und geduldig wie ein Lämmlein durch die Welt ging, Tag für Tag „fabrikelte", um mit ihrem kärglichen Lohne den Haushalt zu unterstützen, schaffte Mutter Eva im Hause und war die Lehrerin und Erzieherin. An ihren Lippen hingen die Augen des Knaben, wenn sie unermüdlich und unerschöpflich den Born ihrer Erzählungskunst fließen ließ. Mutter Eva hat wohl allein das Verdienst, das dichterische Talent des kleinen Josef befruchtet und in die Bahnen der Entwicklung geleitet zu haben. Wichner selbst bekennt:[1]) „Ich habe die ganze Kunst, noch bevor ich zur Schule ging, von einer blutarmen Fabriklerin gelernt und ist also eigentlich nicht viel dran. Will ich etwas recht anschaulich und volkstümlich machen, so stelle ich mir einfach die Eva vor und lasse sie erzählen und schreibe nur schnell nach, was ihrem reichen Munde so wunderfrisch entströmt, wie der Bergquell dem moosigen Gestein in nie versiegender Fülle und kristallener Klarheit. Das gefällt den Leuten am besten und macht mir wenig Mühe; denn ich bin der Zauberkunst eines gewissen Gabelsberger mächtig, und so entgeht mir keines ihrer Worte, also daß ich trotz der wenigen Mußestunden, die mir mein Amt gewährt, jedes Jahr ein erkleckliches Sümmchen lustiger und lehrreicher Geschichten in die liebe Welt zu senden vermag." Dem Beispiele, vielleicht aber noch mehr den heißen Gebeten der Mutter Eva hat es Wichner zu verdanken, daß er trotz der Wirrnisse und trüben Stunden seines Lebens den Boden der katholischen Lehre nie verlassen hat. Ist die Religion der mächtigste Hebel im Volksleben Vorarlbergs, so galt das im besonderen von der Mutter Eva, die

[1]) „Im Schneckenhaus". Wien, H. Kirsch, S. 71.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wichner also charakterisiert:[1]) „Ihr der herzinnigsten Freude wie dem dumpfesten Schmerze beinahe gleich zugängliches Gemüt fand in den Lehren unserer Kirche der Anregung übergenug, ihre von Natur aus lebendige Vorstellungskraft übte sich im Glanze der kirchlichen Handlungen und Feierlichkeiten, an den Erzählungen der Bibel, an den frommen Betrachtungen des ehrwürdigen Cochem und der verzückten Katharina Emmerich sowie an dem Leben der Altväter und anderer Gottesheiligen, und so ward sie selber zur Dichterin, ohne daß sie es ahnte.

Also gab sie sich von frühen Jahren mit all der Kindlichkeit einer reinen Seele in die Arme der Kirche, ihr Herz ward durchglüht von der Liebe zu Gott und durchzittert von der Furcht vor der Sünde, die sich in Stunden der Trostlosigkeit zuweilen bis zu einer krankhaften Verzagtheit und Höllenangst steigerte.

„Im Hause des Herrn zu weilen und, in Gebet und Betrachtung versunken, der Zeitlichkeit enthoben zu sein, war ihr schönstes Glück."

„In dieser Geistesrichtung wurde sie noch durch fromme Kapuzinermönche bestärkt, die, dem Willen ihres Stifters gemäß, das Reich Gottes vorab den Armen predigten, allwöchentlich Mägde und Knechte, Fabriklerinnen und Fabrikler und andere zu besonderer Stunde in ihrem Kirchlein versammelten, um sie als in der Welt lebende Mitglieder ihres Ordens zu allen christlichen Tugenden, besonders aber zur freiwilligen Abkehr von den rohen und lärmenden Vergnügungen, zu mannigfacher Entsagung und zu bußfertiger Gesinnung sowie zu den Werken der christlichen Barmherzigkeit anzuleiten. Nun ist nicht zu leugnen, daß etwelche der frommen Seelen, unter denen das weibliche Geschlecht am zahlreichsten vertreten war, das Wesen der Gottinnigkeit hauptsächlich in äußerlichen Andachtsübungen erblickten, des Gebetes Tag und Nacht nie genug bekamen, von einer Kirche in die andere liefen, sich an allen Wallfahrtsorten herumtrieben, dabei aber mit ihren Schwertzungen an keinem Menschen ein gutes Haar ließen, obschon sie selber ihre häuslichen Pflichten gröblich vernachlässigten und ihren Angehörigen nicht die geringste Pflege zuwandten."

„Dieser Sippe, die als ‚Betschwestern' mit Recht verachtet waren, gehörte die Base Eva mitnichten an. Im Gegenteile verwies sie alle Kirchenläuferinnen auf die Besorgung des Hauswesens oder anderer Arbeiten und kniete selber nur in den frühesten Morgenstunden oder spät am Abend, wenn die weltlicher Gesinnten schliefen oder dem Vergnügen nachgingen, vor dem Altare mit seinem geheimnisvollen Lichtschimmer. Und es rühmten's der Eva alle, selbst die Lauen und Lässigen, nach, sie sei ein wackeres Mädchen, ein gehöriges ‚Werkmensch', das für zwei schaffe in Haus und Feld."

[1]) Ebenda, S. 34 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das war die Frau, unter deren fürsorglicher Leitung und Führung der kleine Josef ein halbwegs braver Bub wurde. Daß ihm das nicht gerade leicht gefallen sein mag, darf man aus der Schilderung seiner Jugendvergnügungen schließen, deren eine beispielsweise darin bestand, die Behauptung des Stiefbruders, daß die Katzen beim Falle immer auf die Füße zu stehen kämen, auch praktisch zu erweisen. So schleppte er zuweilen die alte Minna auf den Dachboden und schleuderte sie in den Bach hinaus, ein „Spiel", das er so oft wiederholte, bis die scharfkrallige Minna einmal dem zufällig vorübergehenden Vater auf den Kopf, dem kleinen Wichner aber die sausende Rute auf einen anderen Körperteil fiel. Sein großes Interesse für die wunderbaren Einrichtungen der Natur bekundete der kleine Bub dadurch, daß er in des Nachbars Feld die jungen Maispflänzchen eines nach dem anderen auszog, um zu untersuchen, ob denn an jedem Hälmchen ein Maiskorn hänge und ob auch alle von derselben Farbe seien. Diese und ähnliche Vergnügungen und Studien trugen dem wißbegierigen jungen Mann fort und fort Prügel ein, und als er in die Schule kam, wurde dieses heute in der Schule verpönte Erziehungsmittel eben auch nicht selten angewendet. Wenn uns aber Wichner versichert, die Lehrer hätten trotz der vielen Prügel die Liebe der Kinder zu ihnen nicht aus deren Herzen geschlagen, dann fragt man sich angesichts der oft unglaublichen Vorkommnisse in unseren Großstadtschulen, welche Zeit für die Erziehung mehr geleistet hat: die Zeit der Prügelstrafe, in der die Lehrer geliebt und geachtet waren, oder unsere überaus humane Zeit, in der die Lehrer für ihre ihnen zur Pflicht gemachte Nachsicht und Güte mit Schimpfnamen, Ohrfeigen, Messerattentaten und ähnlichen Dankesbezeigungen geehrt werden. Freilich darf man einerseits nicht außer acht lassen, welcher Unterschied zwischen den heutigen Großstadtkindern und denen vor fünfzig Jahren besteht, anderseits aber, wie viele Momente die Stadtkinder von denen des Landes unterscheidet, von jenen Kindern, die noch in innigem Kontakt mit der Natur leben und aus ihr nicht nur körperliche, sondern — unbewußt — auch moralische Kräfte schöpfen, denen die Nikolobescherung noch zu den größten Festen des Jahres zählt, die alljährlich den ganzen Märchenzauber der Mitternachtsmette am Weihnachtsabend erleben können, denen das Aufsagen des Dreikönigsspiels, das den Stadtkindern ganz unbekannt ist, zu den erfreulichsten und dankbarsten Erinnerungen des Jahres gehört, die sich mondenlang auf den Mummenschanz am Fastnachtsdienstag freuen und mit geschäftigem Eifer und heller Begeisterung zum großen Feuerbrand am ersten Fastensonntag ihr Teil beitragen. Mit aufrichtigem Bedauern für die Stadtkinder liest man die prächtigen Schilderungen, die Wichner von den Volksbräuchen und -festen seiner Heimat zu geben versteht, Bräuche, deren tiefe Poesie sich unvergänglich in die Herzen der Kinder eingräbt und ihnen immerdar eine frohe, süße Erinnerung an die schönste Zeit des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebens bewahrt, an Freuden, die den Großstadtkindern versagt sind. Im Erleben all dieser Freuden und Leiden, wie sie hier nur flüchtig angedeutet wurden, vergingen dem Josefle die Jahre des Volksschulbesuches. „Ob meine Leistungen in der Volksschule von besonderer Art waren, wage ich nicht zu behaupten," schreibt Wichner, „jedenfalls muß sich unter den Lehrern und Geistlichen des Städtchens die Meinung gebildet haben, es sei doch schade, meine Anlagen zu einem Fabriksspinnstuhl zu verschwenden, und also redete der Hilfspriester Andreas Kobald, dem ich bei der heiligen Messe diente, der Base Eva so lange zu, bis sie darauf einging, daß man aus mir ein Studentlein mache, und derselbe junge Priester ließ es beim Rate nicht bewenden, sondern er schritt zur Tat, indem er in der Gymnasialstadt Feldkirch so lange an die Türen wohltätiger Leute klopfte, bis ich wußte, wo mir Tag für Tag das Tischlein gedeckt sein würde."[1])

So wurde Wichner Student, ein Bettelstudent, der wohl viel Liebe und Aufmerksamkeit fand, aber auch so manche Demütigung erdulden mußte, der, wo er konnte, den Kindern seiner Wohltäter mit geistiger Münze dankte, indem er Märchen und Schnurren und Schwänke die schwere Menge las und sie ihnen im Zwielichte der langen Winterabende erzählte, indem er Rätsel aufgab, die Aufgaben musterte, bei allen Spielen verlor, da es nur um Bohnen ging, oder sich geduldig in einen Winkel pressen oder als Hase im ganzen Hause herumjagen ließ und auf diese Weise Liebe mit Liebe vergalt. Und doch kann man es Wichner nachempfinden, wenn er sagt:[2]) „. . . mir waren Zeit meines Lebens alle jene Gänge, die ich meines Unterhaltes wegen zu tun mich genötigt sah, die schwersten, und wenn ich mich, rückblickend, als Bettelstudenten schaue, der so viele, ach, so viele Jahre mit dem Hute in der Hand durchs Leben wandern und beten und bitten und betteln und danken mußte, wo glücklichere Kameraden nur aus dem Vollen zu schöpfen brauchten, da durchbebt mich noch heute ein kalter Schauer, und ich verzichte recht gerne auf eine Wiederholung meines Lebens!"

In den ersten sieben Jahren hatte der Gymnasiast keine glänzenden Erfolge aufzuweisen. Schon in der ersten Klasse stolperte er über Latein und verdankte nur einer notdürftig bestandenen Wiederholungsprüfung die probeweise Aufnahme in die zweite Klasse, in der er dann allerdings dank seinem andauernden Fleiße bleiben durfte. Schuld an seinem Mißgeschick waren seine Vorkenntnisse im Lateinischen gewesen, die ihm sein geistlicher Wohltäter in der besten Meinung beigebracht hatte, durch die aber der kleine Student in der ersten Zeit des Lateinunterrichtes zum süßen Nichtstun verleitet wurde, dem er auch später noch huldigte, als der

---

[1]) „An der Hochschule". Wien, H. Kirsch, S. 4.
[2]) „Im Studierstädtlein". Wien, H. Kirsch, S. 39

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fortschreitende Unterricht seine Vorkenntnisse lange überholt hatte. Recht und schlecht hat sich Wichner durchs Gymnasium geschlagen, erst in der achten Klasse erwachte sein Ehrgeiz mit elementarer Gewalt und — auch hier gilt wohl das Wort: Ende gut, alles gut — als einziger aus seiner Klasse bestand er die Reifeprüfung mit Auszeichnung. Allerdings hatte er die Überanstrengung dieses Jahres mit einer lange andauernden Kränklichkeit zu büßen.

Eine Fülle interessanter, wertvoller Bemerkungen tritt uns in dem Roman „Im Studierstädtlein" entgegen. Als Wichner selbst schon auf eine achtzehnjährige Tätigkeit als Gymnasialprofessor zurückblicken konnte, hat er dieses Werk geschrieben, und manches, was er vielleicht erst später erfahren oder bestätigt gefunden haben mag, ist in seine Lebensgeschichte verwoben. Das für unsere Zeit Aktuellste an dem Buch ist unstreitig die durch Beispiele begründete Mahnung an die Eltern, unbegabte Kinder nicht zum Studieren zu zwingen. Wichner hat hier vor allem das traurige Schicksal seines jüngeren Bruders Lorenz vor Augen. Freilich war dieser arme Hascher zum Pechvogel geradezu geboren. Schon aus seinen Kindertagen erzählt Wichner:[1]) „Damals jedoch, als wir im Flügelkleide herumflogen, schien es, als habe der kleine, stammelnde Lorenz alle Beulen gepachtet, die irgend an den Mauerecken oder auf den Pflastersteinen oder an den Brunnentrögen zu haben waren, als fließe alles Gewässer nur deshalb zu Tal, damit er hineinfalle und seiner Kappe oder seines Hütleins verlustig werde, als habe jede Dornhecke die heilige Verpflichtung, ihn zu fangen und ihm Höslein und Haut zu zerreißen, als seien alle Glasscherben eigens dafür bezahlt worden, ihm die Füße, und alle stumpfen oder geschliffenen Messer, ihm die Hände zu zerschneiden. War in irgend einem Hause eine steile Stiege, der Lorenz purzelte gewiß über sie hinab; lag in irgend einem Winkel eine vergessene Hechelbürste, der Lorenz trat gewiß mit bloßen Füßen in die spitzen Stahlnadeln; brodelte in irgend einem Topfe heißes Wasser, der Lorenz mußte gewiß mit seinen Händlein drin fischen; sauste irgend ein Stein durch die Luft, der Kopf des Lorenz war gewiß sein Ziel; stand irgendwo ein Tintenhäfelein, der Lorenz nahm gewiß einen herzhaften Schluck. Also verging kein Tag, an dem er nicht heulend nach Hause kam, und die Eva mußte fortwährend blasen und verbinden und trösten . . ." Aber in der Volksschule war der Lorenz einer der besseren Schüler, er war Ministrant, wie sein Bruder es gewesen, so glaubten denn die Angehörigen, auch er werde es bis zum Pfarrer bringen; nur die gescheite Eva sah auch hier das Richtige voraus und war der Meinung, der Lorenz eigne sich viel besser zum Regenschirmmachen. Aber um sich ja keinen Vorwurf machen zu müssen, schickte sie ihn denn in Gottes Namen ins Studierstädtlein, wo nun der „große Bruder" seine liebe Not mit dem zum Studium ganz

[1]) „Im Schneckenhause", S. 248 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ungeeigneten Bruder hatte. Schon nach dem ersten Semester trug der Lorenz ein Zeugnis nach Hause, das ihn vor der Wiederaufnahme des Studiums bewahrte. Nach mannigfachen, überaus traurigen Erlebnissen und Erfahrungen hat er als Soldat, der den strengen Anforderungen des Dienstes nicht nachkommen konnte und bei seinen Vorgesetzten keine Nachsicht fand, den Tod fürs Vaterland — wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde — erduldet. Mag auch das Los anderer zum Studium ungeeigneter Knaben nicht so traurig sein wie das des Lorenz Wichner, man muß dem Bruder des unglücklichen Knaben dankbar sein, daß er nicht nur in diesem Werke, sondern auch in seinen anderen Büchern so oft und so eindringlich die Eltern warnt, ihren Kindern einzig in der Hoffnung auf eine gute Lebensstellung Aufgaben aufzuerlegen, denen sie nicht gewiß ihren Mann stellen würden und tüchtige, lebensfreudige, glückliche Staatsbürger werden könnten.

Die Bemerkung, daß des Lorenz Verwandte hofften, auch ihn zum Geistlichen machen zu können, hat schon angedeutet, was sich Wichners Angehörige, vor allem die treue, fromme Eva, von Josef erwarteten: daß er Priester werde. Nach langem Überlegen, für das recht sophistische Erwägungen endlich maßgebend waren, entschloß sich der Josef, nicht Theologie zu studieren, sondern sich dem Studium der deutschen Sprache zu widmen. Daß dieser Entschluß der Mutter Eva manche Träne kostete, läßt sich denken, daß ihre Segensgebete aber auch dem weltlichen Studenten folgen würden, das war bei ihrer Herzensgüte ebenfalls selbstverständlich.

So zog denn der Abiturient Josef Wichner nach Innsbruck, um sich als Hörer der Germanistik inskribieren zu lassen und um — in nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden so viel Enttäuschungen zu erleben, daß er alle weltlichen Pläne über Bord warf, kurzerhand nach Brixen fuhr und — „übers Brückele ging", das heißt, in das dortige Alumnat eintrat.

Drei Jahre hat Wichner mit bestem Erfolge Theologie studiert, dann vertrieben ihn furchtbare Seelenleiden aus dem Priesterhaus. Die Aufrichtigkeit, mit der Wichner sein Leben und Denken während des Aufenthaltes im Alumnat darstellt, die Liebe und Wärme, mit der er seiner Lehrer und Kameraden gedenkt, die Betonung der Dankespflicht ihnen allen gegenüber, alles das zeigt, daß er nicht aus Leichtfertigkeit den folgenschweren Schritt getan, sondern daß er die Bedeutung, die Schwierigkeiten und Anforderungen des höchsten aller Berufe voll erfaßt hatte und nur in der festen Überzeugung seiner Unwürdigkeit und Unfähigkeit zur Erfüllung dieses Berufes seinen Entschluß gefaßt hat. Die trostlose Aussicht auf das Nichts, das ihn erwartete, hätte ihn gewiß zurückgehalten, wenn er die Sache weniger ernst genommen hätte. Nach allem, was Wichner erzählt, ist man überzeugt von seiner Behauptung: „Glaube ein Leser ja nicht, daß es leicht sei, aus der Theologie auszuspringen;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es gehört unter Umständen mehr Mut dazu, als darin zu verharren."[1])

Eines muß noch bemerkt werden: jenes Moment, das in dieser Angelegenheit für so viele Extheologen entscheidend in Betracht kommt, das Ewig-Weibliche, spielte bei Wichner keine Rolle. Wohl war er als Gymnasiast in heißer Liebe zu einer Wirtin holdem Töchterlein entbrannt, hatte lyrische Gedichte gemacht und ein Tagebuch geführt. Als er aber einmal beim Wiederaufschlagen dieser Aufzeichnungen am Ende die von wohlbekannter Hand geschriebene Bemerkung fand: „Eva hat alles gelesen!" da war auch diese Jugendschwärmerei erledigt und erst n a c h seinem Austritte aus dem Seminar gab es für Wichner eine ernste Herzensangelegenheit, deren Gegenstand seine spätere Frau war. — Daß Wichners bedeutendste Lebenserfahrung, ein zum Priestertum Unberufener möge diesem Stande fernbleiben, auch in seinen Schriften einen Niederschlag finden mußte, leuchtet ein. In zwei literarisch bedeutsamen Werken hat Wichner dieses Problem ausführlich behandelt: am Beginne seines schriftstellerischen Wirkens in der Novelle „D e r N o v i z e"[2]), das zweitemal in der jüngsten Zeit in dem vieraktigen Drama „Z w a n g. Die Tragödie eines Priesters."[3])

Der Novize, einer armen Witwe Sohn, war bis zu seinem fünfzehnten Jahre ein Hirtenbub, der dann den Drang in sich fühlte, den Hirtenstab mit der Feder zu vertauschen. Bis in die Sexta brachte er es, aber weiter ging es mit dem besten Willen nicht. Um aber seinen Wunsch, Geistlicher zu werden, doch noch in Erfüllung zu bringen, tritt er auf den Rat seines Direktors bei den Kapuzinern ein. „Davonlaufen, das können Sie schließlich immer noch," hatte ihm sein Ratgeber gesagt. Unter dieser Voraussetzung versucht Hans Gruber sein Glück und — macht es nicht. Wohl findet er einen väterlich-milden Prior, wackere Patres, einen überaus gemütlichen Gefährten in dem Frater Polykarp, der sich trotz der strengen Ordensregeln das Leben ungemein angenehm zu machen versteht, und den Bruder Pförtner, der ihm zur Aufbesserung der mageren Klosterkost manchen Bissen und Tropfen zuschanzt. Nur mit dem übertrieben strengen Novizenmeister Pater Gottfried findet Frater Gaudentius kein Auskommen. Während Frater Severus, der dritte Novize, ganz im Sinne des Novizenmeisters ein strenz aszetisches Leben führt, trägt Frater Gaudentius noch viel zu weltliche Gesinnung im Herzen. Das zeigt sich denn auch an einem eklatanten Fall. Erscheint da eines Tages ein Bauer an der Klosterpforte und frägt nach dem ihm nur dem Namen nach bekannten Pater Gottfried, um von ihm ein Mittel gegen seine keifende Frau zu erbitten. In übermütiger Laune gibt sich unser Novize für den Pater

[1]) „An der Hochschule", S. 100.

[2]) „Der Novize und andere Erzählungen." Reclams Universalbibliothek, 2884/85.

[3]) Wien, Gerlach & Wiedling, 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gottfried aus, segnet den Schlehdornstock des Bauern mit einigen Versen aus Vergil, die er noch in Erinnerung hat, und trägt ihm auf, mit diesem Stocke so lange auf die keifende Kathi loszuschlagen, bis sie sich gebessert habe. Der Bauer geht nach Hause und — das Mittel wirkt! Dankerfüllt kommt er nach geraumer Zeit wieder ins Kloster und bringt zum Zeichen der Erkenntlichkeit ein Faß Wein und vier Säcke Mehl. Nun lernt er den wirklichen Pater Gottfried kennen, die ganze tolle Geschichte kommt auf, das Schicksal des Novizen ist entschieden: er wird aus dem Kloster verwiesen. Während er nun in der bitteren Erkenntnis, daß er zum Priester keine Eignung besitze, daß er ohne Geld, ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne Heimat ein Ausgestoßener sei, den niemand leiden kann, während er so trostlos und planlos dahinwandert, führt ihn der Zufall in das Haus jenes Mannes, dem er durch die kuriose Stockweihe eine so große Wohltat erwiesen hat, er findet freundliche Aufnahme, wird ein tüchtiger Bauer und schließlich der Schwiegersohn seines Retters. — Die scharfe Herausarbeitung der Gegensätze in dem laxen Frater Polykarp und dem rigorosen Pater Gottfried war von Wichner beabsichtigt, er wollte scharf umrissene Typen schaffen. Daß er auch menschliche Schwächen der wackeren Kapuzenväter dargestellt hat, daraus hat ihm eine engherzige Kritik Vorwürfe und Anklagen gemacht. Als man ihn um dieser Geschichte willen der Evamutter gegenüber als religionslos und antiklerikal bezeichnete, zumal diese Novelle zuerst in einer liberalen Zeitung erschien und Wichner gerade damals in Verbindung mit Rosegger getreten war, da war sie tief unglücklich, als sie aber die Geschichte gelesen hatte, wurde Wichner — freigesprochen. Ein Buch aber, dem die Eva das „Imprimatur" erteilte, kann weder in religiöser, noch in sittlicher Beziehung beanstandet werden, denn das literarische Urteil der Mutter Eva war streng, sehr streng. Das beweist wohl zur Genüge ihr köstliches Urteil über „Kabale und Liebe", das ein Sommertheater im Studierstädtlein aufgeführt und über das sich die Eva nach der Aufführung, der sie beigewohnt hatte, äußerte:[1]) „Das ist dir ja eigentlich, wenn man den alten Musikanten und etwa das dumme Luisele ausnimmt, lauter Bagage in dem Theaterstück und es wimmelte gerade nur von gewissenlosen Fürsten, Menschenhändlern, Buhlerinnen, Mördern und Selbstmördern, Räubern und Dieben, und einer sucht den andern anzuschmieren und zu betrügen, wo und wann er nur kann . . . ich dank schön für die saubere Sippschaft . . . völlig angst und bang muß einem werden und den Glauben an die Menschheit möcht eins völlig verlieren und wundern muß man sich, wie unser Herrgott so lange zuschauen kann und warum er nicht wieder eine Sündflut schickt!" Daß die Eva gegen den „Novizen" nichts einzuwenden hatte, zeigt, daß er die ablehnende Kritik gewisser Beurteiler nicht verdiente. Wenn Wichner

[1]) „Im Studierstädtlein", S. 210.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen „Novizen" für das Beste hält, was er geschrieben, dann haben wir den seltenen Fall, daß ein Dichter sein Werk richtig einschätzt, denn der „Novize" ist tatsächlich Wichners literarisch bedeutsamste Schöpfung, wenngleich die große Kunst der Charakteristik, die er schon hier zeigt, in dem zweiten für das Priesterberufsproblem in Betracht kommenden Werke noch mehr zur Geltung kommt, in einem Werke allerdings, das wir trotz seiner literarischen Vorzüge ablehnen müssen. Auch im „Zwang" tritt Wichner dafür ein, daß ein zum Priester nicht Geeigneter diesen Beruf nicht ergreifen soll, daß man ihn vor allem nicht dazu zwingen soll. Der Sohn des Großbauern Hartmann trägt weltliche Liebe im Herzen, weil ihn aber die Mutter noch vor seiner Geburt während einer schweren Erkrankung des Vaters Gott dem Herrn zum Priester versprochen hat, muß er sich diesem Berufe widmen. Unmittelbar vor der Weihe erklärt er seinen Eltern seine Unfähigkeit, die schwere Bürde auf sich zu nehmen. Der Vater stellt ihn vor die Alternative, entweder die Weihe zu empfangen oder aus dem Elternhause verstoßen zu werden. Das Unglück nimmt seinen Gang. Am Tage der Primiz trifft der junge Priester mit dem Mädchen zusammen, dem er seit den Jugendtagen in aufrichtiger Liebe zugetan ist. Ihre im Schmerze der Entsagung und des Abschiedes hervorgestoßenen Worte: „. . . Und . . wärst du tot . . . ich könnte ruhiger an dich, du Armer, denken! . . . Dann wärst du glücklich . . . weil erlöst von aller Seelenpein! . . ." Diese Worte lassen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, und bevor er die große Feier des ersten heiligen Meßopfers begeht, endet er durch Selbstmord. — Wenn sich der Dichter fragt, wie das Drama schon bei der Lektüre wirkt und noch viel mehr bei der Aufführung wirken würde, dann wird er sich wohl gestehen müssen, daß es den Katholiken peinlich berühren muß. Der Protzenbauer Hartmann zwingt letzten Endes den Simon nur deshalb zum Empfange der Weihe, weil er die großen Vorbereitungen zur pomphaften weltlichen Primizfeier nicht umsonst gemacht haben will. Simon muß wissen und weiß auch, daß das Gelübde seiner Mutter vor Gott keine Gültigkeit hat, daß also für ihn keine Verpflichtung besteht, dem Zwange seiner Eltern zu folgen, zumal er zum Priestertum keine Berufung in sich fühlt. Will er den Eltern nachgeben, dann muß er Mann genug sein, das Opfer zu tragen, oder er sage nein und gründe sich als ungerecht Verstoßener und darum in Gottes Schutz Stehender eine andere Existenz, wie es hundert andere schon getan. Aber die Weihe zu empfangen und dann als erbärmlicher Feigling das Leben hinzuwerfen, das ist eine Lösung des Konfliktes, die im Leben nicht leicht vorkommen wird und die in der Dichtung unwahr und peinlich wirkt. So muß dieses Werk in seiner Idee als verfehlt bezeichnet werden. Wohl aber verdienen die technischen und formellen Vorzüge alles Lob, vor allem die Charakteristik der Hauptpersonen, die Erfassung des bäuerlichen Milieus, die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Sprache. An

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manchen Stellen freilich schleicht sich auch ein falsches Pathos ein, so in der Abschiedsszene zwischen Simon und Maria.

Die Würdigung der letzten schriftstellerischen Leistung Wichners ist der Darstellung seines Werdeganges vorangeeilt. Nach dem Austritt aus dem Alumnat, den auch die Evamutter gefaßt hinnahm, suchte er beim Steueramte unterzukommen, wurde aber abgewiesen und war tief unglücklich: „Ach, wir armen dummen Menschlein erblicken oft in einem Schicksalsschlage ein entsetzliches Unglück, indes uns der Vater aller Wesen in seiner unendlichen Güte sachte auf den rechten Weg leitet." So wandte Wichner seine Blicke wieder der Alma mater zu und beschloß, unter ihre Fittiche zu flüchten, ein schwieriges Unterfangen, da er selbst das Reisegeld pumpen mußte und während seiner akademischen Jahre keine Postanweisungen erwarten durfte. Durch einen Freund aus dem „Kasten", wie das Priesterseminar im Studentenmunde hieß, erhielt Wichner über die Ferien 1875 eine Stelle als Hofmeister der Söhne des Grafen Spangen in Niederösterreich, lernte in der Verwalterstochter Marie Matthiasch seine spätere Frau kennen, kam mit bescheidenen Mitteln im Herbste nach Innsbruck und begann nun mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur als Haupt- und der klassischen Sprachen als Nebenfach. Mit Hilfe der Empfehlungen seiner ehemaligen geistlichen Vorgesetzten sowie eines spät und schwer errungenen Stipendiums hat der Dichter die Universitätsjahre überstanden. Die Not und Beschränkung, die er schon im Elternhaus kennen gelernt hatte, blieb ihm auch hier treu. Und trotzdem gedieh er trefflich. „Merkwürdig . . . im Seminar, wo es mir an nichts gemangelt hatte, war ich immer kränklich; in Innsbruck, wo Schmalhans so oft die Küche beherrschte, wurde ich von Tag zu Tag gesünder und im Genuß der akademischen Freiheit ein so lustiger Kamerade, daß einige akademische Verbindungen um meine Gunst warben."[1]) Wichner hatte nicht die Mittel, einer Verbindung beizutreten, vom horror vacui in seiner Tasche durchbebt, verzichtete er auf alle Burschenherrlichkeit und wurde dafür an dem festgehalten, wodurch ihm eine glückliche Beendigung seiner Studien möglich war: am Studiertisch. Aber trotz seinem Mangel hat Wichner im Kreise seiner Kollegen viele schöne und lustige Stunden verlebt, hat viele interessante Persönlichkeiten kennen gelernt, darunter Studenten, die aus dem einen oder anderen Grunde, meistens aber wegen ihres zu vielen „Mooses" alte, bemooste Häupter wurden und ein verpfuschtes Leben beklagten, Existenzen, die Wichner mit lebendigen Farben zu malen verstanden hat und als warnende Beispiele allen ernst strebenden Hochschülern vor Augen stellt. Wer Wichners Schilderungen gefolgt ist, der versteht die bekannten ironischen Verse, die der Dichter als Motto eines Kapitels seines Hochschulromanes setzt:

---

[1]) „An der Hochschule", S. 134.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„'s gibt kein ſchöner Leben
Als Studentenleben,
Wie es Bacchus und Gambrinus ſchuf;
In die Kneipen laufen
Und ſein Geld verſaufen,
Iſt ein hoher, herrlicher Beruf."

Während Wichner ſchon als Supplent im Studierſtädtlein angeſtellt war, legte er die Lehramtsprüfung ab, erhielt dann eine Profeſſur im altertümlichen, romantiſchen Krems an der Donau, wo er ſich ſein Neſt bereitete und wo er noch heute hauſt. Die Wachau aber, die ſeine zweite Heimat wurde, fand in dem Dichter einen Verkünder und Sänger ihrer Schönheit, der dieſen gottgeſegneten Landſtrich in wahrhaft hinreißenden Schilderungen geprieſen hat.[1])

Den Rahmen der bisherigen Darſtellung von Wichners Leben und Wirken boten ſeine drei biographiſchen Romane, in denen er viel Lebenserfahrung, viel Dankenswertes, Anregendes, Belehrendes und Unterhaltendes niedergelegt hat. Der größere Teil ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeit aber liegt in den kleinen Erzählungen, die er in mehr als einem Dutzend Bänden geſammelt und denen der Wiener Verlag H. Kirſch in der trefflichen Serie „Für Hütte und Palaſt" eine Heimſtätte geſchaffen hat.[2]) Es iſt weder Aufgabe, noch Abſicht dieſer Zeilen, den Inhalt dieſer Bände zu beſchreiben. Was wäre von Wichners bildendem und erziehendem Wirken geſagt, wenn man etwa anführte, daß er gegen die Trunkſucht predigt, dem Aberglauben und der Geſpenſterfurcht entgegentritt, den Geiz verdammt und die Undankbarkeit an den Pranger ſtellt, daß er für die Stiefmütter eine Lanze bricht, den Handwerkern ins Gewiſſen redet, auf daß ſie pünktlicher und verläßlicher ſeien, daß er Volksbräuche ſchildert, daß er Rätſel aufgibt oder daß er die Berechtigung der Dichtkunſt erweiſt? Was immer zu wiſſen dem Volke frommen mag, das findet in Wichner ſeinen Geſtalter und Verkünder, der bald mit ſonnigem Humor, bald mit ſcharfer Satire, mit Ernſt und eindringlicher Mahnung ſein Amt als Volksbildner und Volkserzieher verſieht, ein Amt, dem Wichner auch als Redakteur der in Krems erſcheinenden „Volksbildungsblätter" obliegt. Die Technik ſeiner Erzählungsart iſt faſt überall dieſelbe. Zuerſt bringt er eine allgemeine Erörterung über das Thema, deſſen Behandlung ihm notwendig erſcheint, dann folgt die Erzählung, durch die der allgemeine Satz verlebendigt und anſchaulich gemacht werden ſoll.

[1]) Die Wachau in Wort und Bild. Photographiſch aufgenommen und herausgegeben von Martin Gerlach, Text von Joſef Wichner. Einleitungsgedicht von Hermann Hango." Wien, Gerlach & Wiedling, 1913.

[2]) „Alraunwurzeln" (6. Aufl., 1912), „Aus der Mappe eines Volksfreundes" (4. Aufl., 1907), „Erlauſchtes" (1895), „Jahresringe" (1899), „Im Frieden des Hauſes" (1902), „Zeitvertreib" (1904), „Aus ſonnigen Tagen" (1907), „Von des Lebens Leid und Luſt" (1910) u. a.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie Wichner es versteht, den richtigen Ton zu treffen, wie er sich in jedes Detail zu versenken vermag, wie er in lebensvoller, anschaulicher Weise erzählt, dafür möge als Probe ein Stück der Plauderei „Der erste Schultag" folgen.[1]) Nach dem Hinweise auf die Tatsache, daß der erste Schulbesuch — nicht zuletzt durch die Schuld unkluger Eltern, die bei jeder Unart mit der Schule drohen — sehr oft von den Gefühlen der entsetzlichsten Furcht und des Widerwillens gegen die Schule begleitet ist, erzählt er die Geschichte vom Mollinger Franzl aus Großwalchen, der ebenfalls ein großer Schulfeind war und trotz allem Zureden von Vater, Mutter, Vettern und Basen nicht in die Schule wollte, so daß ihn die Mutter einfach hinziehen mußte.

„. . . Na, da tät ich ihn halt bringen, den Franzl, den Widerwill; aber halt so viel g'schreckt ist er, gar so viel g'schreckt . . ."

„Das macht nichts, Mollingerin," fiel ihr der freundliche Lehrer mit seiner weichsten Stimme ins Wort; „ich und der Franzl, wir werden uns schon vertragen . . . ist ja so viel ein liebes Buberl mit seinen roten Wangerln und den goldigen Kraushaarln . . . na, Franzl, schau mich einmal an!"

„Ja . . . du," dachte der Franzl, „du red'st mir lang gut . . . ich schau dort in den Winkel, wo der schwarze Ofen steht."

Aber der Herr Lehrer, das war einer, gar ein Schlauer!

Er kümmerte sich scheinbar um den Franzl gar nicht, sondern sagte zur Mutter: „Jetzt geht nur, Frau, und wenn ihr mir einen Gefallen tun wollt, so bringt mir eine Feile, daß ich das häßliche Horn wegbringe, das mir heute Nacht auf der Stirne gewachsen ist."

Die Kinder kicherten und der Franzl dachte: „Ein Horn auf der Stirne, das habe ich noch nie gesehen!"

Und warf schnell einen Blick auf den Lehrer.

Da war kein Horn, aber auch keine Glasaugen, wie der Göd gesagt hatte, sondern ein liebes Gesicht und ein gar freundlicher Blick . . . rein zum Verwundern! Die Frau Mollinger hatte die Gelegenheit benützt und war in der Türe verschwunden; der Lehrer aber lächelte, griff in seine Tasche, wo es geheimnisvoll klingelte, zog einen funkelnden, nigelnagelneuen Kreuzer heraus, gab ihn dem Franzl und sagte:

„Da schau, Franzl, was ich dir gebe! Gelt, da machst Augen? So einen schönen, ganz goldigen Kreuzer hast dein Lebtag noch keinen gesehen! Und weißt was? Der gehört dir ganz allein, wenn du fein brav bist und ruhig sitzen bleibst. Komm nur, kleiner Mann, wirst sehen, es ist gar wunderschön in der Schule bei den vielen Kindern, die dich alle gern haben, und beim Lehrer, der dir viele, viele schöne Geschichten erzählen wird."

Damit nahm er den Franzl bei der Hand und zog ihn zwischen den Reihen in die hinterste Bank, und da saß nun das Büblein und

[1]) „Aus sonnigen Tagen", S. 22.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaute allweil seinen wahrhaft herrlichen Kreuzer an und überlegte in seinem Herzen: „Soll ich oder soll ich nicht?“

Und dann schaute sich der Franzl, indes der Lehrer seines Amtes waltete und auch andere Kinder, die ein Mäulchen zogen, vertröstete, den scheuen Blick vorsichtig immer weiter richtend, in der Schulstube um, auf die grüne Bank mit den runden Löchern, auf den Nachbarn, der ihm fremd war, auf die Fenster, auf den Glaskasten, und dann wieder auf den Kreuzer.

Ei, da war an der Wand ein gar großes Bild mit allerlei Farben und mit Strichen, schier wie Schlangen, und mit schwarzen und blauen Flecken . . . das war denn doch nichts für den Franzl, daheim auf Wies und Feld und am Bach und im Wald, da war es gewiß tausendmal schöner!

Und dort im Kasten, da standen richtig Vögel, ein Hahn, eine Gans, eine Meise und auch ein Fuchs war drin . . . der hatte Glasaugen, und anderes Getier; aber keines rührte sich, und keines regte sich, und keines ließ seine Stimme hören . . . ach, was war das für eine Lust daheim, wenn da alles durcheinanderlief und fluderte und krähte und gackerte und miaute und bellte und der Franzl der tollste in all der Bruderherrlichkeit einer noch nicht zur Besinnung gekommenen Natur! Und wiederum . . . dort oben ein Tisch, aber nichts zum Essen drauf . . . nur Bücher und Papier, und daheim . . . der Franzl verspürte ordentlich Hunger und sah im Geiste, was der mütterliche Tisch und die mütterliche Speisekammer jede Stunde zu bieten pflegte, und dann . . . dann schaute er wieder wehmütig auf den Kreuzer.

War denn diese tote Schulherrlichkeit da den Tausch und den Kreuzer wert? Auf einmal erhob er sich, marschierte zwischen den Bankreihen und den staunenden Gesichtern der Buben und Mägdlein zum Pulte vor, an dem der Lehrer saß, stellte sich auf die Zehen, legte das funkelnde Geldstück auf den Tisch und sagte:

„Du . . . da hast den Deutzer . . . i deh ham!“

Und draußen war er.

Und der Herr Lehrer? Hat er ihn nicht bei einem Flügel erwischt und wieder hereingezogen?

O nein! Der hat nur recht herzlich gelacht und sich gedacht: „Geh nur, Buberl, heute ist mit dir so nichts anzufangen; aber . . . morgen ist auch noch ein Tag, und da du, wie deine für dein Alter gar nicht so unweise Überlegung und Entscheidung gezeigt hat, nicht auf den Kopf gefallen bist, so wird es nicht lange dauern, und du findest Geschmack an dem scheinbar toten Schulgeräte: denn der Geist erst ist es, der wahrhaftig lebendig macht!“

Der Geist ist es, der wahrhaft lebendig macht. Das kann man als Motto über Wichners sämtliche Werke setzen. Der Geist eines gesunden, lebenskräftigen Volkstums ist es, der aus seinen Schriften weht und ihnen Leben gibt. Ein literarischer Feinschmecker mag an

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen einfachen Geschichten keinen Gefallen finden, Wichner sagt ja selber, daß er für diese Leute nicht gekocht habe. Es ist eine kräftige Hausmannskost, die er bietet und die dem Volke auch mundet. Die Dankschreiben, die Wichner von Gesunden und Kranken, von Verzagten und Verirrten, von Priestern, Arbeitern, Bauern oder Studenten bekommt und in denen von dem Segen berichtet wird, den seine Werke gestiftet, die sprechen mehr und deutlicher, als die besten Rezensionen es vermöchten, denn es ist eine Sprache vom Herzen zum Herzen.

Als der Bürgermeister von Bludenz, der die Mutter Eva einmal bitter gekränkt hatte, sein Unrecht wieder gut machte und im Verlaufe des Gespräches sagte: „Mich nimmt nur ums Himmels willen wunder, woher dir diese Weisheit kommt, daß du mit jedem Worte den Nagel auf den Kopf triffst, und hast doch in den Schulen beinahe gar nichts gelernt!", da antwortete ihm die Eva: „Daß ich etwas Gescheites gesagt hätt', weiß ich nicht, aber wenn meine Red' manchmal gescheiter ist als ich selber, so mag's wohl gerade daher kommen, weil ich nicht lange überleg', sondern kurz heraussag', wie ich's drinnen hab' und wie mir's ums Herz ist. Ich mein' halt, unser Herrgott hat's jedem recht ins Herz gepflanzt; aber der Verstand, die Berechnung und die Klugheit und die Hinterlist und die Selbstsucht, die halten Wache und wollen das Gute nicht herauf lassen."[1]) Dieses prächtige Herz, das immer weiß, was not tut, das mit den anderen fühlt und mit ihnen leidet und mit ihnen sich freut, dieses Herz hat auch Josef Wichner, wiewohl er in den Schulen sehr viel gelernt hat. Es ist eine bittere Wahrheit, „daß der Volksschriftsteller für sein Wirken außer dem Bewußtsein der guten Tat und der Anerkennung edler Menschen keine anderen Schätze einheimsen kann, so lange der Büchermarkt nur zu vielfach den Leidenschaften frönt und selbst reich begabte Geister im Solde der Sünde stehen".[2]) Aber die Zeit wird kommen, in der alle Kreise, denen es um wahre Volksbildung zu tun ist, jene Persönlichkeiten auf den Schild heben werden, die ihr ganzes Leben, Wissen und Können in den Dienst dieser hehren Aufgabe gestellt haben, und zu diesen Persönlichkeiten wird in erster Reihe Josef Wichner gehören.

---

[1]) „Im Schneckenhause", S. 296.
[2]) „Aus der Mappe eines Volksfreundes", S. 256.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder aus Sizilien.

Erinnerungen an die IV. Wiener Universitätsreise 1913.

Von **A. Gley**.

Am Molo in Triest erwartet uns eine wohlbekannte, gute alte Freundin: die „Amphitrite", welche bereits 1910 die Söhne der Alma mater an die Küsten der österreichischen Adria führte und die sie im Frühling 1911 an die Gestade von Hellas trug. Diesmal ist ihr Ziel die alte Trinacria!

Immer wieder entzückt die Fahrt durch unsern dalmatinischen Archipel: eine mehrfach gereihte Perlenschnur, in Größe und Schönheit verschieden, schimmernd auf azurblauem Grunde. Ein Tag ist dem lieblichen Lesina gewidmet, das mit seinen Agaven, Johannisbrotbäumen und den blühenden Macchien den Auftakt gibt zur großen Farbensymphonie des sizilianischen Frühlings. Am Morgen des 4. April steht plötzlich eine weiße Stadt vor unseren Blicken, mit festen Mauern und hohen Türmen, venezianischen Kampanilen und gotischen Palästen: es ist Curzola, und dahinter ragt der finstere Bergrücken, auf dem noch heute der Schakal haust. Eine flüchtige Wanderung durch die Gassen und Gäßchen der engen Kleinstadt zeigt den vielhundertjährigen Dornröschenschlaf, der über Dalmatien liegt, das aber jetzt, wie es scheint, erwachen will. Viele Häuser stehen leer, die stolzen Venezianer-Paläste sind heute Ruinen, das Blau des Himmels schaut durch ihre reich ornamentierten Spitzbogen und zierlichen Säulengalerien; an den gemeißelten Toren, wo die Wappen edler Geschlechter verwittern, sprießt das Unkraut in großen Büscheln zwischen den Sitzen. Nichts blieb als eine Ahnung von dem Glanze der venezianischen Republik, der alle diese Inseln einst überstrahlte, und die geflügelten Löwen von San Marco, die auf den Stadttoren von Zara und hier an den Portalen des Domes wachen, in dessen geheimnisvollem Halbdunkel das warme Kolorit des Tintoretto über dem Hauptaltare leuchtet.

Bald versinkt dieses Märchenbild hinter den Furchen des pflügenden Dampfers, der nun direkt der Ostküste Siziliens zustrebt. Nördlich von Korfu hat das Meer noch nichts von jener Bläue, die man beim bloßen Namen der Jonischen Inseln zu sehen glaubt; die leuchtet erst auf, wenn man sich der Straße von Otranto nähert. Hier begann

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber auf der „Amphitrite" ein holdes Schaukelspiel, das manchem sehr auf die Magennerven ging, und Poseidon forderte reichliche Opfer.

Doch alle Tücken des Meergottes waren vergessen, als wir am 6. April die in der Morgensonne erglänzenden „Zinnen von Syrakus" begrüßten. Noch vor 125 Jahren klagten englische Reiseschriftsteller über die Beschwerlichkeiten eines Aufenthaltes in dem schmutzigen Nest. „Dieses gewaltige Syrakus", meint Brydone, „konnte eine athenische Flotte von 2000 Segeln vernichten, konnte 200.000 Mann Karthager zurückschlagen, und ich habe nicht einmal einen Tisch zum Schreiben, kaum ein Bett in einer elenden Herberge und nichts zu essen." Und auch Goethe ist von Girgenti aus in großem Bogen um den Südostzipfel herum nach Catania gereist und hat den Namen der Stadt Syrakus nicht einmal erwähnt. Um wieviel es seitdem in dem italienischen Städtchen etwa komfortabler geworden, haben wir — vielleicht gottlob — nicht erfahren während unseres eintägigen Aufenthaltes; aber dieser eine Tag überschüttete uns mit Eindrücken und Wundern seltenster Art. Nirgends berührte uns die klassische Landschaft so wundersam wie bei Syrakus, und in bezug auf die Großartigkeit der historischen Denkmäler kann sich kaum eine andere Stätte mit der Residenz des Hieron und Dionysios messen.

Korinther gründeten die Stadt auf der Insel Orthygia und von da aus wuchs sie nach Westen hinüber über das 150 Meter ansteigende Felsplateau in die Berge hinein und ward zur Millionenstadt, die an Ausdehnung das kaiserliche Rom überragte, der Sammelpunkt großer Gelehrter und stolzer Dichternamen. Erdbeben, Bürgerkriege, fünf Belagerungen hat die Stadt ausgehalten; dann warf Rom seine Legionen unter Marzellus nach Sizilien; es fällt eine Stadt nach der andern. Agrigent fällt, es fällt Syrakus und beginnt zu sinken. Freilich berichtet Cicero noch 200 Jahre später, daß es „die größte der griechischen und die schönste aller Städte" sei, aber es kann sich nicht mehr von diesem Fall erholen. Das heutige Syrakus ist schüchtern vom Lande wieder auf die Insel des Ursprungs zurückgetreten und fristet, von der Wehmut der Vergänglichkeit gedrückt, zwischen den Trümmern — allerdings in der Zerstörung noch von gigantischer Wirkung — an einem versandeten Hafen und in einer durch Ausdünstungen der Sümpfe verdorbenen Luft ein kümmerliches Dasein. — Aber der Syrakusaner ist stolz auf die Vergangenheit seiner Vaterstadt und trägt die Erinnerungen daran zur Schau wie ein Bettler einen Theaterkönigsmantel. In diesem Stolze behauptet er sogar, daß sie lange vor Ägypten im Besitze der Papyrusstaude gewesen, die noch immer an dem versumpfenden Bache Ciani (einst Kyane) wächst. Das stimmt wohl nicht; immerhin war es interessant, diese Erinnerung an die Ruhmeszeit der alten Griechenstadt aufzusuchen. Wir fuhren die öden Ufer des Anapo hinauf in die schmale Kyane hinein. Dichtes Schilf faßt die Ufer dieses Flüßchens ein, bis wir an die erste Gruppe der Papyrusstauden kommen. Diese werden immer dichter und dichter, und in der Tat, ein befremdender Anblick ist es, diesen „verlorenen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kindern des Nils" hier auf sizilianischem Boden zu begegnen. Schlank und glatt steigen die dreikantigen, 3 bis 4 Meter hohen Halme empor und wie Palmenkronen wehen die langfaserigen Wedel der Wipfel im Wind hin und her. Es soll Hieron II. gewesen sein, der im dritten Jahrhundert vor Christus diese Pflanze von Ptolemäus II. Philadelphos erhalten habe, obgleich italienische Gelehrte wissen wollen, daß sie erst, wie so vieles andere, durch die Araber im neunten Jahrhundert herübergekommen sei. Auch in der Stadt selbst begegneten wir diesen einzigen lebendigen Überbleibseln jener uralten Tage, als wir nämlich der lieblichen Nymphe Arethusa unseren Besuch machten. Da spiegeln sich die zarten, grünen Wedel im Wasserbecken jener wundervollen, von Glycinien umsponnenen Fontäne, wo der griechische Flußgott Alpheios die durch das Meer vor ihm Fliehende eingeholt und wo sie Hochzeit gehalten. Ihren vollendet schönen Kopf mit dem fein geschnittenen Profil konnten wir im Museum (am Domplatze) auf den Arethusamünzen bewundern, die wohl zu den schönsten des Altertums gehören. Dasselbe gilt von einer Reihe von Kleinfunden, wie Tongefäßen, Terrakotten, Bronzefiguren aus griechischer Zeit, die die großen Skulpturen weit übertreffen, etwa mit Ausnahme des göttlichen Zeuskopfes und der kopflosen Venus von Syrakus. An diesen Werken freilich lernen wir die wunderbare Wirkung kennen, welche eine vollendete Meißeltechnik aus dem parischen Marmor zu holen wußte, und zu welchen Leistungen umgekehrt der parische Marmor die Künstler anspornte!

Uns zieht es bald hinaus zur „Neapolis", der Region der alten Stadt. Durch Vignen, Kirchhöfe, Zitronengärten dehnt sich die endlose Mauer des Dionysios, die uns den Weg weist. Wer ist ihr gewaltiger Baumeister gewesen? Hier herrschte einst ein Tyrann, hart, aber klug auf das Wohl seiner Stadt bedacht. Als es galt, den siegreichen Scharen des Karthagers Himilkon Trotz zu bieten, da arbeiteten im glühenden Sonnenbrand 60.000 Menschen mit 6000 Joch Ochsen und schufen zur Vervollständigung der Befestigungen in 20 Tagen die fehlenden 6000 Meter der Mauer. Himilkon vermochte mit seinen Hunderttausenden den Widerstand nicht zu brechen und mußte abziehen. Heute ragen die Zeugen einstigen kraftstrotzenden Heldentums ruinenhaft aus dem wilden Gewirr der Tropenflora, die den Abhang bedeckt, hinaus in die blendende, reine Luft.

Wir stehen vor dem bedeutendsten Bauwerk jeder griechischen Niederlassung, dem aus dem fünften Jahrhundert vor Christi stammenden, heute noch deutlich aus dem Felsen tretenden Theater; mit seinem Durchmesser von 134 Metern und den 60 halbkreisförmigen Sitzreihen war es das drittgrößte aller griechischen Theater. Wie überall, so haben die Griechen auch da einen unvergleichlichen Punkt gewählt: denn von hier eröffnet sich die Aussicht auf ein klassisch schönes Stück Welt, auf das sich neigende Plateau mit Gärten, Häusern, Ruinen, auf die reizvoll geschwungenen Uferlinien, auf die Häfen und das tiefblaue Meer, in dem dort drüben das Inselchen Ortygia mit den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baukastenhäusern der neuen Stadt zu schwimmen scheint. Die Thymele, ein lieblicher Altar des dramatischen Gottesdienstes, steht nicht mehr, wie sie sollte, in der Mitte der Orchestra; auch die Bühne ist nur in Trümmern erhalten. Was für Klänge brachen sich an diesen steinernen Stufen, als dort unten in der Orchestra des Aeschylos „Perser" oder des Sophokles Tragödien der atemlos lauschenden Menge die Taten jenes finsteren, gewaltsüchtigen Geschlechtes vorführten, das auf der Larissa von Argos und auf dem Hügel von Mykenä gewohnt! Und hier, von der Höhe des Theaters haben die syrakusischen Frauen und Greise einst jenem fürchterlichen Kampfe zugesehen, bei dem die im Hafen eingeschlossene athenische Flotte vernichtet wurde.

Die tiefe Kluft zwischen Griechen- und Römertum wird klar, wenn sich der Blick zum Amphitheater, das in nächster Nähe liegt, wendet und sich die Erinnerung an den Lärm der Gladiatorenkämpfe und die grausamen Tierhatzen der entarteten Römer aufdrängt, die sich in jener Arena abspielten. — Daß hier auch Märtyrerblut geflossen, davon erzählen die Inschriften in den Katakomben von San Giovanni. Der mitteilsame Führer im Mönchskleide begleitet uns durch ein Labyrinth von unterirdischen Gewölben und Höhlen, Gängen und Kammern, die an Geräumigkeit sogar die römischen Katakombenanlagen hinter sich lassen. Da schlief mitten im Bannfrieden heiliger Altäre die Matrone Placidia; da blühen auf bloßgelegten Sarkophagen römische Märtyrernamen — wie Sempronia, Petronia, Nereus — gleich blutigen Passifloren vor den Augen des Beschauers auf. Da redet von einem Kindergrab des vierten Jahrhunderts die rührende Sprache der römischen Katakomben zu uns und dort ein Soldatengrab. Jedenfalls gehören diese Gräber, wie ihre christlichen Embleme — das Kreuz oder konstantinische Christusmonogramme — zeigen, einer späteren Zeit an.

Zwischen den Theatern liegen auch noch die deutlichen Mauerreste von Hierons 198 Meter langem Opferaltar, auf dem einst ungezählte Hekatomben dargebracht wurden. Von dieser jetzt mit Rasen dicht bewachsenen Ara mag einst Opferrauch aufgestiegen sein in so dichten Schwaden, daß wir ordentlich Respekt vor der Körperkonstitution der Alten bekommen müssen.

Der Höhepunkt der syrakusanischen Sehenswürdigkeiten sind aber die Latomien, die keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat. Will man in Syrakus den Frühling in seiner vollen Pracht und die sizilianische Natur in ihrer ganzen Üppigkeit sehen, dann muß man in diese ehemaligen Steinbrüche hinuntersteigen, wo die weißen Kalksteinwände wie Treibhausglasscheiben auf die Vegetation wirken, die dort unten wuchert. Zwischen den schwereren Laubmassen wogten die feinen Zweige des Pfefferbaumes, der Waldlorbeer stand in weißer Blüte und die Mimose ließ ihren Goldregen über das Dunkel der Zypressen rieseln. Efeu mit Blättern so groß wie Ahornlaub umschlang die Bäume, der Boden zwischen ihnen war grün von wilden Callas, von Akanthus mit ungeheuren Blättern und zahllosen

Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Margariten, Levkojen, Veilchen und Iris. Zwischen all diesem verschieden schattierten Grün sah man die steilen Wände von Steinwurz bedeckt und gewaltige freistehende Säulen in Weiß oder Rot, Gelb oder Grün. Jetzt erhöht dieses Farbenspiel die Schönheit des Ganzen. Aber einst, als Gefangene und Sklaven diesen feuchten, unentrinnbaren Naturverliesen das ungeheure Steinmaterial zum Aufbau der Millionenstadt abringen mußten, verursachte der blendende Glanz der Felsen den dort unten Arbeitenden nur Qual. Dynamit, Lyddit, Melinit waren damals noch nicht bekannt; um so mehr müssen wir uns wundern, wie es möglich war, so ungeheure Steinblöcke abzutrennen. Kamen dabei einmal ein paar Dutzend Menschen um, so war das nicht weiter schlimm. Erzählt doch Thukydides, daß allein in der Latomia dei Cappuccini 7000 gefangene Athener verschmachtet sein sollen, nachdem sie dort 70 Tage lange von der Sonne des Tages und der Kälte der Nacht, von Hunger und Durst gepeinigt worden. Nur wenige erlangten ihre Freiheit wieder — durch die Macht des Gesanges; mit einem Chor des Euripides rührten sie das Herz des Tyrannen von Syrakus, der in einer dieser Felsenhöhlen, dem „Ohr des Dionysios", auch die leisesten Gespräche seiner Gefangenen verfolgen konnte.

In diesem Paradiese, mit dem die gütige Natur heute alle Schrecken der Vorzeit vergessen macht, sucht das deutsche Herz nach einem deutschen Dichtergrabe; denn in der Nähe der Latomien hat ein unglücklicher Schönheitssucher, ein Sänger des klassischen Hellenismus, seine letzte Ruhestätte gefunden, August von Platen. Auf seiner ruhelosen Wanderung durch die sikulischen Gefilde erlag er hier der Malaria, von der die Insel auch heute noch nicht völlig erlöst ist. Ergriffen verweilen wir einige Augenblicke vor der lorbeerumkränzten Marmorbüste im Garten der Villa Landolina mitten unter der Blumenpracht des Südens, die sich um den Sockel drängt und die er so ergreifend besungen.

Da wir dem Hafen zuschreiten, zittert schon das Abendlicht über den sanften Höhen des Hyblas, wo 5000 Arten von Wiesenblumen den Bienen Nahrung geben, und über der jetzt wie Amethyst durchsichtigen Bergkette im Westen. Rastlos eilen unsere sehnsüchtigen Blicke über diese hinweg; sie suchen vor allem den Ätna-Riesen, den die Sizilianer schlechtweg „il monte" nennen; denn ihm gegenüber verdienen alle übrigen Berge des Landes diesen Namen nicht und nur ihm allein kommt er zu. Gegen ihn ist der Vesuv ja ein Zwerg, den er um das Dreifache der Höhe überragt. Aber Wolkenschleier verhüllten sein Haupt, und auch am nächsten Tage, wo er uns als der grandiose Hintergrund des Bildes von Taormina imponieren sollte, ließ uns der alte Herr antichambrieren; den ganzen Tag blieb er bis über die Ohren in seinen grauen Mantel gehüllt und ohne jede mitfühlende Regung für unsere heißen Wünsche. Nur jenen wenigen Auserwählten, die sich etwa um $^1/_2$6 Uhr früh bereits auf Deck befanden, zeigte sich seine rosig-weiße Pyramide für einige Augenblicke, während sich das Schiff

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Bucht von Giardini verankerte. Aber wir sind ihm ganz nahe; an derselben Stelle, wo wir ans Land steigen, setzt er keck seinen Fuß ins blaue Meer. Die Blöcke, die vor uns liegen und die der weiße, salzige Schaum umzischt, hat er geworfen; auch durch das Grün der fruchtbaren Gartenlandschaft sieht man sie massig gestreut. Alles ringsum ist dicht bevölkert, denn die reichen Vignen, Zitronenwälder und Kornfelder liefern doppelt so viel Ertrag wie die des Festlandes. Nur so erklärt sich's, daß die Untertanen dieses Tyrannen, der das Land mit furchtbarer Majestät beherrscht, sein Gebiet nicht verlassen wollen, trotzdem sie von einem Tag auf den andern vor dem Ausbruche seiner Wut nicht sicher sind.

Und nun Taormina! Das gehört wohl zum Schönsten im schönen Italien! Schon die aussichtsreiche Straße, die in Windungen zur 250 Meter hoch gelegenen Stadt hinanführt, das griechische Theater, in seiner Lage dem von Syrakus ähnlich mit dem Blick auf die ganze Ostküste, die sich im herrlichen Schwung um den Fuß des Atna herumzieht, alles voll Frühlingsduft und Sonnenglanz: das sind Eindrücke, die so eigentlich beweisen, wie arm die Sprache an Superlativen ist, wenn man überhaupt an eine Beschreibung denkt. Aber von solchen Panoramen gilt das Wort, das ein großer Künstler von der Musik geprägt hat: „Musik ist Göttliches auf Erden, beschreiben kann man's nicht, jedoch empfunden kann es werden!" Hier hat der erhabene Gedanke der Griechen vom Theater, das wie ihr Drama aus dem Boden nationalen Lebens herausgewachsen, seinen höchsten, idealsten Ausdruck gefunden: keine aufgezimmerte Bude mit vergoldetem Flitterwerk, keine täglich allen Zuschauern den Verbrennungstod drohende Falle, sondern ein lichter, dem Fels harmonisch angepaßter, gewaltiger, offener Tempel der höchsten Kunst, unter blauem Himmel, im Angesichte der Götter; bequem für Zehntausende, für den Ärmsten wie für den Reichsten gleichmäßig gut zu übersehen wie zu hören.

Am Nachmittage legt unser Schiff im Hafen von Messina an. Wie eine scharfe Sichel umschlingt es die geschwungene Landzunge und von ihr hat die alte Stadt auch den Namen Zankle bekommen. Wer denkt jetzt nicht an jene Schreckensnacht zwischen Weihnachten und Silvester des Jahres 1908, da die Natur in dem unglücklichen Messina vielleicht die größte aller Schlachten geliefert hat? Haben es die Messinesen doch übers Herz gebracht, auf diesem traurigsten Ruinenhaufen des weiten Erdenrundes sich neue Heimstätten zu schaffen? Fast scheint es so, wenn man sich dem Ufer nähert. Man sieht da von den prächtigen Palästen am Kai vielfach ganze Fassaden. Auch das berühmte Standbild des Neptun im Hafen ist auf den Füßen geblieben, so daß man zuerst nicht so viel von der Verwüstung bemerkt, ja sogar an eine Wiederauferstehung denkt. Aber das scheint nur so. Kaum setzt man den Fuß ans Land, muß man schon über die Risse der Kaipflasterung springen, die, aus großen Lavasteinen bestehend, in langen Reihen auseinanderklafft und zum Teil mehr als einen Meter tiefer gesunken ist. Es war eine furcht-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bare Kraft, welche hier die feste Erde wirbeln ließ, fast wie dort draußen vor alters die Charybdis. — Aber welch ein Bild der Zerstörung noch immer, wenn man tiefer in die Stadt dringt! Auch jetzt noch jeder Beschreibung spottend! In manchen Straßen ist an dem Schutt der Tausende von Häusern nicht gerührt worden; es ist noch alles geradeso, wie es das Erdbeben in einigen Sekunden durcheinandergerüttelt hat. Hohe Paläste sind in sich zusammengebrochen, in der Mitte gespalten worden, vom Dach bis zum Boden. Die eine Hälfte ist eingestürzt, die andere steht noch und zeigt die innere Einrichtung der Wohnungen bis ins vierte, fünfte Stockwerk. An den Wänden hängen noch Bilder und Spiegel und von den Fußböden der einzelnen Stockwerke baumeln noch Strohmatten zum nächst tieferen herab, bis zum ersten Stock; denn bis zu diesem hinauf ist der Boden mit Schutt ausgefüllt und man kann über diese Trümmerhügel direkt durch die Fenster der Ersten-Stock-Wohnung treten. Hinauf, hinunter auf schon festgetretenen Pfaden klettert man weiter, alle Augenblicke legen sich Balken und Trümmer vor die Füße. Schmerzlich ist der Anblick der Überreste des Domes, dessen Grundstein Roger 1098 selbst gelegt; denn Messina war den Normannen vor allem lieb, es war der prächtigste Edelstein ihrer Krone. — Endlich hört man die Tram, welche die schnurgerade Viale di Martino durchschneidet und uns hinausführt auf das weite, mit den Goldfrüchten Messinas erfüllte Plateau, jenseits dessen sich der wunderbare Campo santo erhebt — nein erhob, denn die Kolonnaden und die Kunstschätze dieses herrlichsten Friedhofes von Italien, des Rivalen Genuas, sind natürlich auch zusammengestürzt, und heute ist dort ein Massengrab. Jenseits sehen wir aber schon Neu-Messina aus Brettern zusammengenagelt: die Stadt der Lebenden neben jener der Toten. Die letztere ein steinernes Gedicht an Schönheit und Harmonie, aber in Trümmern, die neue eine Hütten- und Barackenstadt, so nüchtern, so scheußlich neu etwa wie eine der Minenstädte in Nordamerika, die über Nacht aus dem Boden wachsen, wenn irgendwo Gold gefunden wird. Aber sie ist dicht bevölkert, und sogar das Wort „Universität" liest man auf dem Schilde einer Bretterbude! Doch ist außer diesem Provisorium noch wenig verwirklicht von den gewiß besten Absichten der Regierung für eine neue Stadt. An einigen Neubauten im Zentrum sieht man allerdings die Durchführung des japanischen Systems der einstöckigen Häuser in jener Art, wie sie sich auf so unruhigem Boden am besten bewähren. So blüht also neues Leben aus den Ruinen, deren lange Erhaltung aber den spekulativen Messinesen, die sich gerade seit der Katastrophe eines regen Fremdenverkehres erfreuen, weit einträglicher scheint als eine Neustadt.

Die Lichter von Reggio schimmerten lebhaft zu uns herüber, als wir zum Schiffe zurückkehrten.

Die Fahrt durch die berühmte Meerenge der Scylla und Charybdis vollzog sich leider während der Nacht. So ließen sich die grausigen Schilderungen „der schön gelockten Tochter des Helios" sowie die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erzählungen des erfindungsreichen Dulders Odysseus nicht nachprüfen. Immerhin scheinen die Herrschaften die Sache doch etwas übertrieben zu haben. Einen dieser Wirbel in der Nähe des Leuchtturmes von Messina, wohin man nach neueren Forschungen die Charybdis verlegt und in den zur Zeit Friedrichs II. der Fischer Cola Pesce (das Vorbild von Schillers Taucher) stieg, haben wir beobachtet: diesen kleinen Strudel, hervorgerufen durch den zur Springzeit verstärkten Gezeitenstrom, fürchtet heute wohl kein Schiffer mehr; die Sizilianer nennen ihn wegen der gekräuselten Ränder seiner Kreise unschuldig genug „il garofalo“ (Nelke).

Der Beherrscher der Winde, Meister Äolus, muß nicht gerne früh aufstehen, denn seine Untertanen, die Winde, lagen noch alle um die Insel des Herrschers, um Stromboli, in tiefer Ruhe, als die „Amphitrite“ sich dem stillen, friedlichen Eiland näherte. Wir aber mußten trachten, schon um 6 Uhr bei den Booten zu sein, die uns ans Land trugen; denn wir wollten ja diesen alten Schornstein der Unterwelt besteigen. Wenn auch relativ nicht hoch (926 Meter), imponiert er doch durch seine ganz eigenartige Struktur: in Asche gehüllt, ragt das Haupt des Berges in den Himmel, rauch- und wolkenumlagert, ein steil ansteigender, in seiner obersten Formenbildung ewig wechselnder schwarzer Kegel. Immerfort zuckt und zittert der Boden in dem ganzen von ihm beherrschten Gebiete, unheimlich drohend rollt der unterirdische Donner. Freilich, wer einmal die furchtbaren Paroxysmen des Vesuv, zum Beispiel im Jahre 1906, oder die Ausbrüche des Ätna gesehen, weiß, daß der Stromboli ein Kind, ein Spielzeug nur im Vergleich zu diesen Riesen ist. Dort tobt es wild und stoßweise, das Feuer schäumt in brausender Wallung zischend empor aus dem brodelnden Kessel, eine nach langem Ringen ihren Kerker sprengende Urkraft; hier arbeitet es ruhig und in ziemlich gleichmäßigen Abständen: langsam nur steigt die glühende Masse, wie von einem Atemdruck gehoben, und langsam senkt sie sich wieder hinab; es ist nur ein Ebben und Fluten in regelmäßiger Wellenbewegung. — Und nun hinauf! An den kleinen Häusern des Städtchens vorbei, durch Weingärten und knorrige Ölbaumwäldchen zwischen Aloezäunen strebt die stattliche Karawane der Höhe zu. Nach und nach wird die Vegetation kümmerlicher und dann breiten sich die braunen, leeren Lavafelder vor uns aus, die allmählich bis zum Aschenkegel ansteigen, der immer größer, immer steiler erscheint, je näher man ihm kommt. Endlich erstirbt jeglicher Pflanzenwuchs; kein Strauch, kaum etwas Ginster und Wolfsmilch sprießt auf dem Lavaboden, kein Vogel besucht diese Öde. Wir sind auf einer Brandstätte ohne Leben und Regung; in endlosen Serpentinen windet sich der Weg durch die bräunliche, verwitterte Lava empor. Sie sieht aus wie das Gekröse aus einem aufgerissenen Riesenleibe. Es ist ja auch das Eingeweide der Erde, das hier, heiß wie ihr Blut, schrecklich zutage tritt. Viele werden den Anblick so häßlich finden wie den von Schlackenfeldern bei einer Fabrik oder einem Hüttenwerke. Schon sind die Wände der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sciarra sichtbar, eines mächtigen Bruchfeldes an der Nordwestseite der Insel, und hier ist nun eine der vielen Krateröffnungen, welche die Gewalt der aufbrechenden, die Erdkruste zerberstenden Dämpfe in die Flanke des Berges gerissen haben, in voller Tätigkeit: weiße, wolkenähnliche Dämpfe entquollen dem Trichter, die mit donnerähnlichem Getöse sich Luft machten, eine Menge Steine (Lapilli und Bomben) flogen hoch empor und prasselten klirrend die schwarzen Halden hinab dem Meere zu; man hatte etwa den Eindruck, wie wenn Minen in einem Steinbruch explodieren. — Je höher wir kamen, desto unangenehmer wurde der Aufstieg. Der Hauptkegel ist ein Haufen von Bimssteinstückchen und Asche, in die der Fuß mit jedem Tritte einsinkt (drei Schritte hinauf und zwei zurück, anders kommt man nicht vorwärts), — ein Geröll ohne Halt; Dampf dringt aus den Löchern, die der Führer mit dem Stocke in die feine Asche bohrte. Und dann — etwa 2 Stunden hatte die Mühseligkeit gedauert — standen wir oben. Beiläufig 40 Meter vom Kraterrande mußten wir stehenbleiben: aus der Tiefe donnerte uns ein mächtiges Halt entgegen. Dumpf fauchend und brüllend stieß diese Bosheit von Berg schwarze, dickqualmende Wolken von Rauch und glühenden Lapilli aus, intensiver Schwefeldunst raubte uns fast den Atem und der feine, schwärzliche Aschenregen hinderte am Sehen und Weitergehen. Nachdem es uns also versagt war, einen Blick in die Geheimnisse des Herzens unseres Mutterplaneten zu tun, eilten wir, im Sturmschritte teilweise, hinab in die Ortschaft. Die freundlichen Leute, die in ihrer Ruhe und Behäbigkeit einen auffallenden Gegensatz zu den quecksilbernen Sizilianern bilden, überboten sich in liebenswürdiger Gastfreundschaft: kein Haus, keine Pergola, die nicht zu Kostproben ihres prächtigsten Landesproduktes, des lichten Malvasiers oder jenes schwarzen, schweren, feinwürzig duftenden Weines einluden, der nach Cette wandert und, mit glänzenden Goldetiketten versehen, als Bordeaux oder Burgunder seinen Weg durch die Welt macht. Mit diesen Weinen ist es aber eine eigene Sache: in ihnen steckt nicht wie in unseren österreichischen der kleine, neckische, schäkernde, kosende, schelmische Bacchus, der plaudert und lacht und singt; dieser sizilische Gott ist ein tückischer Dionysos, dem gewaltiges Feuer durch die Adern rollt und dem man nicht trauen kann. Mit ihm läßt sich durchaus nicht der leichte, scherzende Umgang pflegen, den wir mit unserem nordischen Weingott ungestraft zu unterhalten gewohnt sind. — Nach einbrechender Dunkelheit verabschiedeten sich die braven Stromboleser mit einem kleinen Feuerwerk; das schien dem alten Stromboli jedenfalls zu kläglich; denn sofort schickte er sich an, zu zeigen, wie man eine solche Sache richtig anpacken, wie ein richtiges Feuerwerk aussehen müsse: da schlugen aus der Sciarra wie unter dem Drucke einer im Innern arbeitenden Esse stoßweise die roten Flammen empor, große, glühende Steinraketen aufschleudernd, bald gerade in die Höhe, bald sie in Garben rings umher streuend. Sie fahren hinauf, höher, immer höher; dann scheint es, als blieben sie oben unbeweglich hängen, und langsam

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schweben sie wieder herunter in den Krater; einzelne aber rieseln, blutrote Feueradern in die Flanken des Berges zeichnend, gleich Rubinen an den steilen Wänden herab — ein grausig schöner Anblick! Noch lange sahen wir den Berg, einem riesigen Leuchtturm gleich, in kurzen Zwischenpausen aufblitzen, während unser Schiff der strahlenden Hauptstadt Siziliens zusteuerte.

Wenn man aus dem alten, grabesstillen Syrakus und von den Ruinen Messinas nach Palermo kommt, so ist es, als ob man aus dem Tode ins blühende Leben einträte! Hier kommt der Begriff einer süditalienischen Stadt, wie wir uns einen solchen im Norden bilden, entschieden mehr zum Ausdruck als sonstwo, mehr sogar als in Neapel. Alles ist aus dem Geiste der Sonne geboren und hat jene Formen angenommen, die uns als originell überall in die Augen fallen. Das Leben dieser Stadt ist gleichsam von der Sonne durchkocht; es schäumt, es brandet, es atmet. Man kommt ja gar nicht zur Besinnung: es lebt alles, der Himmel lebt, das Meer lebt, die ganze Natur. Und die Menschen? Die toben und lärmen wie die Jungen, welche soeben in die Ferien entlassen wurden und denen der Schulmeister nichts mehr zu sagen hat. Alles lebt im Genusse der vollen Daseinsfreude. Allerdings ist auch hier nicht alles Gold, was glänzt; denn verlassen wir die Straßen des Reichtums, die Contrada nuova oder Macqueda, die von dem Cassaro, dem Toledo Palermos, in dem Platze Quattro Cantoni rechtwinklig geschnitten wird, und treten in die Nebenstraßen ein, so finden wir diese krumm, winklig und voll Schmutz. Auch hier hängt von Fenstern und Balkonen, gerade wie in Altneapel, die unsaubere Wäsche, lustig im Winde flatternd. Das Volk arbeitet vor den Türen unter aufgespannten Zelttüchern, die schlecht gekleideten Frauen flechten, sticken, stricken und waschen, die Verkäufer schreien und toben, als ob sie gespießt würden. Und womit handelt das? Mit drei oder vier Artischocken, einigen Fenchelwurzeln oder Maronen, etlichen Fischen, einem alten Hut und, wie ich einmal sah, mit einem Strick. Solange zetert das, bis es gerade den passenden Käufer für den Strick gefunden hat oder bis es heiser ist. Es wird aber nicht heiser, bevor es seine Ware an den Mann gebracht hat. Dabei handelt es, feilscht es, gestikuliert es um die paar Soldi, als stände die Existenz auf dem Spiele. Schrecklich ist das Gebettel. Nicht nur alles, was blind, lahm, verkrüppelt ist, fällt die Fremden an, auch die Gesunden fordern mit ausgestreckten Händen ihren Tribut. Noch größere Quälgeister sind die Droschkenkutscher. Kaum haben sie ein Opfer erblickt, fahren sie darauf zu, und zwar so dicht auf den Leib, daß einem die Passage versperrt wird. Ist man einen glücklich los geworden, kommt nach kaum zwanzig Schritten ein zweiter oder es stellen gleich ihrer vier bis fünf ein förmliches Wettfahren an, um den Fahrgast zu erwischen. Und das jammert und brüllt und belästigt den ahnungslosen Fremden, bis man sich zuletzt vor Angst in eine Droschke setzt und froh ist, wenn einem die Räder derselben beim Vorfahren nicht über die Zehen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gingen. Es wird einem oft grün und gelb vor den Augen und doch kann man nicht leugnen, daß in diesem Gewoge etwas Berauschendes liegt. Man weiß nicht, was interessanter ist, die Stadt oder die Menschen dieser Stadt — oder gehört beides zusammen wie Musik zum Tanze? — Um die unaussprechliche Schönheit Palermos zu genießen, tut man gut, etwa den Königsberg hinauf, nach Monreal oder zur Zisa, einem altsarazenischen Bauwerke im Westen der Stadt, zu fahren. Der königliche amphitheatralische Aufbau von Neapel oder Genua fehlt hier freilich; die Stadt liegt in einer meilenweiten Ebene, der „Conca d'oro", der goldenen Muschel, umrahmt vom Bergen, die zwar kahl sind, aber wunderbar schön und fein in ihren Linien. Wo sich dieser Gebirgskranz öffnet, an der Meeresseite, da lagert die köstliche Perle Palermo mit ihren Häusermassen, Kirchen, Palästen, Türmen, Landhäusern. Vor uns in der Ferne aber das blaue Meer mit den weißen Segeln in der heißen Sonne, ungemessen, endlos. Und um die Häuserwelt welche Gartenfülle, aus der sich hochstämmige Palmen, ernste Zypressen und Platanenriesen aus einem flimmernden Gewoge von Blüten hervorheben! Der Duft von Millionen von Zitronen, Orangen, von Rosen, Nelken, Jasmin und blühenden Oliven badet das Land in Wohlgerüchen. Hier jauchzt die Natur; sie atmet und glüht wie ein jugendfrisches Weib im fröhlichen Tanz am Arm des Geliebten.

Aus dem Tode tritt man hier ein in das blühende Leben — das gilt auch von der Geschichte Palermos. Nirgendwo sonst fühlt man wohl so deutlich wie hier, wo die Grenze sich zieht zwischen Geschichte und Leben. Hinter uns liegt das Altertum, erstarrt, in Staub zerbröckelnd, Griechen, Römer, Karthager, hier sind sie nur Geschichte für uns. Aber in den ihnen folgenden, jüngeren, uns näherstehenden Völkern, in den Sarazenen-, Normannen- und Staufenerinnerungen, da pulsiert noch Leben, und die unversehrten Denkmäler ihrer schöpferischen Kraft brauchen sogar vor dem Glanze der hellenischen Tempel nicht in den Schatten zu treten. Von germanischer Wucht und Kraft sind die Gestalten, die durch die Geschichte Palermos schreiten, erzdröhnend ist ihr Schritt; und ein Hauch von moderner Zivilisation umweht das Bild des größten Herrschers, den Sizilien gehabt, Friedrich II. An ihn sowie an die norwegischen Recken erinnert hier alles, Schritt für Schritt. In dem mächtigen, die Stadt beherrschenden Schlosse wohnte Roger, hier wurde Friedrich erzogen. In nächster Nähe, im Dome, liegen sie begraben. Er, der mit so wuchtigen Schlägen die weltliche Macht gegen die Kirche verteidigte, schläft in einer kleinen Kapelle unter dem Schutze der Priester den ewigen Schlummer. Es sind riesenhafte, fast schwarze Porphyrsarkophage, wirklich für ein Reckengeschlecht geformt, und darüber wölben sich Baldachine vom selben Stein. Ihre Ruhe war keine ungestörte; denn im Domschatze sahen wir einzelnes vom Inhalt der Kaisersärge, so die Krone und Mantelstücke der Fürstin Konstanze, und vom Museum wurde vieles von dem Schmuck verschleppt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einsam tönten unsere Schritte in dem mit Säulengalerien geschmückten Schloßhofe und in den öden Räumen, in welchen jahrhundertelang Waffen klirrten, Könige und Fürsten regierten und wo der Enkel Barbarossas nach Art morgenländischer Herrscher zu leben begann und ihn keine Sehnsucht ergriff nach der deutschen Heimat, deren Kaiser er war. Wir stehen in der von Roger (1132) erbauten Schloßkapelle, der weltberühmten Cappella Palatina, einer kleinen, dreischiffigen Basilika. Dieser Wunderbau ist wohl das Großartigste, was die mittelalterliche westöstliche Kunst hervorgebracht und dem sich kaum etwas an die Seite stellen läßt. Betroffen bleibt man stehen, wie gebannt schaut man sich um. Durch das dämmernde Dunkel flutet Sonnenglanz; wie funkelt und flimmert er von den goldenen Wölbungen, den schlanken Säulen, den normannischen, noch halb sarazenisch in die Höhe gezogenen Spitzbogen! Vom Fußboden bis zur Decke, von den Wänden, von den Altären und Beichtstühlen bis in die versteckteften Ecken strahlt es von Mosaik. Die ganze heilige Geschichte, die Apostel und Heiligen stehen in ihrer hieratischen Haltung, in feierlicher Ruhe, über den Säulen. Engelchöre umschweben die goldene Kuppel und hoch oben, den ganzen Raum erfüllend, steht das riesenhafte Brustbild des Heilands, die Rechte segnend erhoben, mit den drei Strahlen ums Haupt und mit den großen, weit geöffneten Augen, die so gewaltig auf den Fremdling blicken, der es gewagt, seinen Fuß über diese heilige Schwelle zu setzen. Es ist der alte, byzantinische Typus des Christuskopfes, der „Christus Pantokrator" („der Allgewaltige"), noch nicht menschlich idealisiert wie in der modernen Renaissancezeit, göttlicher aber und ergreifender in seiner vollen, stummen Majestät.

So schaut Christus in den Kirchen von Ravenna, so schaut er von der Kuppel in Monreale in riesenhafter Größe und Bewegungslosigkeit, machtvoll, wie für die Ewigkeit hingestellt, in einer Feierlichkeit und Wucht, die keine andere Technik als die Mosaikmalerei erreicht hätte. Der Künstler, der diesen Typus erfand, war ein Meister sondergleichen und keiner hat dem Geist des antiken Heilands, wie er aus den späteren Büchern der heiligen Schrift, aus den apokalyptischen Träumen des Sehers von Patmos zu uns herüberstrahlt, wie dieser erkannt und im Bilde festzuhalten verstanden.

Breiter, luftiger, größer ist das Gotteshaus von Monreale; im übrigen öffnet sich wieder vor uns die wunderbare, goldgetränkte, strahlendurchsprühte Traumwelt der Cappella Palatina, beide gehören zusammen, eins ist die Vervollständigung des andern. — Und von dem Kreuzgang, der den Garten des ehemaligen Benediktinerklosters umzieht, kann man sich schier gar nicht trennen! Man wird nicht müde, diese 300 mosaikbelegten, feingemeißelten, je paarweise zusammengekoppelten Säulen zu betrachten. An diesen Kapitälen hat die mittelalterliche Skulptur ein Meisterwerk sondergleichen geschaffen. Nicht ein einziges Kapitäl gleicht dem andern. Eine unnachahmliche Fülle von Gebilden hat der Meißel in das Geranke dieses Steinwaldes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hineingezaubert. Blätter, Blüten, Arabesken, Menschen- und Tiergruppen wechseln miteinander ab: hier ein Akanthusblatt, der antiken Kunstepoche entlehnt; dort seltsam verschnörkelte Gestalten, wie sie die Gotik liebt; dann erinnern Bänder und Linienführungen an die Alhambra. Welcher Meister hat eine solche Welt von Bildern auf diesen Kreuzgang auszuschütten gewußt? Unser liebenswürdiger Führer, Professor Salina, Direktor des Museums von Palermo, tritt an eine Säule heran und zeigt uns eine kaum noch leserliche Inschrift, die er selbst vor Jahren entdeckte: „Ego Romanus Filius Constantinus Marmorarius". Weiter wissen wir nichts von ihm. Dieser Name wird wohl kaum weiterdringen als in die Bücher der Kunstgelehrten, sein Werk aber wird stets seine eindringliche, wunderbare Sprache reden zu denen, die hieher pilgern; und mit ihm wird auch das Andenken eines andern Mannes lebendig bleiben, der in emsiger, jahrzehntelanger Arbeit sich um die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Wunderwerks normannischer Kunst in seiner ehemaligen Gestalt bemüht, des Direktors Salina.

Noch einen Moment lauschten wir dem leisen Plätschern des säulenumringten Brunnens in einer Ecke, dann genossen wir den unvergleichlichen Blick auf die Stadt und das weitgeöffnete Meer zu unsern Füßen und besuchten auf der Rückfahrt die Totengruft im Kapuzinerkloster. Ein „Unikum" heißt diese scheußliche Totenversammlung im Bädeker. Gott sei Dank, daß es keinem andern Kloster einfiel, diesen Kapuzinern Konkurrenz zu machen! Man kann sich nichts Widerwärtigeres denken als dieses Gewölbe und diese Kreuzgänge, gefüllt von hängenden, stehenden, liegenden Leichen vermöglicher Palermitaner (8000 an der Zahl nach Angabe des führenden Fraters), angekleidet wie am Todestag, die Hände übereinander gebunden, auf einem Zettel Name und Todesjahr und das photographische Porträt, um noch deutlicher zu versinnbilden, was der Tod aus Menschen macht; die Gesichter sind wie mit Pergament überzogene Totenschädel, manche zeigen noch Haare, Nase und Zunge und alle grinsen entsetzlich den Beschauer an; andere sind in Haufen von Särgen übereinandergeschichtet, jeder mit Drahtgitter und Schloß versehen; denn sie werden jedes Jahr neu angezogen. Und so erreicht diese Karikierung des Todes einen Punkt, wo man sich fragt, ob das Grauenhafte nicht in eine groteske Komik umschlägt. Diese geschmack- und pietätlosen Fratzen der Grabestragik passen nicht in den Rahmen des herrlichen Palermo, von dem wir mit einem freundlicheren Bilde scheiden wollen; denn da gibt es noch eine reizvolle Fülle von kleinen Kirchen und Klöstern, die doch ganz andere Gefühle erwecken; wie zum Beispiel das Zaubergärtlein neben der wunderlichen Kirche von San Giovanni degli Eremiti mit den drei braunroten orientalischen Kuppeln (denn Roger hat da eine ehemalige Moschee in ein Gotteshaus umgewandelt). Ihre Glocken gaben das Zeichen zur sizilianischen Vesper. Oder die „Mortarana", ein goldschimmernder Kleinodienschrein normannischer Kunst, ähnlich dem benachbarten kleinen San Cataldo, einem zierlichen Baudenkmale von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wunderbarem Reiz, und andere mehr. — Und endlich denken wir der erquickenden Stunden, die wir in manchen dieser prächtigen Gärten genossen, die uns auch einen großartigen Begriff von der südlichen üppigen Vegetation des Landes gaben. Araukarien und Palmen wachsen da so hoch wie unsere Tannen und Prachtexemplare von Gummibäumen und andere Exoten schaffen die Illusion der Tropen.

Girgenti war der Ausklang der Farben- und Formensymphonie, die an Auge und Seele in diesem glücklichen Lande vorüberzogen. — Das alte Akragas, einst die gefürchtete Nebenbuhlerin von Syrakus, ist heute zusammengeschrumpft und öde wie dieses, — aber in einem anderen Kolorit und von minder gewaltiger Tragik. Der tiefe Sturz dieser verweichlichten Griechenstadt, deren Bürger, die männlichen Tugenden ihrer Vorfahren vergessend, in der letzten verzweifelten Stunden nicht einmal den Mut fanden, für ihre Laren, Kinder und Greise mit dem Schwerte in der Hand kämpfend zu sterben, sondern feig flohen, kann uns nicht so ans Herz greifen wie der Fall des großen Syrakus. Nur der Name Empedokles', des hervorragenden Staatsmannes und Philosophen, wirft einen Glanz auf Agrigent, der dieser Stadt wirklich vonnöten ist, wenn man den Ruhm eines Staatswesens in anderen Dingen sucht als im Luxus und üppigen Leben seiner Bürger. — Es war ein langer Weg von Porto Empedocle durch den breiten Kessel, der zwischen der alten Stadtmauer und der Akropolis von Agrigent (dort oben liegt das Städtchen Girgenti) sich öffnet und erst sanft, dann immer steiler ansteigend uns zur Höhe führt. Da dehnen sich liebliche Auen, mit alten Oliven- und Johannisbrotbäumen besetzt, die ihren Schatten über die knorrigen Wurzeln breiten; kleine Gehöfte blicken durch das Grün; Ziegen und Rinder weiden zerstreut, von einsamen Hirten bewacht: eine theokritische Idylle lächelt uns an. Dieses Terrain füllte einst die griechische Stadt mit ihren unzähligen Häusern und Palästen aus. Sie muß prächtig gewesen sein und unermeßlich der Reichtum, der hier aufgespeichert lag. Davon erzählen die Tempel, die in ununterbrochener majestätischer Reihe die lange, dem Meere gegenüberliegende Ringmauer krönen und die unser Ziel sind. Einen Anblick sondergleichen mußte damals die Stadt dem in den Hafen Einfahrenden bieten, einen Anblick, den keine Stadt von Sizilien noch von Hellas zu bieten vermochte. Hinter der Küste dämmte eine hochaufstrebende Felsenmauer das Stadtgebiet ab; neben der zinnengekrönten Stadtmauer standen die Tempel, als ob den Göttern die Hut dieser Stadt damit besonders empfohlen werden sollte. Ein anderer Tempel ragte weiter oben, und auf der Akropolis, das umfassende Bild bedeutsam abschließend, standen die Burg des Tyrannen, die Tempel des Zeus und der Athene. Wer in Griechenland selbst die Tempel in ihrer weißen Marmorpracht gesehen, mag hier eine gewisse Enttäuschung erleben. Dem Anblick, das der Pantheon in seiner alles beherrschenden Schönheit oder der Tempel von Agina bietet, kann derjenige der agrigentischen Tempel nicht gleichkommen, denn es fehlt dem uralten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kalktuff die warme Patina des Marmors und durch die leeren Hallen blinkt, in Hellas mächtig wirkend, der tiefblaue griechische Himmel. — Die gedrungenen dorischen Formen wirken ungemein einfach, ernst und würdevoll und passen sich in schöner Harmonie den Bergkonturen, dem Kolorit der Erde, des Himmels und des Meeres an. Zwei Heiligtümer haben die Stürme der Jahrtausende überdauert, von den andern sind nur noch wüste Trümmermassen da. Da haben wohl nicht die Feinde allein auf diesem Felsrücken gehaust; man spürt in dieser furchtbaren Zerstörung die noch mächtigere Faust der vulkanischen Elementarkräfte und das Zucken der Erdkruste, das mit jähem Stoß die Fundamente erschütterte, die stolzen Giebel herabwarf und die Riesensäulen, in deren Kanneluren sich ein Mann verstecken konnte, auf der tiefen Talsohle zerschmetterte. Nur der Tempel der Konkordia schimmert durch das feine Gezweig der Olivenbäume in unversehrter Vollkommenheit, an den Theseustempel in Athen oder die Maison carrée in Nimes erinnernd. Diese Erhaltung hat der Bau nur dem Umstande zu verdanken, daß eine christliche Kirche in die Cella eingebaut wurde, wie wir das auch beim Dom in Syrakus gesehen. Und was ist aus den herrlichen Meisterwerken geworden, mit denen diese Tempel geschmückt waren? Im Heiligtum des Herakles befand sich die Alkmene des Zeuxis, in dem Tempel der Hera eine wundervolle Juno, in seinen Giebeln der Kampf der Giganten mit den Göttern, und von mächtigen Atlanten ward das schwere Dach getragen. Wo sind sie? Ein einziger dieser Atlanten konnte aus den Trümmern wieder zusammengefügt werden; er liegt in der Mitte der Halle des Zeustempels, an den gewaltigen Körperformen schon von weitem erkennbar. Über die Arme des Riesen, welche die verschwundene Last noch zu tragen scheinen, huschen schillernde Eidechsen. „Tempio dei giganti“ nennen die Sizilianer diese Ruinen und Säulenstümpfe, um deren schwere Kapitäle sich heute das breite, in schöngeformter Spitzenbildung steigende und fallende Akanthusblatt rankt.

Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die Frau Hitt-Sage.

Von Hans Hochegger.

Die Frau Hitt-Sage ist weithin bekannt. Die Schuljugend Österreichs und Deutschlands lernt sie schon aus den Lesebüchern kennen. Die Geschichte von der grausamen Fürstin wird ihnen zur Warnung erzählt. Da möchte man gern den Ursprung der Sage wissen, die sich an das berühmte Felsgebilde bei Innsbruck knüpft. Kann man denn das Rätsel der Frau Hitt ergründen?

Im „Tiroler Anzeiger" vom 24. Dezember 1912 habe ich eine Untersuchung über eine mißglückte Lösung dieser Frage veröffentlicht. Seither habe ich noch neue Beweispunkte für meine Anschauung gefunden. So will ich auch noch die übrigen Hypothesen gründlich durchnehmen. Die vielen Zitate werden zeigen, wie sehr sich das gebildete In- und Ausland für diese Sage interessiert hat.

Ausgehen möchte ich von der wichtigsten neuen Hypothese, die der bekannte tirolische Historiker und Urgeschichtsforscher Schulrat Zösmair aufgestellt hat. Der Aufsatz nannte sich: „Wer war die Frau Hütt? Lösung des Namens- und Sagenrätsels"[1]). Zur besseren Übersicht will ich hier seinen Beweisgang kurz darlegen.

„Die Sage ist noch keine volle hundert Jahre nachweisbar . . ., der ältesten Art begegnen wir im Jahre 1813." In einem Festspieltexte[2]) aus diesem Jahre wird von einem Bergmann erzählt, der seinen Freunden die „alte Sage" von der gottlosen Herrscherin Frau Hütt vorbringt, welche „. . . der schönen Wundergaben . . . . sich allzu kühn vermaß und den, von dem wir alles haben, in ihrem eitlen Wahn vergaß . . . . ." und darum vom höchsten Richter zur Strafe als Steingebilde in die Höhe gehoben wurde. Zösmair schreibt nun: „Hier ist die Sage ganz kurz und so allgemein gehalten, daß wir nicht mit Sicherheit erkennen können, was für ein bestimmter Frevel der Strafe zugrunde liege.

Im „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (1821)[3]) wird der Frau Hitta erwähnt, welche so stolz und grausam war, daß sie einer hilfsbedürftigen Bettlerin anstatt einer milden Gabe Steine

---

[1]) „Innsbrucker Nachrichten", 31. Dezember 1911, Nr. 298.

[2]) C. M. Heigel: „Frau Hütt oder Der schöne Bund". Innsbruck, Wagner, 1813.

[3]) Herausgegeben vom Freiherrn v. Hormayr. Wien, Strauß. S. 189—190.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichen ließ. „Hierauf ein Donnerschlag und . . . Frau Hitt stand als Felsspitze auf dem Gebirgskamm über dem Inn."

Ein Gedicht im tirolischen Nationalkalender von 1822[1]) bringt uns die letzte und bekannteste Fassung: die Riesenkönigin Frau Hitt ließ ihr beschmutztes Bübchen mit Brot reinigen und wurde zur Strafe für diesen Frevel mit ihrem Kinde sofort versteinert. — Von der zweiten Form glaubt Zösmair, daß sie dem historischen Hintergrunde noch ziemlich entspreche, während die dritte schon zu weit über das Ziel hinausschieße.

Wer aber war die Frau Hitt? Der Name kommt schon seit Jahrhunderten vor; das Jagdbuch Maximilians[2]) und alte Tirolerkarten[3]) nennen das ganze Gebiet der Sattelspitzen Frauhuet, an Frauhutten, Frauhut . . ., was doch an „Hütte einer Frau" erinnert. — Das Kloster Chiemsee hatte in dieser Gegend reiche Besitzungen und besaß auch „ob Höttinger Perg" eine Alpenhütte — dies wird bewiesen durch einen Akt[4]) aus dem Jahre 1440. Die Reichsäbtissin wurde darin einfach die „Frau" genannt; was ist also unter der „Frauhutten" anderes zu verstehen, als die Alpenhütte des Stiftes, welch dem Gebirgsstocke ihren Namen gegeben? — Die grausame Herrschaft der Äbtissin war verhaßt. — Im Jahre 1803 bereitete der Reichsdeputationshauptschluß den meisten geistlichen Herrschaften des Deutschen Reiches (auch der Chiemsees) ein jähes Ende. So war der historische Hintergrund für unsere Sage gegeben, das Volk brachte den unverständlichen Ausdruck „Frauhütt" mit einer Person in Verbindung. Natürlich war dies die Reichsäbtissin, welche die Frau war, die jede Weiblichkeit verachtete . . .

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß eine erst damals entstandene Sage so schnell Gemeingut eines Volkes geworden wäre. Alte Leute sagen auch, sie wäre ihnen in ihrer frühesten Kindheit oft erzählt worden; daß sie sich schon 1807 auf den richtigen Felszacken bezog und allbekannt war, zeigen die Ergebnisse einer in diesem Jahre vorgenommenen Höhenmessung[5]) in der Innsbrucker Gegend. Die Höhen des Brandjoches, der „Frau Hütt", des Sattelberges, des Seegrubenspitzes werden alle ganz genau angegeben. Wären sie nicht allgemein gut bekannt gewesen, so hätte eine nähere Erklärung folgen müssen. Es heißt ausdrücklich: „Die Frau Hütt", während sonst überall angehängt steht: „spitz, joch, berg".

---

[1]) Innsbruck, Wagner. Gedicht von J. S., S. 98.

[2]) Herausgegeben von Prof. Dr. Michael Mayr. Innsbruck, Wagner, 1901.

[3]) Burglechner 1611: Frauhut. Auf der Karte des Warmund Igl von 1605 fand ich: Frau Hüt M(ons). Bei Anich, 1774, kommen die Namen vor: Brand-Eck, Frau Hütt B., Sattel B.

[4]) Im Besitze des Gemeindearchivs von Hötting.

[5]) „Trigonometrische Höhebestimmungen der bekannten Berge um Innsbruck" von K. A. Fallon, im „Innsbrucker Wochenblatt", Nr. 6 vom 10. Februar 1806, ferner im „Sammler für Geschichte und Statistik für Tirol und Vorarlberg", 3. Band, 1807, S. 224 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist hier die allgemeine Verbreitung vorausgesetzt, so war dies sicher auch bei Heigel der Fall. Er wollte, das merkt man bei der Lektüre seines Schauspiels, eben auf den bekannten Teil der Sage nicht weiter eingehen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht durch Nebensächliches von seinen tendenziösen Zusätzen[1]) abzulenken.

Es gibt ältere Aufzeichnungen unserer Sage, die Zösmair jedenfalls nicht bekannt waren, sonst hätte er nicht schreiben können, man begegnete ihr zuerst im Jahre 1813 und dann 1821 und 1822. Schon die erste Auflage der „Deutschen Sagen" der Gebrüder Grimm von 1816 bringt als Nr. 233 die Erzählung von der „Frau Hütt", und zwar in der angeblich jüngsten Form Nr. 3. Dabei berufen sich die Herausgeber auf einen Aufsatz im „Morgenblatt" für 1811.[2]) Die Grimmsche Fassung ist, wie der Vergleich beider zeigt, eine gekürzte Wiedergabe der ausführlichen Schilderung Matthissons.

Ihm verdanken wir den ältesten und bekanntesten Bericht von der Frau Hitt-Sage. Er steht im 5. Bande seiner Erinnerungen.[3]) Matthisson war zweimal nach Tirol gekommen; zuerst 1799 als Reisebegleiter der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau. Daß er sich schon damals um die Frau Hitt-Sage erkundigt habe, läßt sich mit Sicherheit aus der zitierten Stelle schließen und aus einer bewundernden Schilderung der abenteuerlichen Gebirgsformen bei Innsbruck in seinem Reiseberichte von 1799.[4])

So ist die Chiemseer Hypothese gefallen. Dasselbe Ergebnis können wir auch durch indirekte Beweise erlangen. Wurde denn ihr historischer Hintergrund so sicher nachgewiesen? War die Äbtissin wirklich so verhaßt? Die Beweise, die Zösmair dafür anführen kann, sind keineswegs schlagend und liegen auch weit zurück im 13. und 15. Jahrhundert, während eine Sage wie die von der Frau Hitt nur frischem, glühendem Hasse hätte entspringen können.

Ebensowenig nachweisbar ist das „auffällige Strafgericht" über die unbarmherzige Äbtissin. Das Jahr 1803 brachte zwar den Sturz der Chiemseer Herrschaft; machte sich das aber besonders bemerkbar, da so zahlreiche, ungleich wichtigere Stifte ihres weltlichen Besitzes zu gleicher Zeit beraubt wurden, wie in Tirol nebst vielen Klöstern die Bistümer Salzburg, Brixen, Trient und Chur? Das Volk war an solches übrigens schon gewöhnt aus der Zeit Josefs II. Die Einziehung des chiemseeischen Besitzes mußte also vonstatten gehen, ohne hervorragendes Aufsehen zu machen.

Es muß sich die Frage aufdrängen, warum man dann in den Beschreibungen Tirols von der Frau Hitt-Sage so gar nichts finden könne. Auch Zösmair berief sich zur Befestigung seiner Annahme

---

[1]) Verherrlichung des Bundes zwischen Österreich und Bayern.
[2]) „Morgenblatt für gebildete Stände", 1811, Nr. 28 vom 1. Februar.
[3]) Friedrich v. Matthissons sämtliche Werke, 7. Band. Enthält: Erinnerungen, fünfter Teil. Neueste Ausgabe. Wien, Härter, 1817. S. 139 ff.
[4]) Auf Seite 64 ff. desselben Bandes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darauf, daß im großen Werke des Matthias Burglechner, dem Tiroler Adler[1]), diese Sage fehle, während andere darin erzählt seien. Es ist da aber zwischen Sage und Sage zu unterscheiden. Burglechner schrieb ein wissenschaftliches Werk über die Geschichte und Geographie Tirols. Damals galt vieles als historische Tatsache, was man heute mehr als historische Sage ansieht.

Wie wir gleichzeitige, aber verschiedene Namensformen finden, so begegnen wir auch zwei verschiedenen Erzählungen der Sage. Dies alles geht jedoch auf gemeinsamen Ursprung zurück. Die Bildung der einfachen Grundform Nr. 1 fällt aber freilich nicht in die Jahre nach 1803, sondern in eine weit zurückliegende Zeit, da auffallende Steingebilde den Menschen versteinerte Frevler schienen.[2]) Die vielen, der unseren ähnlichen Sagen dürften sich größtenteils so gebildet haben; wir können aber in diesem Falle sogar noch mit einem historischen Hintergrunde aufwarten. Es ist das die Erinnerung an eine gewaltige Veränderung unserer Gegend in grauer Vorzeit, — eine Ansicht, welche Beda Weber[3]) schon 1834 ausgesprochen und die Professor Blaas in wissenschaftlicher Weise überzeugend ausgeführt hat.[4]) Er wies nach, daß die heutige Gestalt des Gebirgszuges durch gewaltige Brüche in postglazialer Zeit entstanden sei und daß es in unserer Gegend schon damals Menschen gegeben habe, welche solches erleben mußten, wie auf Grund der prähistorischen Funde in Hötting fast sicher anzunehmen ist. „Durch Jahrhunderte mag die Erinnerung an solch erschütternde Vorgänge von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden sein, bis sie endlich die uns vorliegende, dem Bewußtsein von der gerechten Vergeltung entsprungene Form angenommen hat."

Man sah die Versteinerte. Was war ihre Schuld? Die Phantasie des Volkes legte es sich auf verschiedene Arten aus; so entstanden die Sagenformen Nr. 2 und 3. Ein westfälisches Blatt[5]) brachte heuer eine kleine Sammlung von Gegenstücken zu Nr. 2. Wenn reiche Leute in Teuerungszeiten für ihr Getreide Wucherpreise verlangten oder die Armen barsch abwiesen, wurde dieses zu Stein. In unserem Falle ist entsprechend dem rauhen Charakter des Volkes die Strafe auf die ganze Person ausgedehnt, wie auch der Frevel bedeutend schwerer war. Merkwürdigerweise findet dagegen die dritte Form in der babylonischen Sage ihr Gegenstück. Ein Weib, welches dasselbe Verbrechen der übermütigen Brotvergeudung begangen, wurde nahe dem Städtchen Hit versteinert. Man brachte die beiden Sagen

---

[1]) Manuskript im Ferdinandeum.

[2]) Sehr interessant ist der Aufsatz von Helene Gegenbauer: „Sagenbildung im Hochgebirge" in Nr. 117 der „F. N." vom 22. Mai 1911 und die Anmerkung zur Frau Hitt-Sage bei Zingerle, „Sagen aus Tirol" 2. Aufl., S. 619 bis 620.

[3]) „Land Tirol", Innsbruck, Wagner, 1837, I., S. 369.

[4]) „Die Sage von der Frau Hitt in geologischer Beleuchtung", Beilage zu Nr. 157 der „F. N." 1907.

[5]) „Münsterscher Anzeiger" vom 5. Mai 1912. (Erzählende Beilage.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich gleich in Zusammenhang,[1]) was aber Hofrat Stolz mit vollem Rechte zurückweisen konnte.[2]) Seine Worte seien eine Warnung für viele: „Der äußere Schein trügt nur zu oft, ganz besonders bei Namen, die sich zufälligerweise in äußerlicher Übereinstimmung in ganz entlegenen Gebieten finden, und namentlich auch bei der Identifizierung von Sagen, die bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Gegenden merkwürdige Anklänge und Übereinstimmungen aufweisen, ohne daß sich deshalb gemeinsamer Ursprung dieser Sagen irgendwie erweisen ließe. Es kehren eben dieselben Sagenmotive bei den verschiedensten Völkern wieder. — — — So beruht sicherlich auch die Übereinstimmung in der tirolischen Frau Hitt-Sage und in der an das babylonische Städtchen Hît geknüpften Sage (auch der zufällige, durchaus nicht vollständige Anklang der Namen) auf nichts anderem als auf einem neckischen Zufall, der ja oft in der Welt eine verblüffende Rolle spielt." So sind wir darauf angewiesen, die Sagenform Nr. 3 aus der Örtlichkeit selbst zu erklären.

Ludwig von Hörmann[3]) machte vor fünfzehn Jahren in einem Aufsatze darauf aufmerksam, daß sich hinter dem Felsen ein Sumpf befinde, der wahrscheinlich die Unterlage zu der Erzählung gegeben. War aber dies der Fall, so müßte meiner Ansicht nach deren Entstehung in eine Zeit fallen, in der dieses schwer zugängliche Gebiet schon allgemein bekannt war; also kaum vor der Blütezeit der dortigen Gemsenjagd (um 1500); doch können wir, wie wir sehen werden, uns den richtigen Sumpf auch noch anderswo denken. Früher war ja das Tal versumpft und der Höttinger Bach noch nicht eingedämmt. So kann man sich den Sumpf, von dem die Sage erzählt, auch im Tale vorstellen. Es heißt auch bei der Schilderung von der Bestrafung der Frevlerin, sie sei als Steingebilde in die Höhe gehoben worden.

Beschäftigt man sich mit der Erklärung des Namens, so verirrt man sich leicht in ein Gebiet, in welchem sich die Angaben „wie Kartenblätter gegeneinander ausspielen lassen". Der Name Hitt erinnert mich an das deutsche Hilde; darauf wies auch Ludwig von Hörmann hin. Von ähnlichen Gesichtspunkten ging Professor Schatz in seiner Abhandlung „Die Namen Hötting und Frau Hitt" aus.[4]) Er brachte die letztgenannte mit der Hilde der ältesten Gudrunsage in Verbindung. Die im sechsten Jahrhundert in Nordtirol eingewanderten Bayern hätten diese ihnen bekannte Sage in etwas veränderter Form in diese Gegend verpflanzt. Diese Hypothese wurde gestützt durch die von ihm

---

[1]) „J. N.", 14. Oktober 1909, Nr. 235, abgedruckt aus den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 13. Oktober 1909.

[2]) „Zur tirolischen Sagen- und Namenkunde", („J. N.", 12. Februar 1913.)

[3]) „Die Niobe der Alpen" in den „Wanderungen in Tirol", Innsbruck, Wagner, 1897, S. 14 bis 18. — Vgl. Zingerle, „Über Berührungen tirolischer Sagen mit antiken", in den „Beiträgen zur Anthropologie ... Tirols", Innsbruck, Wagner, 1897, S 220.

[4]) „J. N.", 1. Februar 1910, Nr. 25; populäre Wiedergabe seines Aufsatzes „Ein Zeugnis zur Hildesage" in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 50. Jahrgang, 1908, S. 34 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachgewiesene Abstammung des Namens Hötting von Hedin, dem Gemahl Hildes, und noch durch mehrere beiden Sagen gemeinsame Züge. In Lutterottis Dialektgedicht[1]) über die Frau Hitt heißt z. B. ihr Sohn Hog'n (Hagen). Eine von Schatz angeführte Urkunde aus dem achten Jahrhundert nennt eine Frau: Hitta sive Hildberga. So schiene das Rätsel des Namens gelöst.

Ignaz von Zingerle fand dagegen in ihrem Namen ein altdeutsches Wort Hitt = Riese.[2]) Er brachte damit auch die Waldfrau Hitte, von der man sich im Unterinntal erzählt, in Verbindung, dann das im Oberinntal bekannte wilde Weib Hidde-Hadde und den Riesen Hidde. Ferner noch den Berg Hitt im Bregenzer Wald und den an seinem Fuße gelegenen Ort Hittisau. Schließlich verglich er noch die isländische Sage von der Frau Hitt mit der unseren[3]) und fand da wieder viele Anknüpfungspunkte.

Bald nach Erscheinen meines Aufsatzes im „Anzeiger" äußerte auch Richard von Kralik seine Vermutung über die Entstehung der Frau Hitt-Sage.[4]) Er erblickte im tirolischen Heldenepos von der Frau Virginal Züge aus derselben (ich gebe ihn hier frei wieder): „Frau Virginal ist eine Wunderkönigin, die mit ihren Riesen und Zwergen ihren Sitz in einem hohlen Berge bei Jeraspunt (wohl Onipontum, Innsbruck) hat. Sie wird von einem bösen Feinde bedrängt, der, wie es scheint, seinen Sitz am Ortler hat. Vom Fortleben dieser großen mythologischen Sage (aus dem 13. Jahrhundert) zeugt die Volkssage vom Eingange in den Berg und die Sagen von der Frau Hitt, denn nach einer Sage bei Heyl weiß das Volk von einem Eingange ins Innere des ganzen Frau Hitt-Gebirgsstockes zu erzählen. Eine andere Spur gibt ein alter Theaterzettel des Pradler Bauerntheaters, der ein Drama ‚Frau Hütt' anzeigte. Die Namen der Frauen aus der Umgebung der Heldin erinnerten an die Namen in der Virginalsage."[5])

Ich habe dem Frau Hitt-Drama des Bauerntheaters nachgeforscht und mit Frau Josefine Weiß, der Direktorin desselben, darüber gesprochen. Dem Stück liegt aber auch keine alte Sagenform zugrunde. Frau Weiß hat es frei nach der bekannten Ballade Eberts verfaßt. Mit der Frau Virginal hat also dieses Stück nichts zu tun.

So war ich daran, den Gedanken an den Zusammenhang der beiden Sagen zurückzuweisen. Auch der Sinn der beiden schien sich fremd, denn Virginal ist eine Bedrückte, Frau Hitt eine Bedrückerin. Sollte auch letztere Sage von der Virginal-Sage abstammen, so müßte

---

[1]) Gedichte von C. von L(utterotti), Innsbruck, 1854, S. 104.

[2]) Sagen, 2. Aufl., S. 620.

[3]) Maurer, „Isländische Sagen", Leipzig, 1860, S. 53 (erwähnt von Zingerle, wiedergegeben von Hörmann).

[4]) „Frau Hitt-Virginal", im „A. T. Anzeiger", Jänner 1913, Nr. 2. Der dort ausgesprochene Gedanke ist schon angedeutet in der Einleitung zum 4. Bande des deutschen Götter- und Heldenbuches.

[5]) An einen Hörselberg, wie ihn Kralik vermutet, läßt auch das uralte Venusbad in Hötting denken.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch jene Frauengestalt eher „Virgl" als „Frau Hitt" heißen, da das Volk gerade solche Namen getreu zu bewahren pflegt.

Da fand ich aber eine Sagenform, welche nicht ausschließt, daß umgekehrt die Virginal-Sage ein Ableger der Frau Hitt-Sage sein könne.

Der Wiener Johann Kyselak bringt in der Beschreibung seiner Fußreise durch Österreich und Bayern (1825)[1]) eine Sagenform, die gänzlich verschollen ist. Zuerst schildert er eine frühere, goldene Zeit. Dann: „Glücklich lebten anfänglich die Menschen unter ihrer Königin Frau Hütt; sie wählte das irdische Reich, um ihren Sohn Ol, den sie von Tyr, einem Bergriesen, soll empfangen haben, für die Welt und die Regierung zu leiten. Allein der Sohn mißglückte, von seinem rauhen Vater besaß er die Wildheit, der Mutter Güte war ihm fremd; geduldig gab sie nach, die Klagen der Menschen wie ihre eigenen niederdrückend. Bald strebte Ol um Alleinbesitz, um Freiheit vom Mutterbefehl. Nur Laster konnte ihm dazu verhelfen; Hütt war unverletzbar, verlor aber seit ihrem Umgange mit Tyr die Gewalt über Wasser. Dieses wußte Ol. Er riß einen Felsberg vom Sollstein, daß dadurch die glatte Martinswand entstand, schleuderte ihn abwärts ins Tal, wo noch der Berg Isel ein Stück davon ist. Der Innfluß dämmte sich, der See wuchs, Menschen und Tiere wurden seine Leichen; Frau Hütt floh auf die Alpe und flehte um Rache. ‚Ja, Rache soll dir werden, törichte Mutter!', lautete einer höheren Macht furchtbare Stimme; ‚die du den Sohn verzogen und jene dir Anvertrauten verwarfst. Jeder Blitz soll dein Haupt erschüttern, wie dein Sohn die Menschen quälte, und doch kein Ende dir schimmern, als bis zum zweitenmal der hochgeschwellte Inn auch von diesem Sitz dich vertrieb! Dein frevelnd Ol jedoch möge erfahren, was ein harter Kopf für Schläge fühlt.' Und es sprangen die Felsen, es stürzte ihr Damm; hinab drang das Meer von Fluß und riß den gottlosen Ol, der freudig das gräßliche Mordspiel gesehen, mit in die wässerige Welt; vom Rumpfe brach ihm das Haupt, der Körper streckte als Salzberg sich hin auf die Höhen von Hall; das Haupt aber floß (wurde vom Wasser mitgerissen) und klebte nachher am Ufer des gesunkenen Inn; man nannte es dazumal Kopfstein (Kufstein am Ausgang des Unterinntals), baute Mauern darüber und kämpfte und grub auf der kriegerischen Burg, wie in den Eingeweiden des Salzberges, bleibend mit ewiger Mühe! Dies die Geschichte von der Frau Hütt, in möglichste Kürze verengt."

Eine solche Erzählung hätte man freilich nicht erwartet. Man sieht, die Frau Hitt-Sage hat mehr als lokale Bedeutung. Sie erzählt ausführlich die Entstehungsgeschichte der wichtigsten Punkte des Inntals. Diese Sagenform hat sehr alte Züge. Sie ist ein schlagender Beweis für die Ansicht des Professors Blaas, es habe sich die Sage aus der Erinnerung an gewaltige Veränderungen der Innsbrucker Gegend in grauer Vorzeit gebildet.

---

[1]) „Skizzen einer Fußreise durch Österreich", Wien, 1829, II, 115 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieht man sich die Namen an, so läßt der Name der Frau und des Sohnes keinen sicheren Schluß zu; letzterer wurde wahrscheinlich erst in späterer Zeit durch Volksetymologie so gebildet, daß der Name Ol mit dem Namen des Vaters Tyr zusammen das Wort „Tirol" gebe. Am wichtigsten ist der Name Tyr. Das ist ja der altdeutsche Kriegsgott Tyr-Tiv-Ziu![1]) Kriegerische Geister lebten nach dem Sturze des Heidentums in den Volkssagen als wilde Riesen fort. Es kommt auch der Name des Kriegsgottes in manchen Ortsnamen vor. Man hatte dazu die Sagen, die in Nordtirol vom Riesen Tyrsus erzählt werden. Sind auch die Züge der Sagen verwischt, so kann man doch Gemeinsames finden. Tyrsus war der Gegner des Riesen Haymon, der der sagenhafte Erbauer des Klosters Wilten war.

Die Annahme, es sei die Frau Hitt-Sage ein Überbleibsel aus grauer Vorzeit, steht gerechtfertigt da. Die Frage nach der Bildung der heutigen Fassungen derselben läßt sich dagegen schwer entscheiden, da sich die Erzählungen der Sagen und der Namen in der langen Zeit allzusehr voneinander entfernt haben. Wir müssen mit der Annahme zufrieden sein, daß verschiedene Anknüpfungspunkte die Bayern als die neuen Herrn des Landes veranlassen konnten, die Sage der unterworfenen Urbewohner mit der eigenen zu vermengen.

* * *

Die verschiedenen Namensformen, welche auf uns gekommen sind, können geradeso an eine Jagd- oder Schutzhütte für Frauen oder an die Alpenhütte aus dem Besitze einer Frau wie an einen Frauenhut usw. denken machen. Mit der Namenschreibung nahm man es in früherer Zeit überhaupt nicht genau, besonders aber, wenn der Name nach dem Schwinden der alten Sprache (welche immer es gewesen sein mag) unverständlich geworden war. So blieb er der Auffassung des einzelnen überlassen und die Volksetymologie machte ihn wieder mundgerecht.

Der Name jenes charakteristischen Felsens ist aber auch dem eines Berges bei Götzens in der Nähe von Innsbruck so ähnlich, daß man leicht an einen Zusammenhang der beiden denken könnte. Er heißt Freihut. Das alte Huet (Hut) heißt Weide und die Freihut ist also ein Ort mit freiem Weiderecht. Man könnte nun sagen: Frau Hitt stamme vom selben Worte, es solle auch Freihut heißen oder es sei als Weideplatz aus dem Besitze einer Frau zu verstehen. Man würde der Frau Hitt-Sage neuerdings das große Alter und jeden ehrwürdigen Zug absprechen. Man habe bloß den Namen nicht mehr verstanden und drum eine Sage um ihn gebildet; aber da die bisher gefundenen Aufzeichnungen der Sage aus früher genannten Gründen nicht weit zurückreichen, sind wir darauf angewiesen, aus dem Namen selbst Schlüsse zu ziehen. Ich weise darauf hin, daß die mit „Frau"

[1]) Grimm: „Deutsche Mythologie", 2. Auflage, Göttingen, 1844. 1. Band, S. 175 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zusammengesetzten Wörter in der Regel die Silbe „en" einschieben. Der Volksmund pflegt ja solche nicht auszustoßen; ich habe die Frauen-Ortsnamen Tirols und der Nachbarländer durchgesehen und fand nur bei Reutte eine Kapelle „Fraubrunnen" und in Südtirol ein Joch „Frauwort" (zwischen Roncegno und Palù), andere aber schreiben „Fravort". Mir scheint es kein rechtes deutsches Wort zu sein, sondern dem italienischen „Fraporta" zu entsprechen.

Es gilt nun, alle alten Frau Hitt-Namensformen, die wir kennen, zu vergleichen. Zuerst treffen wir 1500 im Jagdbuche Maximilians die Stelle „Das Wild hetzt man vom Freyhaitannger". Die Gegend der Frau Hitt heißt dagegen „Frawhuet", „Frawhut" und „Frawhuettenspitz". Man merkt aus dem Jagdbuch daß der Schreiber als ein Mann aus einer fremden Gegend bloß die erste Silbe im Gedächtnis behalten und das Übrige so gut als möglich ergänzt habe. So läßt sich zwar schließen, daß die beiden Vorsilben schon in so früher Zeit getrennte Begriffe waren. Ob das Wort „Frau Hitt" mit einer Frauenhut zusammenhänge, ist hier unentschieden. Mit der Frauenhütte steht's ebenso. Mehr findet man aus Ernstingers Reisebuch (Herausgegeben vom Literarischen Vereine in Stuttgart, Band 39, 1871); dort beschreibt der Verfasser seine Reise durch Tirol im Jahre 1579. Darin nennt er auch „die Frauhit, ein sehr hohes Gebürg" (er rechnete nämlich auch das Brandjoch dazu, wie Karl Gsaller im „Tiroler Boten" von 1888, S. 874, nachwies). Ernstinger erscheint bis jetzt als der erste, der den Namen mit einem i-laut schrieb. Er hat auch ein Register zu seinem Werke verfaßt; da heißt es aber „Frauhitt" (mit zwei harten t); das zeigt, daß der Hauptton auf dem zweiten Teile des Wortes lag. Wäre es ein aus Frau und Hut zusammengesetzes Wort, so müßte ja wie beim Worte Freihut der Hauptton auf der ersten Silbe liegen. Gegen eine Frauenhütte spricht wieder die erste Form mit einem t und beide wegen der fehlenden Schlußsilbe (-hütte oder -hütt'n). So haben wir wieder ein Beweisstück, daß der Name der steinernen Frauengestalt und ihrer Umgebung aus zwei selbständigen Teilen bestehe.

Vor zwei Jahren vertrat Zösmair mit guter Begründung seine Ansicht, daß der Name Karwendel von den alten Bergen Karwantil stamme,[1]) und vergleichsweise führte er an, daß das Latemargebirge nach Ladimar und die Watzmanngruppe nach Waziman benannt worden sei. So kann doch auch die Umgebung einer durch den Volksglauben belebten Bildung nach dieser den Namen erhalten haben.

Gegen diese Annahme sprach aber die Zusammenschreibung des Namens. Nun fand ich aber in Grimms „Deutscher Mythologie" einige interessante Gegenstücke. Fruvrene (Frau Vrene), Vergode (Frau Gode), Pharaildis gleich Ver-elde (Frau Hilde). Wenn man ein „Frauhütt" mit diesen entstellten Wortformen vergleicht, muß dieses noch recht harmlos erscheinen.

[1]) „Der Gebirgsname Karwendel", „Innsbr. Nachr.", 4. Juli 1911.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Läßt man sich also durch die Zusammenschreibung nicht beirren, so kann man über die anderen Deutungen leicht hinauskommen.

Die Landkarten zeigen, als was man den Namen aufzufassen habe. Auf Warmund Igls Tiroler Karte von 1605[1]) heißt es: „Frau Hüt". Die Schreibart des strittigen Namens beweist, daß er die Sage und nicht die Hütte kannte. So haben wir an ihm einen wichtigen Zeugen. Auch noch einen anderen Zeitgenossen kann ich anführen. Es ist Matthias Burglechner. Die Sage muß schon sehr alt und verbreitet sein, wenn sie sogar ein Stubengelehrter wie Burglechner kannte. Auf seiner tirolischen Landtafel von 1608 steht der Name „Frauhitt" zwar zusammengesetzt, aber mit reinem „i". Da ist es ebenso nichts mit der Frauenhütte wie mit dem Frauenhut. Genau so wie Burglechner betitelte 1878 Anton von Schullern ein humoristisches Gedicht „Frauhitt".[2]) Die beiden Teile des Namens sind eben durch die alte Gewohnheit nun zu einem Worte verschmolzen. Merkwürdigerweise liest man auf Burglechners großer Karte von 1611 nicht „Frauhitt", sondern „Frauhut". War diese Änderung beabsichtigt oder nicht? Aus „Frauhut" läßt sich kein Sinn herausbringen; in einem Fall heißt es nichts, da es mit Frauenhütte nichts zu tun hat, im andern Fall schrieb man aber „Huet" und nicht „Hut". Wenn man einen Namen änderte, so geschah dies, um ihn irgendwie verständlich zu machen. In diesem Falle hätte Burglechner gerade das Gegenteil erreicht.

Er war aber gar nicht der Mann, der sich mit derartigem befaßte. So bleibt uns nur noch übrig, das „Frauhut" als Druckfehler aufzufassen, denn ‚itt' und ‚ut' ist leicht zu verwechseln. Daß die Neuausgabe seiner Karte von 1629 auch die Form „Frauhut" bringt, zeigt, daß sie nicht mehr durchgesehen wurde, wie auch der Druckfehler Barwendel statt Garwendel sich auf beiden Ausgaben findet. Fünfzig Jahre später ist auch auf dem Kärtchen beim „Ehrenkräntzl" des Grafen Brandis der Name „Frauhitt" zu finden. Dies zeigt, daß dem Druckfehler keine Beachtung geschenkt wurde.

Von den späteren Kartographen war Peter Anich der wichtigste. Er war es, der jenen Zacken so charakteristisch zeichnete, daß Matthisson darauf aufmerksam gemacht wurde. Auf Anichs Karte von 1774 und in der nächstfolgenden Zeit wird noch die Schreibung mit ü gebraucht, nur Hormayr schrieb „Frau Hitta". Doch wurde erst in späterer Zeit mit der neueren Rechtschreibung aus dem Frau Hüttgebürge ein Frau Hittgebirge, was sich jetzt fast allgemein eingebürgert hat.

Man hat den Namen öfters mit Hötting in Verbindung gebracht. den Professor Schatz von Hedin abgeleitet hat. Andere haben ihn mit dem altdeutschen Personennamen Hatto in Verbindung gebracht[3]), was der ältesten bekannten Form von 1163: Heteningen, später Heting,

[1]) Man lese den Aufsatz von P. L. Rangger: „Warmund Igl und seine Karte von Tirol" in dem 1. Jahrgange der „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols", 1904, S. 183 ff.

[2]) „Frauhitt, Ein Abend auf dem Achselkopfe." Innsbruck, Gaßner, 1878.

[3]) Schneller, Waide, Redlich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hetting, Hötting widerspricht. Beda Weber erklärt es als Het-iningen (Sitz des Hauptes).[1]) Dort hausten nämlich im Mittelalter mächtige Herren, welche die Richter über die Gegend waren. Der unermüdliche Vorkämpfer der Keltentheorie Pater Isidor Hopfner[2]) fand im Worte Hötting die Grundsilbe at, das ist Sumpf. Vor zwei Jahrzehnten erklärte Theodor Sachs in den „Innsbrucker Nachrichten" eine große Zahl rätischer Ortsnamen.[3]) Es geschah dies in einer Zeit, da man viel vom Stamm der Räter sprach, da man die Urbewohner Tirols nicht als eine Völkermischung, sondern als selbständiges Volk auffaßte. Sachs schrieb damals: „Die Silbe Frau ist durch deutsche Sinneinlegung gebildet aus dem rätischen fra, welches aber ‚über' bedeutet. Das finden wir in den Formen: per, pro, pra, pre. Wie nahe lag es nun den Romanen, die Silbe par, pra auf pratum, das ist Wiese, und fer auf ferrum, das ist Eisen, zu deuten. Die Deutschen machten aus fra eine Frau, aus fri ein frei. So haben wir ein Frauwort, das ist obere Worte, ein Freihut als Ober-Götzens und eine Frau Hitt als Ober-Hötting. Daß aber Freihut ein rätischer Name sei, ist nicht anzunehmen, da ich aus zuverlässiger Quelle gehört habe, daß man im Volke die „Freihuet" sage, was eben für die germanische Herkunft des Wortes zeugt. Sachs versucht auch zu erklären, warum sich das Ober-Götzens zu Freihut und das Ober-Hötting zu Frau Hitt entwickelt habe. Sein Beweis ist allzusehr gezwungen. Er erklärt auch die Namen Götzens und Hötting; jetzt gibt es aber bessere Erklärungen. Die Sache mit dem Freihut ist verfehlt; für seine Erklärung des Namens der Frau Hitt, die ich gern anerkennen möchte, gibt es wenigstens keinen Gegenbeweis.

Es haben manche Auslegungen der Frau Hitt-Sage viel Wahrscheinlichkeit für sich. Auf jeder Linie kann man einen überraschenden Anklang an sie finden. Die einseitige Bevorzugung solcher Anklänge hat Hypothesen veranlaßt, die einer genaueren Kritik nicht standhalten können. Die Hypothese, die Professor Blaas aufgestellt, ist zu gut begründet, um daran rütteln zu können; die des Professors Schatz kann noch immer bestehen, es sind aber daneben noch andere Auffassungen möglich, solange sie mit dem vorhandenen Tatbestand rechnen.

---

[1]) Land Tirol, I., S. 364.

[2]) „Tirols Moosburgen", „A. T. A." 12. März 1912, Nr. 58, und „An meine Freunde, die Kritiker (2.)", 12. Juni 1912, Nr. 132.

[3]) 1891, Nr. 31: „Innsbrucker Ausflüge", VII. „Die Frau Hütt".

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Confiteor.

Von Richard Seyß-Inquart.

Waldeinsam ragt ein Schloß empor
In die frühlingsweiche, lauschende Nacht.
Da pocht es heimlich am Gartentor,
Ein verschwiegenes Pförtlein wird aufgemacht.

Ins Freie tastet ein Königskind:
„Hier bin ich, — hier bin ich, mein Buhle traut!
Wie flammenheiß deine Hände sind,
Was klopft und hämmert dein Herz so laut?“

Er reißt sie an sich und stürmt voran,
Und beide irren in fliegender Hast
Waldein und waldaus, bergab und bergan,
Und finden nicht Frieden und finden nicht Rast.

„Sag, Liebster, wann sind wir am seligen Ziel?“
So fragt sie in bangem, wachsendem Leid.
„Nur stille!“ warnt er, „mein Herzgespiel!
Der Weg ist noch weit, noch jahreweit.“

Und wieder geht's über Feld und Bach,
Kein Schloß, keine Hütte sich zeigen will.
„Sag, Liebster, wo winkt uns das Brautgemach?“
„Nur stille!“ warnt er, „mein Kind, nur still!“

Doch als sie kommen zum finsteren Bruch,
Da ballt er die Fäuste, haßdurchloht:
„Deine Mutter sprach über uns den Fluch,
Drum müssen wir wandern bis in den Tod!“

Und friedlos irren seit Tag und Jahr
Die beiden im gleißenden Mondenlicht,
Ihre Augen sind trüb, es bleicht ihr Haar;
Den erlösenden Weg, sie finden ihn nicht.

Ich sehe sie wandern auf nächtlicher Bahn
Über Wiese und Rain und Waldesmoos,
Da fällt mich ein heißes Weinen an,
Ich bringe die brennenden Tränen nicht los!

Ich sehe sie wandern. — O wie mir graut,
Wie weh mir wird und wie reueschwer!
Mir ist, als ob jene Königsbraut
Meine eigene sündige Seele wär' . . .

□ □ □

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Salzers „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“.[1])

Von **Dr. K. F. v. Kummer.**

P. Dr. Anselm Salzer, Professor am k. k. Stiftsgymnasium in Seitenstetten, hatte bereits im Jahre 1893, als er die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien mit einer ebenso umfangreichen als gehaltvollen Schrift „Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters“ begrüßte, durch seine staunenswerte Belesenheit in der deutschen und lateinischen Literatur die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich gezogen, und seine Neubearbeitung der 7. Auflage der in christlichen, namentlich in katholischen Kreisen so vielverbreiteten und beliebten deutschen Literaturgeschichte von Lindemann zeigte bald darauf, daß Professor P. Anselm nicht bloß zu sammeln und zu gruppieren, sondern auch darzustellen verstehe. Nimmt man dazu noch seine in den hiezu berufenen Kreisen bestbekannte, von seinen Schülern seit Jahrzehnten mit Begeisterung begleitete Wirksamkeit als Lehrer des Deutschen am Obergymnasium, als Stiftsbibliothekar und Verwalter einer der reichst ausgestatteten Schülerbibliotheken, so muß es als ein ungemein glücklicher Gedanke der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft in München (Bürenstein) und der sie beratenden Leo-Gesellschaft bezeichnet werden, daß Dr. Anselm Salzer mit der Aufgabe betraut wurde, eine illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu verfassen.

Es erregte daher ein gewisses freudiges Aufsehen, als im Jahre 1903 eine umfängliche „Ankündigung“ der Allgemeinen Verlags-

[1]) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. In Österreich im Verlage der Leo-Gesellschaft. 3 Bände, Lex.-8°, geb. K 80·—. I. Band. Erste bis sechste Periode: Von den ältesten Zeiten bis zum Dreißigjährigen Krieg. (XIV, 608 S. mit 72 Tafelbildern und Beilagen und 157 Abbildungen im Texte.) II. Band. Siebente und achte Periode: Vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Romantik. (VII, 796 S. mit 43 Tafelbildern und Beilagen und 100 Abbildungen im Texte.) III. Band. Neunte und zehnte Periode: Von der Romantik bis zur Gegenwart. (VII, 1030 S. mit 71 Tafelbildern und Beilagen und 184 Abbildungen im Texte.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesellschaft, die „auch als Probe von Format, Papier, Satz, Einrichtung und bildlicher Ausschmückung des Werkes" dienen sollte, den weitesten Kreisen von der Tatsache Mitteilung machte, daß aus Professor Salzers Feder ein umfangreiches, vornehm ausgestattetes und äußerlich mit den bisherigen ähnlichen Werken mindestens konkurrenzfähiges Literaturwerk, das auf christlich-katholischem Standpunkte stehen sollte, zu erwarten sei. Text- und Bilderproben machten den günstigsten Eindruck; erstere, der Darstellung Grillparzers entnommen, ließ annehmen, daß das Werk bei Beginn der Ausgabe der in Aussicht genommenen „20 drei- bis vierwöchentlichen Lieferungen mit je 2 bis 3 Textbogen und 5 bis 6 Beilagen" à 1 Mark mindestens bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedruckt sei; letztere, 22 vielfarbige, 14 zweifarbige und 74 einfarbige Beilagen, waren in der „Ankündigung" bereits aufgezählt.

Das ist nun freilich anders geworden. Bereits zwei Jahre nach dem Erscheinen der 1. Lieferung, also zur Zeit, da nach der „Ankündigung" das ganze Werk fertig hätte vorliegen sollen, im Februar 1905, sah sich Prof. Salzer zu einer „Erklärung" genötigt, die das allzu langsame Fortschreiten des Werkes gegenüber den mehrfachen Anfragen und Beschwerden zu begründen suchte und den Abschluß des Werkes „in zirka 25 Lieferungen, eine Zahl, die äußerstenfalls um ein bis zwei Lieferungen überschritten wird", in Aussicht stellte.

Auch das ist anders geworden; aus den 25 Lieferungen sind 57 geworden und das im Jahre 1903 mit der 1. Lieferung begonnene Werk ist erst zu Beginn des Jahres 1913 fertig geworden. Ob zum Vorteile oder Nachteile der Gesamtanlage, soll später untersucht werden. Hier mag die Bemerkung genügen, daß das stetige Anwachsen des Werkes gegen die Gegenwart — der III., nur das 19. Jahrhundert behandelnde Band ist der umfangreichste — nicht auf Rechnung einer den Stoff nicht mehr meisternden Breite der Darstellung zu schreiben, sondern eben in der Fülle des Stoffes der Gegenwart, aus der in einem grundlegenden Handbuche keine wesentliche literarische Erscheinung verschwinden sollte, wohlbegründet ist.

Schreiber dieses hat damals, als Prof. Salzer der 15. Lieferung seines Werkes die oben erwähnte Erklärung beigab, das Werk, soweit es erschienen war, — also die ersten 31 Bogen, die die ersten fünf Perioden bis 1500 umfaßten, folglich mit Ausnahme der sechsten Periode, Zeitalter der Reformation, dem jetzigen I. Bande entsprachen, — im IV. Hefte des Jahrganges 1905 dieser Zeitschrift (S. 497—504) angezeigt, dem Verfasser wegen der durch die vertiefte und verbreitete Stoffbearbeitung verzögerten Erscheinung und wegen des in Aussicht stehenden größeren Umfanges Recht gegeben und ihn gegen diesbezügliche Klagen und Beschwerden, denen P. Anselm in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit „eine gewisse Berechtigung nicht versagen" konnte, verteidigt.

Was damals vorlag, verdiente uneingeschränktes Lob. Schon die ganze Anlage des Werkes zeigte, — gegenüber der oft fast planlos

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erscheinenden, in uferlose Exkurse sich ergießenden Darstellung so manch anderer Literaturgeschichten — den planvoll und zielbewußt arbeitenden, nie die Herrschaft über seinen Stoff verlierenden Verfasser und Fachmann.

Die Gliederung in die gleich von Anfang an festgestellten zehn Perioden, von denen fünf auf das Mittelalter entfallen, ist durchwegs festgehalten und streng durchgeführt. Jeder Periode geht eine treffliche Charakteristik des bezüglichen Zeitraumes und der ihn bestimmenden Geistesströmungen und Ideen voraus; denn der Verfasser setzt die einzelnen literarischen Erscheinungen und die dichtenden Persönlichkeiten in ihrer zeitlichen Abfolge und gegenseitigen Einwirkung, nach Stilgattungen geordnet, auch mit der inneren und äußeren Geschichte des Volkes wie des einzelnen Stammes oder der bedeutsamen Landschaft und namentlich mit der Kulturgeschichte in Zusammenhang. Dies im einzelnen nachzuweisen und namentlich auf besondere Vorzüge dieses Werkes vor anderen ähnlichen (so die Bedeutung des Christentums und der Kirche für die althochdeutsche Zeit oder die eingehende Behandlung der christlich-lateinischen Prosa und Dichtung und ihres Einflusses auf die volkstümliche Literatur der Deutschen und der Franzosen) nachdrücklich hinzuweisen, war die Hauptaufgabe der erwähnten Anzeige.

Wir konnten damals als Hauptvorzüge des Salzerschen Werkes, soweit es vorlag, feststellen: strenge Wissenschaftlichkeit, Klarheit der Darstellung, Gemeinverständlichkeit, Takt und Geschick in der Behandlung heikler Punkte oder Verhältnisse. Wir hoben rühmend die eingehende Darstellung von Oesterreichs Anteil an der Literatur des Mittelalters hervor und gedachten anerkennend des ebenso geschmackvoll und umsichtig gewählten als glänzend und gelungen durchgeführten Bilderschmuckes (Handschriftenproben u. dgl.).

Wir haben damals P. Anselm Salzers Werk als einen ebenso angenehmen wie verläßlichen Führer durch die deutsche Literatur von ihren ersten Anfängen an begrüßt und empfohlen; wir können dies Lob jetzt, da das Werk vollendet vorliegt, nur wiederholen und mit neuen überzeugenden Gründen stützen. Übrigens stehen wir mit unserem anerkennenden Urteile nicht allein: Feichtelbauer in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasiasten", Nagele und Richter wiederholt in der „Zeitschrift für das Realschulwesen", Eger in der „Literarischen Rundschau", Federer im „Aar", um nur einige der zahlreichen Besprechungen des Buches während seines Erscheinens zu nennen, haben sich ebenso lobend und rühmend ausgesprochen.

Das Ergebnis einer zehnjährigen ebenso fleißigen als fruchtbaren Arbeit liegt nunmehr in den drei Bänden Lexikonoktav mit ihren zusammen 2424 Seiten — die Seiten sind durch die drei Bände fortgezählt — vor.

Die jüngste Zeit hat eine Reihe umfangreicher illustrierter deutscher Literaturgeschichten ins Leben gerufen, welche die durch lange Jahre

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als einzige wegen ihres reichen Bilderschmuckes bewunderte Königsche in den Hintergrund gedrängt haben. Vogt-Koch, auch inhaltlich weit höher stehend als König, wird viel gelesen und auch Engel hat sich trotz seines geringeren wissenschaftlichen Wertes — der Vorwurf trifft namentlich die älteren Partien — durch seinen billigen Preis auf dem Markte einen Namen erworben. Aber alle diese Werke werden schon vermöge der gleichmäßigen, immer auf gleicher wissenschaftlicher Höhe stehenden Verarbeitung des Stoffes, wegen der dort oft vermißten eingehenden Berücksichtigung der deutsch-österreichischen Erscheinungen und im Hinblicke auf den Geist der Darstellung von Salzers Werk weit überragt.

P. Anselms Werk ist in der Schule entstanden und als ein Behelf für den Lehrer des Deutschen an höheren Schulen in erster Linie gedacht. Und als solcher verdient es in erster Linie empfohlen zu werden. Um dies zu begründen, sei auf einige Vorzüge verwiesen, die es vor allen anderen Literaturgeschichten auszeichnen und als Hilfsbuch des Lehrers ganz besonders geeignet erscheinen lassen.

Es liegt im Geiste des nach Konzentration strebenden Unterrichtes, daß Salzer wie kein anderer Literarhistoriker in seinem Werke auf die kulturellen Voraussetzungen der Dichtkunst stetig Rücksicht nimmt. Von der Ansicht geleitet, daß die Literatur als ein Teil des kulturellen Lebens nur aus der Gesamtkultur heraus richtig gewürdigt und verstanden werden könne, legt er, wie in der „Kultur" zum Mittelalter des näheren ausgeführt worden ist, den größten Wert auf die Darstellung der jeweiligen religiösen, sozialen, geistigen und künstlerischen Strömungen und ihrer Auswirkungen.

Da der Verfasser die literarische Produktion auch mit der äußeren Geschichte des Volkes wie des Stammes in Zusammenhang bringt, entstehen farbensatte Bilder, die, den jeweiligen Hauptabschnitten vorangestellt, den besten Kommentar zu den besprochenen Dichtern und ihren Werken bieten. Beispielsweise sei auf die Charakteristik der Zeit von 1150—1500 (I, 401 ff.) oder des Anbruches der Neuzeit (I, 489 ff.), der öffentlichen Verhältnisse und der Dichtkunst bei Klopstocks Auftreten (II, 777 ff.), die geistigen Gesamtzustände zur Zeit der sogenannten Vorklassiker (II, 911 ff.) usw. verwiesen. Der Historiker wie der Lehrer des Deutschen wird diese tief schürfenden, gerecht abwägenden allgemeinen Übersichten mit großem Nutzen lesen und allerlei Gesichtspunkte darin finden, von denen aus der literarhistorische Unterricht in unseren Schulen, ganz im Sinne der neuen Lehrpläne für Mittelschulen aller Art, lebendig und anregend gestaltet werden kann.

Wer näher zusieht, wird leicht finden, daß das Werk, wie der Verfasser ja im Vorworte ausdrücklich betont, im Verkehre mit den Schülern entstanden ist. Daher die Lebendigkeit der Darstellung und jene Gemeinverständlichkeit, die dadurch erreicht wird, daß jeder fremde oder neu auftretende Begriff sofort dem Verständnisse nahe gebracht wird. Wir denken hier an die lateinische Gelehrtenpoesie, an Humanis-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mus, Pietismus, Aufklärung, ältere und neuere philosophische Richtungen und dergleichen.

Als hervorragender Germanist von gründlicher und umfassendster Belesenheit mit dem mittelalterlichen Schrifttum in der gelehrten und der profanen Sprache bestvertraut, hat Salzer in der Wertung der mittelhochdeutschen Literatur den richtigen Ton getroffen und seine Urteile durch glücklich gewählte Proben begründet. Durch vieljährige Tätigkeit als Lehrer und Hauptvertreter des Deutschen am Stiftsgymnasium von Seitenstetten geübt, weiß er nicht minder in der Zeit der Klassiker Bescheid und versteht es, den ästhetisch bildenden Wert ihrer Meisterwerke darzustellen und nachzuweisen. Die Wärme des Tones, der ihn beseelende Idealismus, die Begeisterung, die er diesen unsterblichen Werken, namentlich Schillers, entgegenbringt und die dem gelehrten katholischen Priester und Mönch den Satz in die Feder fließen ließ: „Für alle Fragen der suchenden Seele hat Schiller ein erlösendes Wort", hat ihm ja sogar eine rügende Bemerkung im „Gral" (VI, 2. H., S. 114) eingetragen.

Doch nicht minder als das Mittelalter und das goldene Zeitalter der Klassiker sind dem Verfasser die Übergangszeiten und die der Allgemeinheit ferner liegenden Perioden durch eigenes gründliches Studium bekannt und vertraut, mag er uns das Reformationszeitalter, die Zeit der Nachahmung (17. Jahrhundert) oder die Haupterscheinungen des 19. Jahrhunderts bis in unsere Tage schildern. Überall hebt er, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, mag es sich um lyrische Gedichte, um ein Epos, einen Roman, ein Drama handeln, gerade jene Momente hervor, die geeignet sind, die Leser zum Nachfühlen des Schönen anzuregen und in das Verständnis der Dichtung einzuführen. Auch an Perioden und Erscheinungen, die sonst meist kurz und absprechend abgetan werden, weiß Salzer das Bleibende, Dauernde, Wertvolle hervorzuheben; zum Beispiel: kirchliche Zustände vor der Reformation und Nic. Cusanus (II, 493), die Begründung der Aufklärung und ihrer Rechtsanschauungen auf die Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts (II, 619), Gottscheds Verdienste und Grenzen seiner Wirksamkeit (II, 814—832), die Leistungen der Fürsten zur Hebung der Kultur nach dem Dreißigjährigen Kriege (II, 617) und das Wertvolle an der sogenannten Ausländerei (II, 622).

Von besonderem Werte für die Leser ist es, daß Salzer der modernen Literatur eine bisher noch nie gebotene Aufmerksamkeit widmet und, soweit dieser immer noch so aktuelle und brennende Stoff es zuläßt, sich bemüht, durch Vorurteilslosigkeit und maßvolle Ruhe, durch weise Zurückhaltung und gerechtes Abwägen nach rechts und links auch auf diesem heiß umstrittenen Gebiete ein zuverlässiger Führer zu sein. Und ein solcher ist sowohl dem Lehrer des Deutschen an Mittelschulen, der nach dem Lehrplane die Schüler auch mit den Haupterscheinungen unserer modernen Literatur bekanntmachen soll, als auch jenen willkommen, denen die Einrichtung von Schülerbibliotheken an mittleren Schulen obliegt. Dem Verfasser hat es seine viel-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jährige Tätigkeit als Leiter der Schülerbibliothek des Stiftsgymnasiums zur Pflicht gemacht, durch eifriges und gründliches Lesen sich mit der neuen Literatur vertraut zu machen. Mit feinem Takte hat er nach dem Grundsatze, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug sei, bei der Charakteristik der modernen Dichtungen das Gute in die rechte Beleuchtung gerückt und auf das Schlechte und nur für den Tag Wirkende den Schatten fallen lassen.

Der feine Takt Salzers bewährt sich besonders bei der Darstellung von Perioden und Erscheinungen, die je nach dem konfessionellen Standpunkte des Verfassers sehr verschieden beurteilt und geschildert werden, wie z. B. Reformation, Luther, Aufklärung, moderne Philosophie. Salzer stellt die jeweiligen Anschauungen mit strenger Objektivität dar und läßt ohne polemische Ausfälle die Tatsachen wirken. Sein Urteil ist durchwegs maßvoll beschränkt; so überläßt er bei der Behandlung Luthers den Verlauf der Reformation dem Historiker, die Darstellung der Lehre dem Theologen; mit strenger Objektivität, ohne Kritik wird das Wesen der Rechtfertigungslehre dargestellt. Luther ist im wesentlichen der sprachgewaltige Geist, der der deutschen Literatur von etwa 1520—1555 durch seine Persönlichkeit und Tätigkeit sein Gepräge aufdrückt; mit kräftigen Zügen werden der packende Stil seiner Flugschriften, seiner Polemik geschildert, seine Bibelübersetzung erhält uneingeschränktes Lob; doch die älteren Übersetzungen werden gegenüber der üblichen protestantischen Geringschätzung gerecht gewürdigt. Mit einem Worte: gegenüber dem kirchlichen Reformator wahrt der gelehrte Benediktiner den Standpunkt des katholischen Geistlichen, dem Sprachgewaltigen läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren. Sein Urteil ist überall mild und schwebt über den Parteien; so wenn er über Wert und Irrtümer des Humanismus und sein Versagen gegenüber dem Kunstideal handelt (I, 495), Sebastian Brants sittliche Strenge gebührend hervorhebt, Melanchthon mild beurteilt usw.

Erfreulich wirkt es, daß Salzer der Anteilnahme unseres Vaterlandes an der Entwicklung des deutschen Schrifttums vollauf gerecht wird und der Besprechung der Literaturdenkmäler österreichischer Herkunft, vorab Grillparzers, Anastasius Grüns, Halms, Raimunds usw. einen weit größeren Raum widmet, als dies in den verbreiteten Literaturgeschichten von Bartels, Biese, Engel, Koch-Vogt, Leixner u. a. der Fall ist.

Noch auf zwei Vorzüge des Buches von Salzer sei kurz hingewiesen: die glänzenden Charakteristiken der Dichter und ihrer Werke und die liebevolle Behandlung von Erscheinungen, die anderwärts vernachlässigt werden. Für erstere Behauptung müßten wir so ziemlich das Namenregister ausschreiben; wir verweisen als auf ein Beispiel besonders lebendiger Charakterschilderung auf Casper von Lohensteins Bild (II, 757); für die zweite genüge der Verweis auf das Jesuitendrama des 16. und 17. Jahrhunderts, dessen Bedeutung ja erst Zeidler betont hat, auf die Predigtliteratur der Katholiken im Reformationszeitalter, auf die sogenannte Barockliteratur des Donau-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tales (Bayern und Österreich) im 17. Jahrhundert, auf das katholische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts, Jakob Balde, P. Martin von Cochem usw. (II, 603, 613, 628, 688 ff. 694, 706).

Doch der Wert des Salzerschen Werkes beruht nicht bloß auf dem Worte, sondern liegt auch im Bilde. Auch hierin kommt Salzer einer Richtung unseres Unterrichtsbetriebes, dem Anschauungsunterrichte, entgegen. Die großen Bibliotheken und Museen von Wien, Berlin, München, Rom, Paris, Graz, Innsbruck, Heidelberg, Leipzig, Upsala, Cambridge; die Stiftsbibliotheken von St. Gallen, Melk, Vorau, Admont, Herzogenburg, St. Florian, Klosterneuburg; zahlreiche Archive und Privatsammlungen haben ihre reichen Schätze dem Verfasser zur Verfügung gestellt. Und dieses Entgegenkommen wie die Opferwilligkeit des Verlages haben es ermöglicht, dieser Literaturgeschichte ein Illustrationsmaterial beizugeben, wie es in solcher Fülle und Trefflichkeit der Auswahl keines der bisher vorhandenen Literaturwerke aufzuweisen hat. Wir finden vielfarbige und zweifarbige Tafeln aus hervorragenden Werken, Porträts in Farbendruck und in Schwarz, Handschriftenproben aus Schriften aller Art, so daß sich an der Hand von Salzers Literaturgeschichte die Entwicklung der deutschen Buchstaben in Schrift und Druck von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage fast lückenlos verfolgen läßt; Briefe von Dichtern und Schriftstellern, dann zahlreiche in den Text verteilte Bilder, eine Fülle schöner und charakteristischer Initialen usw. Und dies alles dient nicht nur zum Schmucke, sondern wie das erläuternde Wort auch der Veranschaulichung und dem Verständnisse.

Über die technische Ausführung der Bilder herrscht nur eine Stimme: sie ist ganz vorzüglich und bisher unübertroffen. Einzelne Tafelbilder, wie zum Beispiel der Codex argenteus, der Sängerkrieg auf der Wartburg, sind den Originalen täuschend ähnlich. Die gesamte äußere Ausstattung des Werkes — Papier, Druck, Einband — ist vornehm und geschmackvoll.

Es erübrigt noch, kurz auf den Inhalt des Werkes und die Gliederung des Stoffes einzugehen.

Indem wir nochmals auf die Besprechung in Jahrgang VI (1905), S. 497—504 dieser Zeitschrift verweisen, sei erwähnt, daß der erste Band die Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters in fünf Perioden behandelt: 1. Älteste Zeit bis 750; 2. Althochdeutsche Zeit (750—1050); 3. Die letzten Salier und die ersten Kreuzzüge (1056—1180); 4. Die Hohenstaufen, Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung (1180—1250); 5. Das ausgehende Mittelalter (1250—1500). Die von der üblichen Zusammenfassung der gesamten sogenannten althochdeutschen Zeit (750—1180) abweichende Gliederung in zwei Perioden ist am angeführten Orte Seite 499 f. gerechtfertigt.

Die 6. Periode behandelt den Anbruch der neuhochdeutschen Zeit. Das Alte kämpft mit dem Neuen, jenes wird mit aller Erbitterung befehdet und schon führen längst vorbereitete Ursachen jene ungeheuren Umwälzungen herbei, die den Umbildungsprozeß in un-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geahnter Weise vollenden. Dabei erweisen sich als die wirksamsten Faktoren die neuen geistigen Strömungen, die besonders die gebildeten Kreise der Nation erfüllten und unter dem Schlagworte „Humanismus" zusammengefaßt zu werden pflegen; ferner die „Reformation" und die „Gegenreformation". Anknüpfend an die karolingische und die ottonische Renaissance zeigt der Verfasser das Wesen der eigentlichen „Renaissance" und ihre Bedeutung für die Erneuerung des deutschen Geisteslebens mit einer in den übrigen Literaturgeschichten bisher nicht angewandten Gründlichkeit. Alle Vertreter des deutschen Humanismus finden eine eingehende, gerechte Würdigung. Ein eigenes Kapitel ist Luther gewidmet. So recht in das Geistesleben jener stürmischen Zeit führt das Kapitel „Satire und Polemik im Reformationszeitalter" ein, das mit Thomas Murner — eine höchst beachtenswerte Ehrenrettung des gelehrten, sittlich hochstehenden, sprachgewaltigen Franziskaners, den die landläufige, auf protestantischem Standpunkte stehende Literaturdarstellung als derbklotzigen, zotenhaften Ignoranten abzutun pflegt —, Fischart, Ringwaldt, Rollenhagen usw. vertraut macht. Daran reiht sich „Die Unterhaltungsliteratur des aufstrebenden Bürgertums" (Sprichwort, Fabel, Schwank, Volksbuch, Volkslied und Meistergesang). Neu ist die Aufnahme der neulateinischen Lyrik und Epik im folgenden Abschnitte; der Verfasser will damit das Verständnis der sich anschließenden deutschen Renaissancedichtung anbahnen. Er zeigt hier, wie auf Melanchthons Anregung hin eine große Zahl von Schulmännern das Erbe des älteren Humanismus übernahm und den antiken Bildungsstoff wieder zur Grundlage des Unterrichtes und der Erziehung machte. Erst jetzt entfaltete sich eine lateinische Schuldichtung und die lateinische Lyrik gedieh zu dem üppigsten Zweige dieser Gattung; daneben entstanden lateinische Epen und die Nachahmung des antiken Dramas begründete das kunstmäßige deutsche Drama. Die Besprechung der verschiedenen Formen des Dramas (Schuldrama, Drama der Meistersinger, Volks- und Bürgerspiele, die Englischen Komödianten, Jesuitendrama) bildet den Abschluß des in vielen Beziehungen Neues und Fesselndes bietenden Kapitels und des I. Bandes.

Zu Beginn des II. Bandes wird die 7. Periode mit der „Deutschen Renaissancepoesie und den Anfängen zur selbständigen Neugestaltung der deutschen Nationalliteratur" in Angriff genommen, wir treten in das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Zunächst begegnen uns die „Vorläufer der deutschen Renaissancepoesie" (der Heidelberger Dichterkreis); dann folgen die Sprachgesellschaften, die „Erste schlesische Schule" mit Opitz und seinen Anregungen auf den verschiedensten Gebieten, seine Nachahmer, die „Schäferdichtung"; dann die Sachsen mit dem bedeutendsten Lyriker des Jahrhunderts, Paul Fleming; die Thüringer, endlich die Hamburger mit Zesen und Rist, ihren hervorragendsten Vertretern; der Königsberger Dichterkreis mit Simon Dach, die Danziger und die Nürnberger. Bedeutender und für die Schule aktueller als alle diese „Renaissancedichter" sind die Dichter geistlicher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lieder, mit denen sich das nächste Kapitel befaßt: Paul Gerhard auf der einen, Friedrich von Spee und Angelus Silesius auf der anderen Seite; weniger dagegen der gefeiertste neulateinische Poet Jakob Balde. Auch das „Epigramm, die Satire und der Roman" dieser Zeit, mit denen sich das nächste Kapitel befaßt, haben mehr historisches Interesse. Logau bildet ein Kapitel der Vorgeschichte Lessings, Moscherosch eines in der Vorgeschichte der nationalen Erhebung, Lauremberg für Goethes „Reineke Fuchs" und nur der realistisch-volkstümliche Roman Grimmelshausens hebt sich kräftig und bedeutungsvoll aus dem Wust der heroisch-galanten Romane der Lohenstein und Konsorten hervor. Wie im früheren Abschnitte Hans Sachs, so findet hier P. Abraham a Sancta Clara, dieser vielfach verkannte Barockdichter, entsprechend der neueren Forschung eine vollauf gerechte Würdigung, und durch den Text gewinnt sein charakteristisches Bild (Beilage 69) eine besondere Bedeutung. Über den theoretisch matten, pedantischen Christian Weise hinwegeilend, gelangen wir auf das „moderne" Gebiet Robinsons und der Robinsonaden. Das 5. Kapitel führt uns ins Drama ein: A. Gryphius, Casper von Lohenstein, die wandernden Theatertruppen, Oper, Oratorium. Als 6. Kapitel folgt der „Marinismus" (die sogenannte Zweite schlesische Schule). In diesem Abschnitte stellt der Verfasser einen bedeutsamen Hintergrund dar, von dem sich ein Gesamtbild der Zeit und ihres geistigen Lebens wirksam abhebt. Solche Kulturbilder ersetzen dem Leser eine Kulturgeschichte und tragen viel zum Verständnis der Dichtungen bei, in denen sich ja die Zeit doch nur wiederspiegelt. Ein solches Kulturbild leitet auch die nun folgende 8. Periode: „Das Zeitalter des höfischen und des aufgeklärten Absolutismus, die französische Revolution und ihre Folgen für Deutschland", ein. Der Marinismus wird überwunden, der englische Einfluß dringt sieghaft vor. Über Günther und Hagedorn, Wernicke und Brockes hinaus gelangen wir zum deutschen Vorläufer Rousseaus, dem Bahnbrecher des deutschen Alpinismus, dem „deutschen Pope", dem Dichter, der zwei Menschenalter vor Schiller den Tell besang, nicht mit so mächtigen Tönen, aber mit dem gleichen Herzschlag der Begeisterung für den „Heldenvater" und für die Freiheit, nämlich zu Albrecht von Haller. Es folgen Hallers Nachahmer, dann die „moralischen Wochenschriften", Gottsched und Bodmer, die Leipziger, die preußischen Dichter, der Kreis von Halle mit Pyra und Gleim, Uz und Götz, Ramler, Willamow, Luise Karsch, Friedrich II. von Preußen, Kleist, Blum, Ewald, Geßner. Und nun bricht die Zeit an, in der sich erfüllte, was die Besten des deutschen Volkes Jahrhunderte lang ersehnt hatten; jede mächtige Zeit hat ihre Vorzeit, die Ruhmeshalle ihren Vorraum. In diesen geleitet nun Salzer in dem Kapitel „Der geistige Gesamtzustand zur Zeit des Auftretens der Vorklassiker". Ihren Reigen eröffnet Klopstock, ihm folgen Lessing und sein Kreis, diesem Wieland und seine Nachahmer. Damit betritt der Verfasser jene Gebiete, die für unsere mittleren Schulen das reichste Bildungsmaterial liefern. Daß der Verfasser hier und in den folgenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abschnitten die Schule stets vor Augen hat, zeigt die Besprechung der einzelnen Dichtungen. Überall sehen wir den praktischen Schulmann, der es versteht, die Lektüre in anregender Weise nutzbar zu machen. Ein Vorzug der Salzerschen Literaturgeschichte vor anderen, die zumeist nur auf das rein Geschichtliche Wert legen und um die den ganzen Menschen bildenden Elemente der Dichtungen sich weniger kümmern. Und doch sind Winke, wie diese in der Schule zu behandeln sind, auch in einer groß angelegten Literaturgeschichte recht schätzenswert. — Über den deutschen Roman im Stil der Engländer geht der Weg kurzweilig und lehrreich weiter über Musäus, Michael Denis, der dem Lehrer des Deutschen nicht nur durch seine Dichtungen, sondern auch durch sein „Lesebuch" (1766) nahesteht, dann über Sonnenfels, der den Wunsch der großen Kaiserin vom Jahre 1752, „die deutsche Schaubühne auf einen gesitteten Fuß zu setzen", unter ihrem Sohne so glänzend in die Tat umsetzte, der in dem „Hof- und Nationaltheater nächst der Burg", wo „von nun an nichts als gute, regelmäßige Originale und wohlgeratene Übersetzungen aus anderen Sprachen aufgeführt werden sollten", eine noch heute als erste blühende Kunststätte mitbegründen half, zur „Genieperiode", wie die Zeitgenossen sagten, zu „Sturm und Drang", wie die Literaturgeschichte sagt, mit ihren wahren, reinen, von ständischer Beschränktheit freien Idealmenschen und rührsamen „Grazienheiligen", bis endlich Schillers „Räuber" und Goethes „Geflickte Braut" kamen und stoppten und Lichtenberg seine Feder gegen die „Originalgenies" ausspritzte. Die nächsten Abschnitte behandeln den „deutsch-nordischen Literatenkreis", die ostpreußischen Dichter, Hamann und Herder. Wie überall, wird auch hier auf die Beziehungen der Dichter zu den fremden Literaturen geachtet und alles hervorgehoben, was sich für die spätere Zeit als fruchtbringend erwies. Mit Recht würdigt der Verfasser auch Herders pädagogische Bedeutung; geht ja doch unser Anschauungsunterricht zum großen Teile auf ihn zurück. Eine ebenso ausführliche als sympathische Darstellung erfährt der Göttinger Hain. Es ist die Zeit der Musenalmanache, mit dem Göttinger (1770) an der Spitze, der patriotischen Freiheitslieder, in denen besonders die beiden Stolberg und „der feurige Hahn" dem Gallier Tod und Verderben schwören, der volkstümlichen Dichtung, die Herder aufgeweckt hatte und durch die sich die Göttinger das Herz des Volkes, vor allem der Jugend eroberten, der alten Burschenherrlichkeit, der Wiederbelebung des alten Minnesanges durch Hölty, der auf dem Gebiete des sangbaren Liedes zu seiner Zeit und noch lange nachher das Höchste geleistet hat, der in der elegischen Dichtung als Muster vorgeleuchtet hat, der weit ausgriff bis in die Gegenwart herein; denn nicht nur Matthisson und Salis, Luise Brachmann und Ernst Schulze, Hölderlin und Hebel sowie Lenau sind in seiner Gefolgschaft, sondern auch Martin Greif stand noch unter Höltys Einfluß. Es ist ferner die Zeit, da die so lange verachtete deutsche Sprache gewaltig auszuholen begann und die Dichtungen der Nationen des Erdballs

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihren Bannkreis zu bringen suchte. Den Anfang macht Voßens Verdeutschung von Homers „Odyssee" (1781), ein Meisterwerk von durchschlagendem, nicht wieder erreichtem Erfolg wie Bürgers „Leonore", ein Meisterstück der Sprache, das an 80 Beiwörter neu gewann und zu geflügelten Worten unserer Muttersprache machte. Es ist die Zeit der Ballade, die aus dem italienischen Tanzlied auf dem Wege über Frankreich und England zum episch-lyrischen Volksgesange geworden war, dessen tiefstes Wesen Bürger, geführt von Homer und Shakespeare, von Percy und Herder, ergründete. Größer noch als in der Ballade erscheint Bürger in der Lyrik, der größte hierin unter allen, ehe Goethe kam. — Von dem „jungen Goethe" und seinem Freundeskreise handelt das folgende Kapitel. In einem Vorblicke auf die Licht- und Schattenseiten des großen Dichters, auf dessen in lauter Gegensätzen sich bewegendes Leben gewinnt der Verfasser die Grundlage und die Richtlinien für eine würdige und gerechte Beurteilung des Dichters und des Menschen Goethe. Mit Goethe treten Roman und Drama an die Seite der deutschen Lyrik, mit ihm ersteht den Deutschen ihr Shakespeare, mit ihm tritt das deutsche Volk in den Rahmen der Weltliteratur, wie 100 Jahre später in den der Weltpolitik. Mit Goethe nimmt auch der Drang, die Persönlichkeit voll auszubilden, seinen Anfang, um 100 Jahre später im „Übermenschen" Nietzsches zu gipfeln und in der „Persönlichkeitspädagogik" in die Breite zu wachsen. — Goethe im Vaterhause, in Leipzig, in Straßburg, wer versenkt sich nicht immer wieder gern in die Lektüre dieser Zeiten? „Götz", „Werther", der „Urfaust" entstehen; Wagner, Lenz, Jung-Stilling, Klinger, Merck, Kestner, Jacobi, und wie die Jugendfreunde Goethes alle heißen, der Pädagoge Basedow, der Prophet Lavater treten in unseren Gesichtskreis. Dem literaturbegeisterten Major von Knebel, der Goethe mit dem Erbprinzen von Weimar Karl August bekannt macht, verdankt ein hochbedeutsames Kapitel der deutschen Literatur: „Goethe in Weimar", seinen Ursprung; hier erst lernt der junge Goethe den „Sturm und Drang" völlig überwinden. — Dem „jungen Schiller" ist das folgende Kapitel gewidmet. Wieder zeigt uns der Verfasser in einem Vorblicke die Bedeutung Schillers, des Dichters des „Ideals", der um die Freiheit ringt, weil nur in ihrem Schatten das Gute, Wahre und Schöne gedeiht. Er vergleicht Schillers Schaffen mit dem Goethes, bespricht ihre Beziehungen zueinander und zeigt, wie sie durch gegenseitiges Geben und Nehmen sich ergänzten und, jeder seine Eigenart wahrend, zu jenem Dichterpaare wurden, zu dem wir immer mit Bewunderung aufblicken. Dann erzählt er mit Liebe und Wärme von Schillers, des Lieblings der Jugend, ersten Lebensschicksalen und seinem ersten Schaffen; die Jugendlyrik und die Jugenddramen finden eine eingehende Würdigung. Die nächsten Abschnitte zeigen uns, was aus den beiden „Kerlen", die dem deutschen Volke als Geschenk vom Himmel gefallen waren, geworden ist. Wir gelangen zur „Blüte der Kunstdichtung", herbeigeführt durch „Goethes erstes Jahrzehnt in Weimar". Das nächste Kapitel begleitet Goethe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Italien und zurück nach Weimar: „Iphigenie", „Taſſo", „Egmont" ziehen an uns vorüber; wir lernen Goethe als Staatsmann, als Naturforſcher kennen, beobachten ſeine Stellung zur franzöſiſchen Revolution und ſein Verhältnis zu Frau von Stein. — Nach langem Suchen haben ſich „Goethe und Schiller" endlich gefunden. Um Goethe und den Weimarſchen Größen näher zu kommen, will Schiller ſeine Armut an Wiſſen und Welterfahrung überwinden. Er war zwar ſeit der Bauerbacher Einſiedlerzeit gewachſen, aber die kommenden Jahre mußten doch eine Zeit großer und unermüdlicher Arbeit ſein, ſeinen Geiſt zu formen und die erſtrebte Höhe zu erreichen. Mißmutig ertrug Schiller vor allem die kalte, ablehnende Haltung Goethes. Die erſte Annäherung erfolgt durch Charlotte v. Lengenfeld, die mit Frauenſorge und Schlauheit Goethe das Merkurheft in die Hände ſpielt, das „Die Götter Griechenlands" enthält; die zweite vermitteln die Naturwiſſenſchaften, die dritte Schillers hiſtoriſche und philoſophiſche Arbeiten. Sie haben die Verbindung zwiſchen ſeinen Jünglings- und Mannesjahren hergeſtellt, ihn Goethe unentbehrlich und unerſetzlich und ſeit dem „Wallenſtein" zum Klaſſiker neben Goethe gemacht. Schiller als Hiſtoriker, ſeine Studien der Antike, ſeine äſthetiſch-philoſophiſchen Schriften, die Ideendichtungen, die Xenien, Goethes „Wilhelm Meiſter", „Hermann und Dorothea", ihre beiderſeitige Balladendichtung, Goethes „Fauſt", „Die natürliche Tochter", Schillers „Wallenſtein", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Braut von Meſſina", „Wilhelm Tell" und der dramatiſche Nachlaß („Demetrius") finden in dieſem Kapitel ihre entſprechende, für Lehrer und Schüler in gleicher Weiſe anregende Würdigung. Der Lehrer bedarf kaum noch weiterer Behelfe, wenn er dieſes Kapitel durchſtudiert; denn mit großer Sorgfalt und wohl berechneter Auswahl iſt hier alles verarbeitet, was die Forſchung alter und neuer Zeit über dieſe Dichtungen zu ſagen weiß. — Mit einer Beſprechung von „Goethes und Schillers dichtenden Zeitgenoſſen" (Matthiſſon, Salis-Seewis, Kotzebue, Iffland, den Wiener Dramatikern und vor allem Jean Paul) ſchließt die achte Periode und damit der II. Band.

Auf viel verſchlungenen Wegen führt uns der Verfaſſer im III. und ſtärkſten Bande von der Romantik bis in die Gegenwart. Die 9. Periode macht uns mit der Entwicklung und dem Ausgange der Romantik vertraut. In anſchaulicher Weiſe legt der Verfaſſer „Weſen und Bedeutung der Romantik" dar, wobei er ſich nicht auf die Literatur beſchränkt, ſondern zeigt, wie dieſe Strömung auf allen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ſegensvoll erwies und wie wir heute erſt die Früchte genießen; kaum in irgend einer Literaturgeſchichte dürften die Beziehungen der Romantik zum Klaſſizismus, zur Philoſophie, Mythologie, Muſik, bildenden Kunſt und zu den einzelnen Zweigen der Wiſſenſchaft, voraus die Sprachwiſſenſchaft, den Naturwiſſenſchaften und der Geſchichtſchreibung ſo ausführlich wie bei Dr. Salzer dargelegt ſein. Das zweite Kapitel behandelt die „Dichter der Romantik", und zwar zunächſt die „Frühromantiker"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

A. W. Schlegel, Fr. v. Schlegel, Novalis, Hölderlin, Tieck; es folgen die „Heidelberger Romantiker" Brentano, A. v. Arnim, Joseph von Görres; dann die „norddeutschen Romantiker" Fouqué, Chamisso, E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, Heinrich v. Kleist und die minder hervorragenden Anhänger der Schule. Im 3. Kapitel werden die „Dichter der Befreiungskriege" vorgeführt: Schenkendorff, Körner, Arndt; ein eigenes Kapitel ist dem Schicksalsdrama gewidmet (Zacharias Werner, Ad. Müllner). Mit Recht verweilt der Verfasser lange bei der Romantik, ist sie ja doch die „ewige", in ihrer Bedeutung gerade jetzt wieder gewürdigte Dichtungsform, aus der allein unserer poesiearmen Zeit neues poetisches Leben zufließen kann. Mit besonderer Liebe behandelt der Verfasser den erst jetzt in seiner Größe gewürdigten Heinrich von Kleist, den liebenswürdigen Eichendorff und den einzig dastehenden, von Napoleon als fünfte Großmacht bezeichneten Joseph von Görres. Passend schließt sich das Kapitel „Goethe und die Romantik, der alte Goethe" an; Goethes Patriotismus, Goethe und die Weltliteratur, seine biographischen Schriften und Prosadichtungen, vor allem der zweite Teil des „Faust" finden hier ihre gebührende Würdigung. Was der Verfasser über den „Faust" schreibt, dürfte manchen ermutigen, auch an den zweiten Teil sich zu wagen und ihn den Schülern nicht vorzuenthalten. — Das 6. Kapitel führt uns in den „schwäbischen Dichterkreis" mit Uhland im Mittelpunkte. Justinus Kerner, Gustav Schwab, Hauff, der liebenswürdige Mörike und alle die anderen biederen Schwaben werden uns in ihrem Schaffen vorgeführt. Mit Freuden liest jeder Österreicher das folgende Kapitel, das die österreichischen Dichter behandelt und vor allem Grillparzer eine tiefgehende Würdigung — 35 Seiten — widmet, die er so sehr verdient, aber noch nie gefunden hat. Der Verfasser stellt ihn an die Seite von Schiller und Goethe und läßt ihn mit diesen das Dreigestirn unserer Literatur bilden. Nachdem der Verfasser noch die zahlreichen anderen österreichischen Dichter (Raimund, Halm, Lenau, Bauernfeld usw.) gewürdigt und Österreichs energisches und fruchtbares Eingreifen in die Entwicklung des deutschen Schrifttums aufgezeigt hat, wendet er sich den „Neben- und Gegenströmungen der Romantik" zu, wobei besonders die sympathische Behandlung Rückerts und Platens angenehm auffällt. Mit den „Dramatikern des Tages", Raupach, Grabbe u. a. und der „Erzählungsliteratur" endet die 9. Periode. — Im Anschluß daran eröffnet sich die 10. und letzte Periode: „Von der französischen Julirevolution bis zur Gegenwart". Die Literatur erscheint jetzt als „Ausdruck des wirklichen Lebens". Der Verfasser teilt diese Periode in drei Abschnitte, von denen der erste die Zeit „Zwischen den Revolutionen (1830—1848)" behandelt. Das 1. Kapitel schildert „Das junge Deutschland und die politische Lyrik". Die politisch-soziale Gärung, die philosophisch-religiösen Kämpfe, der Saint-Simonismus, die Naturwissenschaften und das wirtschaftliche Leben, all das wird eingehend geschildert und dann das Programm des „Jungen Deutschland" entrollt. Es folgen die Besprechung Börnes, des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feuilletonismus, eine wohl abgewogene, scharf umrissene Studie über Heine und die nicht minder bedeutsamen Charakteristiken von Gutzkow, Laube, Ida Hahn-Hahn, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Dingelstedt, Anastasius Grün, Meißner, Gilm u. a. — Das nächste Kapitel behandelt die „Nachwirkung Jung-Deutschlands und der Romantik": Gottschall, Jordan, Kinkel, Redwitz, Roquette, Simrock u. a. — Der zweite Abschnitt der 10. Periode behandelt die Zeit „Von den Revolutionsjahren bis zur Gründung des Deutschen Reiches (1848 bis 1871)" und trägt das Gepräge: „Rückkehr zur Kunst". Er wird mit dem Kapitel „Poetischer Realismus" eröffnet; seit die klassische wie die romantische Poesie in ihren Ausläufern auf den Abweg zur Phantasterei geraten waren, hatte die Kunst die Fühlung mit dem Geiste und dem Leben der Gegenwart verloren, und daß die Jungdeutschen sie in das Gebiet der Politik zerrten, brachte keine Besserung. Da strebten die „poetischen Realisten" einen Ausgleich zwischen der Kunst und dem auf allen Gebieten vorwärts drängenden Leben an; die Lebensauffassung der Nation war seit 1848 realistisch geworden: nicht die eigentlich politischen Fragen waren für die Mehrheit von Bedeutung, sondern die volkswirtschaftlichen Verhältnisse, die gerade in den Fünfziger- und Sechzigerjahren einen ungeahnten Aufschwung zeigten. Dieser nun wie die materialistische Weltanschauung, der Pessimismus und die Wissenschaften im Zeichen des Realismus werden vom Verfasser geschildert, ehe er darangeht, den Umschwung in der Literatur zu zeigen. Dieser äußerte sich zunächst im Roman, eingeleitet durch Walter Scott, dessen ins Deutsche übertragenen Romane eine Zeitlang das literarische Interesse fast ausschließlich beherrschten. Von der Nachahmung Scotts schritt man zu selbständigen Leistungen; an der Spitze der neuen vaterländischen Richtung des deutschen Romans steht Willibald Alexis, der Vater des deutschen historischen Romans; an die Besprechung seiner Werke reihen sich Charles Sealsfield und Gerstäcker mit ihren ethnographischen Romanen und die Volkserzähler Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach. Daran schließt sich eine Studie über den eigene Wege wandelnden Adalbert Stifter und eine Würdigung der größten deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. — Den Mann und seine Kunst bis zu jenem Grade, wo dichten beinahe verbluten bedeutet, zeigt Dr. Salzer in Friedrich Hebbel, dessen Bedeutung für das Drama, wie selten von sonst jemand, stark hervorgehoben wird. An diesen Großen reihen sich die andern: Otto Ludwig, Gustav Freytag, Fritz Reuter, Klaus Groth, Storm, Raabe, Gottfried Keller und andere Erzähler. Jeder Lehrer und Leiter einer Schülerbibliothek wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich mit diesen so gerne gelesenen Schriftstellern so eingehend beschäftigt und so schätzbare Winke für ihre Beurteilung gibt. Die Besprechung der Frauenliteratur, der Humoristen und der Theaterdichter, soweit sie nicht schon früher behandelt worden sind, sowie eine Übersicht über die realistische Lyrik schließt dieses für Schule und Haus hochinteressante Kapitel ab. — Es folgt das anregende Kapitel „Neuklassizismus,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Münchener Dichterschule" mit Geibel im Mittelpunkte, um den sich die anderen, Grosse, Lingg, Graf Schack, Bodenstedt, Heyse und Scheffel gruppieren, den der Verfasser eingehend und liebevoll behandelt hat. — Der dritte Abschnitt führt uns „Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart (1871—1912)" und wird vom Verfasser in zwei Zeiträume geteilt, von denen der erste die „Zeit des Überganges bis zur Literaturrevolution (1871—1884)" behandelt. Der Verfasser zeigt in einem Vorblick, wie nach den großen Siegen das Reich gegründet ward, ohne daß der politischen Einheit auch eine geistige entsprochen hätte: der konfessionelle Gegensatz führte zum Kulturkampf, der Wandel im staatlichen Leben rief gewaltige Änderungen in den wirtschaftlichen Verhältnissen hervor; das Gründungs- und Spekulationsfieber griff von den großkapitalistischen Kreisen aus um sich, bis dann 1873 mit dem „großen Krach" eine Zeit vorübergehenden Niederganges folgte, erfüllt von Mutlosigkeit und Mißtrauen. Durch die politischen und wirtschaftlichen Neubildungen ward das Bürgertum der herrschende Stand und sonnte sich in seinen durch eigene Kraft und Tüchtigkeit errungenen Erfolgen. Gegen den Bürgerstand aber, der eigentlich kein Mittelstand mehr war, erhob sich der Arbeiterstand; Lassalle, der Vater des Sozialismus, tritt auf, Marx und Engels folgen. Wie die niederen Volksklassen im Marxismus, berauschen sich die höheren Gesellschaftskreise im Pessimismus Schopenhauers; dazu kam der Darwinismus, der im ganzen Naturgeschehen nur einen Kampf ums Dasein erblickte. Dies alles sind die zunächst wirkenden Kräfte in der Literatur, während der deutsch-französische Krieg zwar einige frische kräftige Lieder ins Leben rief, keineswegs aber die erwartete Blüteperiode der deutschen Literatur brachte. Der ganzen Entwicklung fehlte eine große Persönlichkeit, die ihr hätte Richtung geben können; außerdem wirkte das Ausland übermäßig auf die heimische Dichtung. — Der Verfasser behandelt nun in dem Kapitel „Dekadenz und Pessimismus" Spielhagen, Lindau, Hamerling, Wilbrandt, Richard Wagner, dessen Bedeutung für die Poesie ganz besonders hervorgehoben wird, und andere Poeten. Daran reiht sich die „Nachblüte des Realismus" mit Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach, Saar, Pichler, Hansjakob, Alban Stolz, H. Seidel usw., und die üppig emporschießende Frauenliteratur. Ihm folgt der „Feuilletonismus und das Theater" mit Lindau, Schönthan u. a. — Das vierte Kapitel behandelt die „Archäologische Dichtung" (Dahn, Ebers, Taylor, Wolff, Baumbach usw.), verweilt mit Liebe bei Fr. W. Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden", und charakterisiert noch eine Reihe kleiner, aber sehr beliebter Dichter der Gegenwart. — Der 2. Teil des 3. Abschnittes der 10. Periode führt „Von der Literaturrevolution bis zur Gegenwart (1884—1912)". Ich kann hier auf die Besprechung dieses Zeitraumes verweisen, die ich in der „Reichspost" vom 22. Dez. 1912 („Literarische Post") veröffentlicht habe, sowie auf meine Anzeige von Lief. 51/52 im „Allg. Literaturblatt" 1912, 687 f. — Der Verfasser führt uns hier durch die Poesie unserer Tage und zeigt, wie diese die Merkmale eines Überganges

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an sich trägt: der Naturalismus, der dichterische und künstlerische Kräfte in der Darstellung des geistig und körperlich Minderwertigen vergeudete, hat versagt; Mystizismus und Symbolismus haben den Boden unter sich verloren und sich in Phantastik verflüchtigt. Wir sehen vor uns ein Chaos von Kunstbestrebungen. Soll Klarheit geschaffen werden, so bleibt nur die Rückkehr zu einem bestimmten, fest begrenzten Ideal und zu positivem Glauben übrig. — Das 1. Kapitel behandelt die „Grundsätze der ‚Moderne', ihre Anfänge, ihr Werden, ihre Führer und Bahnbrecher" (M. G. Conrad, Bleibtreu, Kretzer usw. Sp. 1). Daran reihen sich die „Mitarbeiter der ‚Modernen Dichtercharaktere'" (Conradi, Henckell, die Brüder Hart, Holz, Schlaf usw.). Den Dichtern Wildenbruch und Liliencron widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel. Das 4. Kapitel beschäftigt sich mit dem „Modernen Drama": Hauptmann, Sudermann, Wedekind und eine Reihe anderer Dramatiker finden ihre Würdigung. Es folgt die „Moderne Lyrik". Inhalt und Form sind geändert: das Proletariat verdrängt Ritter und Damen, die Fabrik den hohen Saal und in die Schalmeien Baumbachs und Scheffels dröhnt das Stampfen der Maschinen, das Klingen der Hämmer, über die blumenbunten Wiesen zieht der rußige, schwelende Qualm der Essen; Bierbaum, Dehmel, Mackay, Busse, Schaukal, die dichtenden Frauen ziehen dicht gedrängt an uns vorbei. — Wie die modernen Lyriker gegen Wolff und Geibel, so erheben die modernen Romandichter die Waffen gegen Ebers, Marlitt und andere Modegrößen. Als ihren Führer betrachten sie Fontane, dessen Charakterbild das 5. Kapitel, „Der moderne Roman", einleitet: wir lernen die Vertreter des Militär-, Studenten-, Beamten-, Jugend-, Lehrer- und Bildungsromans kennen und werden mit dem modernen Frauenroman (Klara Viebig, Helene Böhlau, Edith Gräfin Salburg, Bertha Suttner, Ricarda Huch usf.) bekannt. — Der Verfasser verkennt nicht das Gute, das die „Moderne" der deutschen Dichtung durch Erweiterung der Stoffgebiete, durch die Schärfung der Sinne für die Wirklichkeit und in technischer Beziehung gebracht hat, findet aber, daß sie uns nur wenig Dauerndes gegeben hat und daß einige Wirkungen des Naturalismus beklagenswert sind: so entgötterte er die Welt und schuf, obwohl nach höchsten Dichtungsformen und Dichtungszielen strebend, schließlich eine brutale, pessimistische Sinnlichkeitskunst oder eine ästhetische Scheinkunst; die Kunst wurde zum Selbstzweck gemacht, zu einer Kunst nur für Kunstkenner, zur Artistik. „Mögen", sagt der Verfasser, „die Werke, die hier geschaffen wurden, für den Ästhetiker von noch so hohem Interesse sein, — mit der großen Kunst, die Leidenschaften Hoffnungen, Ideale eines ganzen Volkes in sich hegt und ihnen symbolische Gestalt verleiht, haben sie nichts zu schaffen." — Doch ehe noch die „Moderne" ihre Siegeslaufbahn vollendet hatte, trat im Interesse der Volksgesundheit wie der Kunst eine Gegenströmung ein die „Heimatkunst", die sich die Überwindung der „Moderne" zum Ziele setzte, und davon handelt das letzte Kapitel des Buches. Zunächst wird der Begriff der Heimatkunst erklärt und rein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich abgegrenzt gegen dilettantische Beschäftigung mit der eigenen Heimat, gegen die sogenannte Dorfgeschichte, gegen die belehrende Volksschriftstellerei, und als treue Lebensschilderung, doch ohne pessimistische Anklagestimmung und Naturalismus, als frohe Gestaltungsfreude des an sein Volk glaubenden Mannes charakterisiert, der, als echter Heimatdichter, die Kraft aus dem heimatlichen Boden empfängt, in dem er mit seinem ganzen Fühlen wurzelt, der aber auch alles um ihn mit dem Auge des Dichters sieht und gestaltet. Soll die Heimatkunst nicht Enge bedeuten, sondern zur Höhenkunst werden, dann muß sie über die Grenzen der Heimat hinausdringen, zum Weltbilde werden und solche Konflikte aus dem Leben des einzelnen behandeln, die zugleich Menschheitsprobleme sind, das Allgemeingültige an einem Einzelfalle darstellen, kurz vom Individuum zum „Menschen" vorschreiten und auf der Grundlage des Besondern zur Menschheitsdichtung werden. — Der Verfasser führt nun, nach Ländern geordnet, die Heimatdichter der Gegenwart vor: Sohnrey, Kröger, Frenssen, Thomas Mann, Grotthus, Nanny Lambrecht, M. Herbert, Ernst Zahn, Hesse, Paul Keller, Schrott-Fiechtl, Wilh. Fischer, Kernstock, Bartsch, Müller-Gutenbrunn, Kralik, Eichert, Domanig u. v. a. Mit einer tiefgehenden Studie über Enrika Freiin von Handel-Mazzetti — das letzte besprochene Werk ist ihr „Richter von Steyr" (I. Band, 1912) — schließt das monumentale Werk. Auch bei dieser letzten, schwierigsten Periode bewährt sich die außerordentliche Umsicht des Verfassers, seine erstaunliche Belesenheit, seine treffende Urteilskraft, sein tiefgründiges Wissen, so daß Salzers Werk, um mit Richters Worten (in der Zeitschrift für Realschulwesen 1913, 4. Heft) zu schließen, „als der treueste und sicherste Führer durch den Wust und Wirbel der bereits ins Unermeßliche gestiegenen Poetenschar unserer Tage empfohlen werden kann, wie es ja auch als Wegweiser durch die alte Zeit der deutschen Dichtung und durch das Jahrhundert der Klassizität und der Romantik einzig in seiner Art dasteht".

Die vorstehende Inhaltsangabe legt Zeugnis ab von der lichtvollen Gliederung des Werkes, von dem Geiste, der es beherrscht, und der Gediegenheit des Inhalts. Der Verfasser hat für lange Zeit die Linien gezogen, innerhalb deren sich die Darstellung der deutschen Literatur, insbesondere des 19. Jahrhunderts, zu bewegen hat; sein Werk stellt sich für lange hinaus als eine abschließende Darstellung der deutschen Dichtung von ihren Anfängen bis 1912 dar.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Engelbertos selige Weihnacht.

Von Joseph Norbert.

Vorwort des Übersetzers.

Im verflossenen Frühjahr besuchte mich ein Bekannter aus der Studienzeit, ein Bibliomane, und zeigte mir als kostbarste Merkwürdigkeit die mönchische Handschrift eines alten Gedichtes, die sein Sammlerglück erst kürzlich aufgestöbert hatte. Nur auf vieles Bitten und unter weitwendigen Vorsichten überließ er mir das Manuskript zur Übertragung des lateinischen Textes in das Deutsche. Es bleibt dem Leser anheimgestellt, mir für die wohlgemeinte Arbeit zu danken oder das geleistete Pensum mit kritischer Schärfe zu richten. Als metrisches Gewand habe ich den Hexameter des Originals beibehalten, weil mir diese kräftige Versform allein geeignet schien, die Fülle des Inhaltes ohne störende Verbreiterung wiederzugeben.

Je tiefer ich in den Geist der seltsamen Dichtung eindrang, desto mehr mußte mich der Dichter interessieren. Das Andenken Engelbertos, des Träumers, ist verschollen. Der Name wird in den Urkunden der verwichenen Jahrhunderte häufig gefunden; aber kein Beisatz, keine Bemerkung deutet auf den Dichter. Hat er seinen Schatz den minder hochgestimmten Brüdern vorenthalten oder haben sie ihn nicht der Erwähnung wert gefunden? Die Handschrift, die der glückliche Besitzer einem Landmanne in der Gegend des Stiftes um eine Kleinigkeit abgefeilscht hat, war seit unvordenklichen Tagen in dem Gehöfte gelegen. Wie mag sie dorthin gekommen sein? Eine Antwort ist nicht mehr zu erfragen.

Auf die Entstehungszeit der Dichtung läßt sich nur schließen. Im Epilog, den ich als passende Einleitung vorausschicke, gedenkt der Verfasser der Insel Atlantis und des kühnen Mannes, der seine Segel Sonnenuntergang zu gestellt hat. Dieser Zusatz kann wohl nur auf Kolumbus bezogen werden, von dem die Kunde auch in die ferne Klosterzelle gedrungen sein mochte. Ist diese Annahme richtig, dann fällt die Abfassung in das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Möge das auferstandene Büchlein zur Zeit gelesen werden, da die Menschen wieder einfältig und gut sind wie die Kinder, in der fröhlichen, gnadenbringenden Weihnachtszeit.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Engelbertos Epilog.

(Der Herausgeber des Büchleins hat das Schlußwort der Handschrift als Einleitung vorausgeschickt.)

Ehre sei Gott in der Höh' und Friede den Menschen auf Erden!
Wahrheit hab' ich bezeugt und beschrieben mein eigen Erlebnis,
Ich, Engelberto, der Mönch des gesegneten Klosters zu Göttweig,
Spöttlich der Träumer genannt, wohl wegen der mancherlei Träume,
Die mir der Himmel geschenkt. Ich weiß, sie sind seligen Ursprungs;
Also erfreu' ich mich ihrer und biete sie andern zur Freude.

Weihnacht war's auf der Welt, so im Dämmer des Nords wie im Südland,
Fern auf Indiens Flur, auf Ägyptens heißen Gestaden,
Ostwärts im Syrierland und im West auf der dunklen Atlantis,
Deren Geheimnis verbirgt der umflutende Gürtel des Weltmeers.
Ob von Menschen bewohnt die verschollene Insel, Gott weiß es!
Aber ich zweifle mit Recht, ob dort Heilands Botschaft verkündet.
Vielfach geht das Gerücht, daß ein Mann, bestrebt, sie zu bringen,
Sonnenuntergang zu die geblähten Segel gestellt hat.
Freilich, er mag wohl längst Charybdis und Szylla gewohnt sein;
Auch mag manches davon, was den Schiffer abhält vom Wagnis,
Mären von floßigem Volk und die Sage vom tückischen Grasmeer
Und von der siedenden Flut, nur Fabel sein und Erfindung.
Aber ich schäme mich nicht: mir fehlte die Kraft und der Starkmut,
Meinen gebrechlichen Leib dem gebrechlichen Kiel zu vertrauen.
Gott wird finden den Mann, den er braucht nach seiner Entschließung.
Heiliges Kind, verzeih', mein Jesus, daß ich Dir diene
Einfach, still, nur bemüht, die gröblichsten Laster zu meiden.
Weihnacht, Gott zum Preis, war's auch im Kloster zu Göttweig,
Als mir der Himmel gewährt die beglückende Gabe des Schauens
Heute vor zehen Jahr; und jetzo hab' ich den Schlußpunkt
Auf mein Büchlein gesetzt. Nun schlaf' und ruh' es in Frieden.
Ob es, dereinst geweckt, den erlösenden Tag wird erleben,
Da es dem Volke erzählt den Traum des vergessenen Mönches?
Wohl gelüstet es mich, den verhüllenden Vorhang zu lüften,
Glück zu erkunden vom Glück, das ich selber einstmal verkostet!
Seht doch! ein eitler Tor, der voll kindischem Dünkel dahin schwätzt!
Mag mein Büchlein getrost nur harren, mag es vermodern.
Ich bin Gottes Buch, in der heiligen Taufe beschrieben,
Mir bleibt zugesagt die Auferstehung zum Leben.

Himmel und Erde.

Vollmondschein ergoß sein erkältendes Licht auf die Landschaft.
Gleißender Schnee ringsum und das Tal durchflogen vom Nordsturm,
Also senkte sich nieder die Nacht, die gepriesene, frohe,
Eisumstarrt und kalt, doch die heiligsten Gaben im Mantel:
Gottes Liebe zu uns und Mariens holdseliges Kindlein.
Friede durchwandelte still und verschwiegene Andacht das Kloster;
Und ich selber saß, vertieft in beschauliches Sinnen
Über die Ankunft des Herrn — für die nahende Mitternachtsmesse
Würdig den Geist zu bereiten — allein in der einsamen Zelle;
Und in Betrachtung gekehrt der erhabenen Stelle: „Im Anfang
War das Wort", des hohen Lied's von der Fleischwerdung Gottes,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ward mein Gemüt von Zerknirschung erfaßt; es durchdrang mir die Seele
Mächtig ein bitterlich Weh um den sündigen Makel der Menschheit,
Den der Erlösung Werk mit kostbarem Blute getilgt hat.
Adams Fall und der Sturz so tief in der Liebe des Schöpfers,
Christi Ankunft bei uns und die Wiedergeburt der Befreiten,
All dies zog an der Seele vorbei, ein ergreifend Gemälde.
Stürmisch ergriff's mir die Brust und es packte mich brennende Sehnsucht,
Mitzuempfinden den Tag des Untergangs und der Gnade,
Wie sie die Erde durchlebt, von der nämlichen Sonne beleuchtet,
Einst auf Edens Flur und auf Bethlehems heiliger Landschaft;
Und es verlor sich der Geist und durchwanderte ferne Gefilde.
Aber es sprühte der Docht und die Lampe erlosch mit Geknister,
Also daß ich den Mond mir zur himmlischen Leuchte erborgte
Und der Andacht oblag beim milden Schein des Gestirnes.

Sieh', da verspürte mein Leib auf der Schulter gelinde Berührung,
Gleich als rührte ein Finger mich an mit dem leisesten Drucke.
Ärgerlich wandt' ich den Kopf, den unzeitigen Störer zu schelten.
Aber mir starb das Wort. Ich erschrak, denn knapp mir zu Häupten
Stand ein Jüngling, so hehr, wie auf Heiligenbildern der Künstler
Gottes Engel uns malt. Sein Kleid floß leicht wie ein Schleier,
Blaß wie Mondenstrahl, vom Haupt hinab zu den Füßen.
Hauchlos war sein Mund und unbeweglich sein Antlitz,
Und wie ein Pfeil sein Blick, und er drang mir ins Herz wie ein Stachel,
Gleich als wollt' er bestrafen die Heftigkeit meines Gemütes;
Und ich erhob mich und stand, was sich ziemen möchte, unschlüssig.
Streng, ein gebietender Herr, ob jugendlich auch in den Zügen,
Sah er mich an und schwieg; mich überkam's wie ein Schaudern;
Nicht als bezwänge mich Furcht, mir schwoll das Herz vor Erwartung,
Ob des Erschienenen Ziel, den das Reich der Geister entsendet,
Nur der Guten Reich, der Seligen oder der Büßer,
Weil das geweihte Haus vor unlauteren Gästen beschützte.
Und mit beklommener Brust, auf den Herrn vertrauend, begann ich:
„Bist du von Gott, so sprich! Ich befehl' dir's im Zeichen des Kreuzes!
Bist du ein leidender Geist, der Hilfe heischt und Erlösung,
Nenn' dein Verlangen getrost; nach Kräften gelob' ich dir Beistand.
Aber dein Glanz, wie er wächst, und die Herrlichkeit deiner Gestaltung
Künden den Himmel in dir! Und sieh', ich bin nur ein Staubkorn!"
Weiß und leuchtend erschien mir jetzt, wie verklärt, die Erscheinung.
„Engelberto! ich bete wie du den dreieinigen Gott an!"
Klang es als Antwort zurück, vielfältig, brausend, choralgleich,
Wie wenn ein heilig Lied, von tausenden Stimmen gesungen,
Dröhnt im erhabenen Dom vor der Majestät des Erschaffers.
„Engelberto! du bist ein Staubkorn unter den Körnern!
Meinst du, der donnernde Fels bedeute mehr als das Stäublein,
Das in der Sonne Strahl sich fängt, unzählbar an Menge?
Eines ist Wissenschaft: vor Gott sich beugen in Demut.
Eines ist Lobens wert: Ihm dienen im Maßstab der Kräfte.
Engelberto, du Mann so klein wie gewirbeltes Staubkorn,
Nimm und sieh' und versuch', ob Erhabenes aufnimmt dein Auge!"
Und nun sah ich ein Buch, das er trug, verhüllt an der Seite.
Wuchtig schien's mir und schwer; und er hob es und legt' es bedächtig
Auf dem Schreine zurecht, so konnt' ich's genugsam betrachten.
Schwarz war der Deckel, so schwarz, als stiege Nacht aus dem Einband.
Drauf in veralteter Schrift gewahrt' ich das Wörtlein „gewesen",
Und es leuchtete fahl wie der feuchte Moder des Holzes.
„Siehe, das ist das Buch", so sprach hindeutend der Jüngling:
„Das die Dinge bewahrt vom Anbeginn bis zum Ende,
Alles was einst gelebt, was lebt und wandelt zur Stunde,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von der Geburt bis zum Grab, vom Kampf und Sieg bis zum Sturze,
Von der Schönheit Glanz bis zum faulen Dunst der Verwesung,
Unerbittlich genau, das Totenbuch der Gestorbnen,
Aber der Heiligen Schar der Bürgschaftsbrief der Erfüllung.
Noch kein Sterblicher sah, was dir zu sehen gewährt ist.
Nimm und schau!" Mich aber befiel das Entsetzen des Rebhuhns,
Wenn es den Schatten des Adlers entdeckt in den sonnigen Lüften.
„Herr!" so entgegnete ich, „warum verlangst du mein Unheil?
Nicht geziemt's dem Geschöpf, nach den Rätseln der Gottheit zu spüren.
Sengte ihr Atem nicht zu zerstäubender Asche mein Leben?
Trüge mein Geist die Last und bräch' er zermalmt nicht zusammen?
Schone des Wurmes, o Herr, und laß ihn Vermessenheit meiden!"

Um des Verklärten Mund verflog es wie flüchtiges Lächeln;
Milde gewann sein Blick und gemilderten Ton auch die Stimme.
„Rätsel der Gottheit? o Mensch, wer gäb' uns beiden den Schlüssel?
Selbst ein Erschaffner wie du, so schreit' ich den Weg der Geschöpfe.
Mir auch fehlte der Steig, der hineinführt in Gottes Geheimnis.
Unveränderlich ragt der Zeit und der Ewigkeit Grenzstein;
Ewig ist Gott allein und bei Gott allein ist die Zukunft.
Aber den Himmlischen bleibt, was die Fülle der Zeiten erzeugt hat,
Unverrückt und im Glanze des Lichts, nur im Werden vorüber.
Auch dem menschlichen Geist, verschlechtert durch traurigen Erbteil,
Blieb der Erinnerung Schatz, ein gemindertes Schauen nach rückwärts.
Schnell ist Entferntes euch trüb, verschwommen im Felde der Sehkraft.
Einstmals sahet auch ihr mit ungeschwächtem Vermögen,
So wie die Seligen heut' und begnadete Kinder der Menschen.
Fürchte dich nicht; empfang', gebeugt in Demut, die Gnade.
Forsch' nicht, frag' nicht, warum? Hier nimm und schau und erkenne!"
Nimmer zu zaudern vermocht' ich, und Gottes Schutz mich empfehlend,
Legt' ich mit raschem Entschluß die Hand auf das dunkle Geheimnis.
Finster ward es sogleich, so undurchdringlich das Dunkel,
Wie ich im Leben noch nie in den schwärzesten Nächten es wahrnahm.
„Folg' und öffne das Buch!" — erscholl zu mir nun die Stimme.
Und ich schlug den Deckel zurück und das erste der Blätter,
Wie es den Fingern gefiel, geführt nicht von langer Besinnung.

Sieh', da ergriff mich ein Sturm, und er riß mich in drehendem Wirbel
Weit hinaus. Es schwand vor mir, was fest war und greifbar,
Und der Körper, gepeinigt von Angst, erzitterte krampfhaft.
Stille stand, wie von Schaudern gelähmt, das Gehämmer des Herzens,
Und mir schien's, als flüchteten sich vor den Schrecken des Todes
Blut und Gefühl und die Wärme der Haut in die innersten Kammern.
Und es erhob sich die Seele in mir, und es löste der Bänder
Künstlich Gefüge sich auf, das dem irdischen Leib sie verknüpfte,
Und es fiel von den Pforten das Schloß und sie floh aus dem Kerker.
Aber sie blieb sich des Wesens bewußt und sie lebte und dachte,
Und ich empfand und erkannte mich selbst in den Wüsten der Freiheit.
Also geboten nicht Zeit noch Raum, noch die Mängel des Werkzeugs,
Und ich flog durch die Fülle der Welt, durch ihr Wesen und Werden.
Unzerreißbar umfloß, dem Hauche gleich, mich ein Schleier,
Dünn und fein wie die leichteste Luft, und ich sah und erschaute
Wie durch geschwärztes Glas gedämpft die verblaßte Erscheinung;
Denn es zog sich ein Kreis um mich, der Flor der Verdunklung,
Ob der verderbten Herkunft Schuld an der Seele noch haftend.
Aber ich sah und hörte hindurch, als wär' mir der Schleier
Milder Schutz vor der brennenden Pracht, vor dem weißen Erglänzen,
Unbegrenzt im verschlingenden Raum. So fand ich die Dinge.
Und ich empfand sie wie Blitz und Schlag, nicht durch Sinne vermittelt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dennoch wirkte der Sinne Geschäft, ich hörte, ich schaute
Und ich fühlte, was kam und ging, ich empfing und verwehrte
Und ich dachte für mich und verschloß in mir die Gedanken,
Gleich als wäre ein Wall gelegt um das Wesen der Seele,
Daß sie bestände für sich und in lebender Flut nicht zerfließe.
Und ich flog die Gebilde hindurch, wie Luft durch das Leere.
Leuchtend wogte ein Meer von Licht, nicht irdischen Glanzes,
Nicht vom Staube durchsetzt, nicht unstet von Schatten umdüstert,
Alles im Innersten hell, die lebendige Leuchte des Himmels.
Und es ward erfaßlich dem Geist, was im Raume sich zeigte,
Sonder Messung und mühsamen Witz, durch die Klarheit des Wesens.
Aber es war das Licht nicht Gott, nicht der Mantel der Gottheit.
Und ich gewahrte im herrlichsten Spiel ein Licht wie die Färbung
Heißeren Glanzes; es huschte im Kreise und kam und verwehte.
Und es ertönte ein singender Laut wie das Wehen des Südsturms,
Wohlklangmächtig im wilden Gewirr, das Gebrause der Schöpfung.
Gierig vernahm ich die Harfe des Herrn; am Glück des Erkennnens
Sog sich voll der begehrende Geist und schwelgte in Wundern.
Aber es war der Laut nicht Gott noch die Sprache der Gottheit.
Und ich vernahm ein dumpfes Getös und es schwoll wie der Donner
Grollend und schwer, wie aus ferner Welt, es kam und verhallte.
Und es bewegte der leuchtende Strom sich in Strahlen und Bändern
Unermeßlich ergossener Flut, und das Weben der Dinge
Zuckte um mich mit Spinnenfäden und schoß durcheinander,
Jedes Ding unmeßbar fein, unvergänglich im Wesen.
Und es gab nicht Rast noch Ruh in der schwirrenden Werkstatt.
Aber es war das Leben nicht Gott noch das Leben der Gottheit.
Und ich verspürte, als fiele ein Korn ins Geräder der Ordnung,
Und es ging ein Erschüttern aus von dem Reiben des Kornes,
Und es verschwamm wie die Welle, die kreist auf der ruhigen Fläche.
Also trieben die Dinge ihr Spiel. In fröhlichem Wirrsal
Suchten und fanden sie sich, wie in ewiger Hochzeit sich freuend.
Und es verwoben sich Dinge zu Stoff und die Stoffe zu Körpern,
Anderes nichts als Gebilde der Kraft vor den Augen des Geistes.
Denn die Kraft ist des Herrn Gesetz, des Erhabenen, Höchsten,
Gottes Werberuf seit dem Anbeginne der Zeiten,
Unerfaßt wie sein Wesen selbst, das kein Name bezeichnet.
Rastlos wirkt sie nach Gottes Befehl und Gehorsam bezeigt sie
Auch dem Geschöpf, das den Dienst verlangt, bis zur Wand des Gesetzes,
Gleich dem geschmeidigen Knecht, der dem Freund des Gebieters willfährig,
Dennoch Treue hält in seiner Gebote Erfüllung.

Also sah ich die Pracht der Welt, im Kleinsten wie Größten.
Und es gebar aus der Kräfte Getrieb sich Bild um Gebilde,
Maßlos nicht dem befreiten Geist, nur maßlos den Augen.
Und ich erkannte im Stoffe die Macht, daß die Geister er bannte
Und sie verhüllte und zwang, in der engenden Hülle zu haften.
Das bleibt Gottes, des Herrn, des Unerforschten, Geheimnis.
Aber noch war das Kleid nicht gewebt noch die Kette geschmiedet,
Nicht geformt noch der Leib, der die strebende Seele umklammert.
Und der Gedanke, verstreut in unauslöschlichen Funken,
Jeder von Gott und sich selber bewußt wie sein göttlicher Ursprung,
Herrschte frei im unendlichen Reich und belebte den Himmel.
Denn ich fand die Welt erfüllt von lebendigen Geistern,
Unermeßlich an Zahl, gesetzt in die Wirbel der Schöpfung,
Daß sie verherrlichten Gott und der Schönheit der Dinge sich freuten.
Und sie waren von Wesen gut und gewaltig an Stärke,
Und sie drangen, vom Leibe frei, durch die flutenden Körper.
Aber sie schauten die Gottheit selbst, und glückseligen Lebens

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Priesen den Herrn sie seit Anbeginn, seit dem Anfang der Zeiten.
Ich allein, ich sah nicht Gott, ich sah nur die Schöpfung,
Würdig nicht, den Erschaffer zu seh'n im Makel der Sünden.
Das ist der Himmel: den Herrn zu schau'n, die erschaffende Gottheit.
Also erklang die Welt von unendlichem Jubel des Daseins,
Und es gab nicht Sorge noch Schmerz, noch vergänglich Erblühen,
Noch der Unlust Qual, noch den lähmenden Druck der Erschöpfung,
Noch des Alters Gebrest, noch Verfall, noch ein schleichend Verkümmern.
Ungestillt war die Lust an der ewigen Schönheit der Dinge,
Ungestillt das Verlangen nach Gott, und doch immer befriedigt,
Und kein Maß war der Freiheit gesetzt und dem Willen kein Schranken.
Tiefer und mächtiger war, als die irdische Liebe der Menschen,
Dauernder, edler noch die erhabene Freundschaft der Geister,
Und sie zogen vereint und tauschten Bündnis um Bündnis,
Und sie durchflogen den Raum, sich Ferne um Ferne erschließend.
Übergroß war Einer von ihnen; die Größe des Engels
Ragte heraus aus der heiligen Schar. Des Gewaltigen Wille
Hatte vom Herrn sich abgewandt. An den Werken der Schöpfung
Hing sein Geist mit unbändiger Lust. Mit neidischem Dünkel
Maß er Gott an den Dingen der Welt und den Maßstab der Messung
Holte sein frevelnder Stolz aus sich; und er dünkte sich größer.
Also fand er Gott nicht mehr, nur den Abglanz der Gottheit;
Und er versank in die Tiefen und brütete finstere Pläne,
Und er forschte und sann, wie er bräche die Macht des Erschaffers.
Fern an der Grenze der Welt, an den äußersten Marken der Schöpfung,
Die sich der Dünkel erträumt, ergaukelt die schwere Verblendung,
Suchte nach Grenzen der Geist, die Gottes Wesen beschränken.
Und er wähnte, die Kraft sei Gott, und er rang mit den Kräften,
Und er wähnte, der Stoff sei Gott, und er rang mit den Körpern,
Und er formte am Werdekeim, und er nannte es Herrschaft.
Aber es waren Tausend mit ihm und zahllose Tausend,
Und sie hingen ihm an und verfielen dem schrecklichen Unheil.
Scharen auch wandten sich ab und entflohen mit Klagen und Vorwurf.
Und sie entsandten Brüder hinab, die Verirrten zu warnen.
Traurig kehrten die Boten zurück; am vermess'nen Verlangen
Prallte die Warnung ab und der Schmerz der besorgtesten Brüder.
Also riß er sich los vom treuen Bund der Gemeinschaft.
Und es wuchs aus dem Stolz die entsetzliche Tat der Empörung.
Lang, unermeßliche Zeit, war Satan gelegen im Abgrund.
Trotzig, ein frecher Rebell, verließ er das brausende Wirrsal,
Und er schleppte die Körper nach sich, gleich gefesselten Riesen,
Und er höhnte den Stoff: „Nun zeig' dich, Gott, als Gebieter!
Siehe, du zitterst, du bebst, du gehorchst, du gewaltiger Weltgeist,
Weil ich der Stärkere bin und dein innerstes Wesen beherrsche.
Weltdunst heiße ich dich, entquollen dem Schoße des Weltraums!
Bin ich dein Sprößling nicht, gesteigerter Zeugung entsprungen?
Bin ich der Mächtige nicht, der die Fluten der Meere erschüttert?
Leugne und nenne dich Herrn, ich bin dein Herr und Bezwinger!
Hört und vernehmt: es ist kein Gott!" — Da erbebte der Himmel,
Und mir war's, als erstarrte das All ob des furchtbaren Frevels.
Horch! da erscholl's durch die bange Welt und es rollte wie Donner:
„Einzig ist Gott! Wer ist wie Gott?" und es heulte entgegen
Sturmwind gleich, der die Wogen peitscht und die Gründe erschüttert:
„Wir sind Gott! Wer ist der Gott, der sich über uns hebet?" —
Und es erdröhnte vom ersten Strahl bis zum letzten Gefunkel:
„Gott ist einzig!" — „Wir selbst sind Gott!" — und die Hoffart der Geister
Rüstete Krieg und umgürtete sich mit den Mächten des Stoffes,
Und es erlosch das klare Licht, und es brannten die Körper.
Glühend ballte sich Schwall auf Schwall und in tosendem Kreisel

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sauſten die gärenden Ströme durchs Meer, durch das Meer des Entſtehens,
Unaufhaltſam in raſender Kraft; die Zügel der Herrſchaft
Schienen entrollt der allmächtigen Hand. Wie auf feurigen Schiffen
Flogen die Geiſter des Unheils dahin in unzähligen Schwärmen.
Satan, der furchtbare Ferg', geſtachelt von wachſendem Wahnwitz,
Stand auf dem äußerſten Bord und erſchöpfte die Wut an den Rudern.
Dicht um ihn war ſein Volk geſchart, die verführten Genoſſen;
Denn ſie erkannten den Herrn nicht mehr, der den Dingen gebietet.
Und ſie waren gewappnet, ein jeder in leuchtender Rüſtung,
Jeder in Lohe gehüllt; und ſie ſchmähten die heiligſte Gottheit,
Und ſie riefen den Himmel zum Streit. Wie aus häßlichen Larven
Lugten die ſchrecklichen Geiſter hervor und verkündeten Aufruhr.
Aber es bäumte der Stoff ſich auf und verſagte die Knechtſchaft.
Brauſend löſte ſich Teil vom Teil', es zerriſſen die Borde,
Und das Steuer entglitt und die ächzenden Ruder zerbrachen.
Und der gigantiſche Bau zerfiel und die kreißenden Ströme
Schleuderten Ball auf Ball in den Raum und die Gründe erbebten,
Dauernd ſchied ſich vom Tage die Nacht und vom Lichte das Dunkel.
Doch ich erkannte, daß Gott es war, der die Dinge geſchieden;
Seinem Gebot war das Meer gefolgt, das die Fernen durchflutet.
Und er ſetzte dem Frevel ein Ziel, den die Langmut geduldet.
Furchtbar zog der Herr zu Gericht; von dem Atem des Zornes
Ward die Schöpfung erfaßt, vom heißen Grimm der Vergeltung;
Und wie Hämmern erklang's und durchſchmetterte Höhen und Abgrund
Und durchbrauſte die Welt mit dem Siegesſchrei der Poſaunen
Hell und ſchrecklich: „Wer iſt wie Gott?“ Und ich horchte auf Antwort.
Aber es kam kein Ruf zurück. Und ein Fürſt aus den Engeln
Trat heraus, ein Streiter des Herrn. Er trug die Geſtaltung
Wie ein Menſch, ein Rieſe an Kraft. In den mächtigen Fäuſten
Führte er Blitz und Schild, und es fuhr ſein Blitz in die Schwärme,
Und ſie heulten zum Himmel hinauf und wichen und ſtürzten,
Und es verſchlang ſie der Schlund und die gähnende Tiefe verſchloß ſich,
Und es behielt ſie der Stoff in den Eingeweiden der Sterne. —
Alſo ward gereinigt der Raum und der Himmel geſäubert,
Und es gebot ein Geſetz und es lenkte ein einziger Wille
Jetzt wie immer und einſt, wie in ewigen Zeiten es ſein wird.
Ausgeſät auf der Flur, die in endloſer Ferne ſich ausdehnt,
Wälzte Geſtirn um Geſtirn den glühenden Leib um die Sonne,
Und es erglänzten die Sonnen wie leuchtende Blumen des Himmels.
Und es ward mir gezeigt im unendlichen Garten ein Körnlein,
Winzigen Samens, gepflegt von der gütigen Hand des Erſchaffers,
Und es wuchs zur Blüte ſich aus und ſie ſah nach dem Himmel
Mit Millionen von Augen, ein jedes von Leben durchleuchtet.
Aber mein Geiſt ſtand ſtill in der Überfülle von Wundern.

Siehe, da ſchloß der Engel das Buch, und die Seele, mit Zaudern,
Kehrte zum Körper zurück und belebte die ruhenden Pulſe.
Und ich erwachte im Staub, im ſterblichen Kleid der Verhüllung,
Und ich weinte vor Schmerz und vor unerträglicher Sehnſucht.
Aufwärts ſtrebte mein Geiſt. Da berührte der Engel den Körper,
Und ich empfand mit Luſt die belebende Wärme des Blutes
Und ich bewegte den Leib und die Hände und fand es wie vordem.
Doch es befahl mir der Geiſt und ich folgte mit ängſtlichem Zittern,
Und ich ſchlug den Einband zurück und die erſten der Blätter.
Dämmerig ward's violett, dann roſig wie brennender Purpur,
Und ich ſah den Raum zu unendlicher Weite ſich dehnen;
Düſtere Leere ringsum; kein Tal, kein Berg, kein Gebirge;
Heiß wie ein Luftzug kam's aus der keuchenden Eſſe des Schmiedes,
Und es erbrauſte und klang wie im hohen Münſter die Orgel.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und das Gebrause wuchs, erst dumpf, dann wilder und wilder,
Und es erbebte der Grund und er stieg und sank wie ein Blasbalg.
Hellgrünlohender Schein umfing mich und wallender Nebel
Kroch aus den Schlünden hervor, und ein rußiges Dunstmeer am Himmel,
Schwer wie ein sinkendes Dach, benahm den befreienden Aufblick.
Teigig, wie breiiger Lehm, schmutzfarbig, blähte der Boden
Häßlich zu Blasen sich auf, und sie platzten und graues Gewölke,
Stinkend wie höllischer Pfuhl, entsandten sie weit in die Lüfte.
Lichter um Lichter wie Blitz umzuckten mich gäh und erloschen;
Donnernd zerbarst das Gestein und es quoll und floß aus den Klüften
Zäh wie geschmolzenes Erz, von züngelnden Flammen umwirbelt;
Donnernd geschleuderte Glut fuhr in prasselnden Funken zu Boden;
Grimmig, in schnaubender Wut schien der Tag mit der Nacht sich zu balgen
Unter Geheul und Gezisch; es erstarrten entsetzt mir die Augen.
Rot war und schmerzhaft die Haut und den Lungen versagte der Atem
Und es erstöhnte die Brust und verlangte nach kühler Befeuchtung.
Lechzend wandt' ich mich weg, die Lippen gedörrt von der Hitze.
Fernher traf mein Ohr mit betäubendem Tosen der Anprall
Wilder Gewässer. Ein Meer, in beständigen Dämpfen sich hebend,
Ewig zurückgedrängt, von unendlichem Regen gesättigt,
Schlug wie mit Pranken das Land und zerbiß die zertrümmerten Klippen.
Dorthin vergebens gekehrt, hing mein Aug' an den trostlosen Ufern,
Dorthin vergeblich gewandt, nach dem flüssigen Labsal verlangend,
Zog's den gemarterten Leib und ermühte die zagenden Glieder.
Aber sie kämpften umsonst, an den tückischen Feinden erlahmend,
Widerwillig versanken in schmierigen Letten die Füße,
Schaudernd vorm kürzesten Tritt; und die Flut verrann in den Dämpfen.
Siehe, da fegte ein Sturm wie auf eisernen Rossen die Fläche,
Und er zerteilte das Brodem und wühlte hinein in die Schwaden,
Weitaufreißend den Teig und die scheußlichen Nebel verjagend.
Plötzlich — ich lachte vor Lust und die Hände erhob ich zum Himmel —
Strahlte aus bläulicher Höh' mir die traute Sonne entgegen,
Gottes erhabenes Licht, das mein Auge gewöhnt seit der Kindheit.
Neidisch zog der Dunst sich zusammen, zerfloß und umspannte
Meer und Länder zugleich, und in Nacht versank das Getöse.
„Rede," so rief ich, „o Geist! wo bin ich?" Da ward mir die Antwort:
„Aber die Erde war wüst und Finsternis lag auf dem Abgrund."
Mir stand stille das Herz vor dem schaffenden „Werde" der Schöpfung.
Und die Schwüle durchfuhr ein belebender Hauch; der Geist Gottes
Schwebte über den Wässern. Ich betete an überwältigt.

„Schließ' das Buch!" erscholl's; ich schloß es, da schwand die Erscheinung,
Und es senkte sich nieder die Nacht und Finsternis herrschte.
„Sprich," so fragte der Geist, „was begehrst du fürder zu schauen?"
„Herr!" entgegnete ich, „Gott schuf auf Erden den Menschen,
Daß er beherrsche die Welt; und er gab ihm zur Wohnung den Garten
Heiliger Schönheit und Lust. O dürft' ich erschauen die Stätte,
Deren das erste Paar in den Wonnetagen der Unschuld
Bis zur Stunde des Falls voll seligem Glück sich erfreut hat,
Ach, und den traurigsten Tag, den die herrliche Sonne entzündet."
Nicht gebot ich dem Mund, so zu reden, es sprach mir die Seele,
Eh' sie den Willen gefragt. Und dem heißen Wunsch ward Erhörung.
Denn ich vernahm das Wort, das der Engel sprach, mir zur Seite:
„Zähle der Blätter sechs; dort öffne das Buch und erfreu' dich!
Klage mit bitterm Schmerz und lobsing' der erbarmenden Gottheit!"
Und ich vollzog den Befehl, die Brust geschwellt von Erwartung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adam und Eva.

Sieh', und die Nacht verflog und die siegende Fackel des Tages
Stieg im Osten herauf, das erwachende Leben durchwärmend.
Angst ergriff mich; ich stand auf ragendem Gipfel des Berges,
Der aus zertrümmerter Welt sich erhob in gewaltiger Größe.
Rückwärts zu schauen bezwang's mich nun; in lotrechter Steilheit
Stieg der gigantische Stein, der mich trug, in die rötlichen Wolken.
Drunten zu Füßen der Wand bis in unergründliche Tiefen
Lagerte nacktes Geröll, an den Strahlen der Sonne verwittert.
Kühl im Schatten gebettet, gezwängt in beengendes Rinnsal,
Glänzten in dunklem Blau die erstarrten Ströme der Gletscher,
Und aus den eisigen Brüsten entwanden sich brausende Bäche.
Jenseits des Abgrunds schlang sich himmelhoch ein Gebirge
Rings um den öden Bezirk, das Licht des Tages verdeckend.
Grat und Gehänge kahl, mit Schnee erfüllt das Geklüfte,
Wüst und leer und tot, ein versteinerter Gürtel von Wildnis.
Bange schlug mir das Herz, und ich wendete mich, und da lag es,
Eden, das Land des Herrn, die verlorene Perle des Erdballs,
Gottes begnadete Flur und der Menschen Heimat und Ursprung.
Sanft fiel ab ins Tal der Felskoloß, hier ein Hügel,
Freundlich mit Matten bedeckt bis hinauf zum erhabenen Gipfel.
Aber die Kuppe war grau, aus gekörntem Granite gestaltet,
Flach zu oberst und glatt, und wie Marmor glänzte der Boden.
Und ich gewahrte aus Quarz hellblinkende Bänder des Felsens,
Stets das untere Band sich vorwärtsschiebend nach außen,
Also daß staffelgleich sie hinunterführten ins Grüne.
Dort auf dem hohen Altan, erbaut von dem mächtigsten Meister,
Stand ich bewegten Gemüts und sah vor den seligen Augen
Ausgebreitet im Morgenlicht, in erquickender Ruhe,
Leuchtend vom Himmel umglänzt, die paradiesische Landschaft.
Süß war die wonnige Luft und von unbeschreiblicher Klarheit,
Und es erfreute mein Herz sich in Nah und Fern an dem Bilde.

Und ich setzte den Fuß, hinabzusteigen die Stufen.
Siehe, da stand ein Engel vor mir, ein Schwert in der Rechten.
Drohend hielt er's gestreckt und es flammte wie zuckendes Feuer,
Und sein Auge war Glut und er rief mit befehlender Stimme:
„Bleib und steh!" Und ich prallte zurück wie vor gläserner Mauer.
Und ich sah der Cherubim zwei, wie geflügelte Löwen,
Grimmig von Angesicht. Sie bewachten des Heiligtums Eingang.
Also ward ich gebannt, an der Ferne den Geist zu ergötzen,
Wie voll Sehnsucht auch Moses einst an dem Land der Verheißung.
Aber ich fand die Sinne geschärft und ich sah und erkannte,
Daß des Gewölbes Saum, der die herrliche Landschaft begrenzte,
Heilige Erde umschloß, des Menschen Wiege und Heimat.
Einst zur Wohnung bestimmt war den Gottgeliebten der Erdkreis,
Gastlich von Pol zu Pol, ein unendlicher Garten des Labsals,
Heute verödet, verdorrt, feindselig dem Menschengeschlechte,
Hier gesengt und verbrannt, von grimmigem Frost dort erkältet.
Und ich sah und genoß, und ich labte mein Herz an der Fülle.
Mir zur Rechten umfing die saftigen Matten der Lehne
Weithin ein Zedernwald mit hochaufstrebenden Bäumen,
Und er zog sich hinab, ein dunkles Band, bis zum Tale.
Kahl war der Boden und rein. Durch das Zwielicht der schirmenden Kronen
Strich schnellfüßiges Wild auf dem Weg zurück zu den Höhen,
Grasen zu Rudeln vereint, und der hörnergewaltige Steinbock.
Aber im Herzen des Waldes, sein König und stolzer Gebieter,
Schritt durch die Blößen der Hirsch, den Feind aufrufend zum Zweikampf.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Harzigen Wohlgeruch, entlockt durch den Kuß des Gestirnes,
Trugen die Lüfte davon, die der leuchtende Morgen entsendet.
Und sie vergaßen den Raub und entführten hellglitzernde Perlen,
Tanzender Bäche Geschmeid, die sich stürzten und drängten zum Tale.
Denn es entrangen der Wässerlein viel sich den Sprüngen und Klüften,
Und sie stürmten hinab und verwuchsen zu reißendem Flußlauf.
Und es gefiel ihm die Welt, und er jauchzte mit brausenden Grüßen.
Langsam folgten ihm nach lichtfarbige Herden von Rindern,
Prächtig gehobenen Haupts, noch vom knechtischen Joch nicht bezwungen;
Und sie badeten sich an den seichten Plätzen und sprangen
Übermütig im Kreis; voll Behagen brüllten die Stiere.
Also säumte auch links ein herrlicher Wald das Gehänge,
Weit in die Tiefe hinab die belaubten Kinder entsendend.
Eichen, Platanen und Bux und immergrüne Zypressen,
Edle Pinien auch mit breitausgreifenden Ästen,
Und in würzigen Hainen den silberglänzenden Ölbaum.
Eber mit scharfem Gewaff' und zottige Bären verträumten
Träg hier des Tages Verlauf, im Gezweig verbarg sich das Hörnchen.
Prächtiger wob sich das Bild und strahlender glänzten die Farben,
Leuchtender wogte die Flur, ein Teppich von schwellenden Blüten;
Und es ruhte das Aug' mit unendlicher Lust auf den Wundern.
Sanft verflachte der Berg und es dehnten sich eb'ne Gefilde,
Reich gesättigt vom Tau, der belebenden Sonne entgegen.
Prangend im üppigsten Schmuck, als eiferten Erde und Himmel,
Wuchsen aus fruchtbarem Schoß in Fülle hier bunte Gewächse,
Rosen voll milder Glut, umfaßt von den Ranken des Weinstocks,
Tulpen, Narzissen und Mohn und Veilchen und blasse Vanillen,
Wolfsmilch und Bilsenkraut, den verderblichen Saft noch verbergend,
Feigen und Myrthenstrauch und die brennende Pracht des Granatbaums,
Mächtig an Blättern und Frucht der paradiesische Pisang,
Und das hesperische Gold und die Palmen, die Fürsten der Bäume.
Lind umfächelte mich wie leiser Gruß aus dem Garten
Süßer Duft von Jasmin, von Rosenblüten und Reben
Und von Violen und Flieder und würzigen Nelken und Geisblatt
Und von Reseden und Speik und den Wohlgerüchen des Lorbeers.
Strauch und Baum und Gebüsch verwuchsen zu schattigem Dickicht,
Blütenreich und umschwärmt vom gefiederten Volke der Sänger
Und von der winzigen Welt geschäftiger Käfer und Fliegen;
Und es schwirrte dahin, und es schnarrte und summte und zirpte,
Und es trillerte, jauchzte und sang in unzähligen Lauten.
Glitzernd ums Buschwerk flog's wie glühendes Funkengetriebe.
Edelsteinen gleich auf farbenschimmerndem Grunde,
Leuchtend wie roter Rubin, wie grüne Smaragde erstrahlend,
Weingelb wie lichter Topas, wie blaue Berylle erglänzend,
Huschten die Vöglein dahin, sich neckend von Zweig zu Gezweige;
Also priesen sie Gott seit der ersten Röte des Morgens.
Und wie das leichte Gewölk, vom säuselnden Zephyr getrieben,
Spielend das helle Licht der Sonne auffing und freigab,
Gossen sich Fluten von Glanz und Wellen hinfliehender Schatten
Über das grüne Gefild; allüberall lachender Frühling.
Aber die Ernte war reich; es verlangte die rötliche Traube,
Schwellend vom köstlichsten Most, nach den säumigen Händen des Winzers,
Beeren vom saftigsten Fleisch, hartschalige Mandeln und Steinobst,
Apfel und Birne und Nuß und die leckern Geschenke des Südens
Lockten das Aug' zu Besuch, als lebte der Lenz mit dem Herbste
Glücklich als Brüder vereint; hier fand sich die Frucht zu der Blüte.
Und in der Fülle der Pracht, durch die Schätze glückfroher Verschwendung
Führten von Hain zu Hain weichgrasige Wege und Straßen,
Kühl durch die Wände von Laub, das Schatten bot und Erquickung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald verschlangen sie sich zu labyrinthischem Wirrsal,
Bald wie ein prächtiges Band, das entzückten Beschauern sich aufrollt,
Liefen gerade sie hin mit dem Zauber unendlicher Fernsicht,
Bald auch zerteilten sie sich und umfingen ein lauschiges Buschwerk.
Und im tiefdunklen Gebüsch, da rauschten und rieselten Brunnen
Frischesten Wassers empor; dort lagerten fromme Gazellen,
Eh' sie zur Asung hinaus auf die offene Weide sich zogen.
Felsen auch lagen zerstreut, von glänzendem Efeu umwuchert,
Und auf durchwärmtem Gestein fand kaltes Getier sein Behagen.
Und sie leuchteten hell wie kristallne Inseln im Laubmeer,
Und sie verbanden sich kunstvoll; es fügten sich Gänge und Grotten,
Gastlich bereit zur Rast und in Sturm und Regen zur Zuflucht.
Golden durchbrach es das Laub, und es färbten sich lichter die Blätter,
Frei ward und offen das Land und, die Wurzeln der Bäume bespülend,
Wälzte ein breiter Strom in behaglichem Lauf sein Gewässer.
Klar in der reinen Flut wuchs der Baum verkehrt in die Tiefe
Und es begrüßte der Stein vom dunkelsten Grunde den Himmel.
Drüben war flach der Rand; dort dehnte sich flaches Geschilfe,
Und ein unendliches Heer langbeiniger Vögel durchschritt es,
Kranich und Reiher und Storch und der würmerfressende Ibis.
Zahllos lagen zur Rast breitstirnige Büffel am Ufer,
Rumpf und Köpfe im Bad, nur die schwarzen Nüstern erhoben.
Südwärts floß der Strom, unermeßliche Flächen durchziehend,
Und an der kühlen Brust geborgen, in mächtigen Scharen,
Führte die herrlichsten Kinder er mit, hellschuppige Fische.
Aber er teilte die Flut, und vierfach ergossen umschlang er
Ferne Gebiete, erfüllt mit den blendenden Gütern des Reichtums,
Gold und Elfenbein und Perlen und edelstem Weihrauch.
Ostwärts und Westen zu erhoben sich Hügel und Berge,
Meergrün, bläulich gefärbt, im zitternden Nebel verschwindend.
Und es geschah in der Lust des wonnetrunkenen Schauens,
Daß ich der Zeit vergaß und verwichene Stunden nicht zählte.
Heiß erstieg den Zenith das erhab'ne Gestirn; es ward Mittag.
Jegliches Ding und Wasser und Land, von Licht übergossen,
Leuchtete glänzend hinauf zu den ewigen Vesten des Himmels,
Und es senkte sich Friede herab und es ruhte das Leben,
Und es entschlief das Getier und das träumende Laub an den Zweigen.
Aber es lagerte sich ein schwarzer Morast in den Wäldern
Abseits vom großen Strom, durchtränkt von den Wässern der Tiefe.
Dort in der düsteren Flut, in den schillernden Lachen und Tümpeln
Hatte die Sonne sich nie, noch das Blau des Gewölbes gespiegelt.
Schwüler Dunst umfing hier brütend die schweigenden Gründe,
Und aus dem dumpfigen Pfuhl erweckte er gleißende Schönheit.
Farne strebten empor mit feingefiederten Wedeln,
Palmenähnlich, den fruchtbaren Staub in die Lüfte entsendend;
Lilienweiß wie ein glänzender Stern entrang sich der Lotos
Siegreich dem schmutzigen Meer; und Wasserrosen und Schierling,
Kalmus und Binsengestrüpp' und die üppigen Kinder der Sümpfe
Sproßten und betteten sich um den König der einsamen Ode.
Pilze auch prächtiger Art entkeimten der Feuchte des Bodens,
Fleischig, voll schreiender Pracht, von nacktem Gewürme zerfressen.

Dort im Dämmer der Nacht, das die traurigen Gründe beherrschte,
Wandelten, schön wie der Tag, die Menschen Adam und Eva.
Noch bedeckten sie nicht, was Gott geschaffen; der Körper
War kein sündig' Kleid, kein quälender Kerker der Seelen,
Noch kein entstelltes Gebild, von Alter und Krankheit verwüstet.
Noch bestand der Grenzpfahl nicht, der Irdisch und Himmlisch
Hart voneinander schied. Im Gottesfrieden der Unschuld

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trugen sie Gottes Schmuck, und die herrlichen Leiber erglänzten
Licht und weiß auf dem schattigen Grund, nicht beschämend noch sündhaft.
Heiteren Kindern gleich, von der Liebe des Vaters behütet,
Kamen sie fröhlich des Wegs, noch unbekümmert der Stunden,
Unbekümmert des Orts, das Gefühl der Freiheit im Herzen;
Und in des Daseins Lust, von seligem Frieden umlächelt,
Liebten sie jeglich Geschöpf und es liebte die Schöpfung den Menschen.
Scheu vor dem Herrscher schlich der grimmige Tiger zur Seite,
Der sich zum Lager gewählt das fieberdünstige Dickicht.
Aber ihn zwang des Gebieters Befehl, und die schreckliche Katze,
Durstig nach warmem Blut und von gierigem Hunger gepeinigt,
Zog die Krallen zurück; mit verhaltenem Knurren empfing sie
Schmeichelwort und Gebot und entsprang mit gewaltigen Sätzen.
Also fand sie mein Aug' und mich faßte unendliche Freude.
Adam sah ich, den Mann; er schritt im Gepränge der Jugend,
Mächtig von Wuchs und Bau und dunkles Gelocke umwallte
Stolz das erhobene Haupt. Auf der Stirne lagerte Frohsinn,
Unerschüttertes Glück und die freundliche Sanftmut des Starken.
Mehr noch Jüngling als Mann, umfloß die geschmeidigen Glieder
Kraft und Ebenmaß; auf dem runden Kinn und den Backen
Flaumte der erste Bart. So sah ich Adam, den Ahnherrn.
Knapp zur Seite ihm ging, den Arm auf den Schultern des Mannes,
Scherzend voll Übermut und die glänzenden Augen voll Liebe,
Eva, das erste Weib. Schön sah ich die Mutter der Menschen.
Zögernd betraten sie jetzt den feuchten Bezirk der Gewässer,
Und ihr erstaunter Blick durchmaß die umschattete Wildnis.
Quer verlegte ein Stamm, gebrochen vom Brausen des Sturmwinds,
Trotzigem Wächter gleich, den letzten Schritt zu den Sümpfen.
Kahles Geäst umstarrte wie reisige Waffen den Riesen.
Aber er streckte umsonst die gegabelten Speere entgegen;
Denn mit raschem Mut der wagnisfreudigen Jugend
Hatte Eva im Sprung den gewaltigen Recken bezwungen.
Frei vom Schwindel der Angst, so stand sie hoch auf dem Baumstrunk.
Dicht um den prächtigen Leib fiel in goldenen Strähnen das Haupthaar.
Und sie erhob die Hand und wies in die finstere Ferne.
„Sieh', mein Geliebter, wie fremd! wie herzbeklemmend und seltsam!
Laß uns durchsuchen den Wald, was er bergen möge im Dunkel?" —
Langsam war ihr Adam gefolgt. Versteckt im Geschilfe
Starrte das lautlose Meer ihn an wie mit gläsernen Augen.
Banges Gefühl ergriff sein Gemüt und er mahnte zur Umkehr:
„Hier ist die Grenze der Welt; Gott hätt' sie den Menschen geöffnet,
Wäre sein Wille geneigt, uns die letzten Kammern zu zeigen.
Nicht ein Balken, kein Floß, nicht der schmalste Weg, ihn zu wandeln!
Komm! es verlangt mein Herz nach dem lichten Strahl des Gestirnes."
Zaudernd standen sie noch, da kam ein Falter geflogen,
Und er setzte sich keck auf des Weibes Hand und begierlich
Bog er sein Rüsselchen aus nach der süßen Feuchte des Lebens,
Naschte und schwebte empor wie ein leuchtender Funke zum Himmel,
Senkte dann zierlich den Flug und flatterte weiter und weiter
Über den schwarzen Morast, hinkosend von Blüte zu Blüte.
Eva, mit sinnendem Blick, verfolgte das zarte Geschöpfchen:
„Fröhlich fliegst du dahin, von der Herrlichkeit Gottes getrieben,
Und du suchst dir die Bahn und du findest zur Freiheit den Ausflug.
Ist es den Kindern verwehrt, des Vaters Haus zu durchwandeln?"
Und schon glitt sie hinab, schon netzte die Füße der Moorschlamm.
Aber es haftete nicht der häßliche Schmutz an den Gliedern,
Und es fand sich ein Stein, der vor gähem Sinken bewahrte.
Kaum ein Augenblick, und sie stand auf gesichertem Grunde.
Adam, mit flüchtigem Sprung den gestürzten Baum überspringend,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hatte sein Weib mit Kraft auf ein schmales Felsstück gehoben,
Das, mit Moos bedeckt, dem tückischen Boden entragte.
Also hielten sie, dicht aneinand', sich stützend umschlungen,
Nach verläßlichem Pfad vergeblich die Fläche durchspähend.
Siehe, da hob sich's empor, da ward es lebendig im Wasser.
Hier ein gewaltiger Schädel und dort und hundert und tausend
Streckten sich glotzend heraus, die gepanzerten Wölfe des Sumpfes.
Grünliche Augen, sonst von verderblicher Mordlust durchleuchtet,
Lugten zum Ufer hinauf, die Königskinder zu schauen,
Die des Reiches Gebiet hier zum ersten Male betraten.
Stumm, des Lautes bar, den die wärmeren Pulse verleihen,
Drängte sie stürmisch der Trieb, die erhabnen Gebieter zu grüßen;
Also schlugen das scharfe Gebiß sie wild aneinander,
Und es entstand ein Getös' wie das Prasseln gewaltigen Hagels.
Aber die nächsten am Ufer, in ungezähmter Begierde,
Krochen zum Steine heran, die Füße der Herrn zu betasten.
Eng aneinander gereiht, so lagen sie, Rücken an Rücken,
Und es erklang wie Erz, wenn die hörnernen Schuppen sich wetzten.
„Siehe, ein Weg!" rief Eva und leuchtenden Blickes ersann sie,
Schnell im Rat und Entschluß, für den Übergang sich die Brücke.
„Leiht uns den Rücken zum Pfad, ihr gutgesinnten Gesellen!
Denn der bewegliche Grund erträgt nicht die Kinder der Scholle,
Seht, und es treibt uns das Herz, das verwehrte Gebiet zu durchwandern!"
Und sie setzte den Fuß auf die flache Stirn des Kolosses,
Der ihn schnuppernd gekost, wie es Art ist bei freundlichen Hunden.
Unbewegt wie ein Fels ertrug er die Schwere des Körpers,
Gleich als erriete sein Sinn der holden Besucherin Einfall.
Dichter drängten sich, Schild an Schild, die geharnischten Leiber.
Wie ein gezimmertes Floß, so lagen sie; Rücken an Rücken,
Legten die andern sich auch und es schloß sich die endlose Kette.
Also bezwang das Weib das bedächtige Zaudern des Mannes
Und er beschritt mit Eva den Weg und sie freuten sich beide.
Denn noch nahmen sie hin als schuldige Opfer die Dienste,
Deren unzählige Zahl, erneuert im täglichen Kreislauf,
Neidlos die reine Natur den Kindern des Himmels gewährte.
Und die Brücke hielt, und sie formte sich immer aufs neue.
Langsam, gemächlichen Schritts, wie auf festgegründetem Boden,
Gingen sie staunend dahin und beschauten ergriffener Seele
Wehmutsvoll die versunkene Welt einst fröhlichen Lebens.
Eingesargt in der schweigenden Flut, gebrochen, zertrümmert,
Lag und preßte sich Stamm an Stamm; die Farbe des Todes
Lugte mit schmutzigem Grau aus den klaffenden Rissen und Schründen,
Und der Strünke Bruch war glatt von zersetzender Fäulnis.
Aber es war kein Sterben, kein Tod, noch ein schlafender Stillstand.
Mächtig entwand sich ein junges Geschlecht dem verfallenden Alter,
Frisch und gesund, mit dem kräftigsten Kern und Säule an Säule,
Wuchs bis in schwindelnde Höh', und die herrlichste Kuppel, behangen
Zierlich mit Schlinggewächs voll farbenprächtigen Blumen,
Wölbte zu mächtigem Bogen sich auf von Blüten und Laubwerk.

Also zogen die Menschen dahin, unschuldigen Geistes,
Kindlicher Neugier voll, dem Drang, zu schauen, gehorchend.
Sorglos wanderten sie und gedachten nimmer der Straße,
Kannten nicht Tod noch Gefahr noch das tückische Weben der Tiefe,
Und sie vergaßen der Gräber und fanden Lust an der Schönheit,
Und sie sangen ein Lied, wie nie mehr Menschen es singen,
Und es erscholl weithin, und die Seele lag in dem Wohllaut.
Da verstummte der Lärm und die grimmigen Rachen verschlossen
Ihrer Zähne Geheg'. Es erklang allein nur das Loblied,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heilig wie Engelsgesang, und es stieg hinauf in die Höhen,
Und es neigte der Herr sich in gnädiger Huld zu den Menschen.
Überquoll ihr Herz, und im Wonnegefühl der Verzückung
Pochte das stürmische Blut, und vom Vater zum trauten Genossen
Flog das entflammte Gemüt. Zurück zum süßen Geliebten
Neigte Eva das Haupt, ihn mit zärtlichen Armen umfangend.
Denn sie liebten sich sehr und er küßte die holde Gefährtin,
Und sie wechselten Kuß um Kuß, voll der glühendsten Inbrunst.
Zaudernd löste sich Mund von Mund und sie wanderten fürbaß.
Lichter umspielten das Laub und ein kühler, erfrischender Lufthauch
Jagte den trägen Dunst, die stockende Luft aus den Gründen.
Und der Tag brach durch und die Brücke versank, und der Boden
Brachte gefestigten Grund, die geflügelten Schritte zu fördern.
Aber sie zögerten bald und die eiligen Wanderer hielten;
Denn sie fanden ein Ziel, das die Augen bannte und festhielt.

Kahl erhob sich aus eb'nem Gefild ein vereinsamter Hügel,
Und es ragte ein mächtiger Baum von der Fläche des Scheitels.
Üppig und breit war des Baumes Wuchs und gewaltige Äste
Streckte er weit hinaus und sie senkten sich nahe zum Boden.
Saftig grün war das dunkle Laub wie die Blätter der Buchen,
Wenn sie der Lenz entlockt, und sie rauschten im leisesten Winde.
Aber es baute kein Vogel sein Nest, die gefräßigen Raupen
Suchten kein leckeres Mahl in dem schattigen Dunkel der Krone.
Und wie von lieblicher Pracht, von verlockender Anmut und Schönheit
War doch die goldene Frucht, die von zierlichen Zweigen herabhing,
Apfelgleich und von köstlichem Duft, der die Sinne berauschte!
Und ich atmete schwer und es zog mir die Adern zusammen,
Und mir rieselte Schauder durchs Herz; denn der Baum der Erkenntnis
Stand in verderblicher Näh'; es nahte die Zeit der Versuchung.
Aber mein Auge, geschärft, erschaute verborgene Dinge,
Und ich erblickte ein Haupt, das am Fuße des Baumes emporwuchs;
Doch des Hauptes Leib verkroch sich im Mantel der Erde.
Eingeprägt im starren Gesicht war der Schmerz der Verzweiflung,
Jeglicher Hoffnung bar und zu heißestem Ingrimm vergohren,
Eherner Münze gleich, geschlagen zu schrecklichem Denkmal.
Und es erbebte das Haupt von der wilden Sucht des Verlangens,
Wider den heiligsten Gott Gebirge des Hasses zu türmen.
Einst vor Aonen Verlauf ward Satan versenkt in den Abgrund,
Unauslöschlich umflammt vom brennenden Zorn des Erschaffers,
Der ihn mit einzigem Blitz in die Tiefen der Hölle geschleudert.
Furchtbar hatte den Frevler erfaßt der Spruch des Gerichtes.
Ewig probte er Kraft um Kraft im Dunst der Verblendung,
Ewig in endloser Qual sich in leeren Entwürfen erschöpfend.
Also zerwühlte den riesigen Geist der entsetzlichste Wahnsinn,
Und es ward der Dünkel zur Wut und die Wut zur Zerstörung,
Und der Geist, der unendlich litt, schuf unendliche Leiden.
Aber sein Reich war eng; er herrschte im Kreis der Verworf'nen
Und auf Erden so weit, als der schreckliche Baum des Verbotes
Rings den Schatten warf; dort lauerte tückisch die Spinne,
Und ein Auge voll Haß — ertötet vom Blitz war das zweite —
Schielte zum Himmel hinauf, und der glänzende Himmel entsandte
Lichte Strahlen ringsum, und das Aug', geblendet, verschloß sich.
Wieder tat es sich auf und ein Blick, so giftig wie Tollkraut,
Huschte die Lände dahin und sengte die Fluren, die Wälder.
Doch sie verdorrten nicht, sie ruhten im Frieden des Schöpfers.
Und es entschlief das Aug' und es träumte die finstere Seele
Träume von Menschenglück und Gottes Gunst und Verwerfung.
Also ward der gefährlichste Feind zum Wächter des Baumes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gäh umzuckte das Haupt, wie ein Blitz, ein entsetzliches Lächeln.
Witterung ward ihm vom Wild; es nahten von ferne die Menschen,
Und die Hölle erklang vom wilden Gejauchz' der Dämonen.
Satan, bereit zum Kampf, versuchte an künstlichem Scheinbild
Jetzt zum letzten Mal die Waffen aus grausigem Rüstzeug.
Brausend webte die Luft und mit Zauberkräften des Abgrunds
Ward erzeugt ein Paar, ein Mann, ein Weib, zum Versuche.
Stille standen die Beiden; noch fehlte der Hauch der Belebung.
Aber vom Munde des Haupts ging aus ein Funke des Wesens,
Und er flog in der beiden Geblüt und entzündete Leben.
Stolz erhob sich der Schemen Kopf, und er wuchs auf den Schultern,
Und sie taten die Augen auf und bestaunten sich selber,
Und sie dünkten sich Herr und Gott und verlangten nach Knechten.
Aber es steckte im Hochmut noch, wie in Muscheln die Perle,
Leuchtend ein göttlicher Rest, des erhabenen Ursprunges Zeugnis,
Und sie belohnten den Knecht, der die Füße wusch von Beschmutzung.
Wieder kam's aus dem Munde des Haupts, nicht ein Funke des Ursprungs,
Jetzt von höllischer Pest, des häßlichsten Aussatzes Auswurf.
Heftig würgte das Haupt, und es spie aus dem Rachen ein Untier,
Teuflischer Züchtung Bastard, die verruchteste Sünde, den Undank.
Und es schlüpfte hinein in die Schemen und beide erstarrten.
Ehern wurde die Stirn und zu fühlosem Stein das Gemüte.
Freundlich nahte ein Mann, ein Popanz, der sie reichlich beschenkte.
Und sie nahmen die Wohltat an und erwürgten den Geber.
Satan ergötzte das Spiel, das des Giftes Berauschung vollführte,
Und ihm genügte sein Werk; er ließ die verderblichen Waffen
Alle bei Seit', die er sonst noch ersonnen. Das letzte nur fehlte,
Kundig der List und des Trugs, des teuflischen Anschlags Vermittler,
Der von der Erde erzeugt, auch den irdischen Menschen bemerkbar.
Siehe, da kroch ein Tier und krümmte und wand sich des Weges
Und es schnellte die Zunge heraus und schnupperte tastend;
Denn es war von listiger Art und witterte Satan.
Und dem Meister gefiel's und er nahm es zum tauglichen Werkzeug,
Und entbot die Schemen zu sich. Sie kamen und murrten
Und sie erhoben die Fäuste zum Schlag, den Erzeuger zu töten.
Grimmig lachte der Lügenvater und saugte die Seelen,
Beide zugleich, aus der Schemen Brust. Sie zerflossen im Lufthauch.
Und er flößte das Gift in den züngelnden Rachen des Tieres,
Und der geschmeidige Wurm verschwand im Geäste des Baumes.
So war gesponnen das Netz, den verwegenen Fuß zu verstricken,
So die Klaue bereit, nach dem Herzen des Opfers zu hacken.
Aber der Menschen Schild war Gott. Er leuchtete glänzend,
Und es durchfuhr ein Zittern den Geist, der den Abgrund beherrschte,
Und er sank in die Hölle zurück. Nur die schreckliche Giftsaat
Keimte und wucherte fort im Blut des gefügigen Wurmes.

Also waren die Menschen gelangt zum Fuße des Hügels.
Adam erkannte zuerst den furchtbaren Baum der Erkenntnis,
Den in der frühesten Stunde des Glücks Gott ihnen gewiesen.
Damals standen sie ferne dem Ort im Garten der Freude,
Mitten auf schwellender Flur, geschmückt mit erwachenden Blüten.
Weithin schweifte das Aug', und die Bilder des heitersten Frühlings
Tauchten auf in bezaubernder Pracht, in der Fülle der Farben.
Gott, der allgütige selbst, mit der liebenden Sorge des Vaters,
Wies den Menschen sein Werk und belehrte die kindlichen Seelen.
Aber er sprach mit strengem Ernst auch das Wort des Verbotes.
Jenseits vom düsteren Wald erhob sich ein einsamer Hügel,
Und auf dem Hügel der Baum, den Gott den Menschen versagte.
Adams Seele behielt ihn fest im Traum und im Wachen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt, den Füßen frei, begierlichen Händen erreichbar,
Lag die Stätte vor ihm, die Gott gehörte. Im Herzen
Lehnte sein reines Gemüt sich wider den Vorwitz des Schauens
Zürnend auf. Sein Geist erhob sich zu frommem Gebete:
„Heiliger Baum, geweiht vom Wort des erhabenen Schöpfers,
Bang betreten wir dein Gebiet. Schon fliehen wir wieder.
Denn du stehst im Banne des Herrn; sein göttlicher Ratschluß
Hat uns die Speise versagt, die an Früchten reichlich du bietest.
Herr! du befiehlst und das Leben sproßt; was lebt, ist dein eigen.
Aber du nimmst so wenig für dich, du gibst uns Geschenke
Gut und im Übermaß. Drum ziemt uns, die Augen zu schließen
Vor dem Geweihten, das dir gehört. O Vater im Himmel,
Nichts ist dir entrückt. Du weißt, daß nicht Vorwitz noch Bosheit
Uns zur Stätte geführt. Wir kamen arglos des Weges."
Und schon setzte den Fuß er zurück, die Augen vom Baume
Abgewandt, da hielt ihn Eva, verloren im Anblick,
Daß er zögernd stand, besorgt um die liebe Gefährtin.
Eng geschmiegt an Adams Leib, voll der tiefsten Erregung,
Sah sie zum Baume hinauf und zählte die Äste und Zweige,
Pries der Früchte Pracht und sog begierlich den Duft ein.
„Eva! erkennst du den Baum, den Gott verboten?" Sie nickte,
Träumerisch abgekehrt, die Blicke versenkt in das Laubwerk.
„Komm, mein Weib, es ist nicht gut, hier länger zu weilen.
Sieh', es strömt ein berauschender Duft von den Früchten der Zweige:
Auch der Geruch gehört zur Frucht. Schon üben wir Sünde."
Aber er blieb und riß sie nicht fort aus dem Banne des Zaubers,
Und sie löste sich langsam los von der Seite des Mannes,
Unzulänglich dem bittenden Wort, berückt vom Geheimnis,
Das der Baum ihr verbarg, und beruhigte Adams Besorgnis:
„Laß mich, Liebster! Wir ängstigen uns um den göttlichen Ausspruch;
Und er lautet wie Licht so klar, er versagt uns die Früchte.
Aber zu schauen den Baum, den Gott uns selber gezeigt hat,
Wehrt kein Verbot des Herrn; er täuscht nicht vertrauende Menschen.
Hat sich gesättigt das Aug' und gewöhnliche Dinge gefunden,
Nimmer begehr' ich darnach, ihn ein zweites Mal zu besuchen.
Sieh'! und er ist ein gewöhnlicher Baum, nur von breiterem Wuchse.
Sieh'! auch die Äpfel daran, sie duften wie andere Früchte,
Kräftiger zwar und betäubend süß; vielleicht sind die Äpfel
Gottes Lieblingsfrucht, wenn er weilt in der Kühle des Gartens!"
Also wich, im Gemüte bewegt durch die Worte des Weibes,
Adam vom rechten Entschluß, denn unschuldigen Herzens vernahm er
Nur den geraden Sinn, nicht den fremden Geist des Geredes.
Schon begann der verderblich' Dunst im Umkreis des Hügels
Einzuschläfern das zarte Gefühl, doch der fromme Gehorsam,
Treu zu sein des Herrn Gebot, erfüllte die Seelen.
Keinen Gedanken gab's, der lüstern war nach den Früchten.
Adam hing an Eva sein Herz; so ließ er dem Vorwitz
Freien Lauf. Und ängstlich halb und halb von Begierde
Überwältigt, ihm nah zu sein, so schritt sie zum Baume.
Siehe, da wand ein gewaltiger Wurm sich um Ast und Geäste,
Und sein geschmeidiger Leib, in der strahlenden Sonne ergleißend,
Senkte sich nieder und seitwärts und wiegte die mächtigen Schlingen,
Bunt wie Katzenbalg und gestreift in gesprenkeltem Zickzack.
Und der geschuppte Kopf ließ die stechenden Äuglein erfunkeln,
Leuchtend wie roter Granat, und er hob sich und neigte sich abwärts,
Seitlich nach rechts und nach links, und in ruheloser Bewegung
Züngelte vor und zurück die gespaltene Zunge des Rachens.
Also verlockte das Weib das gefällige Treiben der Schlange,
Daß es knapp zum Baum mit neugierigen Blicken hinantrat.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber im Wurme das Gift und der hölliſche Atem des Leibes
Wirbelte Teilchen ſataniſchen Stoffs in die wehenden Lüfte,
Und ſie drangen in Evas Aug' und viel herrlicher glänzte
Frucht an Frucht, und ſie drangen ins Herz und erregten Begierde
Nach der Früchte Genuß, und in ſündigen Anblick verſunken,
Schien ihr ſeltſam des Herrn Gebot. Statt kindlicher Ehrfurcht
Schlich ſich Unmut ins Herz und es wähnte bedrückende Willkür.
Und auch Adam, verlockt von dem ſchrecklichen Zauber des Baumes,
Folgte dem böſen Gelüſt, und der mahnenden Stimme vergeſſend,
Stieg er den Hügel hinan; und die teufliſchen Künſte begannen.
Denn die Schlange fing an, zu den horchenden Menſchen zu reden:
„Zaudernd beſinnt Ihr Euch und ſteht vor dem köſtlichſten Labſal.
Spürt Ihr nicht den belebenden Duft, nicht die ſüße Erquickung?
Weib, du Schöne, verlangſt du nicht nach dem Schönſten des Gartens?
Mann, du Starker, geht nicht dein Wunſch nach der Sehnſucht des Weibes?
Sieh'! nach dem Schönſten begehrt ihr Herz; hier nimm und erfreu' ſie!
Aber Ihr ſeid ja das neue Geſchlecht, das dem Erdkreis gebietet,
Gottes Freunde, mit dem Ihr verkehrt wie das Kind mit dem Vater,
Alles dient Euch nach Luſt und Bedarf, Getier und Gewächſe.
Sagt, warum Ihr nicht eßt von den herrlichen Früchten des Baumes?“
Alſo ſprach der geſchmeidige Wurm, von Satan getrieben.
Und der geſchuppte Kopf ließ die ſtechenden Auglein erfunkeln,
Leuchtend wie roter Granat, und er hob ſich und ſenkte ſich abwärts,
Seitlich nach rechts und nach links, und in ruheloſer Bewegung
Züngelte vor und zurück die geſpaltene Zunge des Rachens.
Zitternd hatte Eva gelauſcht den berückenden Worten;
Und ſie ſuchte in Adams Aug' und flüſterte haſtig:
„Sieh' nun ſelbſt, was Geheimes webt im Baum des Verbotes!“
Aber es wirkte des Wurmes Peſt und der Dunſt des Gewächſes,
Und ſie war zur Antwort bereit, nicht unſchuldigen Herzens,
Lüſtern nur nach der Schlange Wort, nach dem Sinn des Verbotes.
Alſo begann mit Bedacht ſie zur lauernden Schlange zu reden:
„Wahrlich! du rieteſt ſchlecht! Uns führte zum Baum kein Verlangen,
Weder Hunger noch Durſt; wir haben des Guten in Fülle.
Denn wir nehmen nach Luſt vom unendlichen Reichtum des Gartens.
Nur von des Baumes Frucht, der da ſproßt inmitten des Hügels,
Hat der Herr uns zu eſſen verſagt; auch ihn zu berühren,
Iſt von Gott uns ſtrenge verwehrt; ſonſt müſſen wir ſterben.“
Tiefer hinab glitt windend der Wurm, und es rauſchten die Blätter.
Näher ſchob ſich der gleißende Kopf, ganz nah' zu den Menſchen,
Und er ſank bis zu Evas Ohr und ziſchelte leiſe:
„Glaubt doch nicht, was der Alte ſagt, Ihr geängſtigten Kinder!
Keineswegs, was immer er droht, Ihr werdet nicht ſterben;
Denn Gott weiß, daß am ſelben Tag, an welchem Ihr eſſet
Von der verbotenen Frucht, Euch die blinden Augen ſich auftun,
Und den Göttern gleich Ihr erkennet Gutes und Böſes.“
Alſo ſprach das verruchte Geſchöpf. Die beweglichen Ringe,
Bunt wie Katzenbalg, geſtreift in geſprenkeltem Zickzack,
Hingen ſchlaff um den Aſt, und der tückiſche Kopf, wie ermüdet,
Nahm ſich ein köſtliches Paar von den ſchönſten Früchten zum Lager.
Aber die Lüge ergoß ſich, in hölliſchen Tropfen geträufelt,
Tief in die Seelen hinein und erwuchs zu gewaltigem Dünkel.
„Göttern gleich!“ erklang's und erweckte begehrlichen Hochmut.
Klein erſchienen ſie ſich und wider die Größe des Schöpfers
Fanden ſie Vorwurf und Trotz, und ſie ſtellten vermeſſene Fragen,
Die einſt Satan zum Abfall geführt. Mit verlangendem Durſte
Hing ihr Aug' an dem lockenden Ziel, an den ſchrecklichen Früchten.
Gottes Schild war fleckig geworden; der leuchtende Spiegel,
Angefreſſen vom Roſt, war kein dräuender Schreck mehr den Feinden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dunkel wie schwarzer Qualm erhob sich das Haupt aus der Tiefe,
Langsam kroch aus der Erde ein Arm, und es hob sich zur Hälfte
Grausig und furchtbar der Rumpf, dann nahm das entsetzliche Haupt sich
Ruhig den Arm zur Rast und harrte geduldig des Sieges.
Flammend bohrte sein Aug' sich hinein in die Herzen der Menschen,
Und es fand, was es gierig gesucht, und es schloß sich und träumte.
Und der Traum war von Satans Reich; es umspannte den Erdkreis
Und der Menschen Geschlecht und die Scharen verlorener Seelen.
Denn es hatte im Herzen gehegt auch das höllische Untier
Satans verruchteste Zucht und der Undank zerfraß das Gewissen.
Mühsam nur wehrte es sich und erlag nun den wütenden Bissen.
Noch hielt Scheu das Wort, es sprachen die Augen der Seele:
„Laßt uns trotzen Gott! Er hat uns zum niederen Spielzeug
Seiner Laune gemacht! Wir wollen gleich sein den Göttern!"

Mächtiger rauschte der Baum, und das Schlingen und Winden der Schlange
Zog die Zweige herab und die Menge der lieblichsten Apfel
Bis zu des Weibes Hand, und ihr Duft ward stärker und süßer,
Und sie schienen unmaßen schön und köstlich den Augen.
Also geschah die Tat, in der Fülle des seligsten Glückes.
Evas Hand erhob sich und nahm von den Früchten des Baumes,
Und sie aß davon und gab auch Adam zu essen.
Schmerz durchwühlte mein Fleisch, mein Geist ward von Qualen zermartert
Unerträglicher Pein, mich erfaßte die Größe der Untat
Und ich stürzte hin, wie vom Blitz des Zornes getroffen.
Gott, erhabener Geist! des Lebens Schöpfer und Urquell!
Sieh'! vor deinem Aug' hat Satan die Schönheit verwüstet,
Deinen gewaltigsten Bau in erbärmliche Trümmer geworfen.
Welche Macht erkühnt sich, mit deiner Macht sich zu messen!

Freiheit, du herrliches Gut, du streitest, du ringst mit der Gottheit!
Göttlich mußt du sein, da Gott dich schont in der Sünde!
Schreckliches hast du gewählt, die Erkenntnis, den Weg zum Verderben.
Aber es zweigt ein Weg auf Stein und Dornen zum Himmel,
Himmlischer noch wie einst, da die Menschen in Unschuld gewandelt.
Gott! Wer begreift dein Werk? Wo nimmt der Gedanke den Maßstab?
Und ich sah das entsetzliche Haupt. Aus furchtbaren Träumen
Ward es erweckt durch der Menschen Fall. Der Traum ward lebendig
Und es huschten die Larven hervor an die Helle des Tages.
Teuflische Lust durchzuckte das Haupt, und das Zerrbild der Gottheit
Hob sich heraus aus der Erde Schlund; die Herrschaft des Abgrunds
Hielt den Siegeszug und der Jammer schritt um den Erdkreis.

Aber schon wurden die Menschen gepeitscht von den Geißeln der Reue;
Denn die Erkenntnis, vom Baume gepflückt, war ein schweres Erwachen,
Und sie erkannten, was Gott verhüllt, und mit tiefer Beschämung
Nahmen sie Blätter zum Kleid und entflohen der leuchtenden Sonne.
Irdisch und himmlisch schied, geteilt nun durch ewigen Grenzpfahl,
Scharf wie ein Messerschnitt der schmale Pfad zur Erhebung.
Fort, für immer verjagt, war das holde Treiben der Unschuld:
Nur ihr Widerschein umlächelt die Tage der Kindheit.
Traurig wich die Natur zurück, die Freundin der Menschen.
Weit von Gott entfernt, von den freundlichen Wegen der Schöpfung,
Suchte die eitle Vernunft sich die Zeichen des Weges zu deuten,
Irrend von Schritt zu Schritt; ihr treu blieb der täuschende Dünkel.
Matt vom Kampf seit selbiger Stund' war das Herz der Gefallnen.
Stets erhob das Gewissen den Ruf und es stritt und besiegte
Nie den Feind, der im sündigen Leib sich zum Nisten versteckte,
Immer hervorbrach aufs neu' und die edlen Gedanken erwürgte.
Jegliches Laster entstand aus der höllischen Zucht in den Körpern,
Und schon keimte der Mord im entweihten Schoße der Mutter.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siehe, da zog es heran wie die dunkle Macht des Gewitters,
Schwer und düster und bang, und das Tier im Walde verkroch sich.
Schwüle umfing das Land und lautlos hingen die Blätter,
Unbewegt vom Wind; die Gewässer, glatt wie ein Spiegel,
Atmeten kranken Dunst in tausenden Perlen ins Luftmeer.
Furchtbar nahte der Herr auf der finstern Wolke des Grimmes,
Und es erscholl sein Ruf, und ich hörte: „Adam! wo bist du?“
Schauerlich klang das Wort, wie ein Grabgeläute der Menschheit.
Zitternd verschloß ich mein Ohr in der Todesangst mit den Händen.
„Gnade, o Gnade, Herr!“ entfuhr mir's von bebenden Lippen.
Aber ich ward vom Engel berührt und er zwang mich zu hören.
Und ich gehorchte und hörte den Herrn. Er sprach zu der Schlange:
„Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe,
Zwischen deinem Samen und ihrem!“ Da lachte die Hölle.
„Und sie wird dir den Kopf zertreten!“ Da scholl's aus Posaunen
Brausend wie einst: „Wer ist wie Gott!“ und der heulende Abgrund
Wich entsetzt vor dem Klang, der wie rollender Donner dahin fuhr.
„Und du wirst ihr nach der Ferse stechen!“ und ringsum
Stöhnte die trauernde Welt und Satan trat in die Herrschaft.
Aber es ward ihm ein Ziel gesetzt und ein Maß der Versuchung.
„Gnade, o Gnade, Herr! wie bist du streng, unerbittlich!
Gnade, o Gnade, Herr! wie bist du reich an Erbarmnis!“

Aber da schloß der Engel das Buch und es schwand die Erscheinung.
Wie vom Fieber gerüttelt, im Übermaße des Schmerzes
Ob der Unseligen Fall, so lag ich in lautlosem Jammer,
Unbefähigt der Seele und machtlos, den Körper zu rühren.
Nach dem Glanze der Nacht, der des Heilands Ankunft verkündet,
Nach dem Sterne im Ost', der den Königen einstmal geleuchtet,
Irrte suchend das Aug' und der Atem seufzte: „Erlösung!“
„Engelberto, vernimm!“ so sprach der Geist mir zur Seite,
Und es lauschte mein Ohr und ich hörte von nah und von ferne:
„Stille, heilige Nacht . . .!“ in den frommen Gesängen des Volkes;
Freude durchfuhr mein Herz wie der Wonnezauber des Frühlings,
Und ich erblickte ein Weib, verklärt in den Höhen des Himmels.
Evas, der Mutter, Bild erkannte mein Aug' in den Zügen.
Und das Kleid war glänzend wie Schnee und der Gürtel aus Rosen,
Und der Schemel der Erde Qual und die Schlange des Abgrunds
Stach nach des Weibes Fuß und der Fuß zertrat das Gewürme.
Und die Frau war unendlich schön und in seligen Händen
Hielt sie ein süßes Kind und ich jubelte weinend: „Maria!“
Und ich schrie mit Macht: „O komm, Erlöser, mein Heiland!“
Sieh', da berührte der Engel mit sanfter Hand mir die Stirne,
Und er griff in das Buch und ich hörte das Rauschen der Blätter.
Licht durchströmte den Raum, und es tagte, und glänzender Himmel
Wölbte sein ewiges Dach weit über die Festen der Erde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Aus Zeitschriften. — Universitätsprofessor Dr. Karl Beth veröffentlicht in der „Österreichischen Rundschau" (1. Oktober 1913) einen Artikel über „Religion und Pädagogik", der manche beachtenswerte Gedanken enthält. Nachdem der Verfasser die oft diskutierte Frage erwähnt hat, ob Religion „lehrbar" sei, schreibt er: „In der Tat müssen wir, vom Wesen der Religion aus argumentierend, die Folgerung ziehen, daß Religion nicht dadurch gelehrt werden kann, daß ein Kompendium von fertigen dogmatischen, beziehungsweise historischen Sätzen einfach zur Aneignung durch Gedächtnis und Verstand dargeboten wird. Im Religionsunterricht soll etwas anderes mitgeteilt werden als eine auswendig zu lernende Weisheit. Es soll den Schülern etwas gegeben werden, das als inneres Leben sich ausreift, eine Festigkeit der inneren Lebenshaltung und Lebensrichtung, ein Gegengewicht gegen die sinnlich-materialistische Seite des Lebens, ein Vertrauen auf Gott, eine Erlösung von der Dumpfheit des Alltags, eine Wurzelung des Lebens in einem von den Zufälligkeiten der dinglichen Welt und der Menschenwelt unabhängigen Boden. — Allein wenn dies nun auch nicht wie die Mathematik oder wie die Kenntnis der Naturreiche gelehrt werden kann, so ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß es gleichwohl durch lehrende Tätigkeit übermittelt werden kann. Nur folgt dann freilich weiter, daß dieser Unterricht einer besonderen Methode bedarf, daß er seine besonderen, ihm eigentümlichen Schwierigkeiten hat und eine Reihe von eigenartigen pädagogischen Problemen mit sich bringt. Deshalb erfordert er auch außerordentliche Überlegung und Sorgfalt, eine besonnene Rücksichtnahme auf spezielle, in der Psyche der Zöglinge gelegene Bedingungen, größere Beachtung der Individualitäten und Temperamente als irgend ein anderer Unterrichtszweig, und er erreicht sein Ziel nur unter Anwendung feinen pädagogischen Taktes. Er wird aber demgemäß auch als der Unterricht zu gelten haben, an dem sich in hervorragendem Maße die pädagogische Meisterschaft erprobt. Keineswegs jedoch dürfen wir aus der Eigenart des Gegenstandes auf die Unmöglichkeit seiner lehrhaften Darbietung schließen." Mit der jetzigen Methode des Religionsunterrichtes ist Dr. Beth nicht recht einverstanden: es werde da zu viel „zerpflückt und zerklärt", die Kinder haben keine Freude an der Religionsstunde, „gerade vor dem Unterricht, der das Herz weiten und freudig stimmen soll, bangen die Schüler oder sie haben ein großes Mißvergnügen an ihm. Es gehört zu den größten Seltenheiten, daß ein Kind auf die Frage, welches die beste Unterrichtsstunde sei, die Religion nennt. Woher kommt das? Weil Ziel und Methode nicht darauf angelegt sind, die Gesinnung zu bilden und allen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedächtnisstoff nur in den Dienst dieser Gesinnungsbildung zu stellen." Daß der Religionsunterricht nicht immer Gesinnung und Gefühl richtig ausbilde, zeige sich an der so häufigen schnellen Erschlaffung der religiösen Gesinnung im späteren Leben, selbst bei Personen, die in ihrer Jugend von starker Religiosität beseelt schienen. „Alle Arten von Schulen haben hier mitzuwirken, sie alle haben eine schwere Verantwortung dafür, daß die Religion zu jeder Zeit ihre lebende Kraft im Volksleben bewähren kann. Zu diesem Zweck ist zum Beispiel auch viel mehr als bisher geschehen, für eine weiterführende religiöse Pädagogie derer, die von der Volks- und Bürgerschule ins Leben hinaustreten, durch hiefür besonders ausgerüstete Pädagogen zu sorgen, damit auch in diesen Kreisen die Möglichkeit gegeben werde, auf Grund religionsgeschichtlicher Kenntnisse und eigenen Urteils für ihre Weltanschauung eine Entscheidung zu treffen." Als sehr wichtig bezeichnet Dr. Beth mit Recht auch den Religionsunterricht an den Gymnasien, zumal auf der Oberstufe, der seine besonderen Schwierigkeiten bietet. Seine Bundesgenossin müsse hier die Geschichte sein, welche den Schülern „das geschichtliche Verständnis des Christentums" beibringen muß. „Neben der umfangreichen geschichtlichen Erziehung steht aber dem Religionsunterricht des Gymnasiums vor allem auch die humanistische Bildung hilfreich zur Seite. Der Religionspädagog hat hier die herrlichsten Anknüpfungspunkte und Anknüpfungsmittel zur Vertiefung seines eigenen Lehrgegenstandes." Der humanistische Unterricht lehrt den Schüler die Verhältnisse begreifen, aus denen das Christentum hervorgegangen ist. „Im Verein mit der humanistischen Arbeit und einer dabei erstmaligen Anwendung psychologischer Kenntnisse ergibt sich von selbst der Blick für den Wert der aus dem Altertum überlieferten Denkweisen, für den Unterschied des damaligen und des modernen Empfindens und Ethos und für das Überragen derjenigen Religionsform, die durch die Jahrhunderte sich mit gesteigerter Kraft, erstaunlicher Akkomodation und umfassender Wirkung behauptet hat und in unserer eigenen Gegenwart sich als wirkliche Lebenskraft bewährt." Wenn der Lehrer dem Schüler die Religion in ihrem historischen Prozeß und in ihrer psychologischen Bedingtheit gezeigt hat, kann er ihm nunmehr auch, „ohne daß die in diesem Alter oft übertriebene Skepsis zu fürchten wäre, die der Religion innewohnende unwandelbare göttliche Wahrheit zum Bewußtsein bringen, die sich in verschiedenen Hüllen und Schalen, nach Zeiten und Personen gesondert und doch immer mit demselben Erfolg bekundet. In diesem Zusammenhang wird der Religionslehrer dem starken intellektuellen Bedürfnis der Schüler gerecht. Denn auf dieser Grundlage kann auch sehr vorteilhaft eine Auseinandersetzung der verschiedenen Standpunkte und Zweifelsfragen, zu deren Besprechung die Schüler selbst die Anregung geben, einsetzen, und es ist möglich, die schwierigsten Fragen zu erörtern. Entsteht auf diese Weise vor dem Auge des Schülers ein harmonisches Bild der Lebenswahrheiten des Christentums, so kann ihn die Schule ins Leben entlassen mit der Zuversicht, daß er nicht durch einseitige Beurteilung und Verurteilung in schwere Gefahren kommen werde. Er nimmt einen wichtigen Schatz von Anleitungen für die Behandlung der brennenden Fragen mit hinaus und das Fundament des sittlichen Ernstes, mit dem er jede Leichtfertigkeit in der Beurteilung religiöser Dinge von sich weist. Nichts ist hingegen gefährlicher, als wenn ein junger Mann ins Leben hinaustritt und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun plötzlich vor kritische Probleme und Anwürfe gegen die Religion gestellt wird, von denen er nichts ahnte und denen er nicht gewachsen ist, weil ihm die nötige Vorbildung fehlt .... Der Abiturient muß eine Umsicht in religiösen Fragen erworben haben, damit er seine geistige Selbständigkeit auch in diesen Dingen zu fühlen und nützlich anzuwenden vermag. Sonst können Einwände, die vielleicht bei der ruhig besonnenen Auseinandersetzung seitens eines guten Pädagogen behoben werden oder doch ihre gefährliche Spitze verlieren, unter Umständen in kürzester Zeit sein ganzes religiöses Leben zerstören." Ebenso recht wie mit den eben zitierten Sätzen hat Doktor Beth auch mit der Forderung einer entsprechenden Vorbildung für den Religionslehrer an höheren Schulen; mit der bloßen Fachbildung ist nicht genug getan: „Denn er hat, genau besehen, kein Fach zu unterrichten, vielmehr ist ihm die höchste Angelegenheit der menschlichen Seele anvertraut, das heiligste Innenleben des menschlichen Herzens und der Kern des Persönlichkeitswertes. Wer dieser heiligen Pflicht genügen will, muß über eine gründliche und umfassende Bildung verfügen."

*

„Streiflichter auf die Unterdrückungspolitik gegen die Katholiken in Rußland" wirft eine Mitteilung in den „Katholischen Missionen" (September 1913), in welcher von der Herausgabe einer Menge die Kirchenpolitik Rußlands betreffender Aktenstücke durch Pater Pierling S. J. berichtet wird. „Die mit der Zeit Peters des Großen beginnende Sammlung beweist das starre Festhalten der russischen Herrscher an der staatlichen Allgewalt nach dem Muster der schismatischen byzantinischen Kaiser, welche wiederum, dem Vorbilde der heidnischen Kaiser Roms folgend, sich als Oberhaupt des Staates und der Kirche betrachteten. So nimmt es nicht wunder, wenn die russische Regierung auf die Klagen des Heiligen Stuhles über die unerhörten Bedrückungen der katholischen Kirche in den letzten Jahren keine andere Antwort hatte als die, daß man einfach die russischen Gesetze ausführe und die unbotmäßige katholische Geistlichkeit wegen Gesetzesübertretung maßregele. Eine der neuesten Härten der schismatischen Regierung, welche vor dem katholischen Volke ihre Bosheit geschickt zu maskieren sucht, besteht darin, daß russische Behörden katholische Priester wegen Glaubenssachen zu verschiedenen Strafen verurteilen und dann von den katholischen Bischöfen die Ausführung verlangen. So sollen Bischöfe eifrige Priester im Strafwege versetzen oder sie des Rechtes priesterlicher Wirksamkeit ganz berauben. Vor 1905 erschienen in ähnlichen Fällen vor dem Pfarrhause russische Gendarmen mit der berüchtigten Kibitka, einem Fahrzeuge, das zur Deportation nach Sibirien Verurteilter benutzt wurde. So wußte das katholische Volk, wer gewaltsam den Priester entferne, und sah darin den leuchtenden Beweis des apostolischen Eifers der deportierten Seelenhirten. Heute, nach Verkündigung der ‚wirklichen' Gewissensfreiheit im Oktobermanifest, soll das katholische Volk getäuscht werden, die Bischöfe sollen die von den russischen Gerichten verurteilten Priester in den Augen des Volkes mit ihrer eigenen oberhirtlichen Gewalt zu Missetätern stempeln. Die hochwürdigsten Bischöfe des Zarenreiches haben vor einigen Monaten der Regierung in gemessenster Form ihre ernsten Bedenken über die neuesten Maßnahmen der Regierung vorgelegt, leider nur mit geringem Erfolge. — Die Gesinnung der russischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierung gegen die katholische Kirche äußert sich so recht deutlich in der bei Gelegenheit des Regierungsjubiläums des Romanowschen Kaiserhauses gewährten Amnestie. Im ganzen wurden 9958 Verbrecher, darunter 840 politische, begnadigt, jedoch nicht ein einziger katholischer Priester." — Der Bericht erzählt ferner von der gewaltsamen Schließung der bisher nicht beanstandeten Kapelle für die russischen Katholiken des slawischen Ritus in Petersburg und von dem Plan der russischen Regierung, das ökumenische, schismatische Patriarchat von Konstantinopel nach Moskau zu übertragen und dessen Gewalt über alle schismatischen Kirchen des Orients feierlich zu verkünden, — „ein politischer Handgriff unter religiöser Decke, — nichts Neues in der russischen Staatskirche".

*

Wenn das berühmte und einzige vollständig erhaltene Hauptwerk des alten Tiroler Meisters Michael Pacher, der Altar zu St. Wolfgang am Attersee, in einem Museum oder einer Kirche der Großstadt prangen würde dann würde Pachers Namen längst neben dem seiner berühmten Zeitgenossen genannt werden, meint Dr. Johann Ranftl in den „Historisch-politischen Blättern" (152. Band, 2. Heft: „Michael Pacher"). Unter Zugrundelegung der neueren Werke über den Künstler, besonders des kürzlich erschienenen Werkes von O. Doering „Michael Pacher und die Seinen", erzählt Ranftl von Pachers Leben und Wirken. Im Jahre 1435 zu Bruneck im Pustertal geboren, machte Pacher in Brixen seine Lehrjahre durch und sah dann auf seiner Gesellenwanderung manches von Kunst im Süden und Norden. Er scheint in Italien, am Oberrhein und wohl auch in den Niederlanden gewesen zu sein. Von 1467 an taucht sein Name in mancherlei Urkunden auf und es lassen sich Verträge zwischen ihm und verschiedenen Bestellern nachweisen. Der Vertrag für den Altar von St. Wolfgang wurde am 13. Dezember 1471 abgeschlossen; zehn Jahre später war der Altar vollendet. Wer sich heute den vollen und richtigen Begriff von Pachers Kunst, Eigenart und Größe bilden will, muß diesen Altar betrachten. „In wundersamer Gold- und Farbenpracht strahlt das seltene Kleinod dem Besucher der Kirche entgegen. Plastische und malerische Darstellungen schmücken in reicher Pracht Predella, Schrein und Flügel und ein überaus feines Zierwerk aus schlanken Säulchen, Türmchen und Baldachinen, in denen Statuen stehen, bekrönt den Schrein. Das Ganze erreicht die Höhe von fast elf Metern. „Eine genaue Betrachtung des Kunstwerkes zeigt, daß es nicht aus Pachers Hand allein hervorgegangen ist; es weist auf ein Zusammenarbeiten mehrerer Werkstattgenossen unter Führung eines anordnenden und überwachenden Meisters. Von wem die einzelnen Teile verfertigt wurden, läßt sich jedoch nicht feststellen; die Pacherforschung gebraucht daher fast immer die Kollektivbezeichnungen „Pacher und seine Werkstatt", „Pacher und die Seinen", „Pacherschule". Dr. Ranftl berührt auch die oft aufgeworfene Frage: War Michael Pacher Bildschnitzer oder Maler oder beides? Es gibt Forscher, die ihm nur die Malerei an den seinen Namen tragenden Werken zuschreiben, und andere, die in ihm nur einen Meister der Holzplastik sehen. In den Urkunden wird er „Meister" oder „Maler" genannt, was die Streitfrage jedoch nicht löst, da die Bezeichnung „Maler" zu jener Zeit auch Dekorateur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeuten konnte und einem Künstler beigelegt wurde, der zum Beispiel einem Schnitzaltar durch die Fassung (Gold und Polychromie) die Vollendung gab. Das Wahrscheinlichste ist, daß Michael Pacher Maler und Schnitzer zugleich war. „Denn vom angesehenen Inhaber und Leiter einer Kunstwerkstatt des 15. Jahrhunderts wird man, wenn nicht etwas anderes bezeugt ist, lieber eigenes Können in allen ihm zugehörigen Fächern als etwa bloßes Unternehmertum, theoretisches Verständnis und teilweise künstlerische Praxis annehmen." Ziemlich gleichmäßig wird angenommen, daß Pacher seinen besseren Gehilfen bei der Arbeit freie Hand ließ. Das Vollendetste an seinen Werken schuf er jedenfalls selbst, denn mit seinem Tode (zirka 1498) verschwindet auch die ungewöhnliche Leistungsfähigkeit aus seinem Kreise. „Den pathetischen Geniekultus kannte man damals nicht. Für allfällige Differenzen zwischen den Vertragschließenden werden Sachverständige als Schiedsrichter bestellt. Nach der eigenhändigen Arbeit des Künstlers, der das Werk übernahm, fragte man nicht. Nur die gute Vollendung des Ganzen wird vorausgesetzt. Der Meister der Werkstatt trug selbstverständlich die Verantwortung und seine zünftlerische Ehre forderte es, den Auftraggeber möglichst hoch zu befriedigen."

*

„Über die Schmerzempfindung und die Verhütung des Operationsschmerzes" spricht Professor Georg Perthes, Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen, in der Monatsschrift „Deutsche Revue" (Oktober 1913). Er schildert den Schmerz als den Freund, der warnt, wenn schwerer Schaden dem Körper droht, erwähnt dann einige dem Nichtmediziner unbekannte Details, zum Beispiel die Tatsache, daß den inneren Organen, wenigstens in großen Teilen, die Schmerzempfindung vollkommen abgeht, während die Organe der Schmerzempfindung im allgemeinen wie ein das Körperinnere umgebender Panzer angeordnet sind, — und kommt dann auf die Schmerzbetäubung bei chirurgischen Operationen zu sprechen. Schon die Assyrer verstanden es, durch Kompression der großen Schlagadern vorübergehende Bewußtlosigkeit hervorzurufen; der im dritten Jahrhundert vor Christus lebende chinesische Chirurg Wa-To gab seinen Patienten vor der Operation einen alkoholischen Trank von indischem Hanf; ebenso erwähnen manche mittelalterliche Chirurgen in ihren Schriften Schlaftränke, die vor der Operation verabreicht werden sollten; der Dominikaner und Arzt Theodorich von Cervia (gestorben 1298 als Bischof von Bologna) hatte „Schlafschwämme" erfunden: die Schwämme wurden mit dem Saft der Alraunwurzel, des Bilsenkrautes und des Schierlings getränkt, an der Sonne getrocknet und dann in angefeuchtetem Zustande dem Patienten auf Mund und Nase gelegt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts versuchte man den Hypnotismus, damals Mesmerismus genannt, als schmerzbetäubendes Mittel, jedoch ohne besonderen Erfolg. Im großen ganzen aber waren die Chirurgen bis zur Entdeckung der Narkose der Ansicht, daß es ein Hirngespinst sei, den Schmerz bei Operationen vermeiden zu wollen. Seit 1800 kannte man das von dem englischen Pastor Priestley entdeckte Stickstoffoxydulgas, das einen rauschähnlichen Zustand hervorrufen kann; der Chemiker Davy experimentierte damit und nannte es wegen der gehobenen Stimmung, in die es den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Patienten versetzte, „Lachgas" oder „Lustgas". Zu praktischer Anwendung gelangte es noch nicht. Erst 1844 versuchte der junge Zahnarzt Horace Wells in Hartford in Nordamerika, das Lachgas bei Zahnoperationen zu verwenden. Bevor die Erfindung noch gründlich erprobt war, wurde bei einer großen Operation des Chirurgen Warren in Boston ein Versuch damit gemacht, der völlig mißlang. Kaum zwei Jahre später aber kam in demselben Operationssaale in Boston die Äthernarkose ans Licht. Der Zahnarzt William Morton, ein Freund Wells, wurde durch den Chemiker Jackson auf die betäubende Wirkung des Schwefeläthers aufmerksam gemacht, die er auch selbst bereits beobachtet hatte. Nach einigen Studien und Versuchen bot er das Mittel für große Operationen an und derselbe Chirurg Warren erklärte sich bereit, es zu erproben. Der Versuch gelang diesmal auf das glänzendste (17. Oktober 1846). Das neue Mittel trat einen Siegeszug durch die Welt an und 1847 schrieb der Berliner Chirurg Dieffenbach, der anfangs sehr vorsichtig über den Ätherrausch geurteilt hatte: „Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist Wirklichkeit geworden. Der Schmerz, dieses höchste Bewußtwerden unserer irdischen Existenz, diese deutliche Empfindung der Unvollkommenheit unseres Körpers, hat sich beugen müssen vor der Macht des menschlichen Geistes, vor der Macht des Ätherdunstes." — Ein merkwürdiges Schicksal traf die Entdecker des für die Menschheit so wohltätigen Mittels: Morton und Jackson stritten sich um den Ruhm des Erfinders und gerieten in eine Reihe erbitterter Prioritäts- und Patentstreitigkeiten, die Jackson so erregten und angriffen, daß er als Geisteskranker im Irrenhause sein Leben beschließen mußte; Morton starb in Armut, Horace Wells aber konnte es nicht verschmerzen, daß sein Versuch mißglückt war, während andere Erfolg gehabt hatten, und verfiel ebenfalls in Irrsinn, in welchem er sich selbst tötete. — Ein Jahr nach der Äthernarkose, bei deren Anwendung sich allmählich doch allerhand Mißstände zeigten, kam das vom deutschen Chemiker Liebig entdeckte Chloroform in Gebrauch. Erst als sich die Gefährlichkeit dieses Betäubungsmittels immer deutlicher herausstellte, kehrte man wieder mehr zur Anwendung des Äthers zurück. Man ist dabei mit der Zeit zu einer Art der Zusammensetzung und des Gebrauches gelangt, die jede Gefahr ausschließt. „Wenn heute ein gewissenhafter Arzt nach genauer Untersuchung des Patienten die Narkose für möglich und für notwendig erklärt, dann ist zur Besorgnis kein Grund mehr vorhanden." Eingeschränkt wird die Verwendung der Narkose durch die Entwicklung der Lokalanästhesie, das heißt der Kunst, ohne allgemeine Betäubung örtliche Schmerzlosigkeit zu erzielen. Das erste Mittel, das man dazu verwendete, ist das Kokain, der Saft aus den Blättern des Kokastrauches, welche die Indianer von Peru zu kauen pflegten, wenn sie eine starke Ermüdung überwinden wollten. Da das Kokain sich als nicht ungefährlich erwies, rastete die Chemie nicht, bis sie neue Stoffe und Zusammensetzungen fand, zum Beispiel das jetzt viel gebrauchte Novoakin, das bei sehr bedeutender anästhesierender Kraft sehr wenig giftig ist. Wenn die Lokalanästhesie die Narkose auch nicht immer ersetzen und daher nicht ganz verdrängen kann, gelangt sie heutzutage doch wohl bei einem Drittel aller größeren Operationen zur Anwendung.

*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von der Abneigung des großen Publikums gegen alles, was mit dem Krankenhause in Zusammenhang steht, spricht Universitätsprofessor Dr. Grober (Jena) in der „Deutschen Revue" (Juni- und Juliheft 1913: „Publikum und Krankenhaus"). Er erklärt diese Abneigung und die Tatsache, daß in manchen Gegenden ein Kranker sich nur sehr schwer entschließt, ein Spital aufzusuchen, mit der aus dem Mittelalter überkommenen Anschauung, das Krankenhaus sei den Zwangsanstalten des Staates und der Gemeinde gleichzustellen. „Diese Anschauung hat eine sehr gute historische Berechtigung. Krankenanstalten im neueren Sinne gibt es erst seit dem 18. Jahrhundert. Vorher wurden die Krankenanstalten benützt, um Sieche und unheilbare Kranke unterzubringen und mehr oder minder gut zu versorgen." Noch vorher wurden sie verwendet, um an ansteckenden Krankheiten Leidende aufzunehmen und zu isolieren: da man damals die modernen Desinfektionsmittel noch nicht kannte, war man auf eine rein mechanische Abschließung der Kranken angewiesen, die Kranken kamen mit ihren Angehörigen nicht mehr zusammen und befanden sich unter dauernder Aufsicht, etwa wie im Gefängnis. Dazu kam die keineswegs musterhafte Verpflegung und Behandlung der Kranken. So entstand in der Bevölkerung eine Furcht vor dem Krankenhause, die sich mehr oder minder bis auf den heutigen Tage erhalten hat. Ferner: der Gesunde hat gegen Kranke an und für sich eine gewisse Abneigung, folglich ist ihm auch die Anstalt unangenehm, in der er nur Kranke findet. Zu berücksichtigen ist auch die im Publikum verbreitete Operationsfurcht und die Meinung, im Krankenhause werde ein jeder operiert, sowie die natürliche Tatsache, daß Todesfälle, Beerdigungsfeierlichkeiten usw. im Krankenhause keine Seltenheit sind. Schließlich ist noch an den in vielen Gegenden verbreiteten Aberglauben zu denken, daß jeder, der ein Krankenhaus betritt, nicht mehr lebendig herauskomme. Als Mittel zur Bekämpfung der genannten Vorurteile empfiehlt Dr. Grober vor allem Aufklärung des Publikums über die Einrichtungen des Krankenhauses, die Schutzmittel gegen Ansteckungsgefahr, über die Tatsache, daß im Krankenhause ja nicht nur Schwerkranke oder nur an ansteckenden Krankheiten Leidende aufgenommen werden usw. Diese Aufklärung ist durch Vorträge und vor allem durch Führungen und Besichtigungen zu vermitteln. Durch den eigenen Augenschein muß sich das Publikum überzeugen, daß das Spital kein Gefängnis ist, daß die Kranken dort gut behandelt werden, daß in der Anstalt die peinlichste Sauberkeit herrscht und daß in jeder Weise für das Wohlergehen der Kranken sowohl als ihrer Besucher gesorgt ist. In den Vorträgen muß die Ansteckungsfurcht bekämpft werden, indem erklärt wird, wie eine Ansteckung überhaupt zustande kommt und wie man sich vor ihr schützen kann. Dr. Grober bestreitet nicht, daß es Anstalten gibt, die selbst an der Abneigung des Publikums gegen sie schuld sind, ist aber der Überzeugung, daß „wenigstens in Deutschland die ärztlichen Krankenhausleiter und die Krankenhausärzte überhaupt bei ihrer täglichen Arbeit den dringenden Wunsch haben, alles aufzuwenden, was dieser Abneigung des Volkes gegen ihre Arbeitsstätte und damit oft auch gegen ihre Lebensarbeit zu beseitigen imstande ist. Es wird jene Abneigung von dieser Seite her auf das lebhafteste bedauert, und das Bestreben, sie zu beseitigen, geht wohl von jedem einzelnen aus, soweit sein eigener Wirkungskreis reicht".

*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Vom Elend der Kopfarbeiter" spricht „Der Türmer" (XV. Jahrgang, Heft 9): „Die Überfüllung der gelehrten Berufe wird von Jahr zu Jahr bedenklicher und wächst sich nachgerade zu einem der schwierigsten Wirtschaftsprobleme aus. Der preußische Kultusminister hat im Landtag eine förmliche Abschreckungsrede an alle die gerichtet, die sich dem philologischen Studium zuwenden wollen, und ähnlich hat in Bayern der Justizminister vor der juristischen Laufbahn gewarnt. Daß an Ärzten ein Überfluß herrscht, weiß jedes Kind, und mit andern Berufen der Kopfarbeiter steht es nicht besser." Besonders schlimm ist es damit in den Großstädten, während auf dem Lande und in manchen Provinzstädten ein fühlbarer Mangel an Ärzten, Advokaten usw. besteht. Die in den Kreisen der Intelligenz herrschende „Landscheu" bewirkt ein Zusammenströmen der geistigen Arbeiter in den Zentren; die Bewerber weigern sich einfach, in entlegene ländliche Gegenden zu gehen, selbst wenn sich ihnen dort eine sichere Daseinsmöglichkeit bietet. Doch allmählich wird auch das anders werden und die ständig nachdrängende Flut immer neuer Anwärter wird sich auch das letzte Fleckchen im Lande erobern: „Die Entwicklung läuft unverkennbar darauf hinaus, daß in absehbarer Zeit das Überangebot an Kopfarbeitern allgemein sein wird. Und was dann?" Durch das Überangebot werden selbstverständlich die Gehälter herabgedrückt; schon jetzt muß sich die Intelligenz oft genug zu erschrecklich niedrigen Preisen verdingen. Das Unternehmertum macht sich die mißlichen Zustände auf dem Arbeitsmarkt der Kopfarbeiter zunutze, Ersparnisse werden in erster Linie an den Gehältern der Angestellten gemacht und die Arbeitskraft wird in skrupelloser Weise ausgenützt. Abhilfe könnte mit der Zeit durch eine strengere Auslese schon in den Mittelschulen geschaffen werden; es muß Eltern und Söhnen klargemacht werden, daß nicht jeder Knabe zu studieren braucht, im Gegenteil, daß er in einem praktischen Berufe besser sein Fortkommen findet denn als „Kopfarbeiter". Strengere Bedingungen für die Klassenversetzung und die Verleihung von Stipendien nur den besonders begabten Schüler wären wirksame Hilfsmittel.

*

Die Schaffung von „Auskunftsstellen für schöne Literatur" schlägt Dr. Fiack (München) in der „Allgemeinen Rundschau" vor (10. Jahrgang, Nr. 41). Es sei für den einzelnen schwer, aus der Flut der belletristischen Erscheinungen die passende Lektüre auszusuchen, und manch einer wünscht sich einen sachkundigen Berater. Die Auskunftsstellen sollen die Beratung übernehmen. „Geleitet sollen diese Stellen werden von Personen, die möglichst umfangreiche Literaturkenntnis besitzen, und dienen sollen sie denjenigen, die Freude an der schönen Literatur haben und damit ihre Mußestunden angenehm, zugleich aber auch nutzbringend ausfüllen wollen." Die Einrichtung und Tätigkeit der Auskunftsstelle denkt Dr. Fiack sich folgendermaßen: „Für jeden Schriftsteller von einiger Bedeutung wird ein Akt angelegt, in dem seine Werke einzeln registriert sind mit kurzer Inhaltsangabe, Charakterisierung der Tendenz (auch vom Standpunkt des Glaubens und der Sitte) und sonstigen wichtig erscheinenden Merkmalen; formale Angaben (über Auflagen, Preis, Erscheinen in billigen Volksausgaben usw.) müßten im Akt ebenfalls enthalten sein. Bestandteile desselben müßten natürlich die wichtigeren Rezensionen der Werke aus verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, wie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handschriftliche Mitteilungen von sachkundigen Personen und den Leitern der Auskunftsstelle selbst sein. Auf Grund der Akten wären dann verschiedene Spezialnachweise — in Kartothekform — zu führen nach den Schlagworten: Gedichte, Romane, Novellen, Bauernromane, Kriminalromane, soziale Romane, historische Romane, Dialektromane, Dialektgedichte, religiöse Gedichte, Dramen usw. Die Praxis wird hier noch weitere Winke geben . . . Die Anfragen der Literaturliebhaber werden sehr verschiedener Art sein. Deshalb ist die persönliche Literatur- und Aktenkenntnis des Leiters der Auskunftsstelle wie seiner Hilfskräfte von größtem Wert . . . Eine Bereicherung der Akten, der Spezialkataloge und der Erfahrung der in der Auskunftsstelle tätigen Personen können eventuell spätere Mitteilungen der Anfragenden über die befriedigenden oder nichtbefriedigenden Eindrücke aus den empfohlenen Werken werden." Als Errichter der Auskunftsstelle denkt Dr. Fiack sich Vereine, für Bayern zum Beispiel den Katholischen Preßverein. Die Finanzfrage könnte so geregelt werden, daß die Vereinsmitglieder bei Anfragen nur das Rückporto bezahlen, Nichtmitglieder aber außerdem eine bestimmte Gebühr entrichten. Die Auskunftsstelle würde die bisherige Art der Ankündigung und Würdigung neuer Werke nicht überflüssig machen (Rezension, Weihnachtsbücherschau usw.), sondern nur besser ausnützen. Zum Schluß seiner Anregungen sagt der Verfasser: „Man könnte noch den Einwurf erheben, daß der Katholische Preßverein nur katholische Literatur empfehlen dürfte. Darauf entgegne ich folgendes: Das würde der großen Aufgabe der Auskunftsstelle nicht gerecht werden. Denn ein hermetisches Abschließen der Katholiken gegen akatholische schöne Literatur wäre ganz verfehlt und wird auch von niemand gewünscht. Daß für den gläubigen Katholiken, der in seinen Mußestunden nicht durch Angriffe auf seinen Glauben, seine sittlichen Grundsätze und die Einrichtungen der Kirche verletzt sein will, die katholische Literatur in erster Linie in Frage kommt, ist selbstverständlich; denn sie reißt eben nicht nieder, sondern baut noch weiter in die Höhe. Daneben müßte aber auch die gute akatholische Literatur seitens der Auskunftsstelle entsprechende Berücksichtigung erfahren. Endlich sollte die Stelle noch über hervorragende Werke, die aus einem bestimmten Grunde ganz oder zum Teil zu beanstanden sind, eine objektive Auskunft geben, indem sie auch auf den literarischen Wert hinweist. Maßgebend für Auskünfte müssen ebensowohl die speziellen Wünsche der Fragenden als auch deren Bildungsgrad und Literaturbedürfnis sein."

*

„In keinem Lande ist bisher die mittelalterliche Sittengeschichte so vernachlässigt worden, wie in Italien," so schreibt Frederico Hermanin in der „Deutschen Rundschau" (August 1913: „Bilder aus dem italienischen Volksleben des Mittelalters"); bei der Schilderung der großen politischen Umwälzungen, bei der Bewunderung für Dichter und Künstler sei das Leben des Volkes, das zu den Kämpfen das Blut gegeben hat und aus dessen Schoß die Meister des Wortes und der Hand erstanden sind, nicht beachtet worden. „Bis vor kurzem noch gab es fast niemand, der es sich zum Zweck gemacht hätte, neben der großen äußeren Geschichte der Kriege, der Bündnisse und Verträge einen Blick in die mannigfaltigen Dokumente des täglichen Lebens zu werfen, aus denen allein die einfache

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seele des Volkes spricht. Man hat gar zu lange vergessen, daß die politische Geschichte eines Volkes kalt und leer erscheint, wenn man neben ihr sich nicht mit aufmerksamem Ohr hinneigt, um die kleinen häuslichen Sitten zu belauschen, wenn man das Auge nicht tief und liebend hineinsenkt bis zum Kleinsten und Versteckteſten, dahin, wo das letzte Echo der großen Ereignisse kaum vernommen wird und wo das Herz des Volkes am lebendigsten schlägt." In den italienischen Museen werde zwar alles gesammelt, was irgendwie mit dem Leben der Vorfahren in klassischer und in prähistorischer Zeit zusammenhängt, aber man kümmere sich fast gar nicht darum, was die Vorfahren in den langen nachrömischen Jahrhunderten zu ihrem Alltagsleben gebraucht haben. „Während man erst in Frankreich, dann auch in Deutschland und in anderen Ländern Europas seit langer Zeit angefangen hat, die Materialien zur Kulturgeschichte des Landes zu sammeln, hat man in Italien erst seit kurzem sich ans Werk gemacht, aber fast nur, um aus Archiven kulturgeschichtliche Dokumente zu schöpfen, ohne zu bedenken, daß ohne die wirklichen plastischen Belege diese papierenen Zeugnisse einen sehr kleinen Wert haben, gerade in diesem Fache." Der Verfasser verweist diejenigen, die sich mit der mittelalterlichen italienischen Kulturgeschichte befassen wollen, auf die Publikationen der verschiedenen historischen Regionalgesellschaften, auf Novellen, Chroniken, Dichtungen, Miniaturen, Fresken und Skulpturen. „Nötig ist es aber, daß die Arbeit mit lebendigem Sinn gemacht werde und nicht mit allzu archäologischem System; denn wenn man auch peinlicher Genauigkeit in jedem historischen Werk huldigen muß, so ist doch klar, daß es nicht genug sein kann, die materiellen Gegenstände zu schildern, sondern daß man suchen muß, aus diesem Kleinkram die Figuren der Menschen lebendig herauszuschälen." Hermanin macht im weiteren Verlauf des Aufsatzes einige glückliche Versuche, „auch ohne Archivbelege und plastische Beispiele einiges aus dem Stadt- und Landleben des 13. und 14. Jahrhunderts in Italien klar und lebendig darzustellen". Er gibt interessante Details über das Leben der Bauern, des fahrenden Volkes, des Kleinhändlers, über das Verhältnis zwischen Volk und Behörden, zwischen Studenten und Professoren, zwischen Männern und Frauen. Besonders viele Angaben lassen sich über das Frauenleben jener Zeit finden: die alten Kleiderordnungen verraten den übertriebenen Luxus, dem die Frauen huldigten; der alte Moralist Francesco da Barberino spricht in seinem Buch über die Frauen von ihren Sitten und ihren Pflichten; nach ihm soll die Frau dem Manne dienen, doch wenn sie auf selbständigen Erwerb angewiesen ist, so darf sie als Bäckerin, Barbierin, Spinnerin, Müllerin oder Hökerin ihr Brot verdienen. „Zu den Pflichten, die er der Gattin vorschreibt, gehört es auch, daß sie ihrem Manne beistehen soll, wenn er ein neues Gewand anprobiert; denn sie kennt ihn am besten und kann dem Schneider guten Rat geben." Doch fehlt es auch nicht an Dokumenten, aus denen hervorgeht, daß manche Frau ihrem Gatten eine gleichwertige Mitarbeiterin und Genossin war. Interessant sind auch die Mitteilungen über das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern: „Man öffnet kein mittelalterliches Novellenbuch, ohne klagende Väter darin zu finden, und doch lesen wir von ganz einfachen Menschen, von Landleuten und kleinen Kaufleuten, die ihre Söhne studieren lassen." Seit dem 12. Jahrhundert hebt sich die Kultur mehr und mehr, zugleich aber verschwinden manche der erwähnten Sitten, um der Wiederbelebung der antiken Welt Platz zu machen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wider die Sprachverderbnis" schreibt O. Briegleb in den „Grenzboten" (1913, Nr. 35). In den gut gesinnten Kreisen des deutschen Volkes sei der Gedanke erwacht, daß es eine Ehrensache ist, die Muttersprache zu schützen und sie zu reinigen von dem, was ihr fremd ist. „Ein sichtbares Zeichen dafür ist die Entstehung und Entwicklung des Allgemeinen deutschen Sprachvereines, der auf die stattliche Zahl von 30.000 Mitgliedern blickt und eine vielgelesene Zeitschrift herausgibt. Gewiß eine stattliche Einrichtung, die imstande ist, auf die Öffentlichkeit einen weitgreifenden Einfluß auszuüben." Trotzdem habe der Verein keine besonderen Erfolge aufzuweisen. Es sei zwar ein gewaltiger Fortschritt in der Bekämpfung der Fremdwörter erzielt worden, es seien eine ganze Menge von Verdeutschungen geschaffen worden, das bedeute aber noch nicht viel: „Erst wenn die Verdeutschung von einem papierenen Wort zu einem lebendigen geworden ist, kann man von einem Erfolge reden. . . . Was bedeutet auch das beste Ersatzwort, wenn es vom Volke nicht aufgegriffen wird? Ganz einwandfrei ist zum Beispiel die Verdeutschung Kraftwagen, aber was hilft uns das schließlich, wenn in Millionen Kindesseelen, sobald das Licht der Sprache in ihnen aufgeht, das Wort Automobil in ihnen lebendig wird? Wenn ein harmloser Gassenhauer dies Wort unserem Volke bis in den entlegensten Winkel aufzwingt? — Doch schließlich ist auch ein Fremdwort wie dieses noch nicht der größte Schädling seiner Art. Was sollen wir aber dazu sagen, daß heute in Scharen die überflüssigsten neuen Fremdwörter, meist aus dem Englischen, auf unsere Sprache einströmen, so daß für ein mühsam beseitigtes Fremdwort Dutzende andere auf dem Plane erscheinen! Widerlich ist die Art und Weise, wie heute ganze Kreise der Bevölkerung (nicht allein der Kaufmannsstand) förmlich danach suchen, englische Worte aufzunehmen und an den Mann zu bringen." Mit Recht führt der Verfasser weiter aus, daß es sich bei der ganzen Frage übrigens um mehr als die „Fremdwörterei" handelt. Das Bedauerliche sei die Schwäche unseres eigenen Sprachgefühls, die heute ganz besonders hervortritt und eine Verwilderung der Sprache herbeiführt. In den öffentlichen Äußerungen unseres sprachlichen Lebens, besonders in den Zeitungen, kann man die abscheulichsten Entgleisungen finden. „Wenn wir heute zum Beispiel in Anzeigen, Aufschriften usw. lesen: Disponent-Gesuch, Reisender-Gesuch, Kochlernende, Westfäler Schinken, Schottenheringe, Lager in Büromöbel, mit Stricke befestigen, des Küstriner (älterer) Turnverein — und tausend ähnliche —, so zeugen solche Verstöße von einer völligen Verrohung des Sprachgefühls. Man mache nicht etwa den Einwand, daß sie auf mangelhafter Schulbildung beruhen. Die Schulbildung hat heute einen Umfang angenommen wie nie zuvor, und die Sprache verkommt. Die Sache liegt eben nicht so, daß die, die jene Verstöße machen, nichts davon wüßten, sondern sie halten den Gegenstand für belanglos, sie legen keinen Wert darauf, dem Triebe zum Richtigen zu folgen, es scheint ihnen gleichgültig, ob das Geschriebene richtig oder falsch ist — andere machen's ja auch so —; die Muttersprache, die Seele des Volkstums, gilt ihnen nicht mehr so viel, um den Geist auch nur zur geringsten Anspannung zu erheben — ja wenn sich's um Mark und Pfennig, um Meter und Kilogramm, um Volt und Watt handelte!" Während Fremdwörter oft nur vorübergehende Erscheinungen sind, lassen sich zerstörte Sprachformen im Volke nicht mehr lebendig machen. Daher ist es unrecht, Formen, die noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebendig sind, auf dem Papier gewaltsam zu unterdrücken, wie das jetzt vielfach durch Fortlassung des s in zusammengesetzten Worten geschieht. „Es wird uns doch wohl niemand bestreiten wollen, daß Formen wie Friedrichsplatz, Bahnhofswirt, Aussichtsturm, Wahrheitsliebe, Gastwirtsinnung natürliche Formen unserer Sprache sind und daß er selbst von Jugend an so gesprochen hat. Was in aller Welt soll es denn nun heißen, daß uns mit einem Male aufgedrungen werden soll: Friedrichplatz, Bahnhofwirt, Wahrheitliebe, Gastwirtinnung? Ist denn das nicht geradezu eine Fälschung der Muttersprache zu nennen? Eine unselige Unsicherheit ist aus dieser Gewaltmaßregel hervorgegangen. Während einer spricht Wahrheitsliebe, schreibt er im selben Augenblicke Wahrheitliebe, und beim Lesen geschieht es umgekehrt.* Mancher bringt es auch beim Sprechen schon fertig, das s zu unterdrücken, im Druck wechseln sich die beiden Formen oft ab, je nachdem der Schreibende ‚daran gedacht' hat, das s wegzuschneiden, oder gerade nicht daran gedacht hat. Ist das eines edlen Volkes würdig, daß man seine Sprache so quälen darf, daß die Leute mit der Zunge straucheln, weil sie nicht mehr wissen: darf ich denn das s sagen oder nicht? . . . Man will uns belehren, jenes s sei häßlich. Häßlich oder nicht häßlich, es gehört zu unserer Sprache! Wir möchten unter Millionen Polen den einen sehen, der sich dazu überreden ließe, sein schtsch sei häßlich, er möchte doch das eine sch oder beide künftig weglassen; wir möchten den Engländer sehen, der zugäbe, sein dunkles a stoße an und würde besser durch ein helles, reines a ersetzt." Nachdem der Verfasser noch mancherlei über die Zusammensetzungsformen gesagt, erinnert er zum Schluß daran, daß die Gebilde der Sprache nicht etwa vereinbarte Zeichen sind, wie zum Beispiel mathematische Formeln, die man nach Belieben abändern kann, wenn es einem zweckmäßig erscheint. „Ist doch kürzlich allen Ernstes der Vorschlag gemacht worden („Die deutsche Schulsprache ein Todfeind des Deutschtums". Von einem Deutschen), die deutsche Sprache der noch vorhandenen Beugungsformen möglichst zu entkleiden, um sie dem Ausländer leichter erlernbar zu machen und damit ihre Weltgeltung zu erhöhen." Wenn Bequemlichkeit der oberste Grundsatz für eine Sprache sein solle, so sei es doch besser, eine neue zu erfinden, anstatt die Gebilde der Muttersprache zu verstümmeln oder gar zu töten.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Anton Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur „großen Fabrik“ Wien VII. Bz. Mariahilferstr. 18

Stefan Esders

Ecke Karl Schweighofergasse

Großes Etablissement für Herren-, Damen-, Knaben- und Mädchenbekleidung fertig und nach Maß. —— Pelzwaren aller Art für Herren und Damen.

Großes Lager in Herren-, Damen- u. Kinderschuhen, Herren- und Knabenhüten u -Kappen, Damen- u. Kinderwäsche und Handschuhe; Schirme, Stöcke, Krawatten, Hosenträger, Gürtel, Socken, Strümpfe.

NEUE ABTEILUNG: Bett-, Tisch- und Hauswäsche.

Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe!

Vorzüglich eingerichtetes Atelier für Maßarbeiten der Schneiderbranche.

Illustrierte Preisliste mit Anleitungen zum Selbstmaßnehmen auf Verlangen gratis und franko.

Äußerst billig gestellte, streng feste Preise!

Franko-Versand in die Provinz bei Aufträgen von Kronen 25·— aufwärts.

Unverfälschter

Naturwein

also Weine, wie solche hier gedeihen, versendet per Viertelhektoliter i. Leihgebinden

FRANZ PORUPKA

Groß-Kadolz bei Mailberg, Nied.-Öst.

Preise per 100 Liter in Kronen.

Meßweine:

1910er, gute Qualität	75
1911er Wein, feiner Naturwein,	80–100
1909er Wein, feiner Naturwein	80
1909er prima feiner Naturwein	85
1908er guter, feiner Naturwein	90
1908er prima feiner Naturwein	100
1905er prima feiner Naturwein	100
1903er prima feiner Naturwein	110
1901er prima feiner Naturwein	120
1898er prima feiner Naturwein	100
1893er prima feiner Naturwein	120
Sehr alter Weißwein, Auslese	140

Rotweine:

Feiner alter Rotwein	80
1905er feiner Rotwein	90
1901er feiner Rotwein	100
Feinster alter Rotwein	120

Fetter, süßer Ausbruchwein:

Weiß, fett, süß, kräftig	160
Rot, fett, süß, kräftig	170

Essige:

Feinster Tafelessig	24
Feinster Weinessig	48

Das kirchlich approbierte
Österreichische Lourdes-Komitee
veranstaltet Ende Juli 1914 den

X. Lourdes-Pilgerzug.

Auskünfte erteilt die **Redaktion** der **„Illustriert. Lourdes-Chronik“** in **Linz**, Humboldtstraße 15, und Hochwürden Herr **Pfarrer Mechtler** in **Wien**, V. Bezirk, Wiedener Hauptstraße 103.

Das schönste und billigste

Lourdes-Gebetbuch

„Unsere liebe Frau von Lourdes“

ist zu beziehen vom Verfasser, Hochwürden Herrn **Johann Bernhard** in **Linz**, Humboldtstraße 15.

PREIS 1 KRONE 30 HELLER.

„Illustrierte Lourdes-Chronik“

Erscheint alle vierzehn Tage und berichtet über alle Vorkommnisse in Lourdes.

Beste und reichhaltigste Lourdes-Zeitung, zu beziehen von der **Redaktion** der **„Illustrierten Lourdes-Chronik“** in **Linz**, Humboldtstraße Nr. 15.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Illustr. Geschichte des Balkankrieges 1912/1913

von

A. Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Porträts, zahlreichen Karten und Plänen.

Zwei **Bände** gebunden in Originalband jeder **15 Kronen.**

Eine groß angelegte, lebendige Darstellung des Völkerringens auf dem Balkan!!

Deutsches Volksblatt, Wien.

. . . Mit größter Ausführlichkeit und peinlichster Objektivität ist an der Hand eines außerordentlich reichen Quellenmaterials der Krieg mit all seinen Schrecken geschildert und bestes Illustrationsmaterial unterstützt den Erzähler in der wirksamsten Weise. . .

A. Hartlebens Kleiner Handatlas

Über alle Teile der Erde.

Zweite Auflage.

40 Hauptkarten und 38 Nebenkarten auf 60 Kartenseiten. Mit erklärendem Text. Groß-Folio-Format. Geb. **10 Kronen.**

A. Hartlebens Kleiner Volksatlas

Zweite Auflage.

24 Hauptkarten und 29 Nebenkarten auf 41 Kartenseiten. Mit einem begleitenden Text. Groß-Folio-Format. Geb. **8 Kronen.**

A. Hartlebens Volksatlas

enthält 86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten auf 125 Kartenseiten.

Groß-Folio-Format mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenregister.

Fünfte, vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage.

In Halbfranz gebunden **18 Kronen.**

A. Hartlebens Verlag in Wien u. Leipzig.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schiffahrt und Seewesen

Darstellung der gesamten praktischen und sportlichen maritimen Einrichtungen und Verhältnisse der Gegenwart

von

Franz Freiherrn von Tunkl

Mit 342 Abbildungen, 28 Vignetten und 3 Karten
29 Bogen Groß-Oktav
Gebunden 24 Kronen.

„Deutsche Sportzeitung St. Georg Berlin:

Wir können dieses hervorragende Werk, das lückenlos das gesamte Schiffahrtwesen behandelt, nur aufs wärmste empfehlen.

Das Buch der Experimente.

Physikalische Apparate und Versuche. Mechanische Operationen. Naturwissenschaftliche Liebhabereien.

Von **A. v. Schweiger-Lerchenfeld.**

Mit 425 Abbildungen und Figuren und einer Beilage. 25 Bogen. Groß-Oktav. Geb. 6 K 60 h.

Raum und Zeit

im Naturgeschehen und Menschenwerk.

Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 288 Abbildungen, Kärtchen und Diagrammen. 27 Bogen. Groß-Oktav. In Originalband 6 K 60 h.

Der Experimentator

im häuslichen Kreise.

Ein Beschäftigungsbuch für jung u. alt

Von Erich Lehnfelt.

Mit 373 Abbildungen. 24 Bogen. Groß-Oktav. Gebunden 6 K 60 h.

Unsere fünf Sinne.

Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld

Mit 396 Abbildungen. 25 Bogen. Groß-Oktav. In Originalband 6 K 60 h.

A. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig.

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Meisterwerke der Fürstlich Liechtensteinischen Gemälde-Galerie in Wien.

15 Farbenlichtdrucke der Hofkunstanstalt J. Löwy, Wien 1914.

Preis der Mappe, Großfolioformat K 100·—, Einzelblatt K 7·—. Professor G. Bilzmann schreibt im „Cicerone": Die altrenommierte Kunstanstalt G. Löwy in Wien hat kürzlich den Versuch unternommen, die Hauptwerke der berühmten Wiener Privatsammlung in originalgetreuen Farbenlichtdruckreproduktionen zu verhältnismäßig billigem Preis wiederzugeben und zunächst 15 dieser Blätter veröffentlicht, ***die das Beste darstellen,*** *was bisher auf dem Gebiete farbiger Reproduktionstechnik geleistet wurde. Zieht man den Vergleich dieser Wiedergaben zu den in Massen hergestellten Dreifarbendrucken, dann muß man neidlos zugestehen, daß die technische Vollkommenheit in Hinblick auf originalgetreue Wiedergabe hier in der Tat* ***das Höchste*** *erreicht hat. Keine malerische Nuancierung, keine Krakelüre ist dieser künstlerisch feinsten Technik entgangen, und wenn sich im allgemeinen auch das Format der Blätter beträchtlich von dem der Originale unterscheidet, so bedeutet dennoch diesmal die Reduktion nicht die Verschiebung der koloristischen Werke, die der Fluch der billigen Dreifarbentechnik ist. Mit* ***solchen Wiedergaben ist der Kunstwissenschaft endgültig geholfen.*** *Sie sind vollster Ersatz der Wirklichkeit, und zumal die Liechtenstein-Galerie hätte kaum eine würdigere Wiedergabe ihrer Schätze finden können.*

Vornehmstes Weihnachtsgeschenk!!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlag von Herder zu Freiburg und Wien, I, Wollzeile 33.

Im Schatten. Roman von M. Scharlau. *M* 4.60 (K 5.52).
Wie Scharlaus früheres Buch „Martin Auguſtin" *M* 4.— (K 4.80) iſt auch dieſes eine lebenswahre, lebenswarme und feſſelnde Erzählung aus den ſozialen und geiſtigen Verhältniſſen der Gegenwart.

Jón Svensson, Nonni. Erlebniſſe eines jungen Isländers, von ihm ſelbſt erzählt. *M* 4.80 (K 5.76). — Mit unnachahmlicher Friſche und Darſtellungskraft, wie ſie das isländiſche Volk aus der ſtolzen Tradition ihrer großartigen Sagas bewahrt hat, dichtet und malt Svensſon die Erlebniſſe und Abenteuer eines jungen isländiſchen Odyſſeus unſerer Tage.

Normannenart und Frankenblut. Eine Rittergeſchichte v. Th. Hillenkamp. *M* 3.40 (K 4.08).
Die Geſchichte iſt inhaltlich intereſſant, die Darſtellung ſchlicht und feſſelnd.

Auf den Trümmern Meſſinas. Sizilianiſche Erzählung von M. Barbera. *M* 3.80 (K 4.56). — Eine echt ſizilianiſche Erzählung, deren Verfaſſer den eigenen Bruder in den Trümmern Meſſinas verloren hat. In reich bewegter Handlung ſpielt ſich eine ſpannende Erzählung vor dem Leſer ab.

Garrold. Das wilde Kleeblatt. Eine Schülergeſchichte *M* 4.— (K 4.80). — Ein anerkannter Kritiker hat dieſen „neuen Garrold" als eine der beſten Knabengeſchichten bezeichnet. Hat ſich der Verfaſſer ſchon mit ſeinen „Kleine Brauſeköpfe" *M* 3.— (K 3.60) (für 9—12 jährige) und „Echte Jungen" *M* 4.— (K 4.80) (für 12—14 jährige) Tauſende von begeiſterten Leſern, jungen und alten, geworben: mit dem „Wilden Kleeblatt" (für 13—16 jähr.) übertrifft er noch jene Bücher.

Die Geſchichte v. hölzernen Bengele luſtig und lehrreich für kleine und große Kinder. Nach C. Collodi von A. Grumann. *M* 3.30 (K 3.96).
Ein Buch, ebenſo köſtlich, vielleicht noch amüſanter als der „Struwwelpeter".

Biſchof v. Keppler, Im Morgenland. Reiſebilder. *M* 3.50 (K 4.20) und *M* 4.— (K 4.80). — Dieſes ſchmucke und billige Bändchen vereinigt eine Anzahl Einzelbilder aus dem berühmten, ſchon in Tauſenden von Exemplaren verbreiteten größeren Buche „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient". Dadurch werden jene herrlichen Schilderungen des geiſt- und gemütvollen Verfaſſers den weiteſten Kreiſen des Volkes und der Jugend zugänglich gemacht. — Aufs glücklichſte wird mit dieſem Bändchen die von der Herderſchen Verlagshandlung in Ausſicht genommene „neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde: Aus aller Welt" eröffnet.

Goethe. Sein Leben und ſeine Werke. Von Alex. Baumgartner S. J. 2 Bde. 3., neubearb. Aufl., beſorgt von A. Stockmann S. J. I Jugend, Lehr- und Wanderjahre. Geb. in Leinwand *M* 12.— (K 14.40), in Halbſaffian *M* 14.— (K 16.80). II. (Schluß-) Band: Der Altmeiſter *M* 15.— (K 18.—) oder *M* 17.— (K 20.40). — Die „erſtaunliche Genauigkeit und Vollſtändigkeit" (Witkowsky) machen das Baumgartner-Stockmannſche Werk zu der wiſſenſchaftlich zuverläſſigſten Goethebiographie. Keine andere iſt „ſo köſtlich leſbar" (Heinrich Federer).

Emilie Ringseis. Von E. M. Hamann *M* 4.— (K 4.80) — Ein Lebens- und Charakterbild der großen Frau und Dichterin, deren Herz für alles Hohe und Edle glühte.

Alban Stolz und Kordula Wöhler. Herausgegeben von Dr. Julius Mayer. *M* 5.20 (K 6.24).
Die Blätter führen in das ſtille Heiligtum einer jugendlichen Seele. Das Ringen nach Wahrheit und Frieden und die dafür gebrachten großen Opfer der norddeutſchen Paſtorstochter (unter ihrem Dichternamen „Cordula Peregrina" weitbekannt) werden hier nach ihren Tagebuchblättern ſchlicht und ergreifend geſchildert.

Wahre Gottſucher. Worte und Winke der Heiligen. Von H. Bihlmeyer. O. S. B. *M* 1.30 (K 1.56), *M* 1.70 (K 2.04) und *M* 2.60 (K 3.12). — Große Seelen voll reiner Seelenharmonie zeigt P. H. Bihlmeyer in 46 kurzen, feinfühlig erfaßten und ſcharf umriſſenen Heiligen-Bildern aus alter und neuer Zeit. Auch in der Ausſtattung zeigt das Büchlein erleſenen Geſchmack.

Biſchof v. Keppler, Mehr Freude. 76.—78 Tauſend. Feine Ausgabe. In Kaliko *M* 7.— (K 8.40), in Pergament *M* 11.— (K 13.20), in Bockſaffian *M* 14.— (16.80), in Schweinsleder *M* 20.— (K 24.—). — Von dem bekannten „Freude-Buch" wurde in harmoniſcher buchkünſtleriſcher Ausſtattung eine „feine Ausgabe" veranſtaltet. Das Buch, das ſchon in ſeinem Inhalt feſtlichen Charakter hat, bildet auch äußerlich ein Feſtgeſchenk erleſenſter Art. — Die einfache Ausgabe (66—75. Tauſend) iſt zu *M* 3—. (K 3.60) zu haben.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Gymnaſialdirektor Dr. O. Hellinghaus.
I: Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. *M* 2.80 (K 3.36), oder *M* 3.20 (K 3.84). II: Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Der Zug Napoleons nach Rußland. *M* 2.80 (K 3.36) od. *M* 3.20 (K 3.84).
Die Zeiten vor 100 Jahren können kaum anſchaulicher geſchildert werden als in dieſen mit tiefer Geſchichtskenntnis und feinem Geſchick ausgewählten Denkwürdigkeiten.

Reichſte Auswahl von Geſchenkwerken für alle Altersſtufen und Bildungsgrade bietet der ſplendid ausgeſtattete **Weihnachts-Almanach** der Herderſchen Verlagshandlung, der durch jede Buchhandlung und direkt von der Verlagshandlung koſtenlos bezogen werden kann.

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Weltgeschichte in Charakterbildern

Soeben erschien in unserem Verlage:

Leibniz Der europäische Freiheitskampf gegen die Hegemonie Frankreichs auf geistigem und politischem Gebiete. — Von Universitätsprofessor D. Dr. Franz X. Kiefl.

1.—5. Tausend. Mit 88 Abbildungen. gr. 8°. (VIII u. 149 S.) In Leinwandband K 5·40. Eine hochwichtige Neuerscheinung. Für Philosophen, Theologen und Historiker unentbehrlich.

Verlag von Kirchheim & Co., Mainz.

Soeben erschien die

Vierte, stark vermehrte Auflage von:

Die katholische Moral

und ihre Gegner.

Grundsätzliche und zeitgeschichtliche Betrachtungen

von

Dr. Joseph Mausbach

Päpstlicher Hausprälat

Professor der Moral und Apologetik an der Universität Münster.

Geheftet M. 7·— (K 8·40). ***Gebunden M. 8·— (K 9·60).***

In dieser neuen Auflage hat insbesondere das zehnte Kapitel ***Konfession und bürgerliches Leben,*** *dem die Enzyklika* ***Singulari quadam*** *als Ausgangspunkt und Grundlage dient, eine durchgreifende Überarbeitung erfahren. Gerade dieses Kapitel wird das größte Interesse aller beteiligten Kreise finden. Neu hinzugefügt ist dieser Auflage ein ausführliches Namen- und Sachregister.*

„. . . . Es ist in der Tat ein Buch, das sein Thema erschöpfend behandelt und sollte nicht nur von Fachleuten gelesen sondern auch von allen studiert werden, die öffentlich kämpfen müssen gegen die Feinde des Glaubens und der Sitten. Es ist eine Rüstkammer gediegener Waffen aus bester Schmiedewerkstatt. Wir empfehlen diese reife Frucht vom Baum der Erkenntnis . .“ (*Reichspost, Wien.*)

Verlag von J. P. Bachem, Köln. ***Durch jede Buchhandlung.***

Reisebureau „Courier“

Telephon 310. **Nagel & Wortmann** Telephon 1097.

Fahrkarten-Stadtbureau der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
Fahrkartenbureau der k. k. priv. Südbahngesellschaft.

WIEN I, Operngasse 6, gegenüber der k. k. Hofoper.

ABBAZIA, Hotel Stefanie.

Fahrkarten nach allen Stationen des In- und Auslandes. — Kombinierbare Rundreisebillets.

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

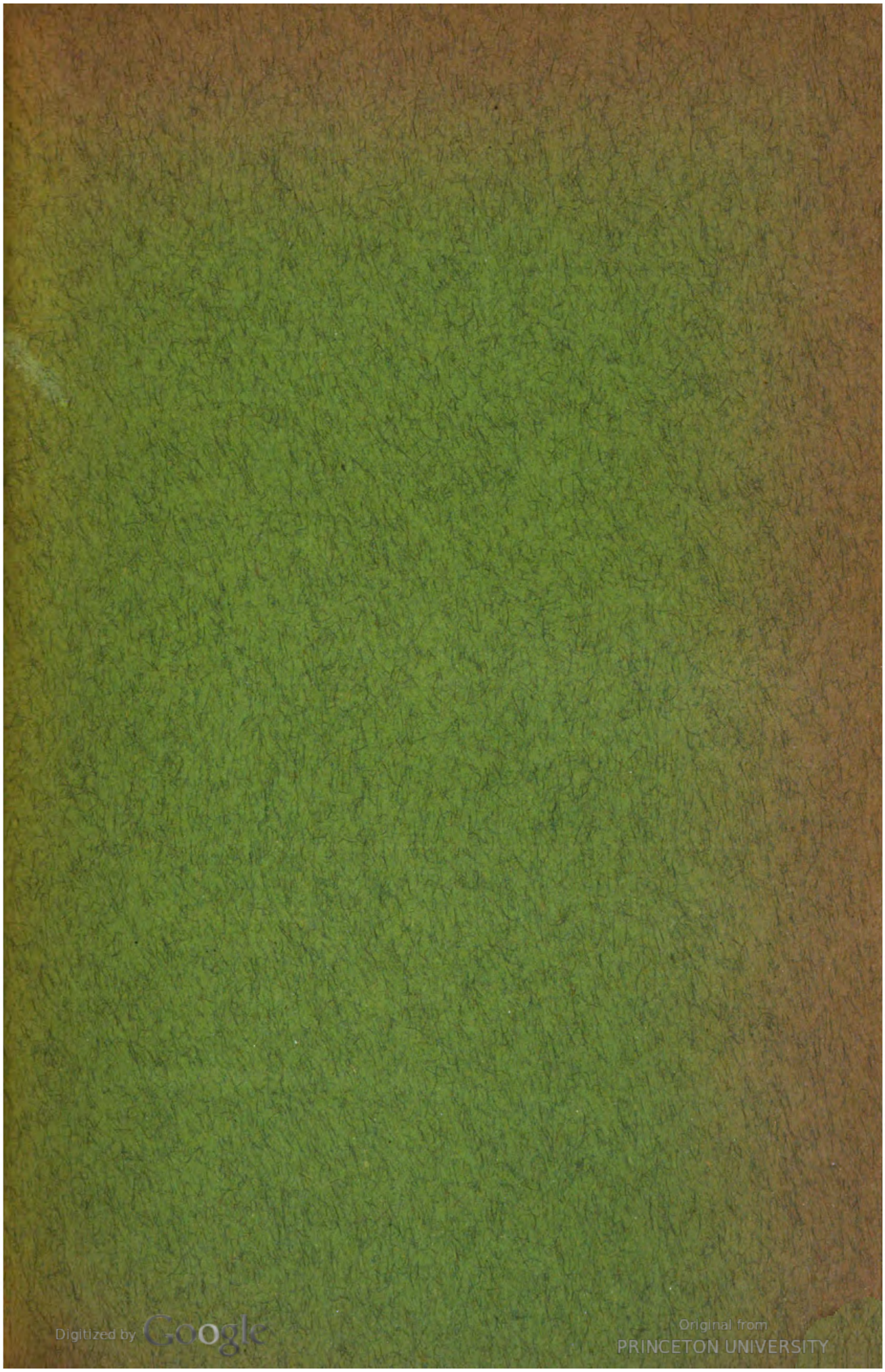
Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY


Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ladenpreis der Zeitschrift „Die Kultur“ per Jahrg. K 8 (M 7·20).

Inhalt.

Seite

Onno Klopp. Vortrag, gehalten bei der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft zu Salzburg, 5. Oktober 1913. Von Richard v. Kralik, Wien . . . 3

Maria. (Gedicht). Von Hubert Rausse, Köln 17

Die neuere Literatur über den Krieg gegen Preußen im Jahre 1866. Von F. Carl Graf Crenneville, Brünn 18

Josef Wichner als Volksschriftsteller. Von Leopold Hulinsky, Wien . . 36

Bilder aus Sizilien. Erinnerungen an die IV. Wiener Universitätsreise 1913. Von A. Gley, Wien 54

Die Frau Hitt-Sage. Von Hans Hochegger, Innsbruck 69

Confiteor. (Gedicht.) Von Richard Seyß-Inquart, Wien 80

Salzers „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“. Von Landesschulinspektor Hofrat Dr. K. F. von Kummer, Wien 81

Engelbertos selige Weihnacht. Von Joseph Norbert 98

Umschau. Aus Zeitschriften 117

Diesem Hefte liegen die Prospekte folgender Verlagsbuchhandlungen bei:

Bibliographisches Institut Leipzig—Wien, über die zweite Auflage von „Helmolts Weltgeschichte“.

Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien, über farbige Kunstblätter.

Wir empfehlen diese Prospekte der gefälligen Beachtung unserer P. T. Leser.

Buchdruckerei Anbr. Opitz Nachfolger, Wien.

Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN

VON DER

XV. JAHRG. II. HEFT.

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heinrich Jasomirgott.

Von **Dr. Julius v. Newald.**

Aus bescheidenen Anfängen hatten sich die babenbergischen Markgrafen schon im elften Jahrhundert durch die Gunst der Umstände, aber auch durch ihre eigene Tüchtigkeit emporgearbeitet. Aus Reichsbeamten waren sie, die tapferen und kaisertreuen Hüter der deutschen Südostgrenze, zu reichen Territorialherren geworden. Wir sehen, wie schon der fünfte in dieser, auch vom nationalen Standpunkte so verdienstvollen Regentenreihe, Leopold der Schöne, auf eigene Faust Politik, sogar gegen Kaiser Heinrich IV. macht; wie sein Sohn Leopold, nachmals der Heilige, schon den bedeutendsten Fürsten des Reiches zuzählt. Unstreitig ist dieser Herr, dessen politische Klugheit kaum hinter seiner Frömmigkeit zurückstand, zumal durch seine genealogischen Beziehungen als Gatte und als Vater für die Stellung seines Hauses wichtig geworden. Durch seine Ehe mit der schönen Agnes (der Tochter des salischen Kaisers Heinrich IV., die vordem mit dem staufischen Schwabenherzog Friedrich vermählt gewesen und die Mutter des späteren Königs Konrad III. war) verschwägerte sich Babenberg mit den zwei mächtigsten deutschen Fürstenhäusern. Aus dieser Ehe entsprossen außer einigen frühverstorbenen Kindern und mehreren vorteilhaft verheirateten Töchtern fünf Söhne von geschichtlichem Range: Adalbert, als Vogt der Kirchen und Klöster bezeichnet, der, obwohl der älteste, nach des Vaters Tode, wie es heißt durch Agnes' Einfluß, beiseite geschoben wurde und schon 1137 starb; Liutpold (Leopold), der dem Vater im Markgrafenamt folgte; Heinrich, genannt Jasomirgott; Otto von Freising, der größte und tiefsinnigste Geschichtschreiber des Mittelalters; endlich Konrad, Bischof von Passau, später Metropolit von Salzburg[1]).

Mit Leopolds III. Nachfolger, Liutpold dem Freigebigen, tritt, um ein Wort Vancsas zu gebrauchen, das Haus der Babenberger in sein heroisches Zeitalter. Die großen deutschen Ereignisse, deren tätiger und ehrgeiziger Teilnehmer dieser Liutpold IV. wurde, seien hier nun in knappster Kürze rekapituliert. Kaiser Lothar von Supplinburg, der, um die ihm feindlichen Staufen zu schwächen, seinen

[1]) Hormayr gibt in der seiner Geschichte Wiens angeschlossenen Stammtafel die genauen Geburtsdaten dieser fünf Babenberger an, nur sagt er leider nicht, von wannen ihm diese Wissenschaft kommt. Danach wäre Jasomirgott am 2. April 1114 geboren. Das Jahr mindestens dürfte stimmen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welfischen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen von Bayern auch noch mit Sachsen belehnt hatte, ist, von Italien heimkehrend, in einer armseligen Tiroler Bauernhütte gestorben. Aber nicht der schon übermächtige „Stolze", sondern der Staufe Konrad von Schwaben, Sohn der Agnes aus ihrer ersten Ehe, wird zum Deutschen Könige gewählt. Der Kampf zwischen den zwei stolzen und reichen Häusern — Hie Welf! Hie Weibling! — bricht mit neuer Erbitterung aus; Konrad erklärt den unbotmäßigen Welfen beider Herzogtümer verlustig, gibt Sachsen an den Askanier Albrecht und Bayern seinem Stiefbruder, dem Babenberger Liutpold (1139). Bald darauf stirbt, noch nicht vierzig Jahre alt, der „Stolze", mit Hinterlassung eines zehnjährigen Sohnes, Heinrich, der einst als der „Löwe" den gewaltigen Vater an Macht, Ruhm und Herrschsucht noch übertreffen sollte, um zuletzt noch tiefer zu stürzen als der Vater. Und am 11. (oder 18.) Oktober 1141 stirbt auch Liutpold von Bayern und Österreich, jung an Jahren, zu Niederaltaich. Im Stifte Heiligenkreuz, mitten im Zauber des Wiener Waldes, ist sein einfacher Grabstein noch zu sehen. Liutpold, ein Freund der Welfen und — wenn man dem Plauderer Enenkel glauben will — auch der Frauen, starb ohne Leibeserben. In der Mark folgte ihm sein Bruder Heinrich ohne Hindernis; Bayern aber behielt der König vorläufig noch in seiner Hand. Ein eigentliches Erbrecht gab es ja weder hier noch dort.

Heinrich Jasomirgott[1]) war vielleicht kein großer Regent, ist aber für das werdende Österreich in vielem Belang wichtig geworden, nicht allein als dessen erster Herzog, sondern auch als der österreichische Repräsentant einer Zeit von „Deutschen Reiches Herrlichkeit", wie sie mit dem Namen Friedrich Rotbarts verknüpft ist, — einer Zeit, die den Höhepunkt, aber auch schon den beginnenden Niedergang des vom tiefsten christlichen Geiste durchsättigten Lehensstaates bedeutet.

Beim Versuche, hier die Hauptmomente dieses in vielen Punkten freilich geschichtlich dunklen Fürstenlebens zu skizzieren, möchten wir besonders auf Heinrichs II. Beziehungen zu Wien, die in den mehr allgemeinen Darstellungen in den Hintergrund treten, hinweisen. Bis zu seinem Regierungsantritt (1141) wissen wir nicht viel mehr, als daß er auf Burg Mödling, einer Art babenbergischen Sekundogenitur, hauste. „Doch war der Fürst bieder — dem Vater sehr zuwider", schreibt Enenkel, der sattsam bekannte Dichter und Chronist des 13. Jahrhunderts, über ihn, ohne daß wir sonst einen Beleg für diese Behauptung fänden[2]).

[1]) Der bekannte Beiname des Babenbergers spiegelt sich nach einer Mitteilung Karabaceks recht merkwürdig in einer arabischen Chronik als „Jasân el kunt (comte) Harrî" wieder.

[2]) Dies und die überraschende Mitteilung, daß Heinrichs Schwiegervater, Kaiser Lothar, die österreichische Mark zum Herzogtum erhoben habe, ist so ziemlich alles, was der „Geschichtschreiber" Enenkel von Jasomirgott zu berichten weiß, denn die lange und etwas langweilige Pelzgeschichte, die er uns in seinem „Fürstenbuche" auftischt, beweist höchstens, daß es auch damals müßigen Wiener Tratsch gab.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald sehen wir den etwa 27jährigen Markgrafen in die deutschen Händel, die sich um den Besitz des reichen und territorial weit ausgedehnten Herzogtums Bayern drehen, verwickelt; König Konrad, wenngleich ein energischer Gegner des Welfenhauses, suchte im Interesse des Reichsfriedens zu versöhnen. Er mag Heinrich von Österreich veranlaßt haben, Gertrud, die Tochter Kaiser Lothars und Witwe Heinrichs des Stolzen, zu ehelichen. Die Trauung soll durch vierzehn Tage in Frankfurt a. M. glanzvoll gefeiert worden sein. So wurde Jasomirgott der Stiefvater des jungen „Löwen" Heinrich. Nun verzichtete Gertrud für ihren minderjährigen Sohn auf Bayern und der König belehnte 1143 zu Goslar, wohin Jasomirgott im strengsten Winter gekommen, diesen seinen Halbbruder mit dem Herzogtume. In Sachsen vermochten die Welfen sich zu behaupten.

Das schien ein Ausgleich des alten Haders. Aber schon am 8. April 1143 starb die erst dreißigjährige Gertrud im Wochenbett. Sie wurde vorerst in Klosterneuburg beigesetzt, der Leichnam aber später nach Königslutter gebracht, wo Gertruds Vater, ihre Mutter, Richenza von Nordheim, und ihr erster Gatte ruhten. Am 24. September desselben Jahres schied auch die greise Markgräfin-Witwe Agnes aus dem Leben — sie, die Urenkelin, Enkelin, Tochter, Schwester, Mutter und Großmutter römisch-deutscher Kaiser, die Ahnfrau des ganzen staufischen Herrscherhauses und aller babenbergischen Herzoge.

Gertrudens Tod löste das schwache Band einer nur scheinbaren Versöhnung zwischen den mächtigen und herrschsüchtigen deutschen Geschlechtern wieder. Bald darauf erneuerte nämlich Heinrich des Stolzen Bruder, der allezeit kampflustige Welf, mit bewaffneter Hand die Ansprüche seines Neffen auf Bayern, wurde aber von Jasomirgott zurückgeschlagen. Auch der Traungauer Ottokar benützte die Gelegenheit zu einem verheerenden Einfall in die Ostmark. Hader, Fehde, Blutvergießen, Verwüstung überall. Die Welt müsse ihrem Untergange nahe sein, schrieb damals Otto von Freising, weil man selbst in der Fastenzeit keine Ruhe mehr habe.

Auch mit Ungarn hatte Heinrich bald seinen Krieg, wie fast jeder Babenberger. Er war in den Thronzwist zwischen König Geiza und dem Prätendenten Borics hineingezogen worden. Mit einem Heere von angeblich 70.000 Mann ging der erst sechzehnjährige Geiza über die Leitha. Der Österreicher, allzu hitzig vordringend, wie manche meinen auch aus mangelndem Feldherrntalent, erlitt an der Fischa eine schwere Schlappe (September 1146) und zog sich auf das Städtchen, „das von den Römern Faviana genannt wurde"[1]), also auf Wien zurück, das damals somit schon befestigt gewesen sein mußte. Geiza wagte keinen weiteren Angriff, blieb eine Weile mit seiner glänzenden Schlachtordnung an der Fischa stehen und kehrte dann,

[1]) Die dann durch Jahrhunderte übliche Verwechslung des völlig unbestimmbaren Faviana oder Favianis mit Vindobona dürfte durch Otto von Freising in die Chroniken eingeführt worden sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überall plündernd und brennend, wieder heim. Das war so der typische Verlauf dieser Grenzkriege, die ein gut Teil der ganzen babenbergischen Geschichte ausfüllen.

Ob Jasomirgott schon damals seine Residenz nach Wien verlegte, ist äußerst fraglich. Unzweifelhaft aber tritt die Stadt um jene Zeit aus jahrhundertelanger Finsternis zum mindesten in ein geschichtliches Zwielicht. Bald hören wir auch von einer neuen, großen Kirche: St. Stephan. Tiefes Dunkel liegt bis dahin auch über den ältesten kirchlichen Verhältnissen der Stadt. Gewöhnlich nimmt man an, daß St. Ruprecht, im ältesten Stadtkern gelegen, das älteste Gotteshaus im Orte war. Daß St. Peter eine Gründung Karls des Großen gewesen, ist wohl kaum mehr als eine Erfindung des an Verdiensten, aber auch an Phantasie reichen Wolfgang Lazius im 16. Jahrhundert. Als drittes dürfte dann wohl das Schiffer- und Fischerkirchlein Maria am Gestade hinzugekommen sein. Die Erbauung der ältesten Stephanskirche endlich wird von der Tradition an den Namen Jasomirgotts geknüpft. Aber auch hierüber herrscht schon seit dem 15. Jahrhundert und bis in unsere Tage eine wissenschaftliche Kontroverse. Nicht Heinrich, sondern sein Bruder und Vorgänger Liutpold, genannt der Freigebige, dürfte den Bau der Stephanskirche begonnen haben. Als Hauptbeweis für diese Ansicht führt man den 1137 zu Mautern abgeschlossenen Vertrag an (dessen Original im königlich bayerischen Staatsarchiv erhalten ist), worin Liutpold IV. dem Bischof Reginmar von Passau die St.-Peters-Kirche „in wiennensi loco" übergibt, so daß sie, wie die andern Betkirchlein der Stadt, unter die einheitliche Gerichtsbarkeit des Wiener Pfarrers (wiennensis plebanus) treten solle. Als Entschädigung dafür erhielt der Bischof Weingärten auf dem Wachberge (bei Krems oder Mödling?) und die Hälfte des Kirchengutes von St. Peter. Aus dieser Urkunde schließt man wohl mit Recht, daß damals schon eine Wiener Pfarre bestanden haben müsse und daß dies nur St. Stephan sein könne. Schon der ob seiner Gelehrsamkeit hochangesehene Thomas Ebendorfer, genannt Haselbach, Domherr von St. Stephan und Pfarrer von Perchtoldsdorf († 1464), verfocht die Ansicht, daß Jasomirgott nur eine schon lange vorher erbaute Kirche erweitert habe. Andere wieder, wie Ogesser (Beschreibung der Metropolitankirche bei St. Stephan, 1790), bleiben bei Heinrich als Gründer. Er wollte — sagt die fromme und poetische Auffassung — gleichsam aus den Steinen, die ihm das Schicksal in den Weg geworfen, einen Dom zu Ehren des gesteinigten Protomartyrs Stephanus erbauen[1]). Übrigens ist sogar behauptet worden, daß St. Stephan überhaupt nicht von den österreichischen Herrschern, sondern vom Passauer Bischof erbaut worden sei. Darauf deute der

[1]) Eine ausführliche Erörterung der Streitfrage findet man bei Ludwig Donin: „Der heilige Stephan und die Stephaner", Wien 1873, bei H. Kirsch — ein Buch, auf das man trotz mancher Mängel gern wieder zurückgreift, da die Literatur über unsere herrliche Kathedrale sonst wahrhaftig nicht allzu reich und befriedigend ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Name ihres Schutzheiligen, der auch der Hauptpatron des Domes zu Passau ist, sowie die Tatsache, daß nicht der Herzog, sondern der Bischof von Passau das Patronat über die neue Kirche erhielt.

Daß im Jahre 1147 bei St. Stephan ein Weiheakt durch den Bischof Reginmar von Passau — einen geborenen Oberösterreicher aus dem alten Geschlechte derer von Hagenau — stattfand, ist zumal nach dem Zeugnisse der Klosterneuburger Chronik sicher. Ob es aber eine neugebaute oder nur eine erweiterte Kirche oder etwa nur ein Altar war, der eingeweiht wurde, ist nicht klar. Daß die Kirche damals noch außer den Stadtmauern stand, gilt als feststehend. Den Oktavian Falkner (oder Volkhner) aus Krakau als ersten Baumeister zu betrachten, ist nicht mehr als Annahme. Sehr bestritten aber war und ist die Frage, ob von diesem ersten Bau heute noch irgend ein Überrest vorhanden ist. Urkunden und Chroniken schweigen über diesen Punkt und man ist nur auf jene Sprache, welche die Steine reden, auf die Stilvergleichung angewiesen. Die neuere Forschung ist nun (vornehmlich nach den Untersuchungen des Dombaumeisters Friedrich Schmidt) zur Überzeugung gelangt, daß die allerälteste Stephanskirche, die nur im rein romanischen Stil gebaut sein konnte, heute bis auf den letzten Rest verschwunden sei. Jene noch erhaltenen Teile der Westfassade, die den sogenannten Übergangsstil aufweisen — die Mitte dieser Fassade, das Riesentor, aber ohne seine spätere Vorlage, der Orgelchor, vielleicht der untere Teil der sogenannten Heidentürme — können (so schließt man) nur von einem zweiten Bau etwa aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen. Jedenfalls war diese Kirche eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit erhöhtem Mittelschiff; der ganze Bau viel schmäler als der heutige; der von einer runden Apsis umgebene Hochaltar etwa im Mittelpunkte zwischen den beiden östlichen Türmen. Wahrscheinlich hatte die Kirche auch einen sogenannten Dachreiter. — Als erster Pfarrer wird Eberhard Huber genannt. Und so viel Dunkel auch über der Entstehung und ältesten Baugeschichte unserer Kathedrale liegt: gewiß ist, daß sie seit Jasomirgott oder schon früher als die Haupt-, Mutter- und Pfarrkirche Wiens erscheint. Gewiß ist auch, daß fast alle Nachfolger Jasomirgotts babenbergischen und habsburgischen Blutes an der Kirche weiterbauten oder sie verschönten, bis St. Stephan endlich durch die Frömmigkeit und die Arbeit von ungezählten Generationen das großartigste Baudenkmal unserer Monarchie und eines der herrlichsten Gotteshäuser der Christenheit wurde.

Die Einweihung der neu erbauten oder erweiterten Stephanskirche fand vielleicht in Gegenwart der fürstlichen Führer des zweiten Kreuzzuges statt. Wieder stand das Abendland in Waffen gegen den Islam. Die Eroberung Edessas und Aleppos hatte das christliche Königreich Jerusalem aufs äußerste bedroht, Papst Eugens III. Bemühungen und Bernhards von Clairvaux flammende Beredsamkeit hatten noch einmal die Begeisterung der Christenheit zum Schutze der heiligen Stätten entfacht. Aller Hader, alle Fehde ruhten: „Die Schlachtfelder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden leer und im selben Maße die Kirchen voll und die Straßen gegen das Morgenland." Ein stattliches Kreuzheer mit König Konrad an der Spitze zog den alten Weg durch die Ostmark und durch Ungarn. Neben dem staufischen König und seinem reckenhaften jungen Neffen Friedrich sah man den alten Erbfeind ihres Hauses, Welf, den Herzog von Österreich, Otto von Freising, Bischöfe und Äbte, Grafen, Ritter, Knappen, Reisige, viele Frauen, die ihre Gatten begleiteten, und trotz strenger Vorschriften viel zweifelhaftes Volk. In Ardagger in Niederösterreich feierten die Führer Christi Himmelfahrt, an der Fischa das Pfingstfest unter freiem Himmel. In Wien hatten sie sicher haltgemacht.

Wie kläglich dieser so glänzend begonnene Kreuzzug endete, gehört der Weltgeschichte an. Aber als sollte das spätere Tu felix Austria nube! vorweggenommen werden: Jasomirgott brachte aus Konstantinopel köstliche Beute heim: Theodora Comnena, die schöne Nichte (nach andern die Enkelin) des griechischen Kaisers Flavius Manuel, wurde seine Gattin. Eine Ehe, die, wie die babenbergischen meist, von sehr praktischen und positiven Erwägungen veranlaßt war. Vorteilhafte Handelsbeziehungen erzeugte sie für das nach Osten gravitierende Österreich. Wien wurde nach Kraliks Worten die Schwesterstadt Konstantinopels, — eine bedeutend jüngere und kleinere Schwester, muß man allerdings hinzusetzen. Um dieselbe Zeit gewann Babenberg durch die Erhebung von Heinrichs Bruder Konrad auf den altberühmten Bischofsstuhl von Passau weitere moralische Machtsteigerung. Der Passauer war ja Diözesan der ganzen Ostmark. Weltliche und geistliche Gewalt lagen so bei den Gliedern eines Hauses.

Sehr bald nach dem unglücklichen Orientzuge, der Hunderttausenden das Leben gekostet, zeigte sich, daß die Versöhnung im Kreuze, wie sie von der frommen Begeisterung erzeugt worden, nicht imstande war, die alten Gegensätze dauernd zu beseitigen. Schwer gebeugt durch den Mißerfolg des Kreuzzuges, starb König Konrad zu Bamberg am 15. Februar 1152. Einstimmig wurde sein Neffe Friedrich, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, aber schon hochangesehen ob seines Heldensinnes und seiner kraftvollen Klugheit, zum Nachfolger gewählt. Damit änderte sich von neuem das politische Kräfteverhältnis im Reiche, und zwar zu Ungunsten Babenbergs. Der neue König zeigte alsbald seine Hinneigung zu dem Spielgenossen seiner Jugend, der ja auch sein naher Blutsverwandter war, zu Heinrich dem Löwen[1]). Der junge Welfe, der schon Sachsen besaß, sollte auch Bayern bekommen. Ihn, den mächtigen Fürsten, wollte Friedrich schon des bevorstehenden Zuges nach Italien halber an sich fesseln, und es läßt sich nicht leugnen, daß er in diesem Streben gegen seinen Oheim Jasomirgott, den oft bewährten treuen Freund des staufischen Hauses, wenig wohlwollend, ja wenig gerecht vorging.

---

[1]) Friedrich Barbarossas Mutter Judith war eine Schwester Heinrich des Stolzen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Österreicher besaß Bayern in völlig legaler Weise. Es ihm mit Gewalt zu nehmen, war unmöglich. So lud der König denn Jasomirgott erst nach Würzburg zur friedlichen Beilegung des Streites. Heinrich erschien nicht. Auf eine zweite Ladung kam er zwar nach Worms (zu Pfingsten 1153), protestierte aber hier wie später in Speyer gegen eine Ordnung der bayrischen Angelegenheit außerhalb Bayerns. Im Juli 1154 ließ endlich Friedrich zu Goslar, wohin Heinrich wieder nicht gekommen war, diesen des Herzogtums für verlustig erklären und gab es dem Löwen. Ein rechtswidriger Spruch ohne Zweifel; Friedrich zog zunächst aus demselben nicht die letzten Konsequenzen. Ihm war jetzt Italien das Wichtigste. Dorthin ging er, wurde in Rom ohne Hindernisse gekrönt und überall als Herr anerkannt. Jasomirgott fuhr indessen fort, sich als Herzog von Bayern zu benehmen. Erst nach des Kaisers Heimkehr gab er endlich den Widerstand auf, den er sich freilich, wie man sehen sollte, recht teuer abkaufen ließ. Nach langen Verhandlungen erschien der Österreicher endlich am 8. September 1156 zum Reichstage in Regensburg. Und dieser Marientag ist der Geburts-, oder sagen wir der Empfängnistag unserer Monarchie geworden.

Jene Zeit liebte es, große Staatsakte nicht nur auf dem Papier zu verewigen, sondern sie unter freiem Himmel durch symbolische Handlungen zu manifestieren. In der Nähe der heutigen Befreiungshalle bei Kelheim trafen sich der Kaiser, die beiden Heinriche und eine glanzvolle Schar geistlicher und weltlicher Herren mit unübersehbarem Gefolge. Nun übergab Jasomirgott dem Kaiser sieben Fähnlein; davon gab der Kaiser fünf, die Bayern darstellten, dem Löwen, zwei, die Österreich bedeuteten, wieder an Jasomirgott zurück. Herzog Bretislaw von Böhmen verkündete im Namen des Kaisers die bis dahin geheim gehaltenen Punktationen, die dann am 17. September 1156 in einer Urkunde festgelegt wurden. Im Original ist sie leider nicht mehr vorhanden; es gibt nur einige Abschriften aus dem 13. Jahrhundert.

Manche Historiker gingen so weit, dieses Privilegium Fridericianum, „minus“ genannt, mit jenem „maius“, — der unzweifelhaften Fälschung des 14. Jahrhunderts, die zur Fundierung von Rudolfs IV. überschwenglichen Ansprüchen dienen sollte, — in einen Topf zu werfen und beide für unecht zu erklären. Fickers und Hubers Forschungen haben nun aber wohl dargetan, daß das „minus“ zum mindesten in der Hauptsache authentisch ist. In der Bewertung seiner Tragweite freilich gehen die einzelnen Beurteiler auseinander. Die Erhebung der Ostmark zum Herzogtum war gewiß das Wenigste, wozu der Kaiser sich, um den mit Recht grollenden Österreicher zu befriedigen, verstehen mußte. Aber die Erblichkeit dieses Herzogtums in männlicher und sogar in weiblicher Linie, die unumschränkte Gerichtsbarkeit des Herzogs in seinem Lande, das Verbot aller Exemtionen und reichsunmittelbaren Güter in Österreich, — schon all das muß als ganz exorbitant und über die Rechte aller andern Reichsfürsten weit hinausgehend erscheinen. Vancsa aber weist mit Recht darauf hin, daß der Babenberger in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hauptsache nur anerkannt erhielt, was er und seine Vorgänger tatsächlich schon besessen hatten. Die frühere Abhängigkeit der Mark von Bayern wird ja von vielen überhaupt bestritten oder war doch längst zu einer bloßen Formsache herabgesunken. Die ganz singulären, dem neuen Herzog im „minus“ eingeräumten Rechte, — auf keinem Reichstag außer in Bayern erscheinen, an keinem Kriege außer in den an Österreich grenzenden Ländern teilnehmen zu müssen, endlich das sogenannte ius affectandi, das Recht, beim Abgang von Erben einen Nachfolger zu ernennen — sind vielleicht „Interpolationen“ einer späteren Zeit, zu deutsch Fälschungen. Tatsächlich erschien Jasomirgott selbst auch auf Hoftagen außerhalb Bayerns und nahm bald darauf an Friedrichs Zuge nach Italien ruhmvollsten Anteil.

Viel bestritten ist auch die Frage, ob durch den Regensburger Vertrag schon Teile Oberösterreichs von Bayern getrennt und mit Niederösterreich vereinigt wurden[1]). Ueberhaupt ist es ja mit diesem „Fridericianum minus“ wie mit andern Punkten in Jasomirgotts Geschichte; so mit der Frage der Erbauung des Stephansdomes, der Verlegung der Residenz nach Wien, der Schottenstiftung: im einzelnen herrscht überall viel Unklarheit; in der Hauptsache und namentlich in den Wirkungen für die Zukunft ist man im reinen. So auch hier. Daß das Fridericianum die Sonderstellung Oesterreichs im Reiche begründete, daß es der Keim für Oesterreichs nachmalige Größe wurde, bestreitet heute niemand. Höchst bemerkenswert ist zum Beispiel, was einer der größten deutschen Denker aller Zeiten, Leibniz, über das Fridericianum sagt[2]).

Mit den Regensburger Abmachungen war alles zufrieden. „Eine ungewohnte Ruhe“, schreibt ein Zeitgenosse, „trat ein, gleich als seien die Menschen verwandelt. Nach diesem glücklichen Ausgange hat die Macht des Kaisers in Frankreich, in Italien, in Polen und im Arelat wie gegen die Wenden alles sich untertänig gemacht.“ Einen Hauptanteil an der glücklichen Beilegung der alten bayrischen Frage schreiben alle Quellen Otto, dem Bruder Jasomirgotts, zu. Der dritte (oder vierte?) Sohn des heiligen Leopold, der junge Propst von Klosterneuburg, der Schüler von Paris, der glaubenseifrige Abt des strengen Morimund, der Förderer der Zisterzienser, der Anreger der Stiftung von Heiligenkreuz, der Regenerator des Freisinger Bistums: in all diesen Rollen ist Otto einer der merkwürdigsten Personen seiner Zeit. Aber der Mönch, der Politiker, der Bischof, sie treten an Ruhm und Größe

[1]) Der Raum gestattet nicht, auf diese interessante Kontroverse einzugehen. Ich möchte nur auf Vancsa: Geschichte Nieder- u. Oberösterreichs, Bd. I, S. 110—112, und Edlbacher: Landeskunde von Oberösterreich, S. 72—74, verweisen.

[2]) „Dies ist die Wurzel aller österreichischen Privilegien, auf welche die nachfolgenden Kaiser die ihrigen nicht so sehr aufgebaut, als daß sie dieselbe bis auf wenige Zusätze erläutert haben. Mein weniges Urteil ist, daß, solange Deutschland besteht, im Reiche niemals einige Privilegien erteilt seien, die demselben erfreulicher und ersprießlicher gewesen oder von dem Empfänger teurer erworben worden.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch noch hinter dem Historiographen zurück. Es will etwas sagen, wenn ein Kritiker wie der herbe Schlosser meint, bis auf Otto von Freising und Dino Compagni könne man das, was bis dahin im Okzident geschaffen wurde, überhaupt nicht Geschichtschreibung nennen. Otto ist nach den Worten Vancsas ein glänzendes Beispiel, wie die großen Zeitfragen und Bewegungen, die damals Morgenland und Abendland erfüllten, die Menschen aus ihrem früheren engen Wirkungskreis hinausführten und zur Universalität erhoben. Ueber des Freisingers Kunst, die Dinge, die er zum Teile selbst miterlebt, pragmatisch und lebendig darzustellen, über sein glanzvolles Latein, seine tiefe philosophische Bildung, seine Unparteilichkeit, wo er doch einerseits Kirchenfürst, anderseits treuer Anhänger des Kaisers war, vor allem aber über sein feines Verständnis und die sittliche Reinheit seiner Auffassung herrscht bei allen Beurteilern nur eine einzige Stimme des Lobes.

Seit der Erhebung der Ostmark zum Herzogtume tritt das Streben der babenbergischen Fürsten nach politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit immer deutlicher zutage. Auch Jasomirgott verfolgte dieses Ziel mit jenem richtigen Blicke und jener unablenkbaren Beharrlichkeit, die seinem Geschlechte eigen scheint. Regensburg, die stolze Herrscherin des Donauhandels, die Stadt, die Heinrich selber früher so begünstigte, suchte er nun nach dem Verluste Bayerns zugunsten *seines* Landes zu degradieren, um den Handelsverkehr nach dem Osten in seine Hand zu bringen[1]). Der wichtigste Akt in diesem Sinne war aber unstreitig die *Erhebung Wiens zur Residenz*.

Wieder betreten wir mit der Frage nach dem ältesten babenbergischen Regentensitz einen etwas unsicheren historischen Boden. Man nimmt an, daß der vorbabenbergische Grenzgraf Burkard im uralten Bechelaren, der sagenhaften Heimat des sagenhaften Rüdiger, gehaust, daß Liutpold, der erste Babenberger, seinen Sitz nach Medeliche (Melk) verlegt habe. Beglaubigt ist der Aufenthalt seiner ersten Nachfolger in Melk, die dort ihre letzte Ruhestätte fanden. Um diese Zeit (1030) taucht Wien zum erstenmal in dem Berichte über den unglücklichen Feldzug König Konrads II. gegen die Magyaren und wieder 1042 in Chroniken auf. Von dieser Zeit an dürfte ein bescheidener Aufschwung des Landstädtchens datieren, dessen örtlicher Zusammenhang mit dem römischen Vindobona unzweifelhaft, indes der zeitliche durch viele dunkle Jahrhunderte unterbrochen ist. Jedenfalls tritt Wienne später in die Geschichte als Krems, Hainburg, Tulln und St. Pölten. Liutpold II., der Schöne, dürfte meist in Tulln residiert haben; geschichtlich sicher ist das Schloß des heiligen Leopold auf dem Ausläufer des komagenischen Gebirges[2]). Sicher ist auch

[1]) Damit hängt die Errichtung einer Münzstätte in Krems (1157) zusammen, um Oesterreich von den „Regensburger Pfennigen" unabhängig zu stellen. Vortrefflich auch all dies bei Vancsa, a. a. O.

[2]) Leopold der Heilige besaß der Sage nach drei Jagdschlösser in Wien: eines an der Stelle des heutigen Palais Sina am Hohen Markt, das zweite in der jetzigen Wallnerstraße, das dritte in der Brigittenau.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Herzogshof in Klosterneuburg. Aber Liutpold IV. wie Jasomirgott dürften, so lange sie Herzoge von Bayern waren, wohl Regensburg bevorzugt haben. In die Regierung des Erstgenannten fällt die erste urkundliche Erwähnung Wiens in dem oben erwähnten wichtigen Vertrage mit Passau vom Jahre 1137.

Die übliche Version war lange die, daß Jasomirgott seine Residenz vom Kahlenberg nach Wien verlegt und dort die erste Herzogsburg erbaut habe. So einfach ist die Sache nun nicht. Mit der Ausdehnung der Ostmark und der Sicherung ihrer Grenzen gegen Ungarn sehen wir die Markgrafensitze immer weiter nach Osten rücken: Pöchlarn, Melk, Tulln, Kahlenberg. Gewiß hatten die Babenberger schon vor Jasomirgott die äußerst günstige strategische und handelspolitische Lage Wiens erkannt. Kralik meint sogar, daß schon Leopold der Heilige die Verlegung seiner Residenz nach Wien und die Erbauung einer großen Kirche dortselbst plante. Sonst ist man vielfach der Ansicht, daß nicht Heinrich II., sondern schon sein Vorgänger Liutpold der Freigebige den ersten Wiener Herzogshof erbaut habe. Heinrich selbst datiert die meisten seiner Urkunden seit 1147 aus Wien oder, wie er der gelehrten Fiktion zuliebe schrieb, aus „Faviana", wohl auch, jedenfalls aus Galanterie gegen seine griechische Gattin, aus „Windopolis". Die Hauptsache ist aber doch, daß er den Zug seiner Zeit erfaßt hat. Nicht in Klöstern und auf Bergschlössern mehr, in einer der aufblühenden Städte sollten Oesterreichs Herzoge fortab regieren. Daß die Wahl aber gerade auf Wien fiel, war weder Zufall noch Willkür, sondern die Ausführung eines sehr bestimmten und klaren politisch-wirtschaftlichen Gedankens.

Die älteste Wiener Burg stand — und das ist unter vielem Zweifelhaften fast das einzig Sichere — auf der Anhöhe ob dem den heutigen „Tiefen Graben" durchfließenden, vom Alsbach abgezweigten Ottakringerbach (Moric), also außerhalb der Stadtmauern, und war gewiß ein Befestigungsbau. Den Palas, also den Hauptbau, muß man an der Stelle des späteren Kriegsministeriums, die Burgkapelle zu St. Pankraz an der Stelle der (nun auch verschwundenen) Nuntiatur suchen. Buntes ritterliches Leben mag sich da entwickelt haben[1]). So entstand, schreibt Kralik, der berühmte „wonnigliche Hof" zu Wien, den Walther von der Vogelweide ein halbes Jahrhundert später in seinen Liedern verherrlichte.

So unsicher also im einzelnen manches ist, jedenfalls hat Wien von da ab all die älteren, vielleicht auch größeren Städte Niederöster-

[1]) Wie umstritten dieses ganze Gebiet ist, zeigt am besten die vom Altertumsvereine herausgegebene große und verdienstvolle Geschichte Wiens. Dort lesen wir in dem einen Abschnitt, die Burg habe gewiß schon unter Leopold IV. bestanden und nur einen Teil des späteren Kriegsgebäudes bedeckt. Ein anderer, aus anderer Feder herrührender Abschnitt erörtert, die curia ducis sei erst um 1158 nachweisbar und habe sich mit ihren Mauern, Nebengebäuden, Ställen usw. über den ganzen heutigen Platz „Am Hof" erstreckt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichs überflügelt[1]). Daß Herzog Heinrich ganz besonders Wien sein förderndes Wohlwollen zuwandte, kann man auch ohne besondere urkundliche Belege annehmen. Daß er die Kirchen von St. Peter, Maria am Gestade und St. Ruprecht restauriert habe, daß er der Gründer der außer St. Stephan gelegenen Vorstadt Wollzeile (linea lanarum) gewesen sei, ist allerdings nur Vermutung.

Um jene Zeit gab es (wie Weiß in seiner Geschichte Wiens zusammenstellt) außerhalb der Stadt schon zahlreiche Ortschaften. So werden Simmering, Schwechat und Alsbach schon im 11. Jahrhunderte, zur Zeit Jasomirgotts aber von den späteren Vorstädten Gumpendorf 1155, Michelbeuern 1160, und von den späteren Vororten Hetzendorf, Döbling, Hietzing, Nußdorf, Pötzleinsdorf, Dornbach, Grinzing, Sievering, Hernals usw. urkundlich genannt.

Der Kulturzustand der alten Ostmark zur Zeit ihrer Erhebung zum Herzogtume war unzweifelhaft ein erfreulicher und vorgeschrittener[2]). Es ist nicht zu leugnen, daß die Babenberger ihre dreifache geschichtliche Aufgabe — Schutz des Reiches gegen Osten, Gründung eines fast selbständigen österreichischen Territoriums, endlich Besiedlung und Zivilisation eben dieses Landes — mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge erfüllt haben. Nun erwuchsen, wo einst unermeßliche Waldungen sich ausgedehnt, Märkte und Dörfer in großer Zahl. Die reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes wurden erschlossen. Seine Urbarmachung war um die Zeit der Erhebung zum Herzogtume in der Hauptsache abgeschlossen; die „grauen Mönche", die Zisterzienser von Heiligenkreuz und von Zwettl, hatten sich, „arbeitslosen Besitz verschmähend", um Ausrodung und Bebauung der ihnen geschenkten Gebiete höchste Verdienste erworben. Die größten Grundbesitzer waren die Herzoge; die alten Grafen- und Herrengeschlechter blühten noch in Macht und Ansehen; der Stand der Ministerialen kam eben damals empor. Die aufstrebenden Städte, Wien nun voran, wurden immer mehr ein Kultur- wie ein politischer Faktor. Wenn endlich die Höhe der Minnesängerdichtung erst später erreicht werden sollte, so sei doch erinnert, daß Heinrich von Melk[3]) (oder de Piela) und der Oberösterreicher Dietmar von Aist bemerkenswerte literarische Erscheinungen

---

[1]) „Quae maior est in terra" und „metropolitanea" nennt sie Arnold von Lübeck schon 1172 und 1189.

[2]) Trefflich führt dies Vancsa in seiner Geschichte von Ober- und Niederösterreich aus, die ja besonders in ihren wirtschaftsgeschichtlichen Teilen so viel Neues bietet.

[3]) Vgl. Nagl-Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, Band I, S. 171 f und 235 f. Charakteristisch für die Zeit ist, was Heinrich von Melk in seinem berühmten satirischen Gedichte „Von des Todes Gehügede" über die einzelnen Stände sagt: „Die weltlichen Richter sind Widersacher Gottes geworden. Kein Mensch traut ihnen. Selbst in Rom, der Hauptstadt aller Welt, findet man keine Zuversicht auf Recht und Gnade. Der Reiche gilt als Edelmann, die Kirchenfürsten sind eher Staatsmänner denn Lehrer zu nennen, weil sie ihre Freude an Schildern, Helmen und Harnischen haben. Neidig sind die Bauern, treulos die Kaufleute, ohne Keuschheit die Weiber. Die Frauen und Ritter haben keine Ursache, einander Vorwürfe zu machen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Jasomirgottschen Periode darstellen und daß auch die ersten zwei Fassungen des unzweifelhaft in Österreich entstandenen Nibelungenliedes, die leider verloren gingen, in die Zeit zwischen 1140 und 1170 fallen dürften.

Als eine große, dauernde Kulturtat des ersten österreichischen Herzogs müssen wir endlich die Gründung des Wiener Schottenklosters erkennen. Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Klöster im Mittelalter ist längst auch von nichtkatholischen Historikern anerkannt. Leopold der Heilige war der Gründer von Klosterneuburg und Heiligenkreuz und als Dotator auch der eigentliche Stifter von Melk geworden. Und ohne die Freigebigkeit seines Vaters gegen die Kirche zu teilen, scheint Heinrich II. doch die Schaffung des Monasterium B. M. V. ad Scotos Viennae als eine Herzenssache behandelt zu haben. Scoti hießen bekanntlich im Mittelalter auch die aus Irland (Scotia maior) und aus Wales stammenden Mönche keltischen Stammes, die ja als Christianisatoren und als Klosterstifter für West- und Mitteleuropa eine hohe Bedeutung erlangt hatten. In Deutschland war ihr erstes Kloster das zu Weih-St. Peter in Regensburg, 1075 gegründet, und daraus hervorgegangen das zu St. Jakob, 1111 oder 1112 entstanden [1]), dessen Kirche heute noch ein vielbewundertes Meisterwerk romanischer Baukunst ist. Aus diesem, ob seiner strengen Zucht und seiner Gelehrsamkeit berühmten Hause berief Heinrich, wahrscheinlich schon 1155 oder noch früher, Benediktiner nach Wien und schuf ihnen die erste Religiosenniederlassung in dieser Stadt überhaupt. Als Benediktinerkloster ist aber das von den Schotten das jüngste im Kronlande (Göttweig war 1072, Seitenstetten 1122, Altenburg 1144 gegründet). Am 1. Mai 1158, am Tage der Apostel Philippus und Jakobus, konnten zwölf „schwarze" Mönche unter Führung ihres Abtes Sanctinus in ein wohl nur provisorisches Heim einziehen.

Die Stiftungsurkunde von 1158 ist nicht mehr im Originale, sondern nur in zwei Transumpten aus den Jahren 1304 und 1461 erhalten. Man hat sie denn auch entweder ganz oder in einzelnen Teilen für eine spätere Fälschung erklärt; aber selbst Juritsch, der verdienstvolle Historiker der Babenberger, gibt zu, daß es doch einmal eine echte Stiftungsurkunde gab, welche die Grundlage für die äußerst wichtige spätere Entwicklung des Stiftes gebildet haben muß.

Heinrich gründete also mit seiner Gattin und mit seinen drei minderjährigen Kindern sowie mit Bewilligung seines Bruders Konrad von Passau auf seinem Grund und Boden — in praedio nostro, in territorio videlicet Fauie (Favianae) quae a modernis Wienna nuncupatur — für die hybernischen Mönche in honorem Dei et laudem sui genitricis gloriose virginis Marie ac in commemora-

[1]) Über Kloster und Kirche vgl. das vortreffliche „Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart" von Hugo Graf Walderdorff. Regensburg. Pustet 1896.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

cionem beati Gregorii[1]) ein Kloster, das er mit reichen Privilegien ausstattete. Er gab ihm das Asylrecht in seiner Umgebung, die freie Abtswahl, mit Ausnahme des Blutbannes die Gerichtsbarkeit über seine Hörigen; er verlieh ihm die grund- und pfarrherrlichen Rechte über das Gebiet von der Herzogsburg (am heutigen Hof) an bis zur Kirche St. Johann in Als (wo heute das Wiener Bürgerversorgungshaus steht) und bis zur Einmündung der Als in die Donau. Er unterstellte den Schotten in Wien die kleinen Kirchen bei St. Peter, St. Ruprecht und Maria am Gestade, wofür der Pfarrer von Sankt Stephan durch ein Einkommen in der Wollzeile entschädigt wurde; er dotierte das Stift mit dem Zehent der Hofkirche und mit einer „villa in Wirochperge", in der Gegend der heutigen Beatrixgasse; er gab ihm Einkünfte in Ebersdorf, Ladendorf, Rußbach usw., unterstellte ihm die Pfarren Pulkau und Eggendorf, über die er selbst das Patronat besessen, sowie die Kapelle des heiligen Stephan in Krems, die zum heiligen Kreuz in Tulln und die zum St. Coloman in Loup (Laab am Walde)[2]).

Eine Fülle von Gnaden, wie man sieht. Aber gerade jene Bestimmungen des Stiftsbriefes, die sich auf Besitzungen und materielle Rechte beziehen, werden von manchen als nachträgliche Interpolationen bezeichnet. Echt dürften wohl die drei Urkunden Heinrichs, die das Schottenarchiv verwahrt, aus dem Jahre 1161 sein. Sie enthalten Bekräftigungen und Erweiterungen der ursprünglichen Stiftung und bestimmen das Kloster zur Begräbnisstätte der herzoglichen Familie. Ausdrücklich wird auch hier das Haus nur für hybernische Mönche gewidmet („exules et simplices" nennt sie der Stifter; und „monachos hybernienses de simplici et humili genere"). Die Mischung verschiedener Nationen in demselben Hause hielt der Stifter als der Zucht und dem Geiste gefährlich.

So war der Bestand der frommen Stiftung gesichert. Die älteste Schottenkirche dürfte aber, da der Bau solcher Häuser damals ja Jahrzehnte beanspruchte, erst etwa 1200 vollendet worden sein. Der romanische Bau, von dem heute kein Stein und keine Abbildung mehr erhalten ist, stand vermutlich an der Stelle des sogenannten Prioratshauses („Schubladkasten") auf der Freiung oder noch weiter gegen die Renngasse zu, jedenfalls, wie St. Stephan und die Burg, außerhalb der damaligen Stadtmauer. Es war die älteste Frauenkirche Wiens (heute zählt die Residenz 31 der Gottesmutter gewidmete Kirchen und 6 solche Kapellen). Um die Kirche war ein Friedhof, hinter ihr das Kloster und ausgedehnte Wirtschaftsgebäude, auf der

---

[1]) Papst Gregor der Große († 604), der im Leben der vornehmste Gönner des Benediktinerordens gewesen und im Himmel als dessen Hauptfürsprecher galt.

[2]) Siehe Hauswirth: Abriß einer Geschichte der Benediktiner bei U. L. Fr. zu den Schotten in Wien. Der für Österreichs Geschichte begeisterte Abt Hauswirth, der Restaurator der Schottenkirche, ist auch Schöpfer des schönen Jasomirgottdenkmals auf der Freiung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

späteren Elendbastei ein Hospital für Palästinapilger, das die Mönche zu erhalten hatten.

Damit kam, nach Kraliks schönem Worte, ein mächtiger Strom der Gesittung und Bildung nach Oesterreich; damit beginnt die Geschichte eines Ordenshauses, das inniger als irgend ein anderes mit der geistigen und wirtschaftlichen Kultur Wiens verknüpft ist. Freilich hatten die fremden Mönche erst keinen leichten Stand. „Wiennensium peregrinorum dictus Abbas" unterschreibt sich noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein Schottenprälat. „Die irische Kolonie mitten in Oesterreich", die durch 260 Jahre bestand, mag manchen Anfeindungen der heimischen Bevölkerung ausgesetzt gewesen sein. Im Jahre 1418 hob Herzog Albrecht V. mit Zustimmung des Papstes den streng irischnationalen Charakter des Klosters auf. Von da ab ist „bei den Schotten" ein populärster Wiener Begriff geworden und geblieben bis auf unsere Tage.

Innerlich gestärkt durch das Bewußtsein einer gottgefälligen Tat, folgte Heinrich unmittelbar nach Gründung der Schottenabtei seinem Kaiser in den Krieg wider die Lombarden. Durch Steiermark, Kärnten und das Canaletal zog er nach Friaul und die Mark Verona, vereinigte seine ansehnlichen Streitkräfte schon am 10. Juli 1158 am Mincio mit denen des Kaisers und nahm an der Belagerung und Bezwingung Mailands rühmlichen Anteil. Den Heimkehrenden traf die Nachricht, daß sein Bruder Otto am 22. September im burgundischen Morimund, umgeben von Bischöfen und Aebten, gestorben sei. Noch in den letzten Tagen seines Lebens hatte er an seinem so berühmt gewordenen Werke „Gesta Friderici Imperatoris" gearbeitet und den Abschnitt über den Regensburger Reichstag vollendet. Mit dem großen episcopus Frisingensis erlosch, wie man ohne Redensart sagen darf, die geistig glänzendste Gestalt des Babenberger Hauses, eine Leuchte deutscher und christlicher Gesittung.

Noch einmal, 1162, nimmt Heinrich an dem Kriege des Kaisers wider die Lombarden, der mit der völligen Zerstörung des herrlichen Mailands endete, teil. Und bald beginnt der vieljährige Hader Barbarossas mit dem großen Papste Alexander III.

In altbabenbergischer Diplomatie suchte sich Jasomirgott von diesem, ganz Deutschland in zwei Lager spaltenden Zwiste fern zu halten. Aber Friedrich soll, da er 1165 zur Vermählung von Heinrichs Tochter Agnes mit Stephan III. von Ungarn in Wien weilte, den vorsichtigen Oheim zu einem Eide veranlaßt haben, den Gegenpapst Pascal anzuerkennen. Vierzehn Tage war damals der große Kaiser in Heinrichs neuer Residenz und es mag da, wie man die Sitten der Zeit kennt, „am Hof" weder still noch allzu — trocken hergegangen sein[1]). Aber das Haus Babenberg konnte doch nicht so neutral bleiben,

[1]) Vierundzwanzig Jahre später, lange nach Jasomirgotts Tod, weilte Barbarossa auf seinem Kreuzzuge noch einmal in Wien. Damals zwang er etwa 500 Diebe und Taugenichtse, die sich dem Kreuzheer angeschlossen hatten, zur Umkehr.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Jasomirgott es wünschen mochte. Konrad von Passau, des Herzogs Bruder, war auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg berufen worden. Er war ein so erklärter Anhänger Alexanders, daß der Kaiser ihn 1166 ächtete. Beutegierig fielen Salzburgs Nachbarn über die erzbischöflichen Besitzungen her, verwüsteten sie in grauenhafter Weise und legten die alte Metropolitenstadt in Schutt und Asche. Konrad mußte fliehen und starb als Verbannter in Admont. Mit seinen beiden geistlichen Brüdern, mit Konrad und mit Otto, hat übrigens Herzog Heinrich in Fragen der Gerichtsbarkeit, der Abgaben usw. in wiederholten Zwisten gelegen.

Jasomirgott scheint, wenn er auch in dem großen Kirchenschisma auf Seite des Kaisers stand, die Anhänger Alexanders in Österreich nicht verfolgt zu haben. Seiner Geschicklichkeit gelang es, mit beiden Teilen in Frieden zu bleiben und daheim beide im Zaume zu halten. Indes überall in Deutschland der Zwist zwischen der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Macht zu blutigen Fehden und Ausschreitungen führte, herrschte in Österreich „behäbige Ruhe“[1]). Ja, selbst als Heinrichs leiblicher Neffe, ein Sohn seiner nach Böhmen verheirateten Schwester Gertrud, der Strahower Prämonstratenser Adalbert, Erzbischof von Salzburg wurde und sich offen auf Alexanders Seite stellte, wurde das gute Einvernehmen Heinrichs mit dem Kaiser nicht getrübt. Der Herzog war zwar auf dem Reichstage von Regensburg 1174, wo Adalbert abgesetzt wurde, dessen einziger Fürsprecher, wahrscheinlich aber nur formell, um seiner Verpflichtung als Vogt der Kirche gerecht zu werden.

Schon einige Jahre vorher war Jasomirgott im Auftrage Barbarossas nach Konstantinopel gereist, wohl um Kaiser Manuel von seiner Verbindung mit Alexander III. abzuziehen. 1172 endlich sah Wien einen der gefeiertsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit als Gast: Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, dessen Herrschaft, wenn auch mit Unterbrechungen, von der Ost- und Nordsee bis zur Adria reichte. Jasomirgott empfing den Stiefsohn, der mit zahlreichem und glänzendem Gefolge nach Palästina wallfahrtete, in Klosterneuburg, geleitete ihn nach Wien und bewirtete ihn dort auf das herzlichste.

Aber schon kam die Zeit, wo Barbarossa einsehen sollte, wie fehlerhaft seine Begünstigung der Welfen gewesen war. Der Löwe ließ seinen Kaiser in Stich; er versagte ihm die pflichtschuldige Heeresfolge nach Italien; er wurde die Hauptursache von Friedrichs schwerer Niederlage bei Legnano, 29. Mai 1176, dem großen Tag der Rache für die Mailänder.

Man nahm früher meist an, daß Friedrich, in Italien festgehalten und über Jasomirgotts Teilnahme für Adalbert erzürnt, die Nachbarn

[1]) Über das Schisma und den Zwist der drei Salzburger Metropoliten Eberhard, Konrad und Adalbert ausführlich bei Juritsch: Geschichte der Babenberger, 9. und 10. Kapitel.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Österreichs zu Einfällen in das Land angestiftet habe. Es dürften aber wohl nur Grenzstreitigkeiten und die alten Rivalitäten gewesen sein, die Heinrichs II. letzte Lebensjahre mit furchtbaren Kriegen ausfüllten. Der Traungauer Otakar, der Böhme Sobiëslaw, der Ungar Bela III. und Konrad von Mähren traten in eine förmliche Koalition wider den Babenberger. Zumal die Teile Niederösterreichs nördlich der Donau wurden in ganz entsetzlicher Weise mitgenommen. Heinrich wehrte sich mit Kraft und Ausdauer und gewiß auch seinerseits Feind und Feindesland nicht schonend.

Da stürzte er, wohl an der Thaya, am 29. November 1176 mit seinem Rosse auf einer morschen Brücke. Mit zerschmettertem Schenkel wurde er nach Wien gebracht, wo er am 13. Januar 1177 starb, mitten in harter Bedrängnis des Landes, das durch ihn so sehr an Macht gewonnen hatte. Sein Leichnam wurde unter dem St.-Gregor-Altar der Schottenkirche beigesetzt, in der Kirche selbst ein Grabdenkmal errichtet[1]), das aber, wie es heißt, durch ein Erdbeben zerstört wurde und bis auf den letzten Rest verschwunden ist. Auch das Grab geriet allmählich in völlige Vergessenheit. Erst 1771 stieß man bei der Grundaushebung zum Prioratshause auf der Freiung (dem sogenannten Schubladkasten) auf ein verschüttetes Gewölbe, in dem man zwei weibliche und ein männliches Gerippe fand. Da an diesem der rechte Schenkelknochen zertrümmert war, auch die älteste Schottenkirche wahrscheinlich an der Stelle dieses Prioratshauses gestanden hatte, nahm der fromme Glaube gern an, daß man hier die irdischen Reste des Fundators, seiner Gattin und seiner Tochter Agnes gefunden habe. Man gab die Gebeine in einen Holzsarg und stellte diesen in einen abgesonderten Teil der Stiftsgruft. Später ließ dann der um das Stift höchstverdiente Abt Sigismund Schultes († 1861) einen zierlichen Zinksarg herstellen, in dem die Gebeine nun ruhen[2]) . . .

Zwei große Ereignisse hat Heinrich II. nicht mehr erlebt: die Versöhnung zwischen Papst und Kaiser und die Zertrümmerung der welfischen Macht durch den zürnenden Barbarossa. Aber in den vorangehenden 35 Jahren deutscher Geschichte nimmt Herzog Heinrich einen recht breiten Raum ein, und es ist bedauerlich, daß wir von der persönlichen Eigenart Heinrichs so wenig wissen. Auch ein authentisches Bildnis des Fürsten, den man neben Leopold dem Glorreichen die wichtigste Gestalt seines Hauses nennen muß, ist nicht vorhanden. Meist stellt man ihn mit sanftem, bartlosem Gesicht, umrahmt von langen Locken dar. Aber die Babenbergerfiguren, wie sie auf den

---

[1]) „Und noch heut zu den Scoten ist begraben
Sein Schein in ein Stein erhaben,
Der mitten in der Kirche stat",
schreibt Enenkel um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

[2]) Die Inschrift lautet: „Henricus II. Austriae dux, Theodora uxor, Agnes filia. Cinis patet, beneficia latent". Neben dem Stiftersarge steht der einfache des Verteidigers von Wien, Rüdigers von Starhemberg. Vgl. P. Norbert Dechant: Kenotaphiographia Scotensis, Wien 1877.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berühmten Glasgemälden des Stiftes Heiligenkreuz zu sehen sind, stammen erst aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und sind, was Porträtähnlichkeit betrifft, gewiß ebenso Phantasie wie spätere Darstellungen. Zeitgenössisch und instruktiv wenigstens nach der Seite der Tracht und der Waffen sind die von den babenbergischen Fürsten erhaltenen Reitersiegel.

Alles in allem genommen, dürfen wir uns Jasomirgott als einen klugen und beharrlichen Herrscher von weitem Blick und gutem Wollen vorstellen; weniger als Feldherrn und als Mann der eisernen Tatkraft, wie es etwa sein Bruder Liutpolt oder sein Sohn, der Virtuosus, waren, denn als Träger einer besonnenen, manchmal lavierenden Politik im Stile seines Vaters. In der bayrischen Frage zeigte er weder Schwäche noch Starrsinn. Festhalten an seinem unbestreitbaren Recht, dann aber doch wieder weise Mäßigung führten ihn zu großen Erfolgen. Gleichwohl wäre es ein Irrtum, diesen Sohn einer starken, rauhen Zeit mit allzu zarten Farben zu malen. Heinrichs Kriege mit seinen Nachbarn beweisen, daß auch er nicht gewohnt war, die Gegner mit Samthandschuhen anzugreifen.

Gewiß stellt Jasomirgott in dem so harmonisch geschlossenen Dutzend babenbergischer Regenten seinen Mann. An dem, was dieses kraftvolle Geschlecht in nationaler und in österreichischer, in politischer und kirchlicher, in wirtschaftlicher und geisteskultureller Beziehung bedeutet, hat Heinrich II. seinen wohlgemessenen Teil. Und wenn einst das Denkmal, das von Freunden des Vaterlandes und seiner Geschichte für die Babenberger in Melk, ihrer ersten Residenz, geplant wird, weit hinausgrüßt in den „Gau der Treue", — dann wird es auch eine dankbare und würdige Erinnerung an Österreichs ersten Herzog sein.

Frühlingswillkommen.

Von Ilse Franke.

Die Weide weht im Frühlingsflaum
Und bläht im Wind ihr Goldgefieder.
In Knospen steht der Birnenbaum;
Halb schon erwacht, halb noch im Traum
Lauscht er dem Gruß der Amsellieder.

Gelbrote Kätzchen rieseln dicht
Von allen Haselsträuchern nieder.
In jeden Winkel huscht das Licht,
Und sieh, welch schelmisches Gesicht
Nickt dort. Da ist der Frühling wieder!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Philosophie des Spiels.

Studien von Dr. Richard von Kralik.

Sprachliches.

Bevor ich den Begriff des Spieles als einer absoluten Tätigkeit feststelle, will ich die Bedeutung einiger Benennungen für diesen Begriff betrachten. In der Sprache und in den Sprachen drückt sich ja schon die Natur der Sache, wie im Spiegel der menschlichen Seele aus.

Das deutsche Wort „spielen" hat ebenso wie das lateinische „ludere" ursprünglich bedeutet: sich in einer freien schwingenden, zuckenden Bewegung befinden, sich leicht und fröhlich bewegen, hüpfen, flimmern, glitzern, blitzen, blinken, funkeln, leuchten, dann inniger: fröhlich sein, sich vergnügen, in froher Begierde schweben. Das „Spiel" ist Vergnügung, ästhetisches Spiel und Kampfspiel, freier, nicht durch die Not aufgedrängter Wettkampf. Die Sprache verbindet „Spiel und Wonne", „Freude und Spiel". Ein alter Lobgesang sagt: „Gott, von dir reden, gibt Freuden viel, und ist das allerliebste Spiel, das ich wohl will für alle Spiel florieren". Die Jäger jagen „zum Nutz und zum Spiel." „Rechter Freuden Spiel ist ein Weib." Das ist meines Herzens Spiel." „Heute Liebe, morgen Leid, das ist dieser Zeit Spiel." „Es geschieht zu Ernst und zu Spiel." „Es ist ein ungeteiltes Spiel, das ewige Leben und der ewige Tod." „Des Todes Spiel mit Krankheit spielen." „Spielen oder streiten." „Das Herz spielt in hohen Freuden." „Mit spielenden (blinkenden) Blicken." „Spielende Freude, spielende Wonne." „Spielend hin zu Himmel gehn." „Spielend bestand er diese Not." „Ein Mensch spielet mit bösen Gedanken." „Da ward mit scharfen Schwertern gespielt." „Er spielte mit dem Wirt um den Tod (im Kampf)." „Vor Freuden spielt das Herze mein" (hüpft empor). Walter von der Vogelweide läßt sein Herz spielen (hüpfen) gegen die wonnigliche Zeit. „Das Herz spielt dem Kampf entgegen." „Sein Herz spielt gar nach Freuden." Nicht nur die Augen „spielen" (funkeln), auch die goldenen Schilde. „Lachender Rosen spielende Blüte." Auch die Sonne spielt (leuchtet) bei Walter. Alle diese und ähnliche Ausdrücke sind im mittelhochdeutschen Wörterbuch und dessen Supplement von Lexer aufgezählt und bezeugt.

Eine noch reichere Ausbeute entnehme ich dem Grimmschen Wörterbuch. Nach dem Volkslied sind im Himmel der Freuden so viel, „da singen die Engel und haben ihr Spiel". Dort ist Friede

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und alles Spieles Wonne. „Scherz und Spiel", „Tanz und Spiel", „Fest und Spiel", „Spiel und Fantasei" werden verbunden. Hölty singt: „Er starb in des Erlösers Land — und Sterben war ihm Spiel". Und Gryphius sagt: „Furcht ist nur Spiel und Spott, wo nichts zu fürchten ist." „Das Spiel wird Ernst." Es heißt „sein Spiel mit einem haben". Besonders gern hat der Teufel sein Spiel, wenn ihm der Mensch dazu Anlaß gibt. Oder der Henker, oder das Glück. So singt W. Müller:

Alle treibt ihr mit dem Glück eure Spiel' und Possen:
Wenn es euch ein Beinchen stellt, seid ihr gleich verdrossen.

Eine Frau treibt ihr Spiel mit den Herzen der Männer, Lamprecht dichtet im Alexander:

Fortuna die ist so getan,
Sie hilft den Armen, so sie will,
Den Reichen hat sie zum Spiel.

Man redet aber auch, wie einst Epikur, vom Spiel des Zufalls, vom Spiel zweier Jahre, vom Spiel der Zeiten, Spiel des Unbestandes.

Im andern Sinn ist die Rede von „meiner Wünsche Spiel". Der altdeutsche Dichter sagt, daß Abels Opfer Gott so wohl gefiel und war seines Herzens Spiel. Und der Marner singt: „Du bist Gottes Maienreis und seines Herzens Spiel!" „Sie ist meiner Augen Spiel." Ein Kampf wird „der Heiden Leid, der Christen Spiel". „Die Frauen sind der Welt Spiel." Im altdeutschen Schauspiel heißt es:

Daß er uns will geben
Nach dieser Zeit das ewige Leben,
Das ist aller Freuden Spiel
Und Freuden mit Freuden überig viel.

Ein Mystiker singt: So hebt sich der Freuden Spiel, das der Geist mit Gotte hat. Und Luther sagt noch ganz ähnlich: „Also bleibet der Glaube an Christo und hat seine Freude, Lust und Spiel an ihm." So geht die Bedeutung des Spieles ins Allgemeinste über, in den Begriff unbedingter, freier Tätigkeit: „Sein Spiel spielen" heißt in diesem Sinn, seine Persönlichkeit charakteristisch auswirken lassen: Jeder spielt sein Spiel. So sagt Luther ganz allgemein: Deus macht sein Spiel; oder: Gott treibet also sein Spiel. Und Rist singt in den himmlischen Liedern:

Die Ewigkeit hat nur kein Ziel,
Sie treibet fort und fort ihr Spiel.

Und ein älterer Dichter: „Nun sollst du deiner Gewalten Spiel, Herr, an mir erzeigen." „Zu Spiele gehn" heißt dann einfach: seine Tätigkeit beginnen. Freilich mit einem gewissen Wagemut, denn, wie das Sprichwort sagt, „es geht kein Spiel ohne Schaden ab".

Es scheint, daß man in ältester Zeit den Ernstkampf auch ohne Bild geradezu ein Spiel nannte. Aber Bild und Urbild gehen ineinander über; es heißt von den Kämpfenden: So spielten sie des Todes Spiel. Brünhild auf Isenstein bietet den Werbern drei Spiele

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf Leben und Tod. So spricht man vom Spiel der Schlachten, vom Spiel der Jagd. Umgekehrt wird das Schauspiel als „ernstes Spiel" bezeichnet und der Prolog zum Passionsspiel sagt weihevoll: „Gott gebe, daß wir das Spiel so treiben, daß wir Gott damit ehren." Und er mahnt, man solle nun ansehen „mit Innigkeit das schöne Spiel, das man hie beginnen will von dem Leiden unsers Herren." Man sagt bildlich von einem, er sei die Hauptperson im Spiele, oder er sei der Narr im Spiele.

Ausgebreitet ist der Gebrauch des Wortes für das musikalische Spiel der Instrumente, sogar für den Gesang, so wird z. B. von „herrlichen Lob- und Dankliedern und dergleichen Gott lobenden Spielen in der heiligen Schrift" geredet. „Tanz und Spiel" erscheint in diesem Sinn verbunden. Vor allem heißt die Militärmusik Spiel, „klingendes Spiel", das „gerührt" wird.

Darauf und auf das Glücksspiel beziehen sich Redensarten, wie „man muß das Spiel verstehn" oder „Wer das Spiel nicht versteht, der bleibe davon". Denn „mancher gewinnt auf dem Spiel das Aufsetzen oder das Zusehen", das heißt nichts. Ihm gilt der Trost: „Unglück im Spiel, Glück im Heiraten oder in der Liebe." Man bietet das Spiel, man wagt das Spiel, man hält das Spiel aus, man scheidet aus dem Spiel, man gewinnt es und verliert es, man setzt aufs Spiel, man sieht einem ins Spiel oder in die Karte, man wartet seines Spieles, man redet oder greift einem ins Spiel.

Körner spricht vom eisernen Spiel, Shakespeare vom Spiel um die Krone. Mancher treibt gewagtes Spiel, manch anderer ein gewisses sicheres Spiel, indem er die sichere Partie ergreift. Mancher hat gutes Spiel, günstige Chancen, oder leichtes Spiel, ebenes Spiel, vortreffliches Spiel oder aussichtsloses Spiel, einen guten Stein im Spiel. Er hat das Spiel in Händen oder in Fäusten, er bringt das Spiel in seine Hand oder gibt es aus der Hand, er hat gewonnen Spiel oder ein verlorenes Spiel.

Mancher spielt ein falsches Spiel, ein doppelt Spiel, ein schändlich Spiel oder ein ehrlich Spiel, ein offenes oder verdecktes Spiel. Alberus dichtet: „Ich will der Zeit erwarten, das Spiel wird sich wohl anders karten." Der Verzagte gibt dem Gegner gewonnenes Spiel, er gibt das Spiel verloren. Mancher setzt Leib, Leben und sein ganzes Glück aufs Spiel, oder sich selber, seinen und seiner Väter Ruhm, selbst auf ein ungewisses Spiel. Oft steht das Heil des Volkes, ja alles auf dem Spiel, die Ehre, das Heil der Seele, das Reich.

Das Spiel fällt oder liegt gut oder schlecht. Wer die Wahl hat, hat geteiltes Spiel, wer nicht, ungeteiltes. Es hebt sich ein Spiel, ein neues Spiel, das Spiel will sich machen, das Spiel hat sich gewandt, das Spiel kehrt sich um, das Spiel hat ein Ende. Jenem mißlingt das Spiel. Man wartet, was das Spiel für einen Ausgang haben werde, nachdem das Spiel lange gegangen. Man hat ein Spiel angehoben, einem angerichtet, zugerichtet, ein schlimmes Spiel, ein übles Spiel; das Spiel ist auf seinen Säckel angesehen. Der Teufel

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat dies Spiel angerichtet, er hat das Spiel erdacht. Einer macht dem anderen ein böses Spiel. Er treibt, er regiert das Spiel. Die Regierer und Handhaber des Spiels treiben es so lange, bis das Spiel verführt (verloren) ist. Man sieht dem Spiel noch ein wenig zu. Jener ist mit im Spiel, hat die Hand mit im Spiel, mischt die Hände im Spiel. Grabbe ahnt eine höhere Hand (Gottes) im Spiel. Nebenabsichten sind mit im Spiel, oder die Eitelkeit, die Eifersucht ist mit im Spiel, oder auch die Religion, oder mein Name ist mit im Spiel. Einer hat etwas im Spiel, das ist in petto. Ein anderer kommt mit ins Spiel und wendet es. Man mochte jenen leicht gepfiffen haben, sie wären auch ins Spiel gekommen. Andere treten endlich in das Spiel. Man bringt oder führt einen mit ins Spiel, oder die Eigenliebe wird mit ins Spiel gebracht. Die Vernunft zieht, wie Kant sagt, die Sinnlichkeit mit ins Spiel. Warum mußte ich mit ins Spiel gemischt werden! heißt es bei Wieland. Die Einbildungskraft wird beim populären Vortrag ins Spiel gemischt, nach Schiller. Der Teufel müßte sich selbst ins Spiel gemischt haben! Mitleid mischt sich ins Spiel, oder Eifersucht oder Liebe. Der Teufel und dessen Großmutter wollen ihre Hände ins Spiel mischen.

Aber wir bleiben auch aus dem Spiele, kommen aus dem Spiel heraus. Laßt mich aus dem Spiele! Laßt die Religion aus dem Spiele! Man setzt einen Mann aus dem Spiele. Man kann einem sein Spiel verderben, das ganze Spiel verleiden, aber auch sich selber das Spiel verderben. Man kann ein feines Spiel spielen, ein Spiel mit einem spielen, einem arg mitspielen. Manches wird einem ein schweres Spiel, ein hartes Spiel, ein unfreundliches Spiel, ein seltsam Spiel, ein „grausames Spiel". Man hat ein böses, schlimmes, schlechtes, elendes Spiel, oder macht einem ein böses, schlimmes Spiel; es ist mit manchen ein übel Spiel. Aber man macht gute Miene zum bösen Spiel. Das Spiel kommt an alle. Das Spiel geht dich an.

Wer seinen Freund betrügen will,
Den drückt gar oft dasselbe Spiel.

Man braucht ein „Spiel" Stricknadeln zum Stricken.

Ebenso allgemein, mannigfaltig und bilderreich wie die Bedeutungen des Hauptwortes „Spiel" sind die des Zeitwortes „spielen". Im Heliand bedeutet es, sich hin und her bewegen, tanzen, im alten Ludwigslied die freie Betätigung der Kämpfer: „Sang war gesungen, Wig war begonnen, Blut schien in Wangen, da spielten die Franken." In der Kaiserchronik fährt der wilde Held spielend vor der Schar, das Heer fährt spielend mit großem Übermut wieder zu dem Meere. Des Künstlers Hand bringt die bunten Figuren spielend hervor. Man lernt eine Sprache spielend. Hartmann von Aue läßt den Gregorius spielend seine Not bestehen, mit willigem Mute seine Arbeit leiden. Nach der alten Passion sollen wir „im Glauben, den uns niemand mag rauben, spielend hin zum Himmel gehen". Gewisse Fehler lassen sich nach Goethe spielend abtun. „Nach der Meinung des göttlichen Plato (sagt Lohenstein) verrichteten Gott und die Natur alles spielend".

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dem Gewandten ist alles nur eine spielende Arbeit. Der Starke spielt mit seinem Joch. Das Sprichwort sagt von einer außerordentlichen Ergötzlichkeit: da spielt Gott mit. Man soll aber nicht mit gefährlichen Dingen spielen, mit dem Feuer, mit dem Wein. Auch soll man nicht, wie Treitschke von Heine sagt, mit den Dingen spielen, ohne sie zu beherrschen. Man soll nicht mit den Geschäften spielen und geschäftig sein im Spiel. Man spiele nicht mit der Religion, mit dem Eide, mit der Tugend, mit seinem und der anderen Glück, mit bloßen Worten, mit Reimen, mit Bildern. Der Schriftsteller, der den ganzen Schatz der Sprache in seiner Gewalt hat, muß, um nicht in das Spielende hingerissen zu werden, desto genauer auf seiner Hut sein.

Der Stolze will nicht mit sich spielen lassen. „Fürstengroll und Übermut spielt mit Menschen wie mit Fliegen", klagt Göckingk. Eine falsche Gerechtigkeit spielt, wie Schiller sagt, mit Menschen wie mit Würfeln. Es ist nicht fein, einem mitzuspielen, einem auf der Nase zu spielen. Es ist bedenklich, einem etwas in die Hände zu spielen. Aber oft spielt einem die Gelegenheit etwas in die Hand — oder aus den Händen. Der Schriftsteller spielt eine kühne Behauptung ins Publikum. Der Sprecher spielt das Gespräch geschickt weiter. Der Feldherr spielt den Krieg in ein anderes Land. Man kann durch Verzögerung eine Sache ins Weite spielen, ja ins Unendliche. So kann der Krieg in die Länge gespielt werden. Man sucht eine Sache so weit und dahin zu spielen, daß sie zum gewünschten Ausgang gelangt.

Wind und Welle spielen Ball mit dem Menschen. Unser Herr spielt kegeln, sagt der Leichtfertige, wenn's donnert. Wähnen und dünken, sagt das Sprichwort, ist blinde Kuh spielen. Es ist bedenklich, wie ein Taschenspieler unter der Decke, unterm Mantel oder unterm Hütlein zu spielen. Goethes Werther sagt: Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten, ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette. Menschen spielen miteinander Komödie oder Tragödie, man spielt dem anderen eine Szene, eine Großmutszene oder dergleichen. Mancher spielt einen tollen Roman mit anderen. Oder die Zeit selber spielt Romane dieser Art mit den Menschen. Jeder spielt im Leben seine Rolle, gut oder schlecht. Mancher spielt einen Narren, der eine große, der eine kleine, beschränkte Rolle, jener die Hauptrolle. Wieland frägt:

> Warum spielt in der Geschichte und in der Fabel das Weib
> Die erste Rolle stets? Vom ganzen menschlichen Leben
> Treibt sie das große Rad, hat Kronen zu vergeben,
> Herrscht über die Narren und ist der Weisen Zeitvertreib.

Mancher spielt eine üble Figur, eine wunderliche Figur, eine erbärmliche Figur, ein anderer spielt den großen Herrn oder den politischen Märtyrer. Ein Mädchen spielt die Spröde, die Grausame, die Andächtige, ein Mann spielt den Uneigennützigen, den Gewissenhaften, den Zweifler, den Betroffenen, den Überzeugten, den Geheimnisvollen, den Tiefbetrübten, den verlorenen Sohn, den Galanten. Jeder spielt gern den Herrn, den Meister. Arg ist es, mit einem Schindluder zu spielen. Die Staaten spielen gern Soldaten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meinst du, daß du mit Musikanten spielst (wo jeder gewinnen muß)? fragt das Volk. Denn sonst gilt der Grundsatz: Wo zwei spielen, da muß einer verlieren. Aber auch der Mensch ist, wie Hamlet meint, eine Flöte, auf der nicht jeder spielen kann und soll; eher kann man ihn verstimmen. Schiller bekennt: Anfangs war ich nichts als ein Instrument, auf dem die physische Notwendigkeit spielte. Der tüchtige Mensch soll auch nicht Fortunen zur Pfeife dienen, den Ton zu spielen, den ihr Finger greift, wie wieder Hamlet sagt. In anderem Sinn sagt der Prophet Ezechiel 33, 32: Siehe, du mußt ihr Liedlein sein, das sie gerne singen und spielen werden.

Das Sprichwort rät: Spiele mit deinesgleichen. Und: Die Städte sollen mit Fürsten nicht spielen, sie haben ihnen denn zuvor in die Karte gesehen. Man spielt oder man paßt, man spielt glücklich oder unglücklich, recht oder falsch, redlich, ehrlich und aufrichtig oder betrügerisch. Man spielt hoch oder nieder, großes Spiel oder nur um Nüsse. Man spielt um Leben und Tod, um die Seele. Es spielt einer dem anderen einen Possen, einen bösen Streich, eine List, einen frommen Betrug. Besonders Amor spielt manchem einen Streich. Oder seine Gutherzigkeit spielt ihm einen Streich. Sein Geiz spielt ihm einen Teufelsstreich. Sein heißes Blut spielt ihm schlimme Streiche. Er spielt jenem ein Stückchen, einen schlimmen Possen. Er spielt ihnen einen Betrug, eine Intrigue, ein Komplott. Er spielt das Prävenire, ein Quiproquo. Man spielt die verkehrte Welt. Am besten spielt man das Sichere, das Gewisseste.

Der altdeutsche Dichter sagt mit grausigem Humor, daß mit den Verdammten in der Hölle Todes gespielt wird, doch hat das kein Ende. Ein verzweifelter Spieler setzt alles auf einen Wurf.

Interessant ist der Ausdruck „Spielen gehen" für Besuch machen, um zu plaudern.

Es ist wichtig, Spiel und Spielerei zu unterscheiden. Das Spiel kann etwas Ernstes, Bedeutsames, Sinnvolles sein, wenn es nicht zur Spielerei entartet und verächtlich wird durch die frivole Auffassung. Spiel und Spielerei verhalten sich zueinander wie Kunst und Künstelei. So nennt man unbedeutende Poesien Spielereien.

Die zahlreichen Zusammensetzungen vergrößern noch das Bedeutungsgebiet des Wortes Spiel. Ich erwähne nur die wichtigsten. Dem edlen Saitenspiel und Schauspiel steht das Possenspiel und Lügenspiel gegenüber, dem Minnespiel das Neidspiel, in jenem gewinnen beide, in diesem muß einer überspielen, der andere verspielen. Auf die Jagd als Spiel weisen das Windspiel und das Federspiel. Ganz allgemeiner Bedeutung ist das Vorspiel und das Widerspiel. Ebenso allgemein ist der Gespiel und die Gespielin einfach der Geselle und Gefährte. Noch weitere Bedeutungen hat das Kirchspiel und das Beispiel.

In die Naturgeschichte weist der Ausdruck Spielart, auf den ich noch zurückkommen werde. Man spricht von einer mühelosen Spielarbeit. Der Spielball der Kinder wird auch zum Spielball des Glückes,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Spielball der Laune. In der Plastik unterscheidet man das Standbein, auf dem der Körper ruht, vom Spielbein, das lose und ohne Last aufgestützt ist. Das Spielbrett ist gemeint, wenn man sagt, einer habe einen Stein im Brett zu seinen Gunsten. Spielerisch hat die ungünstige Bedeutung von Spielerei. Das Spielgefecht ohne Ernst, bloß zum Schein, wird zur Spiegelfechterei. Der spieleifrige Spielhans ist im Märchen verewigt. Eifrige Spieler nennt man auch Spielkatzen und Spielratzen, Spielnarren. Sie sind vom Spielteufel besessen. Der Ausdruck Spielraum geht wieder zur allgemeinsten Bedeutung einer absoluten Tätigkeit zurück. Von großer pädagogischer Bedeutung ist die Spielregel, das Spielrecht, das Spielgesetz, das auch im Spiele streng eingehalten werden muß. Verderblich ist die Spielsucht. Aber in edlerem Sinn ruft A. B. Marx den erhabensten Beethoven an, der seine spielselige Instrumentenwelt emporhob in das Reich des bewußten Geistes. Und Lichtenberg meint geistreich: Ein aufmerksamer Denker wird in den Spielschriften großer Männer oft mehr Lehrreiches und Feines finden, als in ihren ernsthaften Werken. Mit dem Spieltrieb, als einem von Schiller geprägten Kunstwort der Ästhetik, werden wir uns noch zu beschäftigen haben.

Schön und umfassend ist der Ausdruck Spielung für Spielraum, oder, wie Goethe ihn gebraucht, für eine Nuance des Farbenspiels. Mißgünstiger wird von den Menschen mancher zum Spielwerk gebraucht, dient zum Spielwerk, so das weibliche Geschlecht. Mancher wird zum Spielwerk oder Spielzeug des Glückes, manches ein Spielwerk der Mode. Die Religion soll nicht zum Spielwerke kleinlicher Leidenschaften erniedrigt werden. Der Mensch wird ein Spielwerk tyrannischer Arglist. Wackenroder ruft wehe über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Dagegen spricht Thümmel vom Spielwerk der Liebe als seiner Philosophie. Kant meint, es sei weniger schlimm, wenn die falsche Philosophie in läppischen Spielwerken erstirbt, als wenn sie in tiefsinnigen und falschen Grübeleien mit dem Pomp von strenger Methode zu Grabe getragen wird. Allzu verfeinerte Empfindungen werden zu Spielwerken des Witzes. Und Pestalozzi meint: In den oberen Ständen versüßt ein Schariwari von Spielwerk den Menschen das Leiden in dem Grad, als sie sich zu Narren machen lassen. Aber die Jugend ist im allgemeinen das Alter, wo das Leben ein Spielwerk ist. Es gibt seltsame Spielwerke der Natur. Eine leichte Arbeit wird zum Spielwerk. Aber der Bauer ist kein Spielzeug. Dafür werden Tyrannen Spielzeuge ihrer Umgebung.

Unser deutsches Spiel scheint, wie Kögel annimmt, mit dem englischen „play“ in naher Verwandtschaft zu stehen (Geschichte der deutschen Literatur 1, 11). Das englische play entspricht unserem pflegen, Pflicht, ist also wieder von allgemeinster Bedeutung. Pflegen heißt etwas betreiben, die Sitte oder Gewohnheit dazu haben, es liebevoll ausrichten. Pflicht ist ursprünglich die freundliche Pflege, Teilnahme,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

also durchaus nicht jener harte Gegensatz gegen die Neigung, den Kant aus dem kategorischen Imperativ entwickelt hat, im Gegenteil die Neigung zur Tat selber, die dann als Spiel empfunden wird.

Im Lateinischen bezeichnet das Wort „ludere" auch ursprünglich im allgemeinen eine lebhafte, müheloſe Bewegung, es bedeutet tanzen, etwas zum Zeitvertreib tun, auch täuschen und foppen. Der Kahn spielt, wiegt sich im See, die Mähnen spielen flatternd. Das Wort wird besonders vom Ballspiel (pila) und den Körperübungen gebraucht, dann von jedem Geschäft, das dem Handelnden leicht wird. Die Soldaten machen spielend (ludibundi) einen Marsch, so wie nach einem modernen Ausdruck unsere Maler sich bemühen, „spielando" etwas herauszubringen. Ludus (ursprünglich loedus) bedeutet zuerst körperliche Übung, dann erst Wettkampf, Schauspiel. Nur in Verbindung mit iocus stellt es sich dem Ernste gegenüber. Das Kämpfen um Spielpreise wird dem Kämpfen ums Leben gegenübergestellt. Die Bedeutung geht immer mehr in Tändelei über, das ludere in ludificare, necken, zum Narren haben, zum Spielzeug machen, oder gar etwas vereiteln, ein Blendwerk machen. Auch eignet ihm ein erotischer Sinn. Von großer psychologischer Bedeutung ist die „Illusion" sowohl für die Spieltheorie wie für die Ästhetik.

Es entspricht dem Niedergang aller Sprachbedeutungen, daß der mit ludus enge verbundene Ausdruck iocus, der aber doch die frivolere Seite des Spieles bezeichnet, später überhand nimmt und die romanischen Sprachen beherrscht. Das italienische gioco, giocare, das französische jeu, jouer, das spanische juego, jugar geht auf iocus zurück wie unser deutsches Jux. In diesem Sinn hatte Cicero recht, wenn er sagte: Ad ludum et iocum facti non sumus. Der Begriff ist den romanischen Völkern wohl durch die Schnurren, Schnacken und Späße, iocularia, der römischen Spaßmacher (Jongleure) überkommen. Aber ursprünglich mag auch iocus nur das Erfreuliche (iucundus) bedeutet haben.

Der griechische Spielbegriff geht vom kindlichen Treiben aus. Spielen, paízo, heißt Kind sein. Spiel, paidía, heißt Kindlichkeit. Doch ist dieser Ausdruck enger als unser Spiel, er ist nur für den Zeitvertreib geeignet, nicht für die vielen anderen Bedeutungen, die ins ästhetische Gebiet übergehen. Die Griechen hatten aber auch noch das edlere und poetischere Wort athyrma oder hathyrma, das Spiel, Ergötzung, Schmuck, Festreigen, Zierde, Freude, Weihgeschenk, Komödie bedeutet. So läßt Pindar „große Taten spielen", das heißt spielend vollbringen und Thalien wie die Sänger die Taten der Menschen spielen, das ist singen, darstellen.

Begriffliches.

Aus dem hier ausgewählten sprachlichen Material ergibt sich schon eine starke Vertiefung und Erhebung sowie eine weite Anwendung des Spielbegriffs. Er geht, mit einem Wort gesagt, aus dem Begriff des unbedingten, ursprünglichsten, reinen Tuns hervor

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und geht zum Schluß wieder über in das Bild alles menschlichen und übermenschlichen, natürlichen und geistigen Geschehens. Oder anders ausgedrückt, das Spiel im engeren Sinn ist nichts anderes, als die wesentliche Nachahmung des Lebens selber, und anderseits ist das Leben, die Welt seinem innersten Wesen nach ein Spiegelbild des Spiels in seiner edleren Bedeutung.

Hören wir zuerst wieder einfach das nüchterne Wörterbuch. Es bezeichnet das Spiel im allgemeinen als eine Tätigkeit, die man nicht um eines Resultats oder eines praktischen Zweckes, eines Bedürfnisses willen, sondern zum eigenen Genügen übt. Man spielt mit etwas, da man einen Gegenstand zwecklos, oft unbewußt, irgendwie bewegt oder handhabt. Der Begriff des Vergnügens und der Freude wird dabei, besonders in der älteren Sprache, geradezu zum Hauptbegriff. Speziell an den Spielen der Kinder ist das Motiv die Lust an der Kraftübung oder an der Ausbildung einer besonderen Geschicklichkeit; teils liegt eine gewisse Phantasietätigkeit und Selbsttäuschung zugrunde. Der Begriff der Schaustellung und Produktion tritt weiters hervor und vermittelt den Übergang zum ästhetischen Spiel der Künste. Auch der Begriff von bestimmten Regeln und Formen des Spieles stellt sich als wesentlich ein.

Die wissenschaftlichste, philosophischeste Begriffsbestimmung hat Schiller gegeben. Nach ihm bezeichnet mit dem Wort Spiel der Sprachgebrauch „alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich, noch innerlich nötigt". „Der Sachtrieb will, daß Veränderung sei, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sei. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken, der Spieltrieb, würde dahin gerichtet sein, die Zeit in der Zeit aufzuheben." „Es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt ein Spieltrieb sein." Das führt dann in die Ästhetik hinüber: „Die Schönheit ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heißt des Spieltriebs. Schiller hat damit natürlich nicht einen spezifischen Trieb im Sinn der heutigen Psychologie gemeint, sondern eine freie Oszillation des Geistes zwischen Objektivität und Subjektivität, zwischen Aktivität und Rezeptivität, die zum höchsten Standpunkt führt.

Damit ist ganz richtig festgehalten, daß der Begriff des Spieles mit dem Spiel der Begriffe zusammenhängt, mit dem Spiel der Ideen und Gemütszustände, der philosophischen Standpunkte und Anschauungen. Damit hängt auch die wichtige Tatsache zusammen, daß schon der Vater der eigentlichen wissenschaftlichen Begriffsphilosophie, Sokrates, die Begriffe in spielenden Unterredungen zu entwickeln liebte, welche philosophische Kunst sein Schüler Platon zur methodischen Dialektik ausbildete. Auch die dialektische Methode Fichtes, Schellings und Hegels hängt damit zusammen. Satz und Gegensatz umspielen einander zu höherer Entwicklung, zu höherem, freierem Standpunkt. Thesis und Antithesis gipfeln in der Synthesis. So bewegt sich die Philosophie in lauter analogen Triaden, Ternaren vorwärts: Wesen, Erscheinung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Wirklichkeit, Begriff, Objekt und Idee, subjektiver Geist, objektiver Geist und absoluter Geist, theoretischer, praktischer und freier Geist. Nicht immer sind bei Hegel diese Triaden ungezwungen und überzeugend, sie sind öfters mehr künstliche Spielerei als freies Spiel der Ideen, und doch liegt gewiß dieser Methode der tiefste und wahrste Gedanke zugrunde. Die Kategorien des Denkens und Seins müssen sich in dieser Weise methodisch ableiten lassen, nach dem Vorbild des trinitarischen Lebens und Webens in der Gottheit, das ein Spiel der Liebe mit sich selbst und mit der Schöpfung bedeutet. Ich habe selber in meinem philosophischen System (Weltweisheit) die strengere Durchführung dieser triadischen Methode versucht. Die platonische Dialektik hatte ihren Gegensatz im sophistischen Spiel mit dem Widerspruch, der zu keiner höheren Vermittlung durchdrang, und ebenso erstand in neuester Zeit aus einem gleichen Mißverständnis der dialektischen Methode der absolute Subjektivismus Nietzsches, der zu Verzweiflung und Wahnsinn führen mußte.

Im Folgenden will ich nur wieder zeigen, in welchem Sinn Philosophen, Denker und Dichter von diesem philosophischen Spiel des Geistes reden. Kant spricht von einem Spiel der Urteilskraft, in welchem man miteinander wetteifern kann. Er spricht von der Regel, nach welcher unsere Erkenntniskräfte ihr Spiel wirklich treiben. Er spricht von den Spielen der Einbildung, von dem ganzen dialektischen Spiel der kosmologischen Ideen, von der Spontaneität im Spiele der Erkenntnisvermögen. Dem Begriff der Pflicht, wie er ihn faßt, stellt er gegenüber ein bloß mechanisches Spiel feinerer, mit den gröberen bisweilen in Zwist geratender Neigungen. Ein Grundsatz seiner Ästhetik ist: Alle Form der Gegenstände der Sinne ist entweder Gestalt oder Spiel, im letzteren Falle entweder Spiel der Gestalten (im Raume, die Mimik und der Tanz) oder Spiel der Empfindungen (in der Zeit, Musik und Poesie). Weiter sagt er: „Wir spielen oft mit dunklen Vorstellungen; öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkler Vorstellungen." „Der Dichter verspricht wenig und kündigt ein bloßes Spiel mit Ideen an, leistet aber etwas, das eines Geschäftes würdig ist, nämlich dem Verstande spielend Nahrung zu verschaffen und seinen Begriffen durch Einbildungskraft Leben zu geben."

Schiller spricht vom beredten Spiel eines regen Geistes, vom geheimen Spiel der Begehrungskraft, das sich bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, aber im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender wird. „In tätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemütern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müßig zu." Er hält es in einem Brief an Goethe für nötig, jene theatralischen Vorfälle, die der Leser nur als ein Spiel der Imagination ansehen mochte, durch eine deutlicher ausgesprochene Beziehung auf den höchsten Ernst des Gedichtes auch vor der Vernunft zu legitimieren. Er sieht das geheime Spiel der Leidenschaft vor unseren Augen entfaltet. Er sieht in der Vermengung des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlafenden Kräfte der Menschheit ins Spiel setzen und sie nötigen, alle ihre Talente zu entwickeln. Dem Dichter ist oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie nur seinen Hauptzweck, die Leidenschaft, ins Spiel setzt. Er läßt einen Sinn nach dem andern ins Spiel setzen. Er meint Goethe gegenüber, daß in Wilhelm Meister die ganze Menschheit, nach ihrem ganzen Gehalt, wirklich hervorgerufen und ins Spiel gesetzt werden soll. Seume fängt an, wie er sagt, etwas mehr zu ahnen als bloßes kaltes Spiel des Kopfes. Der Traum ist ein Spiel der Phantasie, eine Erscheinung das Spiel einer erhitzten Phantasie. Goethe kommt durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken. Überspannte Ideen von Wirksamkeit werden dahin geleitet, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung tun können (Goethe). Lebendiges Ideenspiel verbindet sich mit dem Gedächtnis ohne weitere Untersuchung (Seume). Der Zufall oder das wunderbare Gedankenspiel in unserer Seele bringt bald schroffere, bald mildere Übergänge ins Leben (Gotthelf). Schleiermacher wünscht das laute Spiel seiner Gefühle von Gesang begleitet. Die Sympathie spielt ihre Spiele, der Instinkt spielt auch ganz heimlich seine Spiele, die Phantasie spielt ihr altes wohltätiges Spiel, taucht ins Gefühl des Gegenwärtigen alle Bilder schmerzlich-süßer Vergangenheit (Wieland). Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche haben ein freies Spiel (Goethe).

In der alten Dichtung heißt es: Das Herz spielt in ihm, sein Herz spielt gar nach Freuden, wie ihm der Minne Gott gebot; vor Liebe spielt mein Herz. Sein Mut spielt vor Freuden. Es freute sich und spielte mein Geist in Gott, meinem Heiland.

Wunderbare spielende und schwermütige Kräfte regen sich im Menschen.

Die Jugend freut sich nur des Vorwärtsstrebens:
Der Kräfte Spielen ist drum nicht vergebens. (Goethe.)

Die Einbildungskraft spielt in sanften, rosenfarbenen Bildern. „Eine und ebendieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken" (Schiller). Der Dichter „muß fürs erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen" (Schiller). „Oder ist es nicht die Natur, die den Menschen von einem Grade der Entwicklung zum andern fortführt und, indem sie durch die Bedürfnisse seine Einbildungskraft und durch die Einbildungskraft seine Leidenschaften spielen macht, diese vermehrte Geselligkeit, dieses verfeinerte Gefühl hervorbringt?" (Wieland).

Der alte Mystiker wird in ihm eines gewahr, das seiner Seele vorspielt und vorblickt; würde das vollbracht und bestätigt in ihm, das müßte ewig Leben sein. Der Traum spielt auf dem Kissen. Die Träume spielen von einem Glück, das sich verwirklicht. Liebesträume spielen perlend in des Dichters Brust. Ein holder Zauber spielt um deine Sinne, ergießt Musik den Strom von Harmonien (Schiller).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Liebe spielt auch in deinen Gedanken, wann du schläfst. Niedlich spielt die Laune um fremden und eigenen Kummer (J. Paul). Der Wahnsinn spielt in ihm. Im Tempel seines Herzens spiele die Lust nur wie ein ungehört irrender Schmetterling in einer Kirche (J. Paul). Gespräche spielen und beschenken mit allem, was uns hebt und bereichert (J. Paul). Auch etwas Koketterie spielt. Des Himmels Friede spielt um ihre Züge (Schiller). Wünsche spielen im Traum um die roten Lippen (Immermann). Es ist jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt (Schiller). Wir lassen die Furcht, die Überredung spielen. Der Überglaube läßt in den Sympathien und Antipathien überall Liebe und Haß spielen (J. Paul).

Luther spricht von einem Menschen, der nicht an die Welt gedächte noch sich mit weltlichen Sachen und Geschäften bekümmert, sondern mit eitel himmlischen Gedanken spielete. Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend (Goethe). Luther rät, wir sollen die Lehre von der Auferstehung recht lebendig in uns werden lassen, auf daß wir unser Herz trösten, nähren und stärken können, und bereits mit solchen Gedanken spielen, und unsere Freude haben des schönen herrlichen Wesens, das wir dort empfahen sollen. Ein Mensch spielt mit bösen Gedanken und will doch das Werk nicht tun.

Man spielt mit Ähnlichkeiten. Man spielt mit Worten, mit Antithesen, mit Kontrasten. Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unseren Herzen und die Könige mit unseren Köpfen (Wieland). Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanfteren Mischungen mit menschlicheren Lastern (Schiller). Sokrates spielt dem neben ihm sitzenden Phädrus seine unter Ironie versteckte Weisheit ins Herz (Wieland). Äsop spielt uns fabelnd Weisheit ins Herz (Herder). Der muntere Geselle spielt dem Freunde seine Lust in die Seele (Goethe). Hariri spielt die Fäden der Reden hin und wieder im Schwanken der Gedanken. Im Chaos von Einerseits und Anderseits sucht der Grübler Beweise und findet keinen, mit dem der Zweifel nicht Fußball spielen darf (Bertsch). Der Mensch als Maschine, wie ihn die Aufklärung konstruierte, ist freilich nur ein unwürdiges Spielwerk (Herder). Das Gedächtnis spielt uns oft einen Streich. Reimarus hat, wie J. Paul sagt, recht erwiesen, daß das Gehirn keine Aolsharfe mit zitternden Fibern ist, noch eine Spielwelle mit Stiften für jede Idee, die der Geist umdreht, um an sich seine Ideen ab- und vorzuorgeln.

So sehen wir also sowohl in gutem wie in ungünstigem Sinne in der ganzen geistigen Welt der Seele, in Gedanken, Vorstellungen, Strebungen, Gefühlen ein bald geordnetes, bald ungeordnetes Spiel walten, eine geregelte Freiheit im Mannigfaltigen. Dem Geiste ist diese unbedingte Tätigkeit eigen, er kann nicht anders, als seine Kräfte

Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

spielen lassen, selbst in der Ruhe, im Schlafe. Dies unsterbliche Spiel der verschiedenen Vermögen seines Seins ist ihm wesentlich, liegt in seinem Begriff, begründet seine Unsterblichkeit.

Das Spiel in der Natur.

Dieselbe freie Gesetzhaftigkeit wie im Geiste finden wir auch in der Natur. Unübertrefflich klar und bestimmt charakterisiert Tilman Pesch dies Wesen der Natur in seinem schönen Werk „Die großen Welträtsel" (S. 708), wenn er sagt: „Unbeschadet dieser Festigkeit bietet die Natur ein buntes, märchenhaft wechselvolles Bild. Eisern und ernst in der Festhaltung ihrer Gesetze, treibt sie in der Ausführung ihrer Gebilde ein tändelndes Spiel (natura ludit in individuis), gefällt sich wie mit mädchenhafter Laune in der bunten Abwechslung (natura varietati studet), in welcher zahllose Individuen, von denen keines dem anderen gleicht, sich ihres Daseins freuen und eine unübersehbare reizende Fülle eigenartiger Haltung und Stimmung entfalten. Überall erblicken wir eine imponierende Ordnung und Gesetzlichkeit, verbunden mit einer entzückenden Mannigfaltigkeit."

Man kann schon im gesetzhaftesten Gebiet der Natur, im mathematischen, von einem „Spiel der Zahlen" sprechen. Colozza zitiert eine Reihe von Büchern, die diesem Thema gewidmet sind (Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels, S. 96 der Übersetzung von Chr. Ufer, Altenburg 1900). Auch in dem zunächstliegenden Gebiet der Mechanik und Physik ist von einem „Spiel der Kräfte" die Rede, von Oszillation und Vibration, von Schwingung elastischer Körper oder ihrer Teilchen, von hin- und hergehender Bewegung derselben diesseits und jenseits ihrer Gleichgewichtslage. Spielend schwingt das Pendel, züngelt die Wage. Rad und Welle spielen in ihrer Pfanne, wenn sie sich frei darin umdrehen können, mit möglichst geringer Reibung. Ebenso spielt die Feder in der Uhr. Bildlich sagt Wieland, daß in gewissen Augenblicken alle Federn, Räder, Druck- und Saugwerke unserer Einbildung und unseres Herzens leicht und harmonisch zusammenspielen. So läßt die Technik alle Maschinen spielen. Auch in der Chemie läßt eine Wahlverwandtschaft die Elemente nach festen Regeln miteinander spielen, sich trennen und vereinigen. Durch das Spiel der Wellenbewegung in Luft und Äther entsteht das Spiel der Töne und Farben, des Schalles und Lichts. So entstehen spielende Klangfiguren, ein ästhetisches Zahlenspiel, aus dem die bildenden und musikalischen Künste hervorgehen.

Wenn so die Naturwissenschaft dies ganze Weltall als ein Spiel von Atomen anzusehen lehrt, ein Spiel nach ewigen göttlichen Gesetzen der Ordnung, nicht nach dem Zufall, so nimmt auch die Poesie und der Sprachgebrauch diese Anschauung auf. Schaffen heißt in der alten Sprache soviel wie bilden, ordnen, dichten; der Schöpfer (scof) ist der Dichter, der Kosmos ein großes Gedicht voll Ordnung und Freiheit.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Natur „spielt", wenn sie scheinbar zufällige Veränderungen unter den Geschöpfen hervorbringt. Man spricht von seltsamen, sonderbaren, wunderbaren Spielen der Natur. Alles zeigt, „daß die spielende Natur sowohl an Farben als Figur nicht zu erschöpfen ist" (Brockes). Die Zeit spielt mit allerlei wunderbaren Figuren und Farben auf altem Gemäuer (Wackenroder). Die ewige Weisheit Gottes spielt so auf dem Erdboden nach biblischem Bericht (Spr. Sal. 8, 30 f.), nicht nur das Glück und das sogenannte Schicksal. Das kleine Leben der Natur spielt sorglos um wilde Flut und Zerstörung (Freytag).

Ein alter Vers kündet,

„Daß die Natur sich also spiel'
Und fürbring' solcher Wunder viel."

Die Differenzierung der organischen Natur in Familien, Gattungen und Arten wird auch als ein Spiel der Mutter mit ihren Kindern aufgefaßt, wie der Ausdruck „Spielart" andeutet, der sich allerdings zumeist auf die Varietäten innerhalb einer Spezies bezieht.

Man spricht vom Spiel der Lichter und Schatten, vom Spiel des Mondes, dem Spiel der Flammen und Flämmchen, dem Spiel der Farben. Der Wind treibt sein Spiel, Blüten beben im Spiel der Winde, den Winden wird das Haar zum Spiele übergeben. Schön ist das Spiel der Schneeflocken, der Wellen und Wogen, der bewegten Wassermassen. Wind und Fluten spielen zusammen mit den Schiffen.

Von Spielen der Natur am Himmel und auf der Erde künden Dichter und Forscher. Die Natur treibt mit der Größe und Anzahl der Flecken auf Raupen und Schmetterlingen ihr Spiel. Dergleichen Spiele der Natur belustigen, wie ein Forscher sagt, unsere Gemüter oft mehr als die unveränderlichen Schönheiten. Aber auch abgesehen davon heißt es, daß die Natur ihr ewig altes Spiel unverändert fortspielt. Brockes reimt etwas nüchtern vom Rittersporn:

Ihr grünes Kraut ist lieblich von Figur,
Man sieht, wie die Natur
Mit einem neuen Bildungsspiele
Auf jedem langen Stiele
Ein rundes Blatt
In neun sanft ausgehöhlten Spitzen
Sehr ordentlich geteilt.

Die Strahlen der Abendsonne spielen auf den goldgrünen Blättern.

Hell scheint der Mond, es spielen, leisen Bebens,
Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See,
Wie über den Geheimnissen des Lebens
Und seiner Tiefe ungeahntem Weh
Die Kinderseelen lieblich zitternd spielen,
Die rein und klar vom Himmel niederfielen. (Lenau.)

Die aufgehende Sonne läßt die ersten Strahlen ins Schlafgemach spielen. Die Sonnenstrahlen spielen durchs Laub. Ein Sonnenstrahl spielt auf seinem ehrwürdigen Gesicht. Bei Walter von der Vogelweide lachen die Blumen, die aus dem Grase dringen, gegen die spielende

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sonne. Spielend geht ihm auf der Freude brechende (strahlende) Sonne. Zauberisch spielt die Sonne durchs Gebüsch und um die Pappeln, auf der eisernen Rüstung, auf den Tautropfen.

Die See, worauf sie wohlgemut
Gespielt hat, wird ihr Grab (Hoffmann v. Fallersleben).

Die Sonne spielt weiter mit goldenen Kuppeln, mit ihren eigenen Strahlen.

Der helle Mond spielt auf den beträufelten Bäumen, die Sterne spielen, indem sie sich im Reigentanz drehen. Spielend wiegt sich der Mond im Weltraum.

Das Licht spielt zwischen unserem Auge und den Weltkörpern und verbindet so beide (Kant). Auf des Baches dunkler Welle spielt des Mondes Silberhelle (Hoffmann v. Fallersleben). Über den Gebirgen, der Schlafstätte der ruhenden Riesen, spielt ein gaukelnder Nachtschmetterling und ein hüpfendes Licht (J. Paul). Blitze spielen am Himmel. Dort überm Wald spielt die Nacht in stummen Blitzen (Storm). Das Turmdach wirft bei Sonnenschein einen artig durcheinanderspielenden Glanz von sich. Stolze Insekten bewundern den spielenden Glanz ihrer Flügeldecken (J. Paul). Auch die unendliche Wüste des Meeres lacht mit spielendem Glanz aus allen funkelnden Wogen.

Der Diamant spielt schön, ein Brillant spielt am Finger. Von dem Helm zum Kranz spielts wie Sonnenglanz (Schiller). Rosen und Veilchen spielen und lachen. Lieblich in der Bräute Locken spielt der jungfräuliche Kranz (Schiller). Der blaue Himmel spielt mit drein. Alles spielt im Sonnenschein, in ihrem Strahl. Schön spielt das Blut durch eine zarte Haut der rosenfarbnen Jugend (Brockes). Das Ebenbild der Mutter spielt aus der Braut (Günther). Der Sonnenstrahl wird von goldnen Sonnenstäubchen durchspielt. Der Farben liebliches Spielen wechselt sich verwunderlich. Der Maler läßt Rot bei Rot, Gelb bei Gelb zusammenspielen, also daß sie in Rotgelb und Grüngelb, auch in blaulich und rötlich Purpur sich verlieren (Sandrart). In den Backen spielt eine annehmliche Röte durch die braunen Milchhärchen hervor (Weise). Das helle Grün des Smaragd spielt in reinen Farben. Die Farbe spielt ins Gelbliche, ins Violette. Gewisse Mollusken und phosphoreszierende Seegeschöpfe zeigen ein wechselndes Farbenspiel. Besonders der Opal spielt in allen Farben, ebenso die Flügel mancher Insekten. Auch gewisse Fische spielen, indem sie sich bewegen, verschiedene Farben. Ein Sonnenstrahl spielt zwischen Wolken regenbogenfarbig.

Die Winde treiben ein schönes Spiel mit den Nebeln, den Blüten, den Haaren, den spielenden Schneeflocken, den Wellen und Wogen.

Der Windgott Äolus oder Zephyr läßt die linden Weste spielen, oder spielt in den Locken, in den Bäumen, in den Blättern, in den Zweigen, im Laube, durch die grünen Wälder, durch das Schilf, um das schlängelnde Wasser, um die Knospen. Der Westwind wiegt sich spielend in den Blättern. Ein sanfter Morgenwind schleicht sich aus dem mit Wolkenflor verhangenen Morgentor und spielt mit Himmel

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Erde (J. Paul). Der Sturm spielt übermütiger mit den Blättern, mit der Wetterfahne. Leise Winde spielen mit einzelnen Glockenklängen über den Wald her (Gotthelf). Hinwieder spielt das schwanke Schilfrohr mit dem Wind. Spielende Wogen beklatschen das hohlgespülte Gestein oder hüpfen auf die Schwelle der Grotte. Spielend versilbern sie das Ufer, beperlen den Strand. Der Hellespont läßt Kindern gleich die frommen Wellen spielen (Grillparzer).

Das Wasser spielt alte Melodien (Tieck), wie ein mythischer Nöck. Damit geht das Spiel ins Dämonische und Mythologische über. Naturgötter und Naturdämonen spielen in den Elementen mit den Menschen, oder den Menschen vor. So sagt Uhland: es ist im Norden alter Volksglaube, daß es eine den Elfen abgehörte Tanzweise gebe, bei welcher Junge und Alte, Blinde und Lahme zu tanzen anheben und wovon der Spieler selbst nicht ablassen könne, wenn er nicht das Stück rückwärts zu spielen wisse (1, 273). Erlkönigs Töchter wollen mit dem Kind spielen. Die Riesenjungfrau holt den Bauer als Riesenspielzeug. Nach Vischer („Auch Einer") ist der Mensch das Hackbrett, worauf kichernd, hohnlachend die bösen Geister spielen. Sie hassen den Menschen dafür, daß er die Liebe und die vernünftige Arbeit in die Welt gebracht hat und ihnen damit das Spiel verderbt.

Von einem schelmischen Naturspiel spricht Goethe: „Es scheint als wenn die Natur unter andern schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier (bei den Kindern) sich ganz besonders vorgesetzt, uns zum besten zu haben."

Schleiermacher philosophiert über das Problem, den ganzen Zusammenhang des Lebens mechanisch erklären und auch die geheimsten Springfedern dieses Spiels aufzeigen zu können. Hieher gehört auch das Spiel des Zufalls, des Schicksals, des Teufels.

Aber auch die Engel spielen noch ums Grab in die Natur herein (Platen). Und die jungen Geister meiner Brüder spielen unter Blumen und singen süße Lieder in die Lauten (Hölty).

Naturalistischer ist noch vom Spiel der Muskeln, der Mienen, der Nerven, der Mundwinkel, der Augen am Menschen zu reden. Die Augen öffnen sich hell und spielen süße Liebe (Klinger). Mancher kann seine Augen nach Belieben spielen lassen, bald schmachtend, bald rollend. Aber auch fleischliche Lust spielt, wie der alte Renner sagt, mit uns wie mit Puppen. Über das Natürliche hinaus weist Herder: „Der Mensch ist eine künstliche Maschine, aber die Maschine spielt sich nicht selbst, auch der fähigste Mensch muß lernen, wie er sie spiele."

Umfassend und tiefgehend ist das, was Schiller im 27. der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen vom Spiel in der Natur sagt: Die Natur hat schon „dem Vernunftlosen über die Notdurft gegeben und in das dunkle tierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, so erschafft sich die müßige Stärke selber einen Gegenstand; mit mutvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zweckloſem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören". „Das Tier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Tätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichtum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Tätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zur Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden." So nimmt die Natur durch das physische Spiel den Übergang zum ästhetischen Spiele. Weiters zeigt Schiller, wie der Spieltrieb bereits bei den rohesten Naturvölkern das Bedürfnis überwuchert, selber zum höchsten Bedürfnis wird; das Unnötige wird bald der beste Teil der menschlichen Freuden. „Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe." „Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten, fröhlichen Reich des Spiels und des Scheins."

Über das wichtige Thema der „Spiele der Tiere" hat uns Karl Groos ein ganzes Buch gegeben (1896), und auch Colozza hat in seiner „Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels" (1895) reiches Material mitgeteilt. Man hat sowohl bei niederen wie höheren Tieren auffallende Spiele beobachtet, zwecklose, rein aus der Lust an der Tätigkeit hervorgehende Übungen der Kraft, der Gewandtheit, der Schnelligkeit, allein oder im Wetteifer mit anderen, Spiele der Liebe, der sozialen Instinkte, Schaustellungen der Schönheit, Konzerte des Gesanges und Gebrülls, Neckereien, spielende Arbeiten und Zerstörungen. Spiel und Arbeit läßt sich in den meisten Fällen kaum trennen. Ich verweise dafür auf jene Gewährsmänner, ohne in Einzelheiten einzugehen, die sich bis ins Unendliche von jedem Beobachter der Natur vermehren ließen. Ich will auch nicht die verschiedenen Theorien dafür besprechen; denn ich, der ich das Spiel als ein Urphänomen alles zu Erklärenden ansehe, brauche nicht erst das Spiel der Tiere aus Kraftüberschuß, aus ererbten Vorübungen und dergleichen zu erklären.

Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen noch darüber am Platze sein. Schon das Buch Job (40, 15) hebt die Spiele der wilden Tiere hervor. Sie sind ganz in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Die Mücken spielen und tanzen. Spielende Eintagsmücken sonnen sich in den Strahlen der untergehenden Sonne. Spielende Schmetterlinge schwirren wie trunken daher. Fischlein spielen im glitzernden Wasser. Das Taubenvolk spielt hüpfend, die Katze spielt mit sich, mit ihrem Schwanz, mit dem Knäuel, mit anderen Katzen, mit dem Hund, mit der Maus. Die jungen Hasen spielen im Grase und machen Männchen. Lämmer spielen, und nicht weniger Schlangen. Das Pferd spielt mit der Zunge, mit den Fersen. Die Schlange spielt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit ihrem spitzigen Zünglein, mit ihrem Zagel. Die Maus mit ihrem Schwänzlein. Der Walfisch spielt mit den ihm zugeworfenen Tonnen, wie das Sprichwort sagt. „Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer kann es entscheiden, ob sie sich mehr Zeitvertreib mit mir mache, als ich mir mit ihr? Wir machen uns Spaß miteinander" (Montaigne). Die Katze spielt erst mit der Maus, bevor sie diese auf einmal verschlingt. Ebenso andere Raubtiere. Ebenso, sagt der moralisierende Wesenigk, macht es der Teufel mit den Spielern. Ein grausames Spiel ist auch nach dem Sprichwort das des Hundes mit der Katze.

Aber zum Spiel der Natur gehört auch das „süße Spiel der Liebe". Das Spiel der göttlichen Liebe mit der Welt hat hier sein Symbol in der Anziehungskraft, die die Welten, Sonnen und Gestirne umeinander kreisen läßt, in der Fessel, die die geschiedenen Geschlechter gegenseitig anzieht. Die Liebe stattet spielend den Vogel mit buntem Gefieder und süßer Stimme aus, sie läßt den Menschen spielend den Schmuck, die Schönheit, die Kunst entdecken. „Nimmer bezwingbar übt ihr Spiel Aphroditas Gottheit" läßt im berühmten Eroslied der Antigone Sophokles den Chor singen. „Die Würfel des Eros sind Verrücktheit und Toben" singt Anakreon, das Bild des Spieles noch schärfer fassend. „So kann die Minne machen an werten Leuten noch ihr Spiel" heißt es im Meleranz. Die alte Dichtung gebraucht den Ausdruck des Spielens vom vertrauten Verkehr der Liebenden und Gatten, wie es schon in der Bibel heißt, daß Isaak mit seiner Gattin Rebekka scherzte oder spielte (Gen. 26, 8). Venus sagt zum Tannhäuser:

So gehen wir in ein Kämmerlein
Und spielen der edlen Minne.

Ein altes niederdeutsches Gedicht sagt:

Die heilige Ehe ist geschaffen
Den Laien, Rittern und Knappen,
Daß sie mögen lieblich spielen,
Die Welt mehren, Kinder erzielen (Wb. 2382).

Das Volkslied singt:

Es spielt ein Ritter mit einer Maid
Bis an den hellen Morgen.

Mit dem Spielcharakter der Liebe hängt alle Liebeslaune, Liebesreihen, Liebesgetändel, Liebesfehde und Liebesstreit, Liebesneckerei, Koketterie und Liebeskrieg, Liebesjagd, Liebespfeil und Liebesnetze zusammen. Davon sagt Arnim: Die Liebe ist ein guter Jäger, sie läßt uns die Freiheit wie den jungen Vögeln, bis wir erwachsen sind[1]).

[1]) Dazu mein Aufsatz „Der Begriff des Spieles in der Weltliteratur" in: „Die Kultur", 12. Jahrgang, 1911, S. 26—48.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wahl des Erzherzogs Maximilian, des Bruders Josefs II., zum Koadjutor von Köln und Münster.

(Nach den Dokumenten des Vatikanischen Archivs[1].)

Von **Dr. Ernst Kautsky, Rom.**

In dem letzten Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia schien der Einfluß Josefs II. und seiner Umgebung bereits den offenkundigen Sieg davongetragen zu haben über die Partei des Wiener Nuntius Garampi. Dieser hatte bisher neben dem Wiener Erzbischof Migazzi einen maßgebenden Einfluß sowohl durch seine Persönlichkeit wie als Vertreter der römischen Kurie auf Maria Theresia ausgeübt.

Garampi klagt in seinem vertraulichen Bericht vom 5. März 1780 an den Kardinal-Staatssekretär Pallavicini: „Je weiter die Kaiserin im Alter voranschreitet, um so mehr verliert sie an Energie im Handeln, so daß sie sich auch dahin führen läßt, wohin sie nicht möchte, entweder von den Ministern oder vom Kaiser. Zwischen diesem und ihr herrschen beständige Unhelligkeiten. Der Kaiser gewinnt jedoch immer mehr die Oberhand; und sie wagt nichts von Bedeutung ohne seine Mitwirkung zu tun: daher kommt es, daß, wenn er sich absolut widersetzt, sie im Handeln innehält. Daher kommen die bei vielen Gelegenheiten wiederholten Ausrufungen, die sie nicht zu unterdrücken vermag: Ach! ich halte es nicht mehr aus!, ach! wie bin ich vereinsamt und von allen verlassen! Die Minister müssen sich jedoch den Anschein geben, als ob sie nur ihr ergeben seien, aber dessenungeachtet handeln sie in den Dingen von Folgewichtigkeit entweder nach Verständigung mit dem Kaiser oder sie stellen ihre Tätigkeit ein, wenn sie den Kaiser entgegengesetzter Anschauung wissen. Fürst Kaunitz erledigt alle Angelegenheiten wie früher und in derselben Weise."

[1]) Archivio Segreto Vaticano. Cod. 401, Nunziatura di Germania. lett. alla Segr. di Stato, dal 1. Gennajo fino a tutto Giugno 1780, 5. Marzo, 23. Marzo 30. Marzo, 9. Aprile, 15. Aprile, 10. Maggio, 31. Maggio, 5. Giugno, 8. Giugno, 15. Giugno, 26. Giugno, 29. Giugno; Cod. 402, Vienna, lett. alla Segr. di Stato, dal 1. Luglio fino a tutto Dicembre 1780, 6. Luglio, 9. Luglio, 13. Luglio, 20. Luglio, 27. Luglio, 31. Luglio, 3. Agosto, 7. Agosto, 10. Agosto, 14. Agosto, 21. Agosto, 29. Agosto, 31. Agosto, 7. Settembre, 17. Settembre, 5. Ottobre, 12. Ottobre, 16. Ottobre, 19. Ottobre, 26. Ottobre, 2. Novembre, 9. Novembre, 16. Novembre, 30. Novembre, 2. Dicembre, 11. Dicembre; Cod. 403, Vienna, lett. alla Segr. di Stato, dal 1. Gennajo fino a tutto Marzo 1781, 18. Gennajo, 10. Marzo.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In diesem beständigen Meinungskampf zwischen der Kaiserin und dem Erben des Thrones, in der Durchführung von demonstrativen Maßregeln Josefs II., wie der Ernennung eines kalvinischen Reichsbücherzensors, der Bedrohung der Existenz der Karthause von Freiburg, der Ernennung eines protestantischen Geschäftsträgers für die Feudalherrschaft Falkenstein, von der Josef II. auf seinen Reisen das Inkognito Graf Falkenstein führte, tritt im März 1780 ein Stillstand ein. Der Kaiser läßt ruhig seine Mutter gewähren, als sie sich in Liebenswürdigkeiten erschöpft gegen den Nuntius und die römische Kurie. Diese sollte dem Wiener Hof einen bedeutenden Dienst im Deutschen Reiche leisten. So erklärt sich, daß Fürst Kaunitz Josef II. sein Voranschreiten auf dem antikurialistischen Gebiet einstellen läßt. Zum ersten Male erwähnt Nuntius Garampi in einem Bericht an den römischen Staatssekretär vom 2. März 1780 diesen Plan des Wiener Hofes.

„Man denkt daran, dem Erzherzog Maximilian (dem jüngsten Bruder Josefs II., geboren 8. Dezember 1756) ein Fürstentum zu verschaffen; und da er (mehr aus Nachgiebigkeit gegen seine Angehörigen als aus Beruf oder Neigung) bereits die Koadjutur des Großmeisteramtes des Deutschen Ordens angenommen hat, was mit der späteren Verpflichtung zum Votum der Keuschheit verbunden ist, so scheint es, daß man ihm auch eine kirchliche Versorgung an Bistümern zuwenden will."

Der Hof machte einen Versuch bei dem Kurfürsten von Köln, der jedoch zuerst den Erzherzog als Koadjutor in höflicher Weise ablehnte. Es war zu erwarten, daß England und Holland alle Anstrengungen machen würden, in den benachbarten Ländern des Kölner Erzstiftes die Wahl eines österreichischen Erzherzogs auszuschließen. In Lüttich hatte das Wiener Kabinett keinen besseren Erfolg aufzuweisen; und so erscheint es dem Nuntius Garampi wahrscheinlich, der hier noch nicht die politische Bedeutung einer geistlichen Landesherrschaft speziell in Köln und Münster durch einen Bruder des deutschen Kaisers Josefs II. erkennt, daß das Passauer Bistum dem Erzherzog zufallen werde. Die Kapitulare stünden fast alle im Verhältnisse der Untertanschaft oder wenigstens der Abhängigkeit zum Erzhaus. Maximilian wird von dem nüchternen päpstlichen Diplomaten also charakterisiert[1]): „Dieser Prinz, im Besitz der liebenswürdigsten Eigenschaften, hat ein sehr gutes Urteilsvermögen; er steht aber in noch allzu grünem Alter, um ein Urteil über seine künftige Aufführung zu ermöglichen. Er liebt die Konversation mit dem schönen Geschlecht; und als er das Goldene Vließ zurückstellen mußte, um das Deutschordenskreuz zu empfangen, bat er seine Mutter, ihm es für alle Fälle aufzuheben. Er beschäftigt sich mit der Geschichte und dem militärischen Studium; von geistlichen Kenntnissen aber kann er keinen Anflug haben, und wenn er ihn haben sollte, so könnte dieser nur nach Art der neuen Prinzipien dieser (Wiener) Universität sein: daher weiß

[1]) Lett. del 2. Marzo 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gott, welchen Händen er später anvertraut würde, um in der Theologie ausgebildet zu werden. Er hat jedoch viel Vertrauen und Verehrung für seinen Beichtvater, der ein Weltpriester, Dekan des Kollegiatkapitels von St. Peter, ein Mann von großer Frömmigkeit und ein eifriger Prediger ist: wenn er nur nicht etwas angekränkelt ist von den Lieblingstheorien der Jansenisten." . . . „Seine hohe Mutter wird ihn sicher nicht stark nötigen, in den geistlichen Stand zu treten: so hat sie sich zu verschiedenen Personen geäußert. Es besteht der Plan, ihm im Falle seiner Wahl zum Bischof wenigstens bis zu seinem dreißigsten Jahre einen Administrator in spiritualibus zur Seite zu stellen, damit er sich der Einkünfte erfreuen könne, ohne sich bleibend durch Übernahme der heiligen Weihen zu verpflichten."

Der Nuntius berichtet noch, daß Maximilian im Laufe des Frühjahrs angeblich aus Gesundheitsrücksichten nach Spaa gehen werde, um in Brüssel beim Großmeister des Deutschen Ordens, dem Prinzen Karl von Lothringen, sich mit den Gepflogenheiten dieses Ritterordens vertraut zu machen. Auf der Reise nach Spaa könnte er in den geistlichen Fürstentümern für sich Stimmung machen.

Unter dem 23. März 1780 meldet dann Garampi, daß man Erzherzog Maximilian im Kurländischen versorgen wolle; und an dieser vertraulichen Mitteilung will der Nuntius wegen der Quelle, aus der sie stammt, nicht zweifeln. Am 30. März 1780 muß er jedoch die Reise Maximilians nach Spaa dementieren.

Noch am 15. April 1780 ist nach dem Urteil Garampis nichts entschieden bezüglich der geistlichen Amterverleihungen an Maximilian. „Maria Theresia, die sich aus religiösem Empfinden dieser Art der Berufswahl ihres Sohnes aus rein politischen Gründen anfänglich widersetzt hat, hat sich umstimmen lassen. Aber der gute Prinz hat geantwortet, daß er wenigstens bis jetzt in sich keine Vokation für den geistlichen Stand verspüre." — „Als man ihm bedeutete[1]), daß es genüge, wenn er ein kirchliches Amt annehme, ohne sich mit geistlichen Dingen abzugeben oder die heiligen Weihen zu empfangen, hat er verständig geantwortet, daß ihm weder Ehre noch Gewissen erlaubten, ein solches Vorgehen zu dem seinigen zu machen, solange er sich tatsächlich nicht zu diesem Stande berufen fühlte. So hat man andere Reisepläne, die verhandelt wurden, bereits fallen gelassen oder wenigstens aufgeschoben."

Unterdessen gewann das bisher nebelhafte Projekt der Installierung des Erzherzogs Maximilian in den beiden Bistümern Köln und Münster greifbare Gestalt, da das Widerstreben des Prinzen gegen die Annahme des geistlichen Standes abnahm, dagegen der dahin zielende Wunsch der Kaiserin bestimmter wurde. In diesem Sinne sprach sich die Kaiserin ihrer nächsten Umgebung gegenüber aus[2]). „Es erschien dem österreichischen Kabinett als von weittragender

[1]) Lett. del 15. Aprile 1780.
[2]) Lett. del. 10. Maggio 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politischer Bedeutung, daß ein Prinz des Erzhauses mit reichen Lehensherrschaften und achtunggebietenden Streitkräften im Reiche stände, stets bereit, aus der Nähe auf Holland, Preußen, Braunschweig, Hannover und andere angrenzende oder benachbarte Fürsten achtzuhaben und sie so in ständiger Unterwerfung zu halten. Hatte der Erzherzog festen Fuß in Köln und Münster gefaßt, konnte man es als nicht allzu schwierig schätzen, von da nach und nach noch andere Bistümer in seine Hände zu bringen"[1]). Garampi berichtet an den römischen Staatssekretär, wie man früher am österreichischen Hof die Meinung gehabt habe, daß die dortigen Kathedralkanonikate in Rom meistens vergeben würden unter Rücksichtnahme auf England und Hannover. Welche Aufregung müßte es daher jetzt erregen, daß ein österreichischer Prinz dort gewählt werden sollte. Holland, England, Hannover und Preußen, gewohnt, den größten Einfluß bei den betreffenden Bischofswahlen auszuüben, würden alles in Bewegung setzen, um den Plan Österreichs zu durchkreuzen. Als Garampi nach der Wahl des Fürstbischofs von Münster in Holland weilte, wurde ihm glaubwürdig versichert, daß diese Wahl den Generalstaaten 200.000 Zechinen gekostet habe.

Den Holländern war noch in allzu frischer Erinnerung geblieben Fürstbischof Bernhard Salm von Münster, der ihnen schweren Schaden zugefügt hatte. Dieses Fürstbistum allein verfügte über 10.000 Mann Truppen und konnte bei genügenden Geldmitteln diese Zahl verdoppeln. Große Summen hatte England sich die letzte Wahl in Köln kosten lassen. Es konnte also kein Zweifel bestehen, daß das Projekt der Koadjatur Maximilians alle diese Staaten in Bewegung setzen mußte. Ein gleiches Interesse hatten auch Preußen und Frankreich. Allerdings würde Frankreich keine offene Opposition machen. Dagegen verfügte es aber über neun Domherren zu Köln, die gleichzeitig auch dem französischen Straßburger Kapitel angehörten. Trotz aller dieser Bekämpfung erschien es dem päpstlichen Nuntius doch nicht ausgeschlossen, daß der Wiener Hof sein Ziel erreiche: dazu seien zu zahlreich die Beziehungen, die er besitze oder direkt und indirekt mit den Familien der Domherren beider Bistümer anzuknüpfen vermöge.

Zweifellos dürfte man diesen Staatsplan Österreichs als einen der geheimsten Aufträge betrachten, die Kardinal Herczan als österreichischer Botschafter bei seiner Rückkehr nach Rom beim Papst vorzubringen hätte. Nuntius Garampi riet dem Papst, sich bezüglich des Indultum eligibilitatis des Erzherzogs für Köln und Münster nicht ablehnend zu verhalten. Dagegen solle der Papst gleich vertragsmäßig als Bedingungen seines Entgegenkommens zwei Forderungen stellen: 1. das Versprechen, in der Folge nicht belästigt zu werden mit dem Ansuchen um noch andere weitere Bistümer, gegen die Bestimmung eines Konsistorialdekretes von Clemens XII., das die päpstliche Kurie in der Angelegenheit des gegenwärtigen Kurfürsten

[1]) Lett. del 10. Maggio 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Trier aufrecht gehalten hatte gegenüber dem Wiener, dem französischen und bayrischen Hofe mit Zurückweisung so angelegentlicher Bitten um Dispens; 2. kein Indult zu gewähren, das den Erzherzog davon freispreche, die heiligen Weihen zu empfangen und sich zum Bischof konsekrieren zu lassen. Er solle von der geistlichen Leitung der Bistümer nicht länger als fünf oder sechs Jahre höchstens ausgenommen sein. Eine solche Einschränkung erscheine notwendig für die Ehre des Heiligen Stuhles, damit es nicht heiße und sich im Reiche verbreite, daß aus Liebedienerei für den kaiserlichen Hof der Papst allzu leicht die kanonischen Sanktionen abrogiere; außerdem werde durch die Gewährung eines Indults nur ad tempus sowohl dem kaiserlichen Hof als dem Erzherzog eine Art von Zaum angelegt und ein Ansporn gegeben, sich gegen den Heiligen Stuhl, die Religion und die Kirche in der Weise zu betragen, daß kein Hindernis den weiter zu erhoffenden Prolongierungen sich entgegenstelle.

Garampi macht den Staatssekretär Pallavicini auf den Erfahrungsgrundsatz aufmerksam, daß die Bischöfe, die nur ein Bistum besitzen, gewöhnlich viel untertäniger für den Heiligen Stuhl sind, wenigstens insolange, als sie irgend ein Indult der Wählbarkeit für ein zweites Bistum im Auge haben, das sie erhoffen; sobald sie aber ein zweites Bistum erlangt haben, zögern sie nicht, die Fahne gegen den Heiligen Stuhl zu entfalten, und zeigen dann eine ganz andere Gesinnung, als sie früher aus Interesse an den Tag gelegt haben. Als Beispiel führt Garampi den Bischof von Konstanz an, dessen kirchlicher Eifer seine Erklärung in seiner Hoffnung auf das Regensburger Bistum fände. Man solle der Kaiserin Maria Theresia die Gewährung des Indults bekanntgeben, zugleich aber in entsprechender Weise auf die Bedingungen aufmerksam machen, welche dann den Gegenstand der Vereinbarung mit dem Minister (Fürst Kaunitz) bilden würden.

Da man in Wien geschichtliche Beispiele von österreichischen und bayrischen Prinzen zu erbringen suchte, welche drei oder mehr Bistümer in ihrer Hand vereinigten und dieselben administriert hätten, ohne die Bischofsweihe empfangen zu haben, solle man zur Richtigstellung in Rom im Konistorialarchiv und im Vatikanischen Geheimarchiv nachforschen.

Garampi schienen alle diese Anstrengungen des Wiener Hofes über das Ziel hinauszugehen, Erzherzog Maximilian eine ständige Versorgung zu verschaffen. Der Kern der Bestrebungen Wiens liege vielmehr darin, Maximilian, falls er sich nicht in den geistlichen Beruf finden könnte, in der einfachsten Weise von der Welt im entsprechenden Augenblick einen der Erzherzoge von Toskana oder Mailand als Nachfolger zu geben[1]). Trotzdem ist der päpstliche Nuntius der Ansicht, daß, nachdem unter dem 15. Mai 1780 endlich die Zustimmung des Kölner Kurfürsten zur Koadjutur Maximilians eingetroffen war, die Kapitulare, wenn ihnen das Wohl und die Erhaltung der

[1]) Lett. del 15. Maggio 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kirche am Herzen liege, ihre Zustimmung der Wahl Maximilians nicht versagen dürften. Es erscheint dem Nuntius als ein besonderer Akt der göttlichen Vorsehung, daß unter den vorliegenden Zeitverhältnissen ein königlicher Prinz und besonders ein Prinz des kaiserlichen Hauses diese Bistümer im Reiche erhalte, die sonst Gefahr liefen, im Falle eines Krieges der Säkularisation anheimzufallen. So besteht die Hoffnung, daß das Erzhaus auch für die Erhaltung der anderen Fürstbistümer eintreten werde[1]).

Die Ländervers̈orgung mit geistlichen Reichsfürstentümern des Erzherzogs Maximilian erwies sich nicht nur als eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten der österreichischen Monarchie, sondern regte auch die Fürsten des Kaiserreiches gewaltig auf, nicht allein die benachbarten Fürstbischöfe, sondern auch alle jene, die in dem Kräfteparallelogramm des gegenwärtigen Besitzers die Gewähr der Ruhe und des Friedens des Reiches sahen.

Der päpstliche Nuntius am Rhein, Bellisoni, wußte in kluger, höflicher Weise die diplomatischen Schritte des Preußenkönigs in dieser Angelegenheit zurückzuweisen.

Garampi rechnet mit der Möglichkeit, daß trotz des Dekrets Clemens' XII. sich weitere Fürstbistümer in der Hand Erzherzog Maximilians vereinigen könnten, welche dann später an österreichische Prinzen von Toskana und Mailand übergehen würden, wodurch der größere Teil der geistlichen Fürstentümer in die Herrschaft des Hauses Österreich gelangen würde.

Nach der Anschauung Garampis war durch diesen Übergang in die Machtsphäre Österreichs das beste Gegengewicht geschaffen gegen die im Falle einer Revolution, auftauchenden Säkularisationsabsichten gegen die geistlichen Fürstentümer, da sich aus Gründen der Hauspolitik der Kaiser einer solchen Absicht und den Säkularisationsgelüsten der häretischen Fürsten entgegenstellen müßte. Trotzdem verlangt Garampi die Betonung gewisser Reserven im Indult für Erzherzog Maximilian, da ja dieses als Regel und Norm für jedes andere folgende gelten sollte. Zugleich erschien es als Erfordernis der Rücksichtnahme auf die Würde des Heiligen Vaters, daß die Gesamtheit der deutschen Reichsfürsten den Papst nicht so völlig abhängig sehe vom österreichischen Hof, daß der Papst sogar die Rechte der Kirche aufgebe.

Garampi legte einem Vertrauensmann Maximilians noch eine weitere Reflexion bezüglich der Notwendigkeit der Übernahme der Weihen durch den Erzherzog nahe. Würde man einen Laien, denn ein solcher bleibt Maximilian, solange er nicht durch die Annahme wenigstens der Tonsur in den geistlichen Stand eintritt, ein geistliches Fürstentum übertragen, so käme dies einer Säkularisation gleich oder wenigstens würde es als der erste Schritt zu einer solchen erscheinen, und zwar zu einer Säkularisation zugunsten des Hauses Habsburg; und dies wäre die Auffassung, die sich im ganzen Deutschen Reich

[1]) Lett. del 31. Maggio 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verbreiten würde, indem sich so viele Neider und Gegner dieser Besitzergreifung fänden. Wenn dagegen Maximilian, urteilt Garampi politisch klug, das geistliche Kleid anlegt und sich damit dem geistlichen Stand widmet, so ist damit die beste Antwort gegeben auf den verleumderischen Verdacht, der sich zweifellos verbreiten wird, daß diese Verleihung nicht so sehr der Versorgung eines Erzherzogs allein, sondern vor allem dem Wunsche der Vermehrung der habsburgischen Hausmacht entspringe. Zugleich ergab sich die Notwendigkeit der Rücksichtnahme auf die zelanten Katholiken. In jedem Falle müsse man sich größerer Kautelen versichern als bei den übrigen Prinzen-Bischöfen aus dem Hause Habsburg.

In jenen Tagen hatte der Wiener Hof unter dem Vorwand von Familienangelegenheiten den Domherrn von Köln, Prinzen Hohenlohe, nach Wien beordert, um ihn, den bisher aussichtsvollsten Kandidaten für das Kölner Kurfürstentum, zugunsten der Wahl Erzherzog Maximilians zu beeinflussen. Man bot ihm die Koadjutur für Wien, Prag, Waitzen an; Prinz Hohenlohe erklärte jedoch entschieden, daß ein so überraschendes Angebot ihn in Verlegenheit setze und er auf einer solchen Basis sich nicht verpflichten könnte, eine Partei zugunsten des Erzherzogs zu bilden, da er bei den andern Domherren eine gleiche Gewissenhaftigkeit und Ehrenfestigkeit voraussetzen müßte. Der Wiener Hof mußte sich begnügen, den Prinzen in Wien zurückzuhalten, damit seine Anwesenheit in Köln nicht das Wahlmanöver zugunsten Maximilians durchkreuze. So sah Nuntius Garampi noch einige Zeit den Prinzen Hohenlohe in Wien umherwandeln, stumm und traurig, ohne Hoffnung auf die Kurfürstenwürde oder eine entsprechende Kompensation durch ein anderes Fürstbistum. Garampi bezeichnet hier Maximilian noch als „bar der Prinzipien und des Eifers für den geistlichen Beruf" und konstatiert das Gerücht, daß es dem Erzherzog widerstrebe, das Kleid und die Weihe des Priesters zu empfangen.

Dazu kam es, daß ein hervorragender Theologe und Kanonist, ein Kirchenfürst und Schüler Roms[1]) (Garampi nennt ihn daher discipulus et interpres Petri), nämlich Kardinal Herczan, der sich gerade damals mit aller Anstrengung um den Maria-Theresienorden bewarb, dem Erzherzog riet, Laie zu bleiben. Dieser Kardinal erklärte dem Prinzen, daß es sich bei der Verleihung nur um die Besitznahme eines weltlichen Fürstentums handle, welches ebensogut von einem Geistlichen wie von einem Laien verwaltet werden könne. Auch lasse sich im letzteren Falle besser das Übergehen der Bistümer an die Neffen von Toskana und Mailand bewerkstelligen. Der Kardinal und Botschafter Österreichs am päpstlichen Hof wies zugleich hin auf die Beispiele im Hause Habsburg selbst, welche die Approbation der Päpste erlangt hätten, deren Beifall in diesem Fall als ein „irreformables Orakel" anerkannt wurde. Zugleich bezeichnete man dem 24jährigen Prinzen die Übernahme der geistlichen Würden als eine

[1]) Herczan war aus dem römischen Germanicum hervorgegangen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

interimistische und rein materielle, von der er sich gegebenenfalls wieder zugunsten des Neffen entledigen könnte.

So sollten also die Fürstbistümer zu einer Apanage der österreichischen Prinzen werden, was die Nachbarstaaten und auch Preußen in begreifliche Aufregung versetzte. Zugleich konnte sich selbst Garampi jener Besorgnisse nicht entschlagen, die dann in den Emser Punktationen zur Tatsache geworden sind, daß königliche Prinzen als Fürstbischöfe, hervorgegangen aus mächtigen Herrscherhäusern und durch Verwandtschaft verbunden mit andern Souveränen, besonders wenn sie aufgewachsen wären in weniger klaren kirchenrechtlichen Anschauungen und die Bischofswürde annähmen ohne Veranlagung und Eifer für den geistlichen Beruf, zu einer Gefahr für den Apostolischen Stuhl werden könnten.

Maximilian erschien indes das Tragen des geistlichen Kleides als eine ganz unerwartete Verpflichtung, da er sicher angenommen hatte, von dieser durch päpstliches Indult dispensiert zu werden.

Um Klarheit bezüglich der Präzedenzfälle zu gewinnen, stellt Garampi ein Verzeichnis sämtlicher Habsburger Prinzen-Bischöfe auf. Er zählt deren sechs:

1. Der erste Kirchenfürst aus dem Hause Habsburg war Andreas, der Sohn des Erzherzogs Ferdinand aus der Grazer Linie, geboren 1558, 1576 zum Kardinalat erhoben, erlangte er unter Sixtus V. das Bistum von Konstanz und unter Gregor XIII. jenes von Brixen. Er starb 1600.

2. Leopold, Sohn des Erzherzogs Karl aus der Grazer Linie, geboren 1586, wird Bischof von Passau 1598 und von Straßburg 1607. 1625 gelangte er durch Erbfolge zur Regierung der Grafschaft Tirol. Von einer Romreise nach Tirol zurückgekehrt, verzichtete er auf seine Bistümer und ehelichte Klaudia von Medici. Er starb 1631.

3. Karl, der nachgeborene Sohn des Erzherzogs Karl aus der Grazer Linie, geboren 1590. Er war Großmeister des Deutschen Ordens und Fürstbischof von Breslau. Er starb 1627.

4. Leopold Wilhelm, Sohn des Erzherzogs, späteren Kaisers Ferdinand II., geboren 1614, wurde 1625 zum Koadjutor des Bistums Passau erwählt. Bei Hansizius (Germ. sacra, I. tom. p. 709) finden wir das Instrument seiner Wahl und ebenso das Konkordat publiziert, das diesbezüglich mit dem Kapitel vereinbart wurde (p. 705). In diesem wurde stipuliert, daß das Bistum in spiritualibus et temporalibus von einem vom Kapitel gewählten Administrator, welcher in Abhängigkeit vom Kapitel dieses Amt ausüben sollte, verwaltet werden solle, bis der Erzherzog das 22. Lebensjahr vollende. Sodann wurde bestimmt, daß ein Jahr nach dem Tode oder der Resignation des Episcopus Coadjutus der Erzherzog die Bischofsweihe empfangen und öffentlich das Meßopfer darbringen müsse.

1617 erhielt er das Bistum Halberstadt.

1631, im Alter von 18 Jahren, übernahm er die Temporalienverwaltung von Passau.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1637 wurde er zum Bischof von Olmütz ernannt.

1639 wählte ihn der Deutsche Orden zum Hoch- und Deutschmeister. Bis zum Jahre 1643 kämpfte er in den Religionskriegen. 1647 wurde er Statthalter der Niederlande und endlich 1655 zum Bischof von Breslau postuliert. Er starb 1662.

5. Erzherzog Sigismund Franz aus der Tiroler Linie, Sohn Leopolds V., geboren 18. November 1630.

1639 erhielt er ein Kanonikat und die Koadjutur des Bistums Augsburg, auf das er 1643 tatsächlich sukzedierte. 1646 Domherr von Salzburg, erlangte er 1653 die Bistümer von Triest und Gurk.

1662, nach dem Tode des Landgrafen Ferdinand Karl von Tirol, seines Bruders, erlangte er die Nachfolge in den Landen der Tiroler Linie.

1665 verzichtet er auf alle seine Benefizien, stirbt jedoch noch in demselben Jahre.

6. Karl, Sohn Kaiser Ferdinands III., geboren 1649, wurde 1662 zum Koadjutor von Passau bestellt. In dem mit dem Kapitel geschlossenen Konkordat wurde bestimmt, daß er vor seinem zwanzigsten Lebensjahre nicht in die Regierung der Bistümer eingreifen dürfe: daß die Administration in zeitlichen Angelegenheiten ausgeübt werden müsse von seinen Beamten, welche aus dem Schoße des Kapitels genommen und von diesem als oberstem Verwaltungsorgan abhängig sein müssen.

Er wurde später für die Bistümer von Olmütz und Breslau postuliert und starb gleichfalls früh 1664. —

Am 5. Juni 1780 berichtet chiffriert der Nuntius nach Rom, daß man vonseiten des Wiener Kabinetts ihn nicht benachrichtigt hätte von der Expedition eines Kuriers mit dem Auftrag, das Indult des Papstes zu erlangen. Der Nuntius ist darüber erstaunt, da ja dem Wiener Kabinett sein Eifer für die Förderung der Wahl bekannt sein müsse. Eben erst hätte er einem Domherrn von Köln und Münster in diesem Sinne zugeredet und ihm von den empfehlenden Eigenschaften des Prinzen gesprochen. Den Grund, weshalb man vor ihm die Entsendung des Kuriers verheimlicht habe, dürfte man darin suchen, daß man sein Verlangen betreffend die Annahme der Tonsur und des geistlichen Kleides vonseiten des Prinzen kenne. Dabei blieb für Rom ein Haupthindernis, daß der Papst noch nicht offiziell von der Zustimmung des Kurfürsten zur Koadjutur des Erzherzogs benachrichtigt war. Als dann der zweite Kurier nach Rom zur Beschleunigung des Breves abgeht, wird der Nuntius benachrichtigt.[1])

In jenem Augenblick machte sich der gegenteilige Einfluß Preußens auf die Kapitulare in Köln und Münster geltend. Trotzdem erscheint die Wahl in Köln gesichert, während bezüglich der Majorität in Münster noch einige Zweifel bestehen.

[1]) Lett. del. 15. Luglio 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter dem 29. Juni kann Garampi berichten, daß der „gute Prinz" nicht mehr das geistliche Kleid zurückweist, sondern mit dessen Anlegen nur wartet, bis eine der Wahlen (in Köln am 2. August, in Münster am 16. August) erfolgt sei. Als Großmeister des Deutschen Ordens wird er bei wenigen seltenen Gelegenheiten genötigt sein, das Deutschordenskleid zu tragen: den schwarzen Talar und weißen Mantel. Sobald der Kurier mit dem Wahlresultat eintrifft, wird Nuntius Garampi ersucht werden, dem Prinzen die Tonsur zu erteilen. Davon wurde der Nuntius zuerst im Vertrauen vom Fürsten Kaunitz und dann offiziell vom Kardinal Herczan verständigt.

Unterdessen ist Josef II. nach Rußland zur Zusammenkunft mit der Kaiserin Katharina gereist. In der Kammerkapelle der Wiener Hofburg erfolgt die Tonsurierung des Erzherzogs Maximilian, über welche sofort litterae testimoniales an beide Kapitel gesendet werden. Kaiserin Maria Theresia erklärt dem Nuntius nach Vornahme der religiösen Handlung, wie sehr sie die Frömmigkeit und Andacht des Prinzen bei der heiligen Handlung gefreut habe. Die Kaiserin hebt den Lerneifer ihres jüngsten Sohnes hervor, der zur Unschuld und Unversehrtheit seiner Sitten hinzukomme. Unterdessen wird durch den Tod des Prinzen Karl von Lothringen[1]) Maximilian Hoch- und Deutschmeister. Nach dem Empfang der Tonsur legt nun Maximilian die weiße Uniform der österreichischen Offiziere ab und zieht die rote der deutschen Ritter an.

Aus Münster kommt die Nachricht, daß die Wahl noch nicht völlig gesichert ist. Dazu kommen die Drohungen Preußens, denen Truppenbewegungen und diplomatische Noten Nachdruck verleihen sollen. Während England indifferent bleibt, arbeitet Holland heimlich entgegen. Unterdessen treffen die Breven aus Rom ein und Kardinal Herczan stattet dem Nuntius den wärmsten Dank ab.

Da von neuem Gegner der Wahl Maximilians als Vorwand angeben, daß der Prinz noch nicht die niederen Weihen erhalten habe, bitten der Obersthofmeister und Fürst Kaunitz den Nuntius, diese in der Hofkapelle dem Erzherzog zu erteilen[2]). Der Nuntius weilt in Baden, daher nimmt der Uditore Graf Caleppi die Wünsche entgegen und versichert, daß der Nuntius sich sofort in die Stadt begeben werde. Jedoch ergibt sich die Schwierigkeit, daß der folgende Tag kein zur Erteilung der Weihen geeigneter Festtag ist. Um alles näher zu besprechen, fährt der 56jährige Garampi nach Laxenburg zu Fürst Kaunitz, der den Nuntius mit Liebenswürdigkeiten überhäuft. Der Nuntius fährt sofort in die Stadt, um am 1. August die Weihen in der Kammerkapelle zu erteilen[3]). Garampi glaubte, die Weihen nach dem Pontificale Romanum vornehmen zu können, da dieses die Vornahme nicht nur in diebus dominicis, sondern auch in festis duplicibus gestatte. Sein Uditore Caleppi macht ihn dagegen auf-

[1]) Lett. del 13. Luglio 1780.
[2]) Lett. del 31. Luglio 1780.
[3]) Lett. del 31. Luglio 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

merksam, daß nach einer Entscheidung der S. C. C., welche Fagnanus zitiert, diese Erlaubnis auf die gebotenen (de praecepto) Festtage restringiert sei.

Da die Kaiserin jedoch den Wunsch hatte[1]), daß der Prinz gerade an einem dem heiligen Petrus geweihten Tag (Petri Kettenfeier, am 1. August) die Weihen empfange, konnte der Nuntius die Weihehandlung nicht verschieben und mußte eine nachträgliche Dispens und Gutheißung des Heiligen Vaters für dieselbe erbitten. Außerdem sollte das Zeugnis über den Empfang der Weihen vor der Wahl in Münster ankommen. Rührend war die Frömmigkeit des Prinzen und der ganzen kaiserlichen Familie. Maria Theresia war bewegt, aber starkmütig.[2])

Sofort nach der Weihe gingen die Boten nach Köln und Münster ab. Man erhoffte in Köln die Einstimmigkeit, in Münster dagegen große Majorität, da Domherr von Fürstenberg nur elf Stimmen auf sich vereinigen konnte. Als von Köln die Nachricht von der erfolgten einstimmigen Wahl Maximilians zum Koadjutor eintrifft,[3]) nimmt Maximilian am nächsten Tag das geistliche Kleid nach römischer Art an. Als der Nuntius dem Prinzen an demselben Tag bei der Obersthofmeisterin begegnet, findet er ihn bereits vollkommen befriedigt von seinem neuen Stand.

Maria Theresia schenkte dem Nuntius einen Ring mit einem Amethyst und Brillanten sowie eine Dose, welche den Erzherog in geistlicher Tracht darstellte, in Email und Brillanten. Der Uditore Caleppi erhielt ebenfalls eine Dose in Gold und Email, der Zeremoniär eine weniger wertvolle. 100 Zechinen ließ die Herrscherin an die Dienerschaft des Nuntius verteilen.

So waren die Bemühungen Friedrichs II. von Preußen vergebens gewesen, der am 28. Juni 1780 an den Kurfürsten von Köln ein Schreiben richtete, in dem er erklärte, in seiner Eigenschaft als Protektor des Kreises von Westphalen für die Freiheit der Wahl der Kapitel in Köln und Münster eintreten zu müssen, falls diese Freiheit bedroht würde. Die Person des dort erwählten Kirchenfürsten könnte dem Preußenkönig nicht gleichgültig sein. Dadurch, daß zwei Kurstimmen dem Haus Österreich zuteil würden, würde das Gleichgewicht im Reich gestört. Das Kapitel würde in eine kritische Lage kommen, da das Haus Österreich es zur Teilnahme an seinen kriegerischen und politischen Unternehmungen zwingen würde. Das Kapitel würde am besten von einer Persönlichkeit aus seiner eigenen Mitte regiert werden. Falls die Freiheit der Wahl bedroht würde, würde der König als Kurfürst des Reiches sie verteidigen, im Bewußtsein, daß das ganze Reich sein Unternehmem unterstützen würde.

---

[1]) Lett. del 3. Agosto 1780.

[2]) Garampi sagt von Maria Theresia: „Stantem vidi, flentem non vidi. N' era in modo singolare commossa anche l' augusta madre, come da tutti gli antecedenti e consegnenti risultava, ma fu d' animo invitto e forte durante tutta la funzione." Lett. del 3. Agosto 1780.

[3]) Lett. del 10. Agosto 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dem Nuntius erzählte Erzherzog Maximilian, daß er bereits alle Aufzeichnungen den Flammen übergeben habe, die er seit Jahren sich über militärische Fachsachen gemacht habe; desgleichen habe er alle Bücher, die er über diese Dinge sich gesammelt, weggegeben, indem er sie durch jene ersetzen wolle, welche ihm nötig und nützlich seien für seinen neuen Beruf.

Vom Haag kam die Nachricht[1]), daß der Gesandte Friedrichs II. Holland erklärt habe, daß er von der Gegenagitation in Münster abstehe; zudem waren drei oder vier der Anhänger des Gegenkandidaten Fürstenberg wankend geworden. So kann sich Garampi des „Trostes" freuen, den dem Papste „der ehrenvolle Ausgang einer vollgerechten Wahl" bereiten müsse; dadurch erscheine auch „ogni imbarazzo da parte del Prussiano", d. h. jede gewaltsame Einmischung des Preußenkönigs ausgeschlossen.[2])

Nunmehr konnte der Nuntius die Personalakten an Monsignore Bellisoni, den Nuntius von Köln, übersenden. Ein eigener Kurier ging nach Rom, um den Dank des Wiener Hofes Pius VI. zu überbringen. Maximilian selbst konnte sich nicht genugtun in Ausdrücken der Dankbarkeit gegen den Apostolischen Stuhl und die Person des Papstes.

Im Bericht vom 29. August 1780 kommt Garampi zurück auf den kanonischen Prozeß mit Maximilian, bei dem er die gewohnte Fragestellung abgekürzt, da die Person des Erzherzogs hinlänglich bekannt sei. Von Maximilian sagt Garampi, daß er eine besondere Hochschätzung für den Heiligen Vater habe und eine aufrichtige Dankbarkeit empfinde für die eben empfangenen Gunstbeweise der römischen Kurie. „So wird es Sr. Heiligkeit möglich sein", macht Garampi in diplomatischer Klugheit aufmerksam, „gelegentlich mit dem Prinzen in persönlichen Briefverkehr zu treten und ihm nach Opportunität kluge Ratschläge zu erteilen"[3].)

Voll Freude war Maria Theresia darüber, daß sie Grund hatte, zu hoffen, daß ihr jüngster Sohn ein exemplarischer und erbaulicher Geistlicher werde.

Der König von Spanien hatte an den Hof von Versailles seinem Gesandten Grafen Aranda den Auftrag übermittelt, für die Wahl Maximilians einzutreten, welche Liebenswürdigkeit der Kaiserin große Freude bereitete. Nuntius Garampi wagt noch ganz bescheiden in Rom anzuregen, daß die Erkenntlichkeit des Hofes den Höhepunkt erreichen würde, wenn der Papst ein eigenes Konsistorium einberufen würde zur Präkonisierung des Erzherzogs für die beiden Bistümer. Anläßlich der Erhebung Maximilians kam auch in Frage das vom Wiener Kabinett mit so eifersüchtigen Augen überwachte Jurament

---

[1]) Lett. del 21. Agosto 1780.
[2]) Lett. del 21. Agosto 1780.
[3]) Lett. del 29. Agosto 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Bischöfe. Die Verhandlungen bei Hofe, ob durch diesen Eid die Bischöfe nicht dem schuldigen Gehorsam gegen den Souverän entzogen würden, waren von der Kaiserin in suspenso gelassen worden, als man die Beihilfe des Papstes für Maximilians Erhebung erbat. Der Nuntius hofft, daß aus dem Anlaß der Leistung des Eides durch den Erzherzog sich ein bleibender Fortschritt der Kurie in diesem Streitpunkte werde konstatieren lassen. Auch aus politischen Rücksichten dürfe der Prinz den Eid nicht zurückweisen. Zugleich solle in den Bullen für den Prinzen die Möglichkeit der Eidesablegung sowohl beim Wiener Nuntius als beim Nuntius in Köln ausgesprochen werden; lasse man dann durch Übersendung der Bullen nach Köln den Erzherzog dort den Eid leisten, so werde jede odiose Erörterung ausgeschlossen, die andernfalls in Wien vielleicht entstehen könnte.

Anläßlich der Studienvorschläge für den Neugeweihten spricht der Nuntius von P. Gazzaniga, der als theologischer Beirat des Erzherzogs ausersehen sei. In der Überzeugung, daß seine Berichte auf der Post geöffnet und gelesen würden, glaubte der Nuntius in seinem früheren Bericht, der durch die Post ging, eine geringere Befriedigung über die Bestellung P. Gazzanigas als Lehrer des Prinzen aussprechen zu sollen, da dieses weniger günstige Urteil des Nuntius gerade den ausgezeichneten, tüchtigen Gazzaniga in den Augen der herrschenden Kreise als geeignet erscheinen lassen könnte.

Die Kaiserin beschäftigte sich genauestens mit dem Studienplan für Maximilian, der Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Jus canonicum und publicum umfassen sollte. Viele Projekte nahm die Kaiserin entgegen: der eine möchte den Prinzen zu einem Kontroversschriftsteller, der andere zu einem Disputator über die subtile Frage de gratia, dieser möchte ihn zu einer Leuchte gegen die Ungläubigen, jener zu einem vollendeten Juristen machen, bemerkt humorvoll Garampi. Garampi wiederholt der Kaiserin und ihrer Umgebung „opportune et importune", wie er selbst sagt, daß zuerst in das Herz des Prinzen die Keime der Frömmigkeit, der Begeisterung und Liebe zum Beruf gelegt werden müssen und daß man den Anfänger nicht abschrecken dürfe durch die Menge der Bücher und die Aussicht auf eine lange Reihe von Studienjahren. Zuerst müsse das Studium de locis theologicis vorangehen; dann werde der Erzherzog in seiner Frömmigkeit selbst Interesse fassen für die einzelnen Disziplinen der göttlichen Wissenschaft. Für den Augenblick werde zudem die Mehrbelastung seiner Arbeitskraft durch die Übernahme des Großmeisteramtes des Deutschen Ordens sowie die Reise nach Mergentheim und Köln ihn genügend okkupieren.

„Er hat ausgezeichnete Anlagen, ein exzellentes Gedächtnis und einen natürlichen Fleiß, sich über die ihm obliegenden Pflichten zu informieren", so urteilt der päpstliche Nuntius. Über Regensburg, Mainz, vielleicht auch Trier sollte die Reise Maximilians zum Kapitel von Mergentheim gehen. Maria Theresia wünschte, daß dieses mit allem Glanze abgehalten werden sollte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald ergab sich ein neuer Anlaß zur Beunruhigung Frankreichs bezüglich der geistlichen Würden Maximilians[1]). Seit einem Monat hielt sich Domherr Washeige von Lüttich in Wien auf, von alters her intimer Vertrauensmann des Großherzogs von Toskana, ein unternehmender und gewandter Mann. Dieser erklärte eine Koadjutur in Lüttich für Erzherzog Maximilian vorbereitet zu haben. Der Botschafter Frankreichs geriet darüber in Aufregung und fragte sich formell beim Fürsten Kaunitz an, indem er zu bedenken gab, daß in diesem Falle sein Hof nicht so gleichgültig bleiben könnte wie bezüglich der Bistümer Köln und Münster. Fürst Kaunitz antwortete, daß der Erzherzog sich zufrieden gebe mit den beiden Bistümern und keine weiteren annehmen wolle, geschweige denn sich um solche bewerbe, speziell nicht um das Bistum von Lüttich, das er im Gegenteil ausdrücklich ausgeschlossen habe. Damit gab sich der Botschafter zufrieden. Es kennzeichnet den frommen Sinn Maria Theresias, daß sie den Bischof von Bamberg bat, er möge bei der Durchreise und auch später ihrem Sohn Ratschläge erteilen. Dieser Bischof galt als so fromm, daß man wegen seines asketischen Lebens für seine Gesundheit fürchtete und glaubte, er vernachlässige seine Bischofs- und Fürstenpflichten vor Übungen der Frömmigkeit, welche Vorwürfe aber am Wiener Hof als grundlos erkannt wurden.[2])

Verschiedene Briefe trafen am Hofe ein, die das allgemeine Lob berichteten, dessen Gegenstand der Erzherzog auf seiner Reise war. Nach der Rückkehr aus Köln erzählte Maximilian dem Nuntius,[3]) daß beim Ordenskapitel in Mergentheim protestantische und auch einige katholische Ritter eine päpstliche Dispens, die ihn zur Aufschiebung des Zölibatsgelübdes autorisiere, für überflüssig erklärt hätten. Als Antwort hätte er das päpstliche Breve der Dispens hervorgezogen, das der Heilige Vater ihm in vorsorglicher Weise bereits verliehen. Denn er wolle niemals den erbaulichen Vorbildern seiner Ahnen untreu werden. Auch der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Leopold Wilhelm, Sohn Ferdinands II., hätte eine derartige Dispens von Urban VIII. erbeten.

So war denn unter wesentlicher Mitwirkung des Papstes nach den Ratschlägen des staatsklugen Nuntius Garampi Maximilians Erhebung erfolgt. Als jedoch Maria Theresia am 29. November 1780 gestorben war und Josefs II. schroffes Vorgehen gegen die Einrichtungen der Kirche den ganzen Scharfsinn Garampis herausforderte und ihm alle möglichen Pläne eingab, um auf den Kaiser günstig einzuwirken, da mußte sich der Nuntius zu seinem Schmerz gestehen, daß die Hoffnungen zuschanden geworden seien, die er aus Anlaß der Erhebung Maximilians gefaßt hatte.

Unter dem 10. März 1781 schreibt Garampi an Staatssekretär Pallavicini: „Man darf nicht viel vertrauen auf die Verdienste,

[1]) Lett. del 17. Settembre 1780.
[2]) Lett. del 12. Ottobre 1780.
[3]) Lett. del 16. Novembre 1780.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welche der Heilige Vater um die verstorbene Kaiserin sich erworben hat. Jetzt wird ein neues Buch geöffnet und das vorhergehende wird nicht mehr beachtet. Die Ernennung des Erzherzogs Maximilian selbst, welche auf so vielfältige Weise vom Heiligen Vater gefördert und erleichtert wurde, ist eine Sr. Majestät so gleichgültige Sache, daß er niemals es über sich brachte, sich damit einverstanden zu erklären, nicht einmal vor seiner erlauchten Mutter; dies kränkte die gute Fürstin sehr. Ich will nicht glauben, daß dem Kaiser unbequem sei, die Fürsten des Reiches in Aufregung versetzt zu haben, da er sie alle als tief unter ihm stehend betrachtet; oder daß er so in gewisser Weise sich verpflichtet fühle, nicht mitzuwirken bei der Säkularisation dieser Fürstbistümer. Denn in dem möglichen Falle eines Krieges wird der klar hervortretende gemeinsame Vorteil oder die Notwendigkeit jede andere Rücksicht zum Schweigen bringen. Ich schreibe vielmehr diese Unzufriedenheit den ungeheuren Kosten zu, welche Maria Theresia für die Wahl Maximilians aufgewendet hat, die auf achthunderttausend Gulden oder mehr sich belaufen sollen."

▽ ▽ ▽

Das Wunderjahr.

Von Ella Graf.

An holden Wundern reich war das vergangne Jahr,
Da der Kastanien Zier im Spätherbst sich erneute,
Zum zweiten Male der Weigelien schlanke Schar
Mit rosenrotem Kelch mir Aug und Herz erfreute.

Und als zur Weihnachtszeit Schneerosen rein und licht,
Des Frühlings Erstgeschenk, der Erde Schoß entstiegen,
Da keimten Primeln auf, da sah am Strauch ich dicht
Ein hellgelb Falterheer von Blüten sacht sich wiegen.

Und schmücken Berg und Tal sich nun mit duft'gem Grün,
Dünkt mich, ich sah den Lenz das ganze Jahr durchgleiten
Und rastlos, gleich der Welt, fühl ich mein Herz erblühn,
Und Lied um Lied erklingt in meiner Seele Saiten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entdeckung, Beweis und Umfang des Energieprinzipes von Robert Mayer.

Von Ordinarius **Dr. Ernst Herzig.**

Die Entdeckung des Energiegesetzes durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer wurde der Anlaß und der Anfang zu einer langen Reihe physikalischer Experimente, die seitdem zu seiner allseitigen Festlegung und Klarlegung unternommen wurden. Aber die praktische Naturwissenschaft ist bei diesem Geschäfte nicht allein geblieben[1]); die theoretische Naturwissenschaft, die Naturphilosophie hat sich mit viel weniger Feuereifer darum bemüht, das nun entdeckte Gesetz im Dienste einer durch andere Beweise festgelegten Weltanschauung zu verwerten. Absonderliches ist dabei geleistet worden. So hat zum Beispiele ein Psychiater das Energieprinzip herangezogen, um plausibel zu machen, daß durch ein Zuströmen der geistigen Energie nach den mehr in Anspruch genommenen Hirnrindenzentren die Entstehung von Sinnestäuschungen (Halluzinationen) erklärt werden könne. Auch zur Begründung des psychophysischen Parallelismus hat man das Mayersche Energiegesetz benützt. Das Psychische hat aber mit unserem Energieprinzipe keine Beleuchtung erfahren; inwieweit das Physische davon betroffen wird, das klarzulegen, ist der Zweck der folgenden Abhandlung.

I.

Mayer hatte als Schiffsarzt eine mehrmonatige Reise nach Ostindien mitgemacht. Von derselben brachte er ein System der Physik mit, von dem er wußte, daß es, wenn sich die Sache bewähre, eine Umwälzung und Neugestaltung dieser Wissenschaft herbeiführen müsse. Der Grundgedanke dieses Systemes ist in klarer Fassung in einer bald nach der Rückkehr von seiner Reise an die Redaktion der Poggen-

[1]) Seit seiner Entdeckung wurde das Energiegesetz von Robert Mayer allmählich das Gemeingut wissenschaftlicher Forschung. Es war daher ein großes Verdienst, als der Professor an der technischen Hochschule zu Stuttgart, Dr. Jakob Weyrauch, im Jahre 1893 im Verlage der Cottaschen Buchhandlung die Aufsätze und die Briefe Mayers herausgab. Auf dieses Werk beziehen sich die den Zitaten beigegebenen Ziffern, und zwar bezeichne ich mit römischen Ziffern die Bandzahl, mit arabischen die Seitenzahl. I enthält die wissenschaftlichen Aufsätze Mayers über die Mechanik der Wärme, II seine kleineren Schriften und Briefe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dorffschen Annalen eingesandten Skizze enthalten[1]). „Bewegung, Wärme" und wie wir später zu entwickeln beabsichtigen, Elektrizität „sind Erscheinungen, welche auf eine Kraft zurückgeführt werden können, einander messen und nach bestimmten Gesetzen ineinander übergehen." (II, 105.) Von physiologischen und pathologischen Untersuchungen ausgehend (I, Aufsatz 2 und 4), wurde er in das Gebiet der Chemie und der Physik übergeführt, wobei eine Naturanschauung sich ausbildete, welche ihm eine unübersehbare und wirklich unendliche Reihe von bis dahin unerklärbaren Erscheinungen völlig aufhellte und die außer dem Gebiete der Naturwissenschaften und der speziellen Medizin noch die wichtigsten Fragen der Metaphysik löste. Den Anstoß zu diesen umfassenden Erkenntnissen verdankte Mayer einem Zufalle. Bei Aderlässen an erkrankten Matrosen auf Java fiel ihm die hellrote Färbung des venösen Blutes auf. Er sah darin eine augenfällige Bestätigung der Lehre Lavoisiers, nach welcher die tierische Wärme das Ergebnis eines Oxydationsprozesses der in den Körper eingeführten Nahrung sei, das Resultat eines im Körper stattfindenden Verbrennungsprozesses. Es stehe der Farbenunterschied zwischen venösem und arteriellem Blute mit der Stärke der Oxydation, die mit dem Blute vorgehe, in einer sicheren und ganz bestimmten Größenbeziehung und diese Oxydation in einem ebensolchen Verhältnisse zur Differenz zwischen der Eigenwärme des Organismus und der Wärme der Umgebung. Jener Oxydationsprozeß, dessen Stärke den sichtbaren Ausdruck durch einen größeren Farbenunterschied der beiden Blutsorten bei größerer Intensität, durch einen geringeren Farbenunterschied bei geringerer Intensität finde, sei in den wärmeren Gegenden und in den Tropen durch die geringere Wärmeabgabe des Organismus an die Umgebung ein mäßigerer als in den kälteren Zonen. Mayer gewann die Überzeugung, daß die Arbeitsleistung des Organismus, welche in der Wärmeabgabe an die Umgebung zum Ausdrucke kommt, unter allen Umständen zur Verbrennung der eingeführten Nahrungsstoffe in einem Proportionalitätsverhältnisse stehen müsse. Da nun aber der tierische Körper auf zweierlei Weise Wärme entwickelt, erhob sich für Mayer die weitere Frage, ob nur die direkt entwickelte Wärme oder die Summe der auf direktem und auf indirektem Wege entwickelten Wärmemengen auf Rechnung jenes Oxydationsprozesses zu bringen sei. Der Forscher beantwortete diese Frage unter Beachtung des Hauptsatzes der physiologischen Verbrennungstheorie, wonach die bei Verbrennung einer Materie sich entwickelnde Wärmemenge eine von den die Verbrennung begleitenden Umständen unabhängige Größe ist. Die im Organismus durch den Lebensprozeß erzeugte Wärmemenge muß darum immer zu dem sie bedingenden chemischen Prozesse ganz genau in jenem Verhältnisse stehen, als ob der Lebensprozeß im Organismus nicht da

[1]) Diese Skizze wurde damals nicht gedruckt und Mayer erhielt auch das Manuskript nicht zurück. Erst 36 Jahre später erhielt Zöllner dasselbe durch die Güte der Poggendorffschen Erben aus dem literarischen Nachlasse Poggendorffs zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre. Daraus ergibt sich die Folgerung, daß die gesamte — die auf direktem Wege wie die auf indirektem Wege entstandene — Wärme dem Verbrennungseffekte quantitativ gleich sein müsse. Also müsse auch die erzeugte Wärme in einem unveränderlichen Größenverhältnisse zur aufgewandten Arbeit stehen. Es war darum der logische Schluß Mayers (I, 243), daß eine unveränderliche Größenbeziehung zwischen der im Verbrennungsprozesse geleisteten Arbeit und der erzeugten Wärme ein Postulat auch der physiologischen Verbrennungstheorie sei.

Die weitere Verfolgung dieser an rein physiologische Beobachtungen angeknüpften Gedankenreihen führte Mayer auf physikalische Aufgaben, indem er nun daranging, das zwischen Arbeit und entstandener Wärme bestehende unveränderliche Größenverhältnis ziffermäßig zu bestimmen. Er erklärte schon im Jahre 1841 in einem Briefe an Baur (II, 129) die Lösung dieser Frage als eine Lebensfrage für seine Theorien, die sich ja theoretisch mit mathematischer Gewißheit entwickeln ließen; es bedeutet diese Lösung die Auflösung der Gleichung in concreto, welche zwischen räumlicher Differenz der Massen, Bewegung der Massen und Erwärmung von Wasser statthabe. Um eine im folgenden Teile dieser Arbeit näher begründete Behauptung hier vorwegzunehmen, sei darauf hingewiesen, daß Mayer nicht den Beweis aus allgemeinen logischen Prinzipien zur Grundlage der Feststellung seiner Theorie machte, sondern ausdrücklich erklärte, seine Theorie wäre widerlegt, wenn die Erfahrung Gegenteiliges lehren würde (II, 189).

Das experimentell zwischen der mechanischen Arbeit und der erzeugten Wärme nachgewiesene unveränderliche Größenverhältnis kann, da es bezüglich zweier qualitativ verschiedener Kräfte nachgewiesen wird, nur eine ständige Proportionalität, keine Gleichheit aussagen. Welche Erwägungen brachten nun Mayer dazu, mit Sicherheit den Satz von der vollkommenen Äquivalenz aufzustellen? Wie fand er diese Gleichheit? Durch die Übertragung der von Lavoisier für die Chemie aufgestellten Hauptsätze auf das Gebiet der Physik. (Man hat darum Mayer auch den Lavoisier der Physik genannt.) Mayer selbst führte den Ursprung seiner Idee auf das Vorbild Lavoisiers und dessen Feststellungen in der Chemie zurück. So äußert er sich schon in der ersten Fassung seines ersten Aufsatzes (II, 101): „Sowohl die Wissenschaft, nehmen wir also an, welche sich mit der Art des Seins der Stoffe (Chemie), als die, welche sich mit der Art des Seins der Kräfte (Physik) beschäftigt, haben die Quantität ihrer Objekte als das Unveränderliche und nur die Qualität derselben als das Veränderliche zu betrachten." Völlig in gleicher Weise äußert sich Mayer in einem an Baur gerichteten Briefe (II, 110): derselbe Grundsatz, an dem der Chemiker festhalte, daß die Substanz unzerstörbar, daß die eine Verbindung zusammensetzenden Elemente und die entstandene Verbindung in einem unveränderlichen Zusammenhange stehen, müsse auch auf die Kräfte angewendet werden. Darum ging Mayers Bestreben dahin, die Achse, um welche sich die Lehre von den Materien dreht (eben den Satz der Erhaltung), auch für die Lehre von den Kräften

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu gewinnen; daher datiere das Axiom von der unveränderlichen Quantität der Kräfte (II, 121). Sein ganzes Leben lang hat Mayer an dieser Analogie zwischen Chemie und Physik festgehalten. 1871 hielt er einen Vortrag über die Ernährung. Nachdem er das allgemeine Dogma schon der Naturphilosophie des Altertumes, daß nichts aus nichts entstehen und nichts in nichts vergehen könne, berührt hatte, fährt er fort: „Es hat von da an noch lange Jahrhunderte angestanden, bis der unsterbliche französische Chemiker Lavoisier vor nun hundert Jahren diesen einfachen Satz als ein für alle wägbaren Substanzen oder Materien gültiges Gesetz erkannt und nachgewiesen hat, wodurch er der Begründer einer neuen Wissenschaft geworden ist. Nun liegt die Frage ganz nahe, ob dieses Gesetz der Unzerstörbarkeit oder der Erhaltung nicht auch für die unwägbaren Substanzen, die sogenannten Imponderabilien gilt?" (I, 399.)

In solchen und ähnlichen Aussprüchen und Bemerkungen bringt Mayer die Methode seines Denkens über physikalische Grundanschauungen zum Ausdrucke, die eine ständige Analogie der Chemie und der Physik im Auge behält.

Es ist hier am Platze, die von Mayer angenommene und konsequent festgehaltene Terminologie ins Auge zu fassen. Für die von ihm eingeführten neuen Begriffe hat Mayer die alten Namen beibehalten; da es ihm ferne lag, damit eine Begriffsverwirrung zu inaugurieren, er im Gegenteil strenge Klarheit anstrebte, hat er es nicht unterlassen, den von ihm den alten Namen unterlegten neuen Sinn zu wiederholten Malen zu erklären und die von ihm gewünschte Änderung in der Auffassung darzulegen. — Das Wort Ursache nimmt er in zweifachem Sinne, indem er einerseits demselben eine die Materien und die Kräfte umfassende Bedeutung gibt, anderseits dieselbe aber wieder so einschränkt, daß gerade jene kausalen Momente, an die wir sonst bei dem Worte Ursache zunächst denken, aus dem Umfange des Begriffes ausgeschieden werden sollen. Dieses letztere ist zum Beispiel der Fall, wenn er den eine Feuersbrunst verursachenden Funken nicht Ursache jenes Feuers, sondern auslösendes Moment desselben nennt. Das erstere wieder, wenn er in seinem Aufsatze „Bemerkungen über die Kräfte in der unbelebten Natur" Ursachen, denen die Eigenschaften der Ponderabilität und Impenetrabilität zukommen, von anderen Ursachen, denen letztere Eigenschaften fehlen, unterscheidet, Materien und Kräfte unter einem gemeinsamen Gattungsbegriffe: Ursachen zusammenfaßt. In einem an den Psychiater Griesinger (II, 224 f.) gerichteten Briefe hat Mayer darüber ausführlich sich ausgelassen, was er unter dem Begriffe der Ursache verstehe. „In den Augen einer Wissenschaft nun ist ein Verstoß gegen die Denkgesetze ein größeres Übel als ein Verstoß gegen den allgemeinen Sprachgebrauch, und man macht sich demgemäß schon lange nichts mehr daraus, den Walfisch keinen Fisch, das Vitriolöl kein Öl, das Sedativsalz kein Salz zu nennen. Ich lasse dir gerne die Entscheidung: sage entweder (in rebus physicis): A. die Ursache ist der Wirkung proportional, oder B. sie ist ihr nicht proportional, oder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

C. sie ist zuweilen proportional, zuweilen nicht. Im Falle A hast du den von mir vorgeschlagenen und provisorisch gebrauchten Begriff; im Falle B kannst du allerdings nicht von einem Kausalverhältnis zwischen Wärme und Bewegung nach meinem Sinne sprechen; im Falle C wäre die Einteilung in Ursachen ad A und B von selbst sich darbietend. Du kannst, wenn du willst, auf diesem Wege zu klaren Begriffen über Ursache und Kraft in der Physik gelangen, immer aber muß dir klar vorschweben, daß dieselben Worte in anderen wissenschaftlichen Gebieten wieder ganz andere Bedeutungen haben ... Willst du in deinem Rayon, wo Maß und Gewicht aufhören, die Gehirntätigkeit Ursache, das Buch, die erfundene Maschine Wirkung, Effekt nennen, kein Physiker wird dir etwas dareinreden dürfen, du hast das unzweifelhafte Recht, diese Begriffe festzustellen; ebenso klar ist es aber, daß du nach diesen Begriffen nicht sagen kannst, deine Ursache, die Gehirntätigkeit verwandle sich in deinen Effekt, das Buch. Auch der Funke verwandelt sich nicht in Explosion." Der Äther verwandle sich unter Umständen in Dampf, immer aber sei diese Verwandlung an präzise Größenbestimmungen geknüpft. Wenn er von einer Umwandlung der Wärme in Bewegung und umgekehrt spreche, dann solle dies nur heißen, zwischen Wärme und Bewegung fänden dieselben quantitativen Beziehungen statt wie zwischen Äther und seinem Dampfe.

Nur wenn die Ausdrücke Ursache und Wirkung in dem dargelegten Sinne und der dargelegten Bedeutung gebraucht werden, dann sei der Satz: Die Ursache ist gleich der Wirkung, unzweifelhaft richtig (I, 441).

Ähnlich verfährt Mayer mit dem Worte Kraft. Joule und Helmholtz gebrauchten noch im gleichen Sinne wie Mayer das Wort Kraft für das, was heute nach William Thomson als Energie bezeichnet wird. Der Mayersche Kraftbegriff ist eine Erweiterung des Arbeitsbegriffes der Mechanik, eine Erweiterung, die allerdings — zum wiederholten Male sei es hervorgehoben — als eine seltsame und originell empfundene werden mußte, aber nach genauer und klarer Darlegung durch ihren Autor und weil er in entschiedenster Folgerichtigkeit an der einmal angenommenen und erklärten Bedeutung der Namen festhielt, nicht als eine Willkürlichkeit zurückgewiesen werden kann. Die einmal angenommene Definition der Kraft als eines „Etwas, das bei der Erzeugung der Bewegung aufgewendet wird" (I, 255), hält er unentwegt fest. Er hat ausdrücklich jeden Druck oder Zug, jedes Bestreben eines trägen Körpers, seinen Zustand der Ruhe oder der Bewegung zu ändern (den Trägheitswiderstand der Körper), welche Zustände er mit der damals geltenden wissenschaftlichen Physik als tote Kraft zusammenfaßte (I, 250), wie die Schwere als Eigenschaft (I, 25), unter seinem Kraftbegriffe nicht mitverstanden wissen wollen. Fünf Hauptformen der physikalischen Kraft hat Mayer angenommen: Fallkraft, Bewegung, Wärme, Magnetismus und Elektrizität. Nur diese fünf hat er im Auge bei seiner Behauptung, daß „bei allen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

physikalischen Vorgängen eine gegebene Kraft eine konstante Größe bleibe". Daß der Ausdruck Kraft in der von Mayer perhorreszierten umfassenden Bedeutung späterhin in den sogenannten populär-wissenschaftlichen Darlegungen des Energiegesetzes unterschoben wurde, dokumentiert sich als eine geschichtliche Fälschung.

Eine kurze Rekapitulation des Mayerschen Verfahrens: Zuerst war von Mayer auf Grund physiologischer Beobachtungen die Idee der Unzerstörbarkeit der Kraft (Energie) erfaßt worden. Dann ging er daran, den experimentellen Beweis dafür zu suchen. Er fand ihn.

Diese Methode Mayers ist die Methode Galileis und Newtons. Der Begriff der gleichförmig beschleunigten Bewegung mußte aufgestellt, die Eigenschaften einer solchen Bewegung mußten mathematisch entwickelt sein, ehe der Versuch auf der schiefen Ebene diese Eigenschaften am freien Fall der Körper nachweisen konnte. Und so mußte auch die Idee der Unzerstörbarkeit der Kraft festgestellt sein, damit sowohl die Frage nach der Entstehung jener Wärme, die vorhanden war, wenn eine Bewegung aufhörte, möglich wurde, als auch jene zweite nach dem experimentellen Nachweise ihrer Entstehung und ihrer Größenbestimmung.

II.

In einem Brief an Baur (II, 115), der vom 1. August 1841 datiert ist, spricht Mayer von einem Axiom, daß Kräfte nicht weniger unzerstörbar seien als Substanzen und darum nicht verloren gehen können; mit innerer Notwendigkeit ergebe sich daraus, daß aufhörende Bewegung als Wärme fortdauere. Er glaube, die Begründung dieses Satzes in Natur und Erfahrung nachweisen zu können. Hier fehlt noch die ausdrückliche Erwähnung des zwischen den Kräften bestehenden Kausalverhältnisses und des Kausalbegriffes, der von Mayer eingeführt und konsequent festgehalten wurde. Das am 5. und 6. Dezember 1842 an Griesinger gerichtete Schreiben (I, 193) zählt die Beweise Mayers für seine Entdeckung, das Energieprinzip, auf: 1. die notwendige Konsequenz aus einfachen, nicht zu leugnenden Prinzipien, 2. den Beweis aus dem in der Wissenschaft allgemein angenommenen Satze, daß die Konstruktion eines Mobile perpetuum eine theoretische Unmöglichkeit sei, 3. einen vor der Wissenschaft aus den Lehren der Experimentalphysik zu führenden Beweis. Diesen Beweisen haben die Nachfolger Mayers nichts im Grunde Neues hinzugefügt.

Die einfachen, nicht zu leugnenden Prinzipien sind die von Mayer wiederholt zitierten drei Sätze: causa aequat effectum, nihil fit e nihilo und nihil fit ad nihilum. Diese allgemeinen Grundsätze faßte Mayer als Postulate auf, deren Gültigkeit in der Erfahrung durch diese selbst nachgewiesen werden müsse. Mayer selbst hat dieser Auffassung unzweideutigen Ausdruck gegeben in seinen Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme (I, 248): „Der Satz, daß eine Größe, die nicht aus nichts entsteht, auch nicht vernichtet werden kann, ist so einfach und klar, daß gegen seine Richtigkeit wohl

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so wenig als gegen ein Axiom der Geometrie etwas Begründetes wird eingewendet werden können, und wir dürfen ihn so lange als wahr annehmen, als nicht durch eine unzweifelhaft festgestellte Tatsache das Gegenteil erwiesen ist. Es ist nun ein Erfahrungssatz, daß sowohl die Bewegung als die Wärme nur unter dem Aufwande eines meßbaren Objektes entsteht und daß in unzähligen Fällen Bewegung verschwindet, ohne daß dabei etwas anderes als Wärme zum Vorschein kommt. Das aufgestellte Axiom fordert also jetzt, daß die verschwindende Bewegung zur Wärme wird oder daß, mit anderen Worten, diese beiden Objekte in einer unveränderlichen Größenbeziehung zueinander stehen. Die Prüfung dieses Satzes auf dem Erfahrungswege, die Feststellung desselben in allen Einzelfällen, der Nachweis einer zwischen den Denkgesetzen und der objektiven Welt bestehenden allgemeinen Harmonie ist die interessanteste, aber auch die umfassendste Aufgabe, die sich finden läßt." Mayer stützt sich also in seinem Beweise nicht auf die Denkgesetze allein, sondern auf „Denkgesetze und Erfahrung" (I, 59). Es gibt eben keinen rein empirischen Beweis eines Naturgesetzes; denn kein Naturgesetz ist ein Satz a priori, aber auch kein rein empirischer Satz ein Naturgesetz.

Ein direkter und vollständiger Beweis der Beharrlichkeit der Materie oder der Kraft aus der Erfahrung allein ist nicht möglich. Der Beweis mit der Wage ist nur dann ein zwingender und allumfassender, weil wir mit der Wage zugleich ein Denkgesetz prüfen. Die Anwendung dieser Feststellungen auf das Energiegesetz führt zur Annahme, daß durch Äquivalenzbestimmungen allein ein zwingender Beweis dieses Gesetzes nicht geliefert werden kann; denn es bleibt immer die Möglichkeit, mit gutem Grunde zu behaupten, die Zahl der Einzelfälle sei nicht die ganze Zahl der möglichen Fälle, so daß doch bei irgend einer Energieumwandlung die Äquivalenzzahl von dem angenommenen Energiegesetze abweichen könnte. Erst das Denken schafft die Verbindung der einzelnen isoliert dastehenden Tatsachen, ergänzt den Erfahrungsbeweis und schließt ihn ab.

Für den Beweis der Energieerhaltung wird diese aus dem Denken stammende Verbindung durch den Grundsatz der Beharrlichkeit (nihil fit e nihilo et nihil fit ad nihilum) und durch den substantiellen Kausalsatz gebildet.

Im Falle des Mayerschen Energiegesetzes wurde die allgemeine Basis für die erfahrungsgemäße Erschließung gebildet durch die theoretische Feststellung, daß eine zu Null gewordene Bewegung nie aus dem Weltall verschwinden könne und darum in einer Form, die ihr als beigeordnet unter einem für beide übergeordneten, allgemeineren Begriffe gefaßt werden könne, weiter bestehen müsse. So muß zum Beispiel der Verlust irgend einer Gestaltungsform notwendig durch eine andere beigeordnete ersetzt werden. Aus einem „rund" kann ein „oval" oder „eckig" werden. Alle diese Begriffe erscheinen in gleicher Weise unter dem allgemeinen der Gestalt untergeordnet, sich gegenseitig also beigeordnet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir sprechen von einer Bewegungsveränderung eines Dinges, wenn dasselbe später eine andere spezielle Bestimmtheit seiner allgemeinen Bewegungsbestimmtheit aufweist als früher. In einem solchen Falle müßte man also sagen, das Ding habe in bezug auf die Bewegung eine Änderung erfahren. Für den Fall, daß nun die Bewegung eine Veränderung zum Zustande der Ruhe erfahren hat, kommt neben dem Begriffe der qualitativen Änderung noch die Frage nach dem quantitativen Werte, respektive der quantitativen Gleichstellung beider in Betracht. Die Bewegung ist Null geworden, wenn an ihre Stelle absolute oder relative Ruhe getreten ist und insoweit diese Änderung stattgefunden hat. An der Hand der allgemeinen Sätze von Mayer, die oben wiederholt zitiert worden sind, muß die Quantität der verloren gegangenen Bewegung als eine unverlierbare Bestimmtheit im Rahmen des Weltalls betrachtet werden. An dem einzelnen Dinge ist dieselbe Null geworden. Wohin ist sie nun gekommen? Wo und unter welchen Umständen erscheint sie wieder?

Von vorneherein ist anzunehmen, daß sie in einer Zustandsänderung eines zweiten Dinges zutage treten müsse, und zwar so vollkommen gleich, daß von einer Identität der Größe gesprochen werden kann.

Es findet eine Umwandlung der zu Null gewordenen Bewegung in einen Zustand eines anderen Dinges statt, dessen Ausdruck die zutage tretende Wärme und Elektrizität ist. (Mayers Feststellungen haben nur die drei Kräfte der Bewegung, der Wärme und der Elektrizität in Betracht gezogen, II, 111). Diese neu auftretende Energie muß in jedem Falle mit der verschwundenen im Verhältnisse vollkommener quantitaver Gleichheit stehen.

Die philosophische Erwägung der erwähnten Tatsache führt noch auf Feststellungen, die detailliert in Mayers Schriften sich nicht finden. Doch dürfte man nicht fehlgehen, wenn man aus der Gleichheit unseres Endresultates mit Mayers Schlüssen auf Gleichheit des diesbezüglichen Deduktionsverfahrens schließen würde. Es scheint nämlich eine Umwandlung der genannten Energien ineinander nur dann möglich, wenn dieselben als gleichgeordnete species eines genus erscheinen. Nur dann findet die direkte Umwandlung ihre Erklärung. In jedem anderen Falle könnte dieselbe nur durch Beihilfe eines dritten Faktors stattfinden. Mayer hat nun die mechanische Kraft wie jene der Wärme und der Elektrizität als Unterarten einer allgemeinen Kraft aufgefaßt und damit der Lehre von der Energieumwandlung die notwendige philosophische Fundation gegeben.

Welche Arten der Kraft tatsächlich in dem geforderten Verhältnisse der Beiordnung stehen, läßt sich nun allerdings nur aus den Tatsachen der Erfahrung feststellen. Für diesen Punkt hat Mayer der Experimentalphysik die Entscheidung überlassen.

Das Gleiche tat er, wo es galt, die zwischen Bewegung und Wärme zu erwartende Gleichheit in concreto nachzuweisen. Erst wenn durch das Experiment gezeigt wird, daß, um eine bestimmte Wärme-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menge zu erzeugen, immer eine bestimmte und ganz gleiche Größe von mechanischer Bewegung verbraucht wird und umgekehrt, dann ist der Beweis der Äquivalenz von Arbeit und Wärme erbracht. Mayer hat diesen Beweis an Hand der Gay-Lussacschen Versuche, auf die er sich in seinen Briefen an Baur (II, 130, 145) beruft, erbracht. Er selbst hatte nicht die Möglichkeit, über Bewegung und Wärme quantitative Versuche anzustellen; deswegen reflektierte er nur auf jene Experimente, die in der Wissenschaft Währung hatten und von den ausgezeichnetsten Physikern der Welt angestellt und verzeichnet worden waren (II, 189).

Daß die von Mayer angenommene Äquivalenzzahl von 365 mkg später als zu klein nachgewiesen wurde, tut seinen prinzipiellen Feststellungen keinen Eintrag.

In den autobiographischen Aufzeichnungen (II, 390) erzählt Mayer eine Jugenderinnerung, die ihm schon in einem Alter von zehn Jahren die Überzeugung brachte, daß mechanische Arbeit sich nicht aus Nichts erzeugen lasse, welche Überzeugung in ihrem weiteren Ausbaue und dem Verfolge der Konsequenzen den erwachsenen Mayer zum Energiesatze führte. Bei seiner für die Nachmittagsstunden gewöhnlichen Beschäftigung, in den bei Heilbronn in den Neckar fließenden Pfühlbach Wasserrädchen zu setzen und durch deren Umdrehung kleine Gegenstände zu bewegen, kam er auf die Idee — im Alter von zehn Jahren — ein Perpetuum mobile zu konstruieren. „Er brachte in Gedanken an den Wellbaum eines solchen Rädchens eine archimedische Schraube an, deren Wirksamkeit er aus Poppes physikalischem Jugendfreund, welchen er von seinem Vater zu Weihnachten erhalten, kannte. Da aber, wenn eine solche Schraube ohne Ende über ein großes Kammrad läuft, was dabei an Kraft gewonnen wird, an Geschwindigkeit verloren geht, so stellte er diesen Verlust leicht wieder dadurch her, daß er das große Kammrad in ein kleines eingreifen ließ. An der Achse dieses kleinen Kammrades befindet sich nun wieder eine Schraube, die in ein großes Kammrad eingreift usw. Auf diese Weise, durch eine solche Übertragung, schloß der Knabe, muß offenbar so viel Kraft gewonnen werden, daß sich durch ein kleines Wasserrädchen beliebig schwere Werke treiben lassen. Von anderen älteren Personen eines Besseren belehrt, daß nämlich durch die Übertragung von einem großen Kammrad auf ein kleines wieder an Kraft so viel verloren geht, als man an Geschwindigkeit gewinnt, gab er sein Projekt schnell wieder auf, gelangte aber durch seinen Irrtum in so früher Jugendzeit zu der Einsicht, daß mechanische Arbeit sich nicht aus Nichts erzeugen lasse". (II, 390.) Würde aber jemand auf die nur durch eine kleine Zahl von Versuchen begründete Induktion hinweisen und noch dazu betonen, daß alle diese von Laien gemacht worden sind? Vielleicht könnte einmal ein besser durchgeführter Versuch gelingen? Die Kraft des Beweises liegt nicht in der größeren oder geringeren Breite der Induktion, sondern in der jenes allgemeinen Grundsatzes, zu dessen klarer Erkenntnis die Unmöglichkeit des Baues

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines Perpetuum mobile führte. Das Gegenteil dieser Annahme widerstreitet dem allgemeinen Kausalgesetze, das für jede Wirkung eine Ursache fordert. Darin liegt auch der Grund, daß Mayer recht gegeben werden muß, wenn er (II, 193) behauptet, daß man, wenn man von allen mechanischen Schwierigkeiten abstrahiere, es doch auch in Gedanken nicht dahin bringe, eine Perpetuum mobile zu konstruieren; mit anderen Worten: es bleibt diese Konstruktion eine absolute theoretische Unmöglichkeit.

Der theoretische und der experimentelle Beweis des Energieprinzipes bilden bei Mayer ein einheitliches Ganzes. Darum wurden von ihm die physikalische Grundlegung seines Satzes und deren theoretische Grundlegung gleichzeitig von oben und unten in Angriff genommen.

Das Bestreben Mayers war nun auch tatsächlich darauf gerichtet, durch die Ergebnisse der Experimentalphysik seiner Theorie eine unzerbrechliche Stütze zu geben. Da es sich ihm gar nicht darum handelte, eine Theorie a priori zu konstruieren, erklärte er selbst jeden derartigen Versuch als verfehlt. „Wenn es aber gelungen ist, die zahllosen Naturerscheinungen unter sich zu verknüpfen und aus ihnen einen obersten Grundsatz abzuleiten, so mag es nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn man nach sorgfältiger Prüfung sich eines solchen als Kompaß bedient, um unter sicherer Führung auf dem Meer der Einzelheiten fortzusteuern." Als darum Nörremberg von Mayer den Nachweis verlangte, daß Wasser durch Schütteln sich erwärmen lasse, verwendete Mayer viel Zeit und Mühe darauf, durch viele stets gelungene vorsichtige Versuche denselben zu liefern (II, 129).

Die von Mayer beim Beweise des Energieprinzipes eingehaltene Methode ist identisch mit dem von Galilei in die Wissenschaft eingeführten induktiv-deduktiven Verfahren. Dasselbe hält folgendes Vorgehen ein: Zunächst wird aus Beobachtungen eine theoretische Annahme abgeleitet und in ihre Konsequenzen entwickelt. Diese Folgerungen werden dann an der Erfahrung nachgeprüft und dabei durch Versuche die in der Natur gegebenen Größen bestimmt. So brachten Mayer seine Beobachtungen über die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile und andere, die er auf seiner Meerreise machte, auf den Gedanken, daß zwischen der mechanischen Arbeit und der Wärme ein Proportionalitätsverhältnis bestehen müsse. Indem er nun der theoretischen Erklärung dieser Erscheinung nachging, gelangte er auf Grund allgemeiner Weltanschauungsgrundsätze dazu, eine vollkommene Gleichheit jener beiden Kräfte (Energien) anzunehmen. Die folgende Nachprüfung durch Versuche bestätigte seine Annahme voll und ganz.

Man hatte Mayer vorgeworfen, daß er mit seiner Theorie die Physik nur um eine neue Hypothese bereichere. Muß schon der ganze Gang der Mayerschen Beweisführung die Nichtberechtigung dieses Vorwurfes erweisen, so kommt dazu, daß Mayer selbst entschieden es abgelehnt hat, nur Hypothesen ersinnen zu wollen, die er samt und sonders verfluche (II, 113); er stellte sich auf den Standpunkt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Newtons[1]), daß Hypotheſen, ſeien ſie nun metaphyſiſche oder phyſiſche, mechaniſche oder ſolche der verborgenen Eigenſchaften, nicht in die Experimentalphyſik aufgenommen werden dürfen. In dieſer leite man die Sätze aus den Erſcheinungen ab und verallgemeinere ſie durch Induktion. Die Verſuche, durch Hypotheſen in die Tiefen der Weltordnung einzudringen, bezeichnet Mayer als ein Seitenſtück zu dem Streben des Adepten. Aus dieſen Grundſätzen heraus wird verſtändlich, daß Mayer ſagen konnte: „Wahrlich, ich ſage euch, eine einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Wert als eine koſtbare Bibliothek voll Hypotheſen.“ (II, 226.)

III.

1876 ließ Mayer im „Staatsanzeiger für Württemberg“ einen Artikel über Auslöſung erſcheinen, in welchem er ſeine Auffaſſung von Urſache und Wirkung oder vielmehr die von ihm dieſen Namen unterlegte Bedeutung gegenüber der vielfach gebräuchlichen als Wirkurſache überhaupt abgrenzte. Dieſe letztere nennt er Auslöſung. Zur Erläuterung dieſes Begriffes führt Mayer im genannten Aufſatze mehrere Beiſpiele an. Eine Miſchung von Sauerſtoff und Waſſerſtoff in dem Verhältniſſe, in welchem ſolche das Waſſer liefert, bilde an ſich keine chemiſche Verbindung; die Bildung einer ſolchen müſſe erſt durch Wärme oder einen elektriſchen Funken oder Platinſchwarz eingeleitet werden. Ein anderes Beiſpiel von Auslöſung, wovon Beiſpiele in unendlicher Fülle nahegelegt ſeien, bilde die Einleitung eines beliebig großen Verbrennungsprozeſſes durch ein brennendes Streichhölzchen. Bei der Auslöſung ſpreche man nun in ganz anderem Sinne von Urſache und Wirkung, als Mayer es tue, wenn er die Urſache gleich der Wirkung ſetze. Während er nämlich immer die quantitative Gleichheit der beiden mit dieſen Begriffen im Auge behielt, beſteht zwiſchen Auslöſung und Wirkung überhaupt keine quantitative Beziehung, vielmehr iſt „in der Regel die Urſache der Wirkung gegenüber eine verſchwindend kleine Größe“. Unſer ganzes Leben iſt „an einen ununterbrochenen Auslöſungsprozeß geknüpft“. Alle während des Lebens beſtändig vor ſich gehenden Bewegungserſcheinungen beruhen auf Auslöſung.

Während alſo Auslöſung die Urſache des Werdens eines Vorganges ausdrückt, will Mayer den Namen Urſache für die Urſache der Größe eines Vorganges angewendet wiſſen. Bei einer Berufung auf das Energieprinzip ſollte man auf dieſe Feſtſtellung nie vergeſſen.

Das Energieprinzip macht nur über die quantitative Identität eines früheren und eines nachfolgenden Zuſtandes eines Dinges oder ſolcher Vorgänge an einem Dinge eine Ausſage, es ſagt aber nichts über die beſtimmten Bedingungen des Eintretens des erſten und auch nicht des zweiten Zuſtandes aus, ebenſowenig über die allgemeine

[1]) Newton: Philosophiae naturalis principia mathematica, 1687 (in der deutſchen Ausgabe von Wolfers 1872, S. 511).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtung des Verlaufes der aufeinanderfolgenden Zustände. Der Energiesatz bedarf also einer tatsächlichen Voraussetzung, der Zusammenordnung der gegebenen Größen, einer „Kollokation der Ursachen". Diese Kollokation bildet das Geheimnis der Entwicklung, die in Auslösungen ein ewig verschlossenes Rätsel bleibt.

Man hat viel Mühe verschwendet, das Energiegesetz Mayers für den Unterbau des materialistischen Weltanschauungsgebäudes herzurichten. Mayer selbst widerlegt am besten das Müßige dieses Bestrebens: „Der französische Physiker Adolphe Hirn, welcher wie Joule, Colding, Holtzmann und Helmholtz das mechanische Wärmeäquivalent seinerzeit selbständig entdeckt hat, statuiert, meiner Ansicht nach, so schön als wahr, dreierlei Kategorien von Existenzen: 1. die Materie, 2. die Kraft und 3. die Seele oder das geistige Prinzip. Ist man einmal zu der Einsicht gelangt, daß es nicht bloß materielle Objekte, daß es auch Kräfte gibt, Kräfte im engeren Sinne der neueren Wissenschaft, ebenso unzerstörbar wie die Stoffe des Chemikers, so hat man zur Annahme und Anerkennung geistiger Existenzen nur noch einen folgerichtigen Schritt zu tun. In der unbelebten Welt spricht man von Atomen, in der lebenden Welt finden wir Individuen. Der lebende Körper besteht aber, wie wir wissen, nicht bloß aus materiellen Teilen, er besteht wesentlich auch aus Kraft. Aber weder die Materie noch die Kraft vermag zu denken, zu fühlen und zu wollen. Der Mensch denkt. Längere Zeit hindurch hat man allgemein angenommen, daß das Nervenmark, insbesondere also das Gehirn, freien Phosphor enthalte, und die Phantasie hat diesem freien Phosphor bei den geistigen Verrichtungen eine große Rolle zugeteilt. Die neuesten, genauesten Untersuchungen auf dem Gebiete der organischen Chemie haben aber gelehrt, daß kein lebender Organismus, also auch das Gehirn nicht, jemals freien Phosphor enthält. Obgleich nun solche Illusionen vor den Ergebnissen einer exakten Wissenschaft schwinden müssen, so steht es anderseits nichtsdestoweniger fest, daß im lebenden Gehirn fortlaufend materielle Veränderungen, die man mit dem Namen der materiellen Tätigkeit bezeichnet, vor sich gehen und daß die geistigen Verrichtungen des Individuums mit dieser materiellen Zentralaktion auf das innigste verknüpft sind. Ein grober Irrtum aber ist es, wenn man diese beiden parallel laufenden Tätigkeiten identifizieren will. Das Gehirn ist nur das Werkzeug, es ist nicht der Geist selbst. Der Geist aber, der nicht mehr dem Bereiche des sinnlich Wahrnehmbaren angehört, ist kein Untersuchungsobjekt für den Physiker und Anatomen. Was subjektiv richtig gedacht ist, ist auch objektiv wahr. Ohne diese von Gott zwischen der subjektiven und objektiven Welt prästabilierte ewige Harmonie wäre all unser Denken unfruchtbar. Eine richtige Philosophie kann und darf nichts anderes sein als eine Propädeutik für die christliche Religion."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richard Seyß-Inquart.

Von Leopold Kusinsky.

Dem Lesepublikum unserer Tage mag es nicht mit Unrecht überflüssig erscheinen, einen lyrischen Dichter, noch dazu einen Nur-Lyriker, einer eingehenderen Besprechung für würdig zu erachten. Im merkwürdigen Gegensatze zu der Tatsache, daß die Lyrik in der Dichtung der Gegenwart insoferne die Hauptgattung ist, als in ihr die Tendenzen der Zeit am deutlichsten zum Ausdruck kommen, nimmt das Lesepublikum gegenüber der Lyrik eine fast durchaus ablehnende Haltung ein. Der Dichter, der in der Vorzeit als Organ der Gemeinschaft sprach, hatte sein Publikum von vornherein gegeben. Der Dichter von heute muß es sich erst schaffen. Wenn das nun den Lyrikern unserer Zeit nicht gelingt, dann ist neben manchen anderen Ursachen einer der Hauptgründe ohne Zweifel das Überwuchern des Dilettantismus, der sich in der Dichtung ja sicherlich zu allen Zeiten bemerkbar gemacht hat, aber in der Lyrik der Gegenwart wohl den Höhepunkt erreichte. Der Beweise und Proben gäbe es eine unabsehbare Menge. Aber es genügt wohl ein Beispiel, das mit einer fast erschütternden Realistik die Durchschnittslyrik unserer Zeit charakterisiert. In einem kürzlich erschienenen Gedichtbande, der den bezeichnenden Titel „Erstlinge“ [1]) führt, singt der Autor, dessen Name lieber verschwiegen bleibe, folgendes „Ständchen“ (S. 41):

Mir wird bang und immer bänger
Und die Zeit wird immer länger,
Wenn ich, Geliebte, auf dich wart'.
Ach, erhöre doch den Sänger,
Sei nicht streng und immer strenger,
Mach nicht die Prüfung mir zu hart.

Denkst du an die süßen Stunden,
Als wir uns zuerst gefunden
Im Kurpark auf der ersten Bank?
Speis und Trank will mir nicht munden
Nur durch dich kann ich gesunden,
Wahrhaft, ich bin liebeskrank.

Dieses herrliche Gedicht hat noch eine dritte Strophe, die an poetischem Werte den vorstehend abgedruckten nichts nachgibt. Daß in einer Zeit, da solche Dinge nicht nur möglich, sondern an der Tagesordnung sind, die Lust und Fähigkeit zum Genusse lyrischer Dichtung entschwinden müssen, leuchtet ein. Unter solchen Umständen ist es eine heilige Pflicht der Kritik, durch ernstes und zielbewußtes Vorgehen jede Äußerung des Dilettantismus rücksichtslos zu brandmarken, soweit die moralische Notwendigkeit einer Erwähnung über-

[1]) Wien, Konegen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haupt besteht, anderseits aber ist es Aufgabe der Kritik und zeitgenössischen Literaturgeschichte, jedes wirkliche Talent durch gebührende Würdigung dem Publikum näher zu bringen und den Glauben an die lyrische Dichtung wieder zu beleben. Diese Pflicht besteht, trotz allen Schwierigkeiten, die sich ihrer Erfüllung entgegenstellen. Nicht mit Unrecht wird darauf hingewiesen, daß wir nicht imstande sind, das Schaffen der zeitgenössischen Dichter unbefangen zu beurteilen, weil wir ihnen zu nahe stehen und sie daher meist überschätzen oder unterschätzen, je nach der Stellung, die wir zu ihrer Kunstanschauung einnehmen. Die Beurteilung und Würdigung wird aber noch bedeutend erschwert, wenn es sich um Talente handelt, die ihre Auswirkung erst zu einem Teile gefunden und — trotz ausgezeichneter Leistungen ihres bisherigen Schaffens — ihre volle Entfaltung erst in der Zukunft finden werden.

Ein solcher Fall begegnet uns in dem Wiener Lyriker Richard Seyß-Inquart. Obwohl noch kein Buch von ihm vorliegt, ist dieser Dichter viel bekannter als mancher andere, der schon auf einige Bände hinweisen kann. Das dankt er nicht nur der gewaltigen Kraft, die sich in seinen bisherigen Dichtungen offenbart, sondern wohl auch dem Umstande, daß seine bisher veröffentlichten Gedichte zum allergrößten Teil in der Wiener „Reichspost" und in den Zeitschriften „Die Kultur" und „Österreichische Frauenwelt" Aufnahme fanden und dadurch einem weiten und gebildeten Leserkreise zugänglich wurden. Nicht zuletzt aber mag die Unbefangenheit, mit welcher der Dichter seinem „inneren Erlebnis" künstlerischen Ausdruck verlieh, ihm die großen Sympathien erworben haben, deren er sich schon heute erfreuen kann.

Richard Seyß-Inquart entstammt einer altösterreichischen Beamtenfamilie. Seine Ahnen väterlicherseits waren in Nordböhmen ansässig, mütterlicherseits ist er mit den bayrischen Familien Hyrenbach und von Wachter verwandt, die mit dem bayrischen Landadel durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden und seit den ältesten Zeiten evangelisch sind. Von seinen Ahnen leitet der Dichter den Hang zur Schwermut her, der fast alle seine Dichtungen charakterisiert. In dem Gedichte „Mein Erbe"[1]) lesen wir:

Mein Leben dünkt euch sonnverklärt,
Es glühen meine Wangen,
Und doch — an meinem Herzen zehrt
Ein nimmermüdes Bangen.

Das bringt den leidgeschwellten Ton
In alle meine Lieder,
Und hält mit hartem Spott und Hohn
Des Jubels Saiten nieder.

Ich hab's von meinen Vätern her
Erlangt als böses Erbe
Und muß es tragen kettenschwer,
Bis ich in Frieden sterbe.

[1]) „Reichspost", 2. Februar 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drum, scheint mein Weg euch noch so hell,
Es ist ein eitel Wähnen,
In tiefster Brust brennt mir der Quell
Von ungeweinten Tränen.

Vielleicht aber noch mehr als diese Veranlagung hat ein großes Leid, das des Dichters Herz traf, seiner Poesie die Wege gewiesen. In dem Zyklus „Spielmannsliebe“ [1]) finden wir in poetischer Verklärung den Weg zum Verständnis dieses Dichterherzens. Einem fahrenden Spielmann hat ein blondes Grafenkind das goldhelle Ringlein der Treue gegeben.

Es soll dir von Minne sprechen,
Von sehnsuchtswunder Not,
Doch so wir die Treue brechen,
Das Ringlein bring' uns den Tod.

Und das Grafenkind brach die Treue und gab einem Prinzen die Hand. Mit Gott und der Welt zerfallen und zerstritten irrt der Spielmann weiter, bis sein Schifflein nach hartem Tag im trauten Gotteshafen Ruhe findet. Aber ein einzigmal möchte er noch in die blauen Augen schauen, daraus er so bittere Qual getrunken. So steigt er denn im klingenden Abendsegen zum Schloß empor und vernimmt vom Schloßvogt die traurige Mär:

„Im Mai vor einem Jahre“,
Klagt der Alte mit feuchtem Blick,
„Vom Brautkranz zur Totenbahre,
Es war ein kurzes Glück.“

Ein kurzes Glück — mir klangen
Die Worte im Herzen nach
Und riefen ein heimliches Bangen,
Ein wehes Erinnern wach:

Mir war, als hört' ich sprechen,
Zwei Lippen flammendrot:
Doch so wir die Treue brechen,
Das Ringlein bring' uns den Tod.

Der ungetreuen Geliebten ist ihr Schicksal geworden; an ihrem Grabe findet der arme Spielmann den langersehnten Frieden:

Und seine Hände beben,
Sein helles Auge bricht;
Da strömt sein junges Leben
Hinüber ins ewige Licht.

In diesem Motiv liegt der Quell für Seyß-Inquarts Poesie. Und so singt der Dichter seine leidentsprossenen Lieder, verträumt, versehnt, heimwehbang. Seine überquellende Sprachgewalt und der Reichtum seiner Phantasie bewahren ihn vor der Gefahr der Erschöpfung. Aber zweifellos liegt in der fast leidenschaftlichen Bevorzugung dieses Motives eine Gefahr für den Dichter, und unwillkürlich denkt man an Klemens Brentano, der es Freiligrath einmal zum Lobe rechnete, daß er nicht „wie andere mit den eigenen Schmerzen krebsen geht“. Doch darf man nicht übersehen, daß unser Dichter

[1]) Ebenda, 21. Januar 1912.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Leier auch auf andere Saiten gestimmt hat. Und wie im „Himmelstrost“ [1]) schon die hoffnungsvolle Weise ertönt:

Mein Kind, was soll dein Klagen,
Du hast ja noch junges Blut!
In knospenden Jugendtagen
Wird alles noch hell und gut.

Und hat dir Gott genommen
Ein flüchtiges Menschenglück,
Glaub mir, die Zeit wird kommen,
Er gibt dir's reich zurück. ...

so hat die Muse Seyß-Inquarts außer diesem Niederschlag längst verklungener Erlebnisse und dem Nachwirken eines die ganze Persönlichkeit erfassenden und erschütternden Schmerzes noch andere holdselige Blüten lyrischer Kunst gezeitigt.

Abendliegen [2]).

Der Tag ist im Verglimmen,
Vom Himmel weint der Tau,
Viel tausend heimliche Stimmen
Wandern durch Wald und Au.

Die Tannen stehen und schweigen,
Sie zittern und fühlen genau,
Aus schimmerndem Sternenreigen
Steigt nieder die himmlische Frau.

Viel tausend Stimmen locken
So wundersam und weich,
Als riefen die Weihnachtsglocken
Aus seligem Geisterreich.

Sie schwebt durch die stillen Gelände
Und schreitet von Haus zu Haus
Und breitet die Königshände
Mit heißem Segnen aus.

Viel tausend Stimmen kosen
Vom träumenden Schloßteich her,
Die weißen Wasserrosen
Neigen die Köpfe schwer.

Ihr Menschen auf dornigen Pfaden,
Sinkt betend in die Knie,
Das ist die Stunde der Gnaden,
Ave, — ave Marie!

Wie wir durch Gedichte dieser Art mit ihrer Innigkeit und ihrem poetischen Zauber in jene Märchenstimmung versetzt werden, wie etwa durch Goethes „Lied an den Mond“, so weiß Seyß-Inquart aber auch die Seele in den innersten Tiefen zu erregen, nicht nur durch die Sprache, sondern vor allem durch einen so packenden Rhythmus, wie ihn zum Beispiel Franz Eichert durch sein Gedicht „Gerechtigkeit“ erdröhnen läßt. Seyß-Inquarts „Menschenseele“ [3]) wuchtet mit elementarer Gewalt auf den Leser und noch mehr auf den Hörer.

Menschenseele.

Es kommt die Stunde, da mußt du hinein
In die schlummernde Seele lauschen.
Da ist dir, als hörtest du Möven schrein,
Als hörtest du Wogen rauschen.
Die Wogen steigen in heiligem Groll,
Sie recken die Glieder vor Sehnen
Und heben die Brüste schmerzenstoll
Und schluchzen und höhnen und stöhnen.

[1]) „Österr. Frauenwelt“, III. Jahrg., 2. Heft, S. 45.
[2]) „Reichspost“, 1. Oktober 1911.
[3]) „Österr. Frauenwelt“, III. Jahrg., 11. Heft, S. 326.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir sind die Tränen, die nie du geweint
Und die du erstickt im Grunde,
Wir harren, zum mächtigen Strom vereint,
Der großen, erlösenden Stunde.
Dann stehn wir auf in schäumender Wut,
Dann fordern wir kühn unsre Rechte
Und tauchen hinein in die zehrende Flut
Deine tiefsten, seligsten Nächte.

Es kommt die Stunde, da mußt du hinein
In die schlummernde Seele schauen,
Da siehst du flackernden Feuerschein
Und glühender Nebel Brauen.
Es drohen aus düsteren Klüften herauf
Gefesselte Flammensäulen,
Sie sprühen tanzende Funken zuhauf
Und lachen und fluchen und heulen:
Wir sind der Liebe lohender Brand,
Des Hasses schwalchende Essen,
Wohl oft gelang's deiner ehernen Hand,
Uns hinab in den Schlund zu pressen.
Doch glaubst du, o Mensch, im törichten Wahn,
Daß wir hungermüde entschliefen,
Du irrst! — Ein Wort und der rote Hahn
Bricht qualmend aus den Tiefen.

Es kommt die Stunde, da mußt du hinein
In die schlummernde Seele singen.
Da hörst du von allen Enden so rein
Ein Klingen und Widerklingen.
Und tausend Stimmen flattern empor
Und klimmen von Stufe zu Stufe,
Und schauernd vernimmst du im schwellenden Chor
Die wundergewaltigen Rufe:
Wir sind deine Träume, die nie erfüllt,
Wir schlummern in wehen Akkorden,
In uns ist dein Sehnen, das nie gestillt,
Zum ewigen Liede geworden.
Wir schlafen im Schacht wie das schimmerde Erz,
Bis einst wir die Ketten sprengen,
Dann werden dein Herz wir, dein hämmerndes Herz,
Zerbrechen mit unseren Klängen.

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, darauf hinzuweisen, daß diese machtvollen Verse von demselben Manne stammen, der einst Karthagos Fall, von dem er in einem Buche gelesen hatte, folgendermaßen „poetisierte“:

Siehst du Karthagos Trümmer dort?
Scipio der ältere ziehet fort
Aus jener nun besiegten Stadt,
Die Rom einst viel geschadet hat[1]).

Man braucht wohl nicht erst zu versichern, daß dieses poetische Produkt aus der Volksschulzeit des Dichters stammt, die er in Stannern

[1]) Ungedruckt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verbrachte, in der Nähe von Iglau, wo er am 3. April 1883 das Licht der Welt erblickt hatte. Dieser abgelegene, etwas einsame Ort, der heute dem mit verantwortungsvollen Berufspflichten bedachten Dichter eine willkommene Erholungsstätte während der Ferien ist, war der Schauplatz seines Kindheitslebens, wo er mit den Bauernbuben Kühe und Gänse auf die Weide trieb, als Läutebub das Aveläuten ziemlich unpünktlich besorgte, mit seinem Eselzeugel lustig umherkutschierte und alle Freuden einer ungetrübten und sorglosen Jugend genoß, bis ihn die Ernennung seines Vaters, des Gymnasialprofessors Emil Seyß-Inquart in Iglau, zum Direktor des deutschen Staatsgymnasiums in Olmütz in diese Stadt führte. Hier legte der Dichter die Gymnasialstudien zurück. Außer einem gereimten Rätsel, das im „Mährisch-Schlesischen Korrespondenten" gedruckt wurde, und drei Skizzen aus der Zeit der Oktava, die später im „Mährischen Tagblatt" erschienen, liegen aus der Gymnasialzeit keine poetischen Versuche vor. Wohl aber hat Seyß-Inquart während dieser Zeit fleißig die Klassiker gelesen, und die intensive Beschäftigung mit Platen, Lenau und Heine ist nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben. Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog der Dichter als Jurist die Wiener Universität, freilich nicht, um Jus zu studieren, das ihn nicht zu erwärmen vermochte, — wie viele deutsche Dichter haben ebenso angefangen! — sondern um beim Germanisten Heinzel, dem Musikästhetiker Wallaschek und dem Philosophen Laurenz Müllner die ihn wirklich interessierenden Kollegien zu hören. Bei dieser Gelegenheit sei gleich darauf hingewiesen, daß des Dichters Interesse für Musik für sein Schaffen von großer Bedeutung ist. Die Musik ist für ihn nicht nur, wie zum Beispiel auch für Grillparzer, das inspirierende Element — seine Balladen schrieb er am Klaviere sitzend und auch fast alle Lieder und Gedichte entstanden, während Musik des Dichters Ohr umschmeichelte —, der musikalische Gehalt seiner klingenden und singenden Wortmelodien ist so reich, daß eine Vertonung seiner Gedichte einerseits fast wie eine Überladung erscheint, anderseits aber wegen der vielfach freien Handhabung des Metrums der Einzwängung in eine festgefügte Strophenmelodie nicht selten Widerstand leisten würde[1]).

Auch als Universitätsstudent pflegte Seyß-Inquart das gesellige Leben, an dem er schon als Gymnasiast seine Freude gefunden hatte, und im Verein mit zwei Budenkameraden führte er ein keineswegs philisterhaftes Burschenleben. Das zweite Studienjahr verbrachte der Dichter in Prag, wo er unter der Obhut seines Onkels, des Ingenieurs Knapp, juristische Studien trieb, als ihn eine Berufung als Erzieher in das Haus des Grafen Bylandt-Rheidt, des Statthalters von Oberösterreich und nachmaligen Ministers des Innern, führte. So zog denn Seyß-Inquart in das altehrwürdige Linzer Landhaus, wo er, in der gräflichen

[1]) Das Gedicht „Jung Oesterreich" (ged. 1912) wurde von Anton Lesowsky in Musik gesetzt. („Jung Österreichs Liederkranz", Verlag Reichsbund der christlichen Jugend Österreichs, S. 9.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Familie bald wie eines ihrer Glieder gehalten, durch die ständige Berührung mit dem großen gesellschaftlichen Leben die mannigfachsten und vielseitigsten Anregungen empfing. Durch den täglichen Verkehr mit Vertretern des Adels, der hohen Beamtenschaft und der Kunst, durch eifrigen Besuch von Theater und Konzerten, durch Pflege der Musik, Malerei und der neueren Literatur wurde der Dichter ebenso gefördert wie durch seine Mitwirkung bei Veranstaltung von Dilettantentheatern, Familienfesten oder heiteren Gesellschaftsspielen. Von der weittragendsten Bedeutung aber wurde für ihn die Bekanntschaft mit einem Neffen des Hauses, dem Priester der Erzdiözese Prag Dr. Emanuel Graf Waldstein, der bei seinem Aufenthalte in Linz dem jungen Erzieher das regste Interesse entgegenbrachte, ihn stundenlang ins Gespräch zog und durch den Einfluß seiner durch großen Seeleneifer ausgezeichneten Persönlichkeit in Richard Seyß-Inquart den Lieblingswunsch der Kindheit, die Sehnsucht, Priester zu werden, wieder erwachen ließ. Schon als Knabe hatte er ja seinen Hausaltar, alle Paramente und Pontifikalien aus Papier und „zelebrierte" täglich einige Male. Dieser Eifer für das Priestertum aber war während der Gymnasialstudien mehr und mehr erkaltet und der Dichter wurde dem Gedanken der Kindheit allmählich entfremdet. Aber der Herr weiß diejenigen, die er berufen und auserwählt hat, zu finden. Zu dem durch die Bekanntschaft mit Graf Waldstein wieder erweckten Wunsche, das Kleid des Herrn zu nehmen, kamen schwere seelische Leiden, Enttäuschungen und Prüfungen aller Art, deren Niederschlag sich in den Gedichten findet, die eingangs schon gewürdigt wurden. Das Verlangen nach Frieden und Stille, nach Opfer und Entsagung führte Seyß-Inquart dorthin, wo noch jeder vom Leben schwer Getroffene Ruhe und Frieden fand — in die Arme des Heilands.

Ich hab deine blutenden Hände umfaßt
Und geküßt deine heiligen Wunden,
Und hab in deinen Armen Rast,
Tiefselige Rast, gefunden[1]).

Im Jahre 1905 trat Richard Seyß-Inquart zur Theologie über und fand Aufnahme in dem unter Leitung des Prälaten Dr. Gustav Müller stehenden Alumnat in Wien. Wider Erwarten gut fand sich der von Jugend auf an alle Freiheit gewöhnte Dichter in das strenge Seminarleben. Im zweiten Studienjahr erkrankte er an einer schweren Herzentzündung, die ihn dem Tode nahe brachte, aber die aufopferungsvolle Pflege, welche ihm seine Mutter im Verein mit den beiden Klosterfrauen Jakoba und Maurizia angedeihen ließ, erhielt ihn dem Leben. Eine der Krankenpflegerinnen starb während der Pflege. In dem in der „Kultur"[2]) erschienenen Gedichte „Maurizia" spricht ihr der Dichter den letzten Dank aus. Durch längeren Aufenthalt am Meere vollständig genesen, kehrte Seyß-Inquart, nachdem er das

[1]) „Nun dank ich dir." „Reichspost", 25. Juni 1911.
[2]) XI. Jahrg. (1910), 1. Heft, S. 28.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Studienjahr als Externist an der k. k. Theologischen Fakultät in Olmütz vollendet hatte, im Jahre 1908 nach Wien zurück, wo er seine Studien beendete. Im Jahre 1909 wurde Seyß-Inquart als Erzieher in das Haus des Erzherzogs Leopold Salvator berufen, um die Erzherzoge Rainer und Leopold und die kleine Erzherzogin Antonia zu unterrichten. Am 24. Juli 1910 empfing er die Priesterweihe aus der Hand des damaligen Erzbischof-Koadjutors, späteren Kardinals Doktor Franz Nagl, der des Dichters größter Gönner war und ihn auch in seinem künstlerischen Schaffen werktätig förderte. „Dem toten Kardinal" hat Seyß-Inquart einen ergreifenden letzten Gruß auf die Bahre gelegt[1]):

Du warst uns Vater —, lange nicht, doch ganz!
Das fühlten wir beim Scheiden angstbeklommen.
Uns hielt nicht fern dein stolzer Purpurglanz,
In jeder Not sind wir zu dir gekommen.
Wie vielen hast du sanft den Dornenkranz
Vom sorgenmüden Scheitel weggenommen,
Das war dein höchstes Glück, uns, deinen Kindern,
Geheimen Gram, verborgnes Leid zu lindern.

Und leidbefangen nahet auch mein Sang —
Dem du ein Gönner warst in hellen Tagen —
Dem hohen Sarge, um bewegten Dank
Für deine Vatermilde dir zu sagen,
Um zitternd dir den letzten, wehen Klang
An deine stumme Bahre hinzutragen,
Den letzten Klang aus wirrem Weltgetriebe,
Den letzten Gruß verwaister Kindesliebe.

Nach einer kaum einjährigen Tätigkeit als Kooperator in Wolkersdorf an der Staatsbahn unter der väterlichen Leitung des Pfarrers Geraus erhielt Seyß-Inquart durch Vermittlung des Monsignore Cecconi eine Stelle als Religionslehrer am k. k. Taubstummeninstitut in Lainz, wo auch sein Vater, Regierungsrat Seyß-Inquart, im Ruhestande lebt. Seit Februar 1913 ist Richard Seyß-Inquart auch mit der Seelsorge im k. k. Waisenhause zu Lainz betraut, so daß er nun für 500 Kinderseelen zu sorgen hat, ein Arbeitsfeld, das ihm trotz der strengen Bürden eine Quelle unerschöpflicher Freude und reinsten Genusses ist. Wie sehr sich der Dichter in die Psyche der ihm anvertrauten Schützlinge hineingelebt hat, das zeigen die innigen Weihnachtsgedichte[2]), die er zur Weihnachtsfeier der Zöglinge des Taubstummeninstitutes im vergangenen Jahre geschrieben hat und in denen er eines der Kinder sagen läßt

Wohl kann kein froher Weihnachtsklang
In unsre Seele dringen,
Auch können wir nicht Lob und Dank,
Dir, Jesukindlein, singen.

Doch wollen wir treue Christen sein
Im Leben und im Sterben
Und einst nach kurzer Erdenpein
Den goldenen Himmel erben!

[1]) Reichspost, 8. Februar 1913.
[2]) Programm der Feier.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dort sind wir dann erlöst und befreit
Von der bangen, endlosen Stille,
Dort hören wir klingende Seligkeit
Und heilige Liederfülle.

Da werden wir jubelnd vor deinem Thron
In unsre Knie sinken,
Und Klang auf Klang und Ton auf Ton
In die dürstende Seele trinken.

Da werden wir kleine Engel sein
Mit weichen, silbernen Schwingen,
Und dir, du süßes Jesulein,
Ewige Psalmen singen.

Hier ist in den Worten der armen, unschuldig leidenden Kinder das gesagt, was nun des Dichters Herz allgewaltig erfüllt: die Überzeugung von dem Werte der selbstlosen, reinen Liebe. Dieser über die Sphären der Sinnlichkeit emporgeläuterten Liebe, dem Verstehen für die Not und Seelenqual des Nächsten redet der Dichter nicht nur in seinen zahlreichen Predigten, die einen wesentlichen Teil seiner pastoralen Tätigkeit ausmachen, das Wort, es wird ihm auch der schönste Inhalt seiner Poesie. Das Gedicht „Über Nacht“[1]) charakterisiert gewissermaßen den Übergang aus des Dichters früherer innerer Lage zur jetzigen:

Durch die Mainacht ist das Leid gekommen,
Im schweren, grauen Nornengewand,
Und hat in seine fühllose Hand
Mein kleines, schlafendes Herz genommen
Und hat es um Licht und Segen gebracht
Über Nacht, über Nacht!

Durch die Mainacht ist das Glück gegangen,
Es kam an mein armes, einsames Haus
Und blies des Leidens Flammen aus
Und hat mit freudeleuchtenden Wangen
Mein Herz, das schlummernde, angelacht
Über Nacht, über Nacht!

Durch die Mainacht ist die Liebe geschritten,
Und hat in heilige Glut gehüllt
All Glück, das meinen Tag erfüllt,
All Leid, das meine Seele gelitten.
Da ist mein Herz zum Leben erwacht,
Über Nacht, über Nacht! — — —

Ihren klarsten Ausdruck aber findet diese Gesinnung des Dichters in den Schlußworten der Ballade „Die arme Gret“[1]), da der Heiland die Worte spricht:

„Verspätete Liebe — verspätetes Leid, —
Wie seltsam, wie seltsam ihr Menschen doch seid!
Was sollen die Rosen, am Sarg erblüht?
Gebt Rosen, so lange die Sonne glüht!
Was sollen die Tränen, am Grab geweint?
Gebt Tränen, so lange der Tag noch scheint!
Was soll eure Liebe, im Tod erwacht?
Gebt Liebe, solang das Leben lacht!“

[1]) Ungedruckt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wendung zum Sozialen zeigt diese Liebe in dem Gedicht „Unser Bruder, das Kind von Bethlehem“[1]). Durch markige Worte charakterisiert, werden die Besitzenden und die Sklaven der Arbeit einander gegenübergestellt. Da kommt ein wunderhelles Licht vom Himmel. Aber nur die Armen und Elenden sehen es, sehen, wie vom Himmel ins Erdenland ein segnender Knabe schreitet.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. —
Wie wenige nur mich kennen!“
So seufzt er leise, von Haß umgellt,
Seine göttlichen Augen brennen.

Und leise schwindet sein strahlend Bild
Und die ihn geschaut, die Armen,
Die sinken ins Knie, so gnadenerfüllt,
Und preisen Gottes Erbarmen.

Und küssen ihr Dornendiadem
Und fühlen in seligem Bangen:
„Unser Bruder, das Kind von Bethlehem,
Ist heute auf Erden gegangen“.

Schon dieses Gedicht mit seinem durch den lebhaft pulsierenden Rhythmus und die gedrungene Sprache bedingten balladesken Charakter zeigt Seyß-Inquarts Neigung und Begabung für die Ballade. Die allerdings noch nicht zahlreichen Proben dieser Gattung, die der Dichter bisher geboten hat, sind den Lesern dieser Zeitschrift zumeist bekannt; sie erbringen den Beweis, daß der Schöpfer so inniger und zarter Weisen auch über die konzentrierte Kraft des Balladenstiles verfügt und mit der Technik dieser Dichtungsgattung wohlvertraut ist. Die Motive, die Seyß-Inquart in diesen Balladen verwertet, mögen kurze Inhaltsangaben in Erinnerung rufen. „Ein Königstod“[2]) ist das im düsteren Lichte schwälender Fackeln aufleuchtende Bild des Dänenkönigs Rolf Thorson Ingemar, der auf seinem Wikingerschiff mit dem Leichnam der über alles geliebten Gattin auch sich selbst verbrennt. „Totenwacht“[3]) zeigt den von wilder Eifersucht erfüllten König Gorme an der Bahre der jungen Königin Astrid, die dem in wahnwitzige Träume Versunkenen mit trotzigem Mute ihre Untreue gesteht und ihm den Vater ihres Kindes nennt. In Verzweiflung und Wahn erdolcht der König den von der Toten genannten Jarl von Arendal und sein Kind. „Wilk Börje“[4]) ist die Geschichte eines nordischen Fischers, der durch Untreue seine Frau zum Selbstmord trieb und nun keine Ruhe finden kann, bis er die Schuld — auf seine Weise — wieder durch Selbstmord sühnt. Eine Verherrlichung des heiligsten Sakramentes ist die zur Zeit des eucharistischen Kongresses gedichtete und dem Kardinal Nagl gewidmete Ballade „Der letzte Trost“[5]). Der Landsknecht Jörg Reutenbach hat dem Freunde die Braut geraubt und mit sich in den Krieg genommen, wo sie an einer Seuche stirbt. Nun empfindet er brennende Gewissensqualen über seinen Verrat am

[1]) „Reichspost“, 25. Dezember 1913.
[2]) „Die Kultur“, XIV. Jahrg. (1913), 2. Heft, S. 229.
[3]) Ebenda, XIII. Jahrg. (1912), 2. Heft, S. 238.
[4]) Ebenda, XIV. Jahrg. (1913), 1. Heft, S. 103.
[5]) Ebenda, XIII. Jahrg. (1912), 4. Heft, S. 489.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freunde und sucht dessen Verzeihung, aber auf allen Kreuz- und Querzügen kann er ihn nicht mehr finden. Doch bei einer Sakramentsprozession in Köln, als er in tiefer Reue den Heiland um Barmherzigkeit bittet, kommt ihm die Zuversicht, daß Gott den Büßenden nicht verlasse. Und als er auf dem Schlachtfeld den Todesstreich empfängt, da bringt ihm der Priester den letzten Trost und die bang ersehnte Vergebung der schweren Schuld, — denn er selber ist der verratene Freund. Was Jörg Reutenbach vom Sakrament erfleht, das ward ihm reich gewährt. „Die arme Gret"[1]), das verwaiste Kind eines Trinkers und einer in Schande und Not verdorbenen Mutter, hat sich der Gutsherr zu Willen gezwungen, um sie dann mit schnödem Goldeslohn zu entlassen. Bei einer Feuersbrunst im Schlosse rettet nun die arme Gret, die selber gesegneten Leibes ist, das Kind der verzweifelten Frau ihres Verführers und findet dabei den Tod, der sie mit ihren herzlosen Mitmenschen, aber auch mit dem himmlischen Richter versöhnt, der ihre arme Seele mit barmherziger Hand in des Himmels Ewigkeit trägt.

Die eben genannten Dichtungen können nicht in eine einzige Balladenkategorie eingereiht werden. Eines ist sicher: Die „große, merkwürdig bannende, undefinierbare und doch deutlich empfundene Stimmung, die das Wort Ballade an sich erweckt", kommt in allen Balladen Seyß-Inquarts zum Ausdruck. Wie Goethe und Bürger, so sieht auch Seyß-Inquart den Stimmungscharakter der Ballade als den besonderen und wesentlichen an. Man vergleiche, wie zum Beispiel in der „Totenwacht" gleich die erste Strophe die Stimmung der ganzen Szene gibt:

König Gorme hält einsam Totenwacht
Im marmornen Krönungssaal.
Dort ruht auf der Bahre in schweigender Pracht
Jung Astrid, sein Eh'gemahl.

Oder „Wilk Börje" rafft die Segel seines Kutters klar und wird von heimlichem Büßerweh auf das Meer getrieben:

. . . Die Glocken singen von Siderholms Turm,
Die Nacht schleicht dämmernd heran.
Der Kutter tanzt, ein wütender Wurm,
Durch den sternlosen, heulenden Wettersturm
Auf einsamer Wogenbahn . . .

Mit unwiderstehlicher Gewalt aber packt die grause Stimmung, in die des Dänenkönigs Rolf Thorson Untergang getaucht ist:

. . . Die Flammen recken die Zungen empor,
In den Schären orgelt der Sturm,
Die Wogen brüllen in rasendem Chor,
Aus qualmender Lohe ragt einsam hervor
Rolf Thorson, ein eherner Turm.

Dem Wesen nach gehört der an Goethes „Fischer" anklingende „Wilk Börje" zur Kategorie der Naturballaden, der im Motive mit

[1]) Ungedruckt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem „König in Thule“ verwandte „Königstod“ und die „Totenwacht“ können der heroischen Ballade zugezählt werden, während die „Arme Gret“ und der „Letzte Troft“ Vertreter der psychologisch-tragischen Ballade darstellen. Eine genaue Einreihung ist natürlich bei diesen Balladen ebenso schwer möglich wie bei den anderen modernen Balladen, denen die Tradition der alten Balladendichtung nicht weniger zugute kommt wie die Fortschritte in Technik und Stil, welche die Dichtung der neueren Zeit zu verzeichnen hat.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die ernste, zur Schwermut neigende Natur Seyß-Inquarts auch ausgesprochen humoristische Dichtungen hervorzubringen vermag. In dem Gedichte „St. Florian“, das in den Münchener „Fliegenden Blättern“ erschien, sowie in den noch ungedruckten „Der schlaue Peter“ und besonders in der „Wunderkur“ hat der Dichter ausgezeichnete poetische Schwänke geboten.

Welche Wirkung Richard Seyß-Inquarts Dichtungen trotz ihres verhältnismäßig geringen Formenreichtums auf den Zuhörer auszuüben vermögen, das hat man bisher zweimal bei öffentlichen Veranstaltungen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Am 2. Dezember 1913 veranstaltete die literarische Abteilung der Wiener „Akademia“, Rede- und Leseverein christlicher deutscher Hochschüler, einen eigenen Seyß-Inquart-Abend, an welchem Hermann Hilgarth in feinsinniger Interpretation zahlreiche Dichtungen Seyß-Inquarts zum Vortrag brachte und einem zahlreichen Publikum dadurch einen überaus genußreichen Abend bereitete. Am 14. Januar 1914 hat bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten von Offizierswitwen und -waisen Kommendatore Schreiner mit dem Vortrage der Balladen Seyß-Inquarts einen außerordentlichen Erfolg für sich und den Dichter erzielt.

Es muß bemerkt werden, daß in den vorstehenden Ausführungen die Anordnung der Gedichte keineswegs nach chronologischen Gesichtspunkten getroffen wurde, sondern den Zwecken der biographischen Darstellung angepaßt erscheint. Tatsache aber ist — was ja auch schon angedeutet wurde —, daß Seyß-Inquart erst als Theologe zu dichten begann oder doch seine Dichtungen veröffentlichte. Im übrigen ein ganz interessantes Gegenstück zur Behauptung vieler freisinniger Literarhistoriker, daß alle Dichterkonvertiten mit ihrer Konversion die poetische Kraft verlieren. Es wäre nun keineswegs verwunderlich, wenn man es in katholischen Kreisen, in denen sehr strenge, durch die Tradition geheiligte Ansichten vorherrschen, dem katholischen Priester verübeln würde, daß er Vertreter einer oft von glühender Leidenschaft erfüllten Minnepoesie ist. Es wäre um so weniger verwunderlich, als man ja auch Ottokar Kernstock ob seiner Dichtungen nicht wenig angegriffen hat. Was aber nun das Verhältnis des Dichters zu dem seine Dichtung bestimmenden „inneren Erlebnis“ betrifft, so vergleiche man, was Rich. M. Meyer in seinem jüngsten Werke[1]) über die Verschiedenheit

[1]) Die Weltliteratur im 20. Jahrh. (Das Weltbild der Gegenwart, 17. Bd.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1913, S. 80 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des dichterischen Prozesses in früheren Zeiten und in der Gegenwart schreibt: „Der Zwang des dichtungschaffenden Prozesses war (in früheren Zeiten) meist elementar und unausweichlich: gleich jetzt mache deine Brust frei oder ersticke; so empfinden es die Propheten des Alten Bundes. Jetzt dagegen schiebt sich zwischen den Anstoß und die Aussprache so gut wie stets eine weit längere Entwicklung — ja sie kann sehr lang sein, wie denn Goethe das Erlebnis ein Menschenalter im Busen trug, das zuletzt in der Paria-Ballade ewige Dauer gewann. Das heißt also: der dichterische Prozeß in denjenigen Phasen, die für den modernen Dichter die wichtigsten scheinen, ja beinahe in allen, die das kurzsichtige Auge überhaupt bemerkt, ist wesentlich neueren Datums! .... Diese Fernwirkung der Gelegenheit bildet in der poetischen Embryologie unserer Zeit den bezeichnendsten Zug ..... Diese Ausdehnung der äußeren Arbeit ist nämlich ein Ergebnis eben erst der modernen Anforderungen. Was geschieht während des stillen Wachstums? Es vollzieht sich die Anpassung des subjektiven Erlebnisses an die objektive Form. Das Erlebnis kann sich nicht mehr improvisatorisch aussprechen; der Dichter kann nicht mehr in Poetiken die zweckdienlichste Form aussuchen; er muß warten, bis unter dem täglichen Eindruck künstlerischer Formen das Erlebnis eine Gestalt annimmt, die ihm die gemeinverständliche Ansprache gestattet, — womit natürlich nicht populäre Trivialität gemeint ist, sondern nur, daß das ‚Bekenntnis' auch dem intim verständlich sein soll, dem das ‚Erlebnis' fehlt . . ." So könnte nur eine mit dem Wesen poetischen Schaffens ganz unvertraute Kritik dem Dichter Seyß-Inquart ob seines bisherigen Hauptmotives ablehnend entgegentreten. Daß aber eine solche Kritik keine Berechtigung hat, weil ihr jeder künstlerische Maßstab fehlt, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Eine andere Frage allerdings ist die vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkt sich aufdrängende, ob Seyß-Inquart auch in Zukunft das Gebiet seiner Typen und Motive nicht erweitern wird. Goethe hat zwei Bedingungen poetischer Existenzen genannt: das „lebendige Gefühl der Zustände" und zweitens die „Fähigkeit, sie auszudrücken". Daß Richard Seyß-Inquart diese zweite Bedingung zu erfüllen vermag, hat er in seinem bisherigen Schaffen zur Genüge erwiesen. Worauf es bei ihm ankommt, das ist die erste Bedingung, das lebendige Gefühl der Zustände, das, wie Rich. M. Meyer ausführt, vorbereitet wird durch die „Aufmerksamkeit", durch das Wachhalten der Sinne für alle Dinge der Außenwelt. Es will scheinen, als ob der Dichter durch sein bisheriges Lieblingsmotiv, beziehungsweise durch dessen Poetisierung, dieses Gebot der Aufmerksamkeit etwas vernachlässigt habe. Wenn Richard Seyß-Inquart dieses Moment in Erwägung zieht und in notwendiger Konsequenz sich die Lage unserer Kirche, unseres Vaterlandes, unseres Volkes in seinen verschiedenen Nöten und Bedürfnissen vergegenwärtigt, dann wird er weder den Erlebnissen nachjagen, noch sie selbst produzieren müssen, sondern sie selber werden in solcher Wucht auf ihn einstürmen, daß wir die berechtigte Hoffnung haben können, in ihm werde

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den heute zum größten Teile brach liegenden Gebieten der religiösen, patriotischen und sozialen Dichtung ein Säemann erscheinen, der mit gottgesegneter Hand die Saat ausstreut, aus der Segen und Frucht in reicher Fülle entsprießt. Die Ansätze dazu hat Richard Seyß-Inquart bereits dargetan. Wie sein Gedicht „Unser Bruder, das Kind von Bethlehem" den ersten Schritt zur sozialen Dichtung bedeutet, wie sein „Abendsegen", seine eucharistischen Lieder und andere Gedichte religiösen Inhaltes[1]) seine Befähigung zur religiösen Dichtung erwiesen, so hat er in verschiedenen Gelegenheitsgedichten gewöhnlichen Stiles gezeigt, daß er bei ernstlicher Vertiefung auch auf dem Gebiete der patriotischen Dichtung den strengen Anforderungen der Kunst zu entsprechen vermöchte.

Es ist aus mehrfachen Gründen sehr zu wünschen, daß Richard Seyß-Inquart eine Auswahl seiner gedruckten und ungedruckten Gedichte in Buchform erscheinen lasse. Für die zahlreichen Freunde seiner Muse wäre es eine erfreuliche Gabe, für den Dichter selber aber möge sein erstes Buch den Schlußstein der nunmehr abgeschlossenen Epoche seines künstlerischen Schaffens darstellen, ein Denkmal, das mahnend in die Zukunft weist und von dessen Sockel dem Dichter die Worte entgegenleuchten mögen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

---

[1]) „Menschenseele, du müde" („Reichspost", 13. Dez. 1908). — „Am Ziel" (Ebenda, 14. Februar 1909). — „Herbstgedanken" (Ebenda, 20. November 1909). — „Allerseelen" (Ebenda, 1. November 1908).

Meine Seele . . .

Von Richard Seyß-Inquart.

Meine Seele ist ein Königskind,
Das durch die stillen Wälder geht,
Wo farnumkränzt die Quelle rinnt
Und wo die blaue Blume steht.

Hier hat die Zeit so leisen Gang,
Hier lacht ein ewig Morgenrot.
Von ferne nur ein dumpfer Klang:
Das ist die Welt mit ihrer Not.

Doch meine Seele hört es nicht,
Das bange Lied vom Menschenland,
Sie schreitet durch das grüne Licht
Auf seidnem Moos und goldnem Sand.

Und was sie träumt und was sie sinnt,
Halb Märchen ist es, — halb Gebet . . .
Meine Seele ist ein Königskind,
Das durch die stillen Wälder geht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bildende Kunst Spaniens.

Von Peter Graf Vay de Vaya.

Die Malerei.

I. Nationaler Charakter.

Murillo und Velasquez, das sind die beiden leuchtenden Namen, die man in der ganzen Welt am besten kennt. Die Werke dieser beiden unvergleichlich talentvollen Maler sind die populärsten im ganzen Umkreis der reichen, prächtigen Malerei Spaniens.

Es kommt sogar häufig vor, daß die eingehendere Kenntnis des gebildeten Publikums auf dem Gebiete der spanischen Malerei sich ausschließlich auf diese beiden Riesen beschränkt. Wer ihnen aber vorangegangen ist, wer die Bahnbrecher der alten Malerei auf der Iberischen Halbinsel waren, oder in welchen Betten ihnen die neue Strömung gefolgt ist, darüber sind sie schon viel weniger orientiert.

Einem Überblick, gediegeneren Kenntnissen begegnen wir sogar im Lande selbst nur ganz ausnahmsweise. Auf die Schöpfungen des einen oder anderen großen Talentes oder eines in der ganzen Welt zur Geltung gelangten Künstlers beschränkt sich das durchschnittliche Interesse. Gründliche Detailkenntnis der spanischen Malerei treffen wir auch innerhalb der Grenzen des Landes nur in seltenen Fällen an.

Die Gesellschaft beginnt erst in der allerjüngsten Zeit, ihren Kunstbesitz zu schätzen. Bis auf unsere Tage trug sie die trostloseste Gleichgültigkeit gegen ihre eigene nationale Kunst offen zur Schau. Gegenstände von unermeßlichem Werte wurden tagtäglich verschleudert. Unbezahlbare Bilder wurden das Opfer der finstersten Unwissenheit und vollständigen Interesselosigkeit.

Wie viele Bilder sind nur im Verlaufe des letzten Vierteljahrhunderts, seit ich so oftmals selbst am Fuße der Pyrenäen gewesen bin, verschwunden! Ganz allmählich erwachte die öffentliche Meinung aus ihrem Schlummer. Als man ein Meisterwerk Murillos, den heiligen Antonius in der Taufkapelle zu Sevilla, auf einmal aus seinem Rahmen herausschnitt, da ging

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Land; man hatte den neuen Bildersturm endlich satt. Aber in den meisten Fällen ging der Vernichtungskrieg ohne Aufsehen unter der nachsichtsvollsten Einmütigkeit vor sich.

Häufig wandern die Meisterwerke in die Hände ausländischer Sammler, manchmal in die Museen. Aber auch dann noch bedaure ich ihre Entführung. Zur vollen Wirkung gelangen die herrlichen Kunstschöpfungen doch nur in ihrer Heimat.

Die eigenartige heimatliche Umgebung, die glänzende Beleuchtung sind in gleicher Weise wichtige Faktoren. Das wesentlichste Erfordernis aber ist der nationale Luftkreis. Die bald dämmerige, bald leuchtende, immer jedoch in gleicher Weise entzückende Atmosphäre überzieht die Kunstwerke mit einer undefinierbaren Patina.

Darum ist es so wichtig, die spanische Kunst an Ort und Stelle zu studieren. Die Kunst der Madrider, Valencier oder Sevillaer Maler wird man doch nur in Madrid, in Valencia und Sevilla wirklich verstehen. Nur wenn wir die Geburtsstädte der Meister aufsuchen, wird uns die Möglichkeit geboten, die äußeren Umstände, denen ihre Kunst und ihre Individualität Entstehung und Entwicklung verdanken, nach ihrem wahren Werte einzuschätzen. Nur wenn wir aufs Land hinauswandern und in den kleinen Städten uns aufhalten, werden wir in Wirklichkeit den Geist ihrer Schöpfungen erfassen.

L e b e n müssen wir vor allem in diesem Lande und unter diesem Volke, um die ganze Größe, den vollen Zauber der spanischen Malerei durchzuempfinden, denn schließlich ist das das Haupterfordernis. Es genügt nämlich nicht, sie ganz zu verstehen, man muß sie auch durch und durch empfinden. Noch viel anziehender als die äußerliche, technische Vollendung dieser Kunst ist ihr innerer Wert.

Für denjenigen, der in dem Lande lebt, werden die toten Namen bald zu lebendigen Individualitäten. Wenn wir in das Land der Castro, Rincono, Ribalta, Zurbaran, Goya, Zuloaga gehen, wenn wir mit ihren Landsleuten in Berührung treten, ihre Atmosphäre atmen, werden wir schließlich mit ihren Augen sehen und mit ihren Herzen empfinden.

Heroisch — diese Bezeichnung paßt ganz besonders auf dieses Land wie auf dieses Volk. Heroisch ist auch in erster Linie seine Malerei. Die iberische Halbinsel war seit Menschengedenken einer der bewegtesten Kampfplätze. Gekämpft wurde auf seinem felsigen Boden zu allen Zeiten: Kelten, Phönizier, Griechen, Römer, Goten, Vandalen und Mauren siegten ununterbrochen, obwohl ziemlich lange nacheinander. Sie wurden aber auch wieder besiegt und Blut floß für materielle wie für ideelle Güter in gleicher Weise.

Eine wunderbare Mischung von Realismus und Idealismus überrascht uns auf Schritt und Tritt. Diese beiden einander so widersprechenden Richtungen kommen im Volke und im Leben in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleicher Weise zum Vorschein. Hier hart bis zur Roheit, dort wieder weich und weibisch. Bald wild wie ein Heide, erhebt sich seine Gesinnung ein anderes Mal auf die Höhe der christlichen Ideale.

So ist auch ihre Kunst: durch und durch Widerspruch. Eine der charakteristischesten Eigentümlichkeiten ihrer Malerei ist eben darin zu suchen. Die spanischen Meister sind bald materialistisch bis zum Exzeß, während sie ein anderes Mal wieder rein spiritualistisch sind. Oder sagen wir lieber: Realisten und Idealisten. Und was noch mehr zu verwundern ist, auf einmal und in gleicher Weise kommen alle beide Richtungen zum Ausdruck.

Eine paradoxe Auffassung macht die Malerei dieser originellen Nation so anziehend. Dieser gleichzeitige Ausdruck eines komplizierten Temperamentes ist es, der ihre Bilder bezaubernd interessant macht.

II. Die ursprünglichen Quellen.

Wo entspringt die spanische Malerei, aus welchen Quellen ist ihr mächtiger Strom zusammengeflossen, nach welcher Richtung haben sich seine Arme verbreitet? Das sind drei ebenso interessante wie wichtige Fragen. Nur wenn wir die zugrunde liegenden Verhältnisse untersuchen, die Wirksamkeit der Vorkämpfer kennen lernen, werden wir in die Lage kommen, einen Überblick zu gewinnen.

Die Quelle liegt außerhalb der Grenzen des Landes. Besser gesagt die Quellen. Denn die frühen Meister kamen von überall her. Wir begegnen Angehörigen aller Nationen: Italiener, Franzosen und in erster Reihe niederländische Meister überschwemmten den ganzen Bereich der Halbinsel.

Aus der Zeit der Westgoten sind keine irgendwie beachtenswerten Denkmäler auf uns gekommen. Wenigstens keine solchen, die einen Einfluß gehabt hätten auf die spätere spanische Malerei. Wenn wir Aragonien oder Asturien durchwandern, treffen wir hier und da an den Wänden einer halbverfallenen Kirche Wandmalereien im romanischen Stile. In Toledo habe ich noch vor ein paar Jahren im Gotteshause „El Christo del Lux" mehrere hinlänglich gut erhaltene Fresken gesehen. Der kleine, moscheeartige Bau befindet sich gegenwärtig in Restauration. Ich fürchte nur, daß die abgescheuerten und stark mitgenommenen Bilder der an und für sich löblichen Absicht zum Opfer fallen werden.

Indessen sind in um so größerer Anzahl alte Illustrationen und Miniaturen erhalten. Prächtigere Missalien als in Spanien wird man nirgends finden. Mit mehr Sorgfalt, mit größerem Fleiße ist nirgends geschrieben und gemalt worden als in den weltabgeschiedenen Klöstern und in den Häusern der verschiedenen Orden.

Spaniens Archive und Bibliotheken sind unerschöpfliche Fundgruben. Zur Ehre der Nation sei es gesagt, sie werden in neuerer Zeit auch vorzüglich gehalten. Im Laufe der Jahre habe ich so

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manche aufgesucht. Von der düsteren Burg von Simancas bis zu dem prächtigen Palaste von Alcala habe ich so manche durchwandert, von der ich Kunde erhalten habe; meine Mühe hat mich noch nie gereut, denn sie ist in jedem Falle mit reichen Entdeckungen belohnt worden.

Wenn wir uns für die spanische Malerei interessieren, müssen wir, bevor wir weitergehen, vorher die ältesten Skizzen, Zeichnungen, Aquarelle, mit einem Worte „Illustrationen" in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung kennen lernen. Wenn wir diese vergilbten Pergamente durchblättern, treffen wir auf die ältesten Malereien. Und was die Hauptsache ist, wir können aus ihnen das Niveau und den Wert der Malerei jener im Nebel der grauen Vorzeit verschwindenden Epoche kennen lernen.

Der unter der Bezeichnung Fuero Juzgo bekannte und noch aus dem 10. Jahrhundert stammende prachtvolle Kodex atmet noch ganz westgotischen Geist. Noch älter ist eine arabische Bibel, der berühmte Codex Toletanus. Der Codex Comes mit seinen feinen Miniaturen ist um 744 entstanden. Ein anderes frühes Werk ist der Codice Aurea. Im Auftrage von Alonso el Sabio, dem Herrscher, der mit Recht der Weise zubenannt wird, waren im 13. Jahrhunderte zahllose Kalligraphen und Piktoren beschäftigt. Von den zum persönlichen Gebrauche des Königs bestimmten Werken sind noch viele erhalten. Die meisten hat man aus ihren einstigen Verstecken zusammengesucht, und sie bilden jetzt als ebenso viele Kunstschätze den Schmuck der bedeutenderen Bibliotheken.

Was in erster Linie das Wesentliche ist an diesen prunkvollen, farbenprächtigen, goldschimmernden Bildern, das ist die Auffassung. Der transzendentale Zug, der wahre Wert der mittelalterlichen Kunst, kommt in den mit seltener Sorgfalt und einzigartiger Hingebung wiedergegebenen Darstellungen im vollen Umfange zum Ausdruck.

Das überirdische Leben beschäftigte vor allem in den meisten Fällen die unbekannten Künstler. Es waren durchwegs in weltferne Einsamkeit zurückgezogene Mönche. Die Meisten unter diesen Künstlern sind im Dämmerschein eines stillen Kreuzganges aufgewachsen. Was sie in ihren Bildern verewigt haben, ist in erster Linie ihr eigenes Innenleben; was sie vor unser Auge zaubern, ist die spiritualistische Weltanschauung ihres Zeitalters.

So beginnt die spanische Malerei. Das dürfen wir als ihre erste Stufe betrachten. Wenn man darauf bisher so wenig das eigentliche Gewicht gelegt hat, so liegt dies hauptsächlich an dem Mangel eingehenderer Kenntnis. So viel steht jedoch fest, daß es, wenn wir uns mit der spanischen Malerei eingehender beschäftigen wollen, ungemein wichtig ist, diese uralten, gut konservierten Denkmäler kennen zu lernen. Nur wenn wir sie gesehen und analysiert haben, werden wir die nötigen Vorkenntnisse erlangen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III. Die bahnbrechenden Meister.

Als die wirklichen Vorläufer und Begründer der spanischen Malerei müssen wir besonders die älteren niederländischen Wanderkünstler betrachten. Sie, und noch früher italienische und französische Maler, arbeiteten in den verschiedenen Teilen der Halbinsel. An den Gestaden des Mittelmeeres war naturgemäß der italienische Einfluß der maßgebende. Zahlreiche toskanische und umbrische Künstler fanden dort Beschäftigung. Giottos Richtung und Geist beherrschte, wie die ganze Welt, auch Spanien. Er selbst allerdings nicht, aber so mancher von seinen Schülern ist auf spanischen Boden hinübergesegelt. So ist von Starnina und Dello, diesen zwei bekannten Schülern Giottos, festgestellt, daß sie beim König von Castilien gearbeitet haben. Von ihren Werken wird noch das eine oder andere gezeigt. So wird dem Letzteren, wenn auch mit Unrecht, die Higueruda-Schlacht zugeschrieben. Der Irrtum ist, soweit er den Urheber betrifft, eigentlich nicht von Belang. Wichtig ist die Tatsache, daß die Schule und Richtung Giottos Ausdruck und Nachfolge fanden im Laufe des 13. Jahrhunderts.

Die später so blühende burgundische Kunst fand auch, wie ich Gelegenheit hatte, dort zu erwähnen, wo ich von der Architektur und Bildhauerei sprach, ein weites Feld für ihre Betätigung jenseits der Pyrenäen.

Von anderen abgesehen, sei nur Juan de Borgona genannt, der mit so vielen prächtigen, geradezu klassischen Kunstwerken die Kathedralen Spaniens geschmückt hat, in erster Linie die von Toledo. Seine Porträts in der Sala Capitular verraten ein starkes Talent. Die mit hellen, sonnigen Temperafarben hingeworfenen Wandmalereien des großes Saales sind in ihrer Art von vollendeter Klassizität. Der Formen- und Farbensinn könnte nicht mit mehr Virtuosität, mit feinerem Verständnis zum Ausdrucke kommen.

Die Niederlande waren indessen das Land, das den größten und unmittelbarsten Einfluß auf die spanische Malerei geübt hat. Das enge politische Band, welches die beiden Länder miteinander verknüpfte, macht die freundschaftlichen Beziehungen leicht verständlich. Flamenca, wie man hier sagte, war bis zu einem gewissen Grade das Land der Verheißung. Flamenca lieferte den Stoff für die Literatur wie für die Kunst in gleicher Weise. A la Flamenca baute man die Burgen, die Paläste, wie Aranjuez, al modo Flamengo wurden die Gärten angelegt. Flamengos waren die langmähnigen, den Originalen Wouvermans' gleichenden Pferde. Flamengo waren die Sitten, die Tänze, die Trachten — mit einem Worte, die Niederlande waren in der Mode.

Diese oberflächlich erscheinenden Umstände hatten aber tiefere Wurzeln, als es auf den ersten Blick den Anschein haben mag.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die zwischen den beiden Ländern bestehenden Beziehungen hatten einen ernsten Hintergrund. Eine ganze Reihe politischer und kommerzieller Interessen knüpfte die so weit voneinander entlegenen Länder und die in jeder Beziehung verschieden gearteten Völker aneinander.

Der Hof oder seine Vertreter, die mächtigen Vizekönige, hielten sich gern in dem schönen Ländchen auf. In der üppig grünen, blühenden Tiefebene fanden sie das Gegenteil zu ihrem bergigen, felsigen, sonnenverbrannten Heimatlande. Eines ergänzte das andere. Die grübelnden Söhne der südlichen Zone stärkten sich in der kräftigenden Luft des Nordens, während zahllose Talente, die aus jener nebelgrauen Ferne kamen, zu ihrer vollen Blüte erst im Lande des ewigen Frühlings gelangten.

Wie viel Van Eyck, einer der gewaltigsten Verkünder der ganzen modernen Malerei und sozusagen gleichzeitig ihr Begründer, seinen Reisen verdankt, dürfen wir ja nicht vergessen. Anderseits wieder hat die portugiesische und noch mehr die spanische Malerei seinerzeit den kräftigsten Impuls, ja ihre ganze Richtung von dem unerreichbaren niederländischen Meister empfangen. Er kam wiederholt in diese Länder, hat die Gunst der Kirchenfürsten und der Herrscher genossen, seine Bilder erfreuten sich großer Popularität und seine Person war der Gegenstand ausgesuchter Ehrungen.

Der Kosmopolitismus der Kunst — es sei mir dieser Ausdruck gestattet — ist sehr alten Ursprungs. Das Talent kennt keine politischen Grenzen. Sein Geist überspringt alle Hindernisse. So war es zu allen Zeiten. Höchstens die Art und Weise der Kommunikation war eine primitivere. Mehr Zeit brauchte man, um von einem Orte zum anderen zu gelangen. Der Gedankenaustausch ging langsam vor sich. Aber wie die eine oder andere künstlerische Strömung von Land zu Land sich fortpflanzt durch die ganze Welt, so sickerte auch in alten Zeiten von einem Volk zum anderen alles durch, was inneren Wert besaß.

Die kunstgeschichtliche Forschung hat sich bisher verhältnismäßig wenig mit diesen Fragen beschäftigt. Mehr als die Psychologie der Künste interessierte sie die Erschließung ihrer Formen. Sie steht ganz und gar im Banne der Tätigkeit der einzelnen Schulen oder Nationen, ohne ihre Untersuchungen auf die einander vorausgehenden, einander beeinflussenden Richtungen auszudehnen und die — wenn auch unsichtbaren — Fäden entsprechend aufzudecken, welche die eine mit der anderen verbinden. Den erforderlichen Überblick und eine klare Vorstellung von der nebeneinander sich fortentwickelnden, miteinander in Berührung stehenden und, was noch mehr bedeutet, sich wechselseitig beeinflussenden Tätigkeit der spanischen, italienischen, niederländischen oder aber, wenn wir nach dem Orient blicken, der persischen, chinesischen, japanischen Kunst kann man jedoch nur auf diese Weise gewinnen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

IV. Die Eingewanderten.

Bevor wir weitergehen, müssen wir einen Rückblick werfen auf den Geist der westgotischen Miniaturisten. Die Mauren, welche auf den Geschmack dieses Volkes einen so entscheidenden Einfluß ausübten, haben zwar keine Figuren gezeichnet, ihre polychromen Ornamente erzielen jedoch eine seltene Farbenwirkung. Sie waren die Pfleger der volksmäßigen Kunst. Und wir dürfen nicht vergessen, daß von dem Blute der einstigen Eroberer viel zurückgeblieben ist in den Adern des Volkes. Die Nachkommen der Germanen und der Mundejaren haben zu allen Zeiten den hervorragendsten Anteil an dem Kunstleben der Nation genommen.

Erst später kamen die Schüler Giottos, die Maler aus Florenz oder Siena, und sie fanden, wenn schon keine ausgebildete spanische Malerei, doch einen ausgesprochen nationalen Kunstgeschmack vor. Selbst die niederländischen Meister, welche zur selben Zeit das Land überschwemmten, haben sich während ihres dortigen Aufenthaltes manchen ausgesprochen spanischen Zug angeeignet. Sie haben sich, was noch mehr ist, schließlich dort niedergelassen. Sogar ihre Namen haben sie spanioliſiert. Ihre Kinder aber sind so eingefleischte Kastilianer oder Andalusier geworden, als ob sie nie aus der Fremde eingewandert wären.

Diese eingewanderten Elemente, mochten sie nun Architekten, Bildhauer oder Maler sein, bildeten in der Tat einen besonderen Stand, um nicht zu sagen eine Kaste. Die Campaner, Alemanen, Burgunder, Pisaner, Holländer und noch manche andere entwickelten sich zu ganzen Nationchen. Diese aus der Fremde stammenden Künstlerfamilien waren nahezu zunftmäßig organisiert. Ihre künstlerische Tätigkeit war zahlreichen Regeln unterworfen. Malereien, welche sich fast ausschließlich auf kirchliche Werke beschränkten, durften erst nach Genehmigung durch eine strenge Kommission ihren Platz in den Gotteshäusern einnehmen. Die Auffassung, der Geist der Nation beeinflußte in der Form zahlloser kleiner Gepflogenheiten oder überflüssig scheinender Regeln die aus der Fremde eingewanderten Meister.

Man kann sich kaum eine charakteristischere Erscheinung vorstellen als die Assimilierung der italienischen, burgundischen und der aus der Provence herübergekommenen Maler. Unter den Bahnbrechern der spanischen Schule gebührt ihnen der erste Rang. Den Löwenanteil haben jedoch die niederländischen Maler davongetragen mit ihrem unermüdlichen Fleiße.

Die meisten hervorragenderen holländischen oder rheinischen Maler erhielten zahlreiche Aufträge zur Ausschmückung der spanischen Kirchen und Kathedralen. Und wir dürfen nicht übersehen, daß in erster Linie die Herrscher große Kunstmäcene waren. In der Capilla Real zu Granada ist noch das Altarbild von dem Feldaltare Ferdinands und Isabellas erhalten, ein ungemein reizvolles Werk

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der niederländischen Schule. Ob es nun tatsächlich von Van Eyck selbst, von Van der Weyden, Dierick Bouts oder Gerard David gemalt ist, ist in dieser Hinsicht nebensächlich. Das Wichtige daran ist, daß es einer von den niederländischen Meistern geschaffen hat, die nach Spanien gingen oder wenigstens für diese Nation gemalt haben.

Die Königin Isabella war eine große Kunstliebhaberin und besaß ein seltenes Kunstverständnis. Wenn sie nicht berühmt geworden wäre wegen ihrer Herrschertugenden, würde dennoch ihr Name nicht weniger gefeiert werden unter den Kulturträgern ihres Zeitalters. In der Geschichte hat sie genau so wie in der Kunstgeschichte einen glanzvollen Namen hinterlassen.

Die Großen des Reiches folgten ihrem aufmunternden Beispiele. So gelangten in die entlegensten Burgen und Kirchen des Landes hervorragende Kunstschöpfungen. Wer nicht zurückschreckt vor den primitiven Verhältnissen der kleinen Städte Andalusiens, den entschädigt Marchena, sonst ein recht trauriges Nest, reichlich durch sein prächtiges niederländisches Altarbild, das noch die mächtigen Ponce de Leon gestiftet haben, und sein Meister, der innige Juan de Flandes. Noch schwieriger zugänglich ist das Adlernest Ubeda. In einer seiner Sakristeien sind nicht weniger als sechs solcher hervorragender spanisch-niederländischer Leinwandbilder zu finden. Aber wenn die Reise dahin auch mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden ist, so sind es nicht nur die Bilder, sondern die Stadt selbst und jedes einzelne Gebäude darin, die den Kunstkenner reichlich entschädigen.

Dierick Bouts' originellste und feinste, nahezu miniaturartige kleine Bilderserie findet sich in Granada. Ursprünglich war sie das Eigentum des königlichen Hauses. Heute sind die Bilder jedoch in zwei Reliquienschreinen aufgehängt, deren Türen für das große Publikum geschlossen bleiben. Eines der bemerkenswertesten Werke des Juan de Holland a ist in der Kathedrale von Palencia.

V. Die Kunstschätze des flachen Landes.

Im Museum des Prado finden wir sie auch in großer Zahl unter den Werken dieser Meister. Naturgemäß wirken sie aber dort nicht mit jener Unmittelbarkeit, noch kommen sie mit solcher Kraft zur Geltung wie in jenen im Dämmerlicht schwebenden, mit einer duftig-warmen Atmosphäre erfüllten gotischen Kirchenschiffen, in deren spitzbogigen Nischen sie oft noch der Meister selbst befestigt hat. Und eben darum ist es so wichtig, diese Kunstwerke, soweit es möglich ist, an ihrem ursprünglichen Standorte kennen zu lernen. Ein zweiter großer Nachteil der Madrider Sammlung besteht darin, daß sie derzeit überfüllt ist und die hervorragendsten Meisterwerke zusammengepfercht sind in ein paar niedrige und enge Kellerräume.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Quell des Lebens, diese herrliche Schöpfung Van Eycks, ist in solch eine traurige Umgebung gebannt. Wenn jedoch auch die Ausführung des Werkes nicht von der Hand des unvergleichlichen Meisters herrührt, so ist das Bild doch so vollendet in seiner Art, daß nichts seinen Wert zu beeinträchtigen vermag. Den Pinsel des Hendrik met de Bles verrät ein mit viel Sorgfalt gemaltes Triptychon. Die heiligen drei Könige stellt uns dieser hervorragendste Meister seines Zeitalters vor. Francesco de Amberes, H. Bosch, Massys sind alle reichlich vertreten, und überdies in den meisten Fällen mit hervorragenden Werken. Es mag ja sein, daß nicht gerade dieser Umstand hier in erster Linie von Wichtigkeit ist, jedenfalls ist es aber der, beurteilen zu können, in welchem Maße die hieher gelangten Bildwerke und die nach Spanien eingewanderten Maler die nationalen Künstler, die nationale Kunst überhaupt beeinflußt und gefördert haben.

Wenn die spanische Malerei, wie wir gesehen haben, schon von der Wiege an unter fremder Vormundschaft gestanden ist, so waren anderseits ihre Vormünder die denkbar besten. Das Land stand in engster Verbindung mit den großen Kulturstaaten. Aus Europas berühmtesten Werkstätten kamen die Meister. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern blieben auch späterhin aufrecht. Im Verlaufe der Jahrhunderte haben sie zur Zeit der ersten Anfänge, zur Blütezeit wie zur Zeit des Verfalles immer entscheidenden Einfluß besessen, wie ich schon vorausgreifend im Eingange dieser Abhandlung gesagt habe.

Das sind die Prämissen. Wenn wir diese Nebenumstände in Betracht ziehen, werden wir uns die zahlreichen, in die Augen springenden Widersprüche erklären können. Im Hinblick auf den Ursprung der verschiedenen Malerschulen ist die Kenntnis der fremden Einflüsse unumgänglich notwendig. Auf die Richtung der ernsten kastilischen Maler oder auf die weiche Schule von Valencia haben einen nachhaltigeren Einfluß als geographische und klimatische Beziehungen die auswärtigen Strömungen gehabt. Wenn die kastilischen Meister vor allem nach dem Norden blickten, suchte die Schule von Valencia im Osten ihre anregenden Vorbilder. Kastilien folgte auf diese Weise den Spuren der niederländischen Malerei, Valencia der italienischen. In Andalusien finden wir alle diese verschiedenartigen und mitunter stark voneinander abweichenden Richtungen vertreten. An den Ufern des Guadalquivir begegnet uns eine fieberhafte Tätigkeit. Dort sind auch die meisten großen Maler Spaniens geboren.

VI. Der niederländische Einfluß.

Velasquez ist der Name, den die heutigen Maler mit der größten Bewunderung aussprechen. Goyas Ruhm ist in den letzten Jahrzehnten gleichfalls wie von einem Sturmwind emporgetragen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worden. Murillo war zu allen Zeiten anerkannt als einer der hervorragendsten Künstler der Welt. Auch Ribera feierte seine Auferstehung, die freilich nur von kurzer Dauer war. Alonso Cano ist, um mich so auszudrücken, vollständig aus der Mode gekommen, die Werke des El Greco indessen sind erst in jüngster Zeit gewissermaßen entdeckt worden.

Die Kenntnis des großen Publikums beschränkt sich in der Regel auf diese paar Künstler. Wer diesen vorausgegangen ist oder wer noch neben ihnen gemalt hat, scheint niemanden zu interessieren. Woher die spanische Malerei und ihre zahlreichen Richtungen und Schulen ihren Ausgangspunkt genommen haben, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, das ist nicht nur außerhalb der Grenzen des Landes, sondern auch auf der Halbinsel selbst so gut wie unbekannt.

Indessen gibt es kein Volk, dessen bildende Kunst enger verwachsen wäre mit den Vorgängen der Geschichte als eben das spanische. Und es gibt auch keine nationale Malerei, deren Schöpfungen unmittelbarer die äußeren, historischen Wandlungen widerspiegeln würde. Abgesehen von der Blutmischung der Rasse, die zum Teil aus iberischen, zum Teil aus keltischen und germanischen Elementen besteht, und der langdauernden römischen, gotischen und arabischen Herrschaft, die ich in meiner Abhandlung über die Baukunst gewürdigt habe, hat schließlich die enge Verbindung mit den benachbarten Kulturstaaten, mit der Provence, mit den Niederlanden und Italien entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Um die spanische Malerei entsprechend zu würdigen und in ihren Grundlagen kennen zu lernen, müssen wir uns unbedingt mit der Tätigkeit der oberrheinischen Meister beschäftigen und mit den Künstlern, welche das Zeitalter des italienischen Rinasciamento begründen. Der Wogenschlag der weittragenden Tätigkeit der einen wie der anderen war nirgends fühlbarer, hat nirgends tiefere Spuren hinterlassen als auf der iberischen Halbinsel.

Von dem starken Einfluß der Niederländer ist schon gesprochen worden.

Wie schnell die Verbindung war zwischen den Niederlanden und Spanien, trotz der primitiven Reisegelegenheiten, ist überraschend. Kaum war irgend eine neue Richtung aufgekommen, so war sie schon in den fernen Landen eingebürgert. So macht C. Justi mit Recht darauf aufmerksam, daß das Standard-work des großen niederländischen Meisters Van Eyck kaum um ein Jahrzehnt den hervorragendsten Schöpfungen der spanisch-niederländischen Schule vorausgeht, dem Retablo des Luis de Dalman im Rathaus zu Barcelona, und den heute noch erhaltenen Werken des Fernando Gallego in Zamora und Salamanca.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VII. Die Volkstümlichkeit der Malerei.

Unter der glücklichen Regierung Ferdinands und Isabellas überschwemmten die aus dem Norden kommenden Kunstwerke und Künstler im vollen Sinne des Wortes das Land. Ihre Nachfolger erwiesen sich als nicht weniger freigebige Mäcene. Auf ihren Reisen kamen sie in die meisten Städte des Landes und stifteten in die Kirchen allerlei Bilder von der Hand bekannter Meister.

Die spanischen Landstädte macht dieser Umstand so interessant. Wenn schon nichts anderes, so finden wir immer eine alte Kirche, und in dieser fehlen niemals ein paar Grabdenkmäler und Bilder. Über den Seitenaltären, in den Kapellen und vor allem in den Sakristeien entdeckt man mitunter ganze Bildergalerien. Zahllose Bürger der Stadt hinterließen nach ihrem Tode ihre Sammlungen der Pfarre. Häufig sind es naturgemäß minderwertige Werke, hier und da stoßen wir aber auf wahre Kunstschätze.

Diese Überraschungen machen mir meine Wanderungen durch Spanien so interessant. Ganz besonders in den Küstenstrichen und in den wohlhabenden kleinen Städtchen des Südens treffen wir bis auf den heutigen Tag zahlreiche klassische Kunstwerke. Avila und Segovia waren die Heimat der kastilischen Künstler, die katalonische Richtung bewahrt so manches interessante Denkmal in Barcelona. In der Stadt Valencia finden wir eine der besten Provinzialgalerien. Die zahllosen alten Bilder zeigen indessen noch stärkeren toskanischen als niederländischen Einfluß, und die italienische Richtung ist hier zu allen Zeiten ausschlaggebend geblieben, wie wir dies an den späteren berühmten Malern Valencias, wie an Fernando de Almedina, an Vicente Joannes Macip, an Maestro Pablo de Sanleocadio und vor allem an Francisco Ribaltana sehen.

In Andalusien, dem blühenden Garten Spaniens, lernen wir die üppigsten Triebe der nationalen Kunst kennen. Kommen wir auf dem Landwege von Norden, durch Cordova oder Granada, oder landen wir in Malaga oder Cadix, wandern wir langsam und halten wir uns so lang als möglich in jedem kleinen Städtchen auf, mag uns das auch noch so beschwerlich erscheinen, so werden wir in gar manchem irgend einen seltenen Kunstschatz entdecken.

In der Kirche von Marchena[1]), diesem gottverlassenen Neste, erhebt sich einer der großartigsten alten Retablos.

Wandernd von Stadt zu Stadt, gelangen wir schließlich, entsprechend vorbereitet und vollständig orientiert, in die eigentliche Heimat der spanischen Malerei, in die Geburtsstadt eines Murillo und Velasquez, nach Sevilla. Aber nicht nur das goldene

---

[1]) Ehemalige Residenz des stolzen Geschlechtes der Ponce de Leon. Die Hauptkirche besitzt auch mehrere interessante Grabdenkmäler und Gemälde. Gelegentlich meiner letzten Anwesenheit im Frühjahre 1909 wurde die ganze Kirche restauriert. Ich hoffe, man hat den interessanten gotischen Bau nicht ruiniert.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitalter der Kunst können wir da am besten kennen lernen, sondern auch die Arbeit an der Wiedergeburt der Nation hat von den Ufern des Guadalquivir ihren Ausgang genommen.

VIII. Sevillas Kunstförderung.

Der Alkasar wurde unter den katholischen Königen, wie sie sich selbst nannten, der Mittelpunkt der Kultur. Durch die Catio, das Tor mit dem hufeisenförmigen Bogen, gingen Gelehrte und Künstler in großer Zahl ein und aus. Fremdes wie einheimisches Talent fand reiche Gelegenheit zur Betätigung. Kunstschätze wurden von den besuchtesten Plätzen der Welt herbeigeschleppt. Und gerade=so wie die italienische Kunst im Schatten von Florenz neu geboren wurde, so entfaltete der Genius der Nation auf der iberischen Halbinsel in Sevilla seine Schwingen.

Der Giotto der Spanier, Juan Sanchez de Castro, ist in der Stadt der Orangen geboren. Ihn dürfen wir vor allen als den ersten andalusischen Maler betrachten, der allerdings noch völlig in der Art der niederländischen Schule arbeitete, aber doch schon manchen nationalen Zug aufweist. In einer ärmlichen Vorstadt Sevillas, der aus den volkstümlichen Dramen so gut bekannten Macharina, wo die ungezügelte Leidenschaft des Volkes fast tagtäglich irgend eine Ausschreitung begeht, steht die kleine verödete Kirche San Julian, die zwei Werke dieses alten Malers enthält.

Die gigantische Gestalt des heiligen Christophorus ist an die Wand des linken Kirchenschiffes gemalt. Das in Tempera an=gefertigte wuchtige Bild hat durch spätere Restaurierungen viel von seinem Werte eingebüßt. Die heutigen harten Farben und die schlechte Vergoldung verraten die Hand eines Stümpers, trotzdem aber erhalten wir, wenn wir uns mit dem auf den ersten Blick geradezu abstoßenden Bilde näher beschäftigen, einen Begriff von dem Talente dieses bahnbrechenden Meisters des 15. Jahrhunderts.

Wirklichen Kunstgenuß bieten indes nur zwei Werke der späteren Primitiven Alejo und Jorge Fernandez. In bezug auf ihre Abstammung waren sie möglicherweise Deutsche. Wenigstens deutet der Name Aleman darauf hin, den beide führten. Die bedeutendste Schöpfung, die aus der Werkstätte der beiden Brüder hervorgegangen ist, sind drei große Bilder in der sogenannten Sacristia Alta hinter dem Hauptaltar der Kathedrale.

Trotz der sehr schlechten Beleuchtung und dem engen Raume sind wir vom ersten Augenblick an durchdrungen von dem seltenen Gehalt und der hohen Stufe der Vollendung des Werkes. Die dem Leben der heiligsten Jungfrau Maria entnommenen drei Haupt=darstellungen sind mit so tiefer Empfindung und so einziger Würde wiedergegeben, wie es nur ein Meister aus Köln oder Brügge aus=zudrücken vermocht hätte. An dramatischer Kraft übertreffen sie auch sogar die hervorragendsten niederländischen Meister.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alejo Fernandez' reizvollste Schöpfung müssen wir indessen weit am jenseitigen Ufer des Guadalquivir, in dem bis zum heutigen Tag von Zigeunern bewohnten Gitano-Stadtteil, in Triana, aufsuchen. Das den Trascoro der Kirche Santa Anna schmückende Madonnenbild ist das wirkliche Meisterwerk unseres Malers. Und es ist zugleich der vollendetste und zarteste Ausdruck der alten Sevillaer Malerei.

Der ehemalige geistvolle Präsident der Londoner Akademie, Lord Leighton, kann sich in seiner Studie über die spanische Malerei nicht genug tun im Preisen der erstklassigen Qualität der alten Sevillaer Malerei. Lord Leighton hat recht: ihm, der in erster Linie der Maler der Empfindungen und feiner Seelenzustände ist, war es gegeben, vor seiner geliebten Virgen de la Rosa stehend, zahllose derartige Züge zu entdecken, die der großen Masse immer unsichtbar bleiben werden.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Grauer Tag.

Von Marie Jonghaus.

Nun tropft es sacht, der erste Schnee zerrinnt.
Wie eine Norne, die ein Schicksal spinnt,
Hockt müde Schwermut mit erblaßten Wangen.
Wo einst die süßen Nachtigallen sangen,
Wo einst im Lenz der Kuckuck hat gelockt,
Und wo im Tann der kleine Specht gehämmert,
Tropft kalt es, trostlos . . . alles Leben stockt,
In bangem Schweigen grau der Tag verdämmert.
Die Abendglocke ruft wie Not —
Kein Hirtenbub treibt seine Herde.
Ein Rabe krächzt, die Lieb' ist tot —.
Hilf Gott, daß Frühling, Frühling werde!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Abenteurerroman des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Dr. Hubert Rauile.

Die Lektüre unserer gebildeten Kreise beherrschte während des 17. Jahrhunderts der Kunstroman, der, den Spuren des Amadis folgend, in stets wachsendem Umfang vom heroischen und historischen zum galanten sich wandelte. Er war international: in Spanien und Frankreich so gut zu Hause wie in Deutschland und England.

Wo aber blieben die niederen Schichten, denen Wickram noch zu früh gekommen und die durch Jahrzehnte mit Schwänken und Anekdoten zufrieden gewesen waren? Und denen nun der Dreißigjährige Krieg, unter dem ja die volkstümliche Literatur am meisten, wenn nicht allein zu leiden hatte, auch diese letzte Unterhaltungslektüre nahm? Seit 1620 ist kein neues Schwankbuch erschienen und auch die sonst so häufigen Neu- und Nachdrucke der Alten beginnen fast plötzlich nachzulassen.

Für sie sprang von Spanien her, das den gebildeten Kreisen bereits die Idealgestalt des tapferen Ritters geschenkt hatte, ein lustiger, loser Gauner über die Grenze, der Pikaro. Ein frischer, lebendiger, lebenswahrer Kerl! Noch heute laufen ähnliche Buben durch die Straßen und Sträßchen Madrids und besonders Sevillas und betteln mit stets offener und stets schmutziger Hand die Reisenden um ein Kupferstück an.

Damals aber waren die Pikaros eine Berühmtheit: Cervantes widmete ihnen eine Novelle, Murillo schilderte in seinen Bettelbubenbildern ihr Leben. Ja, eine ganze Literaturgattung knüpfte an sie an, an deren Spitze der Lazarillo de Tormes steht, der uns in farbenfrohen Bildern Spaniens hungerndes Volk malt, seine hungernden Granden, die verweltlichte Geistlichkeit und als versöhnende Hauptfigur eine Gestalt mitten aus der Hefe des Volkes, den Pikaro, der mit List und Betrug sich durchschlägt, sorglos, stets guter Dinge, bald Herr, bald Diener, immer aber die Schwächen seiner Umgebung zu seinem Nutzen gebrauchend, eine richtige Schmarotzerpflanze, die nur auf faulem Boden gedeihen kann.

Der Lazarillo gefiel, eine Reihe ähnlicher Gestalten trat auf den Plan, Cervantes schrieb seine köstliche Schelmenskizze Rinconete

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

y Cortadillo. Dann drang der Stoff ins Ausland ein, nach England, Holland, Frankreich, wo Lesage mit seinem Gil Blas den spanischen Gaunertyp in einen universellen umgestaltete, schließlich auch nach Deutschland.

Wir kannten in etwa den literarischen Typ, der nach rückwärts über den Eulenspiegel zum Pfaffen Amis verlief, wir kannten vor allem den Gauner in der Wirklichkeit. Die kulturellen Zustände Spaniens, die diese literarische Gattung hatten entstehen lassen, waren mit den unsrigen des beginnenden Dreißigjährigen Krieges nahe verwandt. So übersetzte denn 1615 Ägidius Albertinus einen bekannten Schelmenroman Matteo Alemans unter dem Titel: Der Landstörtzer Gusman von Alfarache. Unter Zugrundelegung der Handlung des spanischen Romans hat Albertinus gekürzt, wo es ihm paßte, und seiner Feder freien Lauf gelassen, wo es ihm gut schien; er dichtete sogar einen zweiten Teil hinzu, der mehr apologetische Abhandlung war als Roman, aber er traf den Geschmack seiner Zeit und das Buch wurde häufig aufgelegt und viel gelesen. Das Beste hat ein sonst unbekannter Nikolaus Ulenhart geleistet durch seine 1617 erschienene Übertragung des Lazarillo und der oben schon erwähnten Schelmennovelle des Cervantes. In klarer, ungekünstelter Prosa ist uns das Leben des spanischen Pikaro erzählt, während Rinconete y Cortadillo vollständig in deutsche Landstreicher verwandelt sind. Von Sevilla verlegt Ulenhart den Schauplatz nach Prag, aus Andalusiens sonnenbeschienenen Gefilden führt er uns nach Böhmen und Mähren; wo Cervantes uns Sevilla zeigt mit dem kostbaren Dom und dem wimmelnden Hafen, wo er das Zigeunerviertel malt mit seinem Feilschen und Markten, da läßt uns der deutsche Übersetzer mit seinen Helden durch die Straßen und Gassen des hunderttürmigen goldenen Prag wandern, zeigt uns des Hradschins Wunder und schildert uns Handel und Wandel in der Judenstadt. Den historischen Hintergrund hat Ulenhart erst geschaffen: vom Reichstag zu Regensburg hören wir, von Kaiser Rudolfs prunkender Hofhaltung auf dem Hradschin zu Prag, und dazwischen wirft der Freiheitskampf der Niederlande seine blutigen Lichter. Das Wichtigste ist aber, daß Ulenhart es verstanden hat, diese durchtriebenen, sonnenverbrannten Pikaros in nicht minder schlaue deutsche „Maußköpff und Landstörtzer" zu verwandeln.

Hier liegt schon der Übergang zu dem großen deutschen Pikaro, dem Helden und Abenteurer des Dreißigjährigen Krieges, zum Simplizissimus, dessen Leben Grimmelshausen in dem bedeutendsten Roman jener Zeit beschrieben hat.

Leben, volles sprudelndes Leben ist Grimmelshausens erstes Charakteristikum. Sein Werk war zu verbreitet und zu gelesen, als daß nicht auch direkte Nachahmungen hätten kommen müssen, es war aber auch ein zu überragendes Werk, als daß diese an ihr Vorbild hätten heranreichen können. Doch beschränken sich diese Nachahmungen auf Deutschland. Das übrige Europa, das seine gesamte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abenteurerliteratur über unsere Grenzen warf, nahm von dem bedeutendsten Werk jener fast internationalen Abenteurerliteratur keine Notiz. Es fand keine Übersetzung und ist auch jetzt noch im Ausland wenig bekannt. Die Repräsentation übernahm nach außenhin fast allein Lesages Gil Blas.

Wie der Simplizissimus aus den Schelmenromanen entstanden war, so fallen die besten der Simpliziaden jetzt wieder auf die Stufe und Bedeutung der Schelmenromane zurück, die nun als deutsche Werke in unserer Literatur zu leben beginnen. Wohl die bedeutendste ist der „Simplicianische Weltkukker oder abentheuerliche Jan Rebhu" (1678), den der Österreicher Johann Huber verfaßte. Ein Buch voller Phantasie und Erlebnisse, voll gründlicher Kenntnisse volkstümlicher Sagen und Gebräuche, voll Witz und Belesenheit, die der Verfasser in seinem „Printz Adimantus" (1678), nicht ohne Kenntnis des Don Quijote, gegen den Amadis und seine Nachfahren ins Feld führt. Simpliziaden im engeren Sinne sind „Des Frantzösischen Kriegs-Simplicissimi hochverwunderlicher Lebenslauff" (1682), „Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus" (1683) und „Der Simplicissimus Redivivus" (1743), der den Helden Grimmelshausens aus dem Grabe wieder auferstehen läßt. Diesen haben sich die drei Werke zum direkten Vorbild genommen und sie zeigen alle drei übereinstimmend den gleichen Fehler, daß sie aus Mangel an künstlerischer Konzentrationskraft die Erlebnisse des Simplizissimus nicht romanhaft genug gestalten konnten. Ihre Werke sind Romane, solange ihre Verfasser erfinden, sie werden historisch (Frantzösischer und Simplicissimus Redivivus) oder geographisch (Ungarischer Simplizissimus), sobald die Verfasser Grimmelshausens persönliche Kriegserlebnisse durch das Studium historischer oder geographischer Werke ersetzen mußten.

Geographische Diskurse, lange Reisebeschreibungen dringen nun überhaupt in immer stärkerer Weise in den gesamten volkstümlichen Roman hinein. Die zahlreichen und phantastischen Nachrichten über fremde Völker, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche, die nach dem Zeitalter der Entdeckungen in immer breitere, immer wundergläubigere Kreise gelangten, hatten eine leicht begreifliche Neugier und Spannung geweckt. Je unglaublicher die Geschichten, um so lieber waren sie dem Volk. So wurde denn aus Unkenntnis, aus Sensationslust und Renommiersucht aufs herzhafteste gelogen.

Schon der Amadis war ein weitgereister Mann; mit Vorliebe trieb er sich im Lande der unwahrscheinlichsten Möglichkeiten, im Morgenland, herum. Auch der Pikaro kam bettelnd durch die Welt und der Simplizissimus hat mit Ausnahme Amerikas alle Kontinente gesehen. „Aufschneiden ist keine Kunst," gesteht er selbst, „sondern in jetziger Zeit fast das gemeinste Handwerk", und im 14. Kapitel des sechsten Buches schildert er in humorvoll-satirischer Weise, wie er selbst durch die tollsten Lügereien geduldige Zuhörer von seinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiten Reisen überzeugt hat. Christian Reuter hat diesen Zug seiner Zeit satirisch verwertet in seinem humoristischen Reiseroman: „Schelmuffskys Warhafftige, Curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung Zu Wasser und Lande". (1696.)

Über das Leben des Verfassers, eines verbummelten Leipziger Studenten, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Vorfahr des Mecklenburger Fritz Reuter gewesen ist, waren wir lange im Unklaren. Jetzt wissen wir, daß Christian Reuter, 1665 im Anhaltischen geboren, seine Satire zunächst aus rein persönlichen Motiven, aus Rachsucht gegen seine Hauswirtin geschrieben hat. Rosine Müllers nichtsnutziger Sohn Eustachius, der seiner Mutter Geld in den Dörfern von Leipzigs Umgebung vertrank und dann mit weiten Reisen renommierend und abgerissen wieder zurückkehrte, ist Reuters nächstes Vorbild gewesen. Aber dadurch, daß er diese Einzelerlebnisse der alten Hamburger Volksfigur des Schelmuffsky unterschob, hob Reuter das Individuelle ins Typische, gab er eine Karikatur jener Klassen des Bürgerstandes, die über die Grenzen ihres Vermögens und ihrer Bildung hinaus in höhere gesellschaftliche Sphären sich drängen wollten, schrieb er eine glänzende, auch den modernen Leser noch fesselnde Satire auf dumme Unwissenheit und kindische Prahlsucht.

Schelmuffsky nennt sich selbst einen bescheidenen Mann, der zeit seines Lebens kein Geprahle und Aufschneiden gemacht. Damit man aber von ihm nicht glaube, daß er immer nur seiner Frau Mutter die Bratäpfel aus der Ofenröhre genascht, so wolle er seine wunderliche Geburt und seine gefährlichen Reisen und Taten zu Wasser und zu Lande doch noch zu Druck befördern lassen. Und nun hören wir von seinen Abenteuern mit dem Herrn Bruder Grafen, mit seiner Liebsten Charmanten und seinen Tanzkünsten mit Ihrer Hoheit, der Frau Großmogulin. Von dem schmutzigen Dorfe Rom, wo die Bauerleute ihren Käse in Dreckschüten feilhalten, vom Wunderlande India usw. Und alles dies und vor allem sein eigenes selbstsicheres Benehmen in all den Abenteuern und Liebesaffären, weiß der „brav' Kerl" mit solcher — „der Tebel hohl mer" — überzeugten Sicherheit und beinahe genialischen Prahlkunst vorzutragen, daß man fast versucht ist, seine Erlebnisse zu glauben.

Den allerweltsklugen Bürger hatte schon das „Lalenbuch" lächerlich gemacht, hatte schon Eulenspiegel an der Nase herumgeführt. Die Albernheit aber des die Manieren und Gepflogenheiten des Adels rein äußerlich nachäffenden Bürgertums hat nie einen besseren und witzigeren Vertreter gefunden als diesen renommierenden Plebejer Schelmuffsky. Und das ist der große Unterschied zwischen diesem Helden und dem Lügenkavalier von Münchhausen, der eben nur das Aufschneiden mit seinem Vorläufer gemein hat.

Weil aus persönlichen Verhältnissen erwachsen, hat der Schelmuffsky für die Geschichte unseres Romans keine besondere Be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutung gehabt. Er fand keine direkten Nachahmungen und ist nur von singulärer Bedeutung.

Um so stärker drängt sich nun der Schelmenroman im weitesten Sinne in den Vordergrund. Noch wurden die alten Übersetzungen aus dem Spanischen gelesen, daneben treten von Frankreich und Holland her neue Pikaros auf den deutschen Büchermarkt und wie die Simplizissimi marschierten nun auch die Aventuriers die gleichen Bahnen wie ihre südländischen Vorbilder. Es ist ganz unmöglich, die jetzt immer reicher anschwellende Abenteurerliteratur nach den jeweiligen Modetiteln zu trennen, die der Held sich gerade erwählte. Und wenn auch zwischen einem Pikaro, einem Simplizissimus und Robinson die größten Unterschiede sind, so können doch alle die Landstörtzer, Simplizissimi, Aventuriers und Robinsone nur unter dem gemeinsamen Namen „Abenteurer" zusammengefaßt werden. Denn alle diese Richtungen, mochten sie nun aus Spanien (Pikaro), aus Frankreich oder Holland (Aventurier), aus England (Robinson) oder Deutschland (Simplizissimi) stammen, waren so ineinander verschmolzen, daß der Zufall aus einem Aventurier einen Robinson machte, daß Pikaros als Aventuriers wieder erschienen, daß Robinsone kein Meer gesehen und Simplizissimi keine Kugel hatten pfeifen hören. Alle diese Helden der Volksliteratur besaßen ein viel zu zähes Leben, um bei dem Auftreten eines Konkurrenten sang- und klanglos zu verschwinden: so nahmen sie nur die neue Maske vor und begannen jugendfrisch ihr Leben von vorne. Von 1700 bis 1750 beherrschte eine Abenteurerliteratur von ganz enormem Umfange fast gänzlich die weniger gebildeten Volksschichten, eine Abenteurerliteratur, in welcher der Begriff des Romantischen meistens mit dem Begriff des Polizeiwidrigen zusammenfiel.

1714 eröffnete „Der kurtzweilige" die lange Reihe der Aventuriers. Sie stammen aus Holland, wo der auch in seinem Leben recht pikareske Arzt Nicolaas Heinsius nach französischen Mustern den Schelmenroman begründet hatte. Wer den „vermakelijken avanturier" ins Deutsche übertrug, ist nicht bekannt. Wie das Volkslied kennt auch dieser volkstümliche Roman nur selten den Verfasser. Nennt sich aber der Herausgeber, so wählt er meistens ein Pseudonym, wie ja auch Grimmelshausen durch Jahrhunderte hinter der langen Reihe seiner Akrostichen verborgen war. Das Werk in seiner beachtenswert sicheren Technik, mit seinem reichen kulturhistorischen Inhalt ist für die weiteren Werke der Volksliteratur von nicht geringer Bedeutung gewesen. Doch kehren diese zum größeren Teil zum Schema des Schelmenromans zurück, der andere erkor sich den Robinson zum Vorbild.

Dieser war 1719 in England erschienen und machte sofort in der gesamten gebildeten Welt ein Aufsehen, das fast so abenteuerlich ist wie die Geschicke seines Helden und das sich nur dadurch erklären läßt, daß ein in der Luft liegender Stoff zwei beliebte Richtungen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jener Zeit, das Abenteuerliche und das Moralische, zu einer Einheit verschmolz. Gemeinsam, aber nicht verschmolzen hatte ja die gesamte Abenteurerliteratur diese Richtungen gekannt: alle Romane sind durchsetzt von moralischen Diskursen.

Auch in der Luft lag der Stoff. Schon Simplizissimus wird samt einem Gefährten durch einen Schiffbruch zu einem einsamen Leben auf einer Insel gezwungen. 1682 hatte Happel nach spanischem Vorbild das Leben des „Insulanischen Mandorell" beschrieben, nun gab des schottischen Matrosen Selkirk wirkliches und wahrhaftiges Robinsonleben Defoe den Anstoß zu seinem Werk. Es paßte mit seinen Abenteuern in die volkstümliche Richtung unserer Literatur, fügte sich mit seinen Moralisationen, seiner ganzen Idee aber auch den intellektuellen und religiösen Strömungen der Zeit ein.

Der Pietismus hatte in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts das religiöse Gefühl breiterer Kreise durchdrungen. Männer wie Arndt, Andreä, Gerhard, vor allem Spener, predigten Verinnerlichung der Religion, bedingungsloses Vertrauen zu Gott dem Herrn, werktätige Liebe. Mit dem langsamen Erwachen und Erwachsen der inneren Kräfte des Volkes, mit der Vernarbung der tiefen Wunden, mit der Selbstbesinnung auf eigene Kraft und der Zuversicht auf bessere Zeiten war der Pietismus groß geworden. Er war in der helfenden und haltenden Stärke seines kindlichen Gottvertrauens der Trost und der Sporn, der Vergangenes vergessen und Neues wagen ließ. Er schob durch seine stete Betonung der Nächstenliebe und der Wohltätigkeit all die einzeln ringenden Kräfte zu gegenseitigem Stützen und gemeinsamem Streben ineinander.

Volkstümliche Literatur hat niemals Tendenzen verschmäht, sie nahm damals auch diese pietistischen in sich auf. Denn im Robinson wurde alles, was die Herzen der Besten unserer Zeit bewegte, in einer Form zum Ausdruck gebracht, die nicht nur allgemein verständlich war, sondern auch dem Unterhaltungsbedürfnis weitester Kreise entgegenkam. Auch über dem Helden dieser einsamen Insel waltet ganz sichtbarlich die Wunderhand des Höchsten. Von Stufe zu Stufe führt ihn eine gütige „Providenz" zum Gebet, zur Bibel, zu Gott heran. So durchdringt ihn allmählich ein tiefes Gefühl der Humanität und Menschenliebe. Auf der kleinen Insel, wo er und Freitag Protestanten, der Spanier Katholik und Freitags Vater Heiden sind, herrscht vollkommene Duldung und Glaubensfreiheit, aber das Leben all dieser Menschen durchdringt ein tiefes und echtes religiöses Gefühl. Hiezu kam die ethische Kraft, die in Robinson lebte: ein kleiner König, voll Selbstvertrauen, voll gesunder Kraft, der seinen aufgeklärten, nicht beengten Blick immer auf das Nächstliegende und das Leben in seiner wirklichen Gestalt gerichtet hatte. Das alles wirkte auf die lesenden Deutschen wie eine Offenbarung, eine Befreiung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber, was viel gelesen, wird zerlesen; was aus der Erkenntnis Weniger in die Beliebtheit der Masse sich drängt, verliert an Tiefe, was es an Breite gewinnt. So ging der philosophische Grundkern des Robinson, der in der Selbsthilfe eines Schiffbrüchigen den Kulturgang der Menschheit selbst bis zur Staatenbildung zeigte, bald verloren; hatte doch Defoe selbst im zweiten Teil nur phantastische Abenteuer aneinandergereiht. Nun bemächtigte sich das Gemüt der Deutschen der einsamen Insel und wandelte das Ideal, nach dem man strebt, zum Idol, von dem man träumt in ruheloser Gegenwart; bemächtigte sich die Phantasie der Insel und schuf aus ihrer Einfachkeit und Wirklichkeit ein Fabelland voll Wunder und Abenteuer; bemächtigte sich rohestes Unterhaltungsbedürfnis des Themas und zog es zu sich auf das Niveau plattester Alltäglichkeit herab.

Die Nachahmungen der letzteren überwogen beiweitem. Jede Nation hatte ihren Robinson, bald auch jede Provinz; es gab westfälische, kurpfälzische, brandenburgische usw., es gab medizinische, philosophische und geistliche, man numerierte mit I und II und III, schließlich tauchte auch (der Pikara, der Aventuriere und Madama Courage folgend) eine Madame Robinsone und eine Jungfer Robinschen auf, dickleibige Werke schilderten, sogar mit Illustrationen, die Insel des Schiffbrüchigen, die pädagogische Kinderliteratur zog das Buch auf ein gänzlich falsche Vorstellungen hervorrufendes Niveau herab — kurz, man versteht den Stoßseufzer jener Zeit, daß „man mit denen Robinsonen die ganze Elbe zudämmen würde können", man versteht die Riesenarbeit in Ulrichs „Robinson und die Robinsonaden", das auf 250 Seiten nur hierher gehörige Büchertitel bringt.

Es lohnt sich nicht, aus dieser robinsonadischen Abenteurerliteratur einzelne Werke zu besprechen; anders ist es mit einer zweiten Klasse deutscher Nachahmungen, die das Robinsonmotiv in einer ihr eigentümlichen Weise weiter ausbildete und an deren Spitze Schnabels „Insel Felsenburg" steht.

„Der Unterschied des ‚Robinson Crusoe' und der ‚Insel Felsenburg'", schreibt Hettner, „ist der Unterschied der öffentlichen Verhältnisse Englands und Deutschlands". Wie stark mußte der politische Druck, die soziale Gebundenheit jener Zeit sein, daß (Rousseau vor Rousseau) ein solcher Schrei nach Freiheit, nach Gleichheit, nach Natur sich losringen konnte. Moscherosch war noch Satiriker gewesen, Logau voll sprühender, ätzender Schärfe, Swift schwang grade seine blitzblanke Klinge in England, Schnabel, der gräflich stolbergische Hofbalbier, wurde sentimental, idyllisch: er flieht in die Utopie. Und blieb dabei ein Dichter.

Der englische Robinson ist ein praktischer Mensch, der mit seiner Zwangslage sich abfindet, der innerhalb dieser Zwangslage das bestmögliche Gute schafft, der aber nie in seine Idylle als

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selbstzweck sich verliert; sobald sich ihm die Gelegenheit bietet, kehrt er bewegt, aber freudig in seine Heimat zurück. Albert Julius aber, der eigentliche Robinson der Insel Felsenburg, ruft seinen Enkel, ruft tatkräftige Männer, die ihr Glück finden wollen, zu sich heran auf die Insel des Friedens. Alles, was wir Deutsche uns träumen konnten von staatlicher Ordnung, von geselliger Güte, von Ungebundenheit und Einfachheit und Glück, ist dort verwirklicht: ein Traum, wie er seit Platos idealem Staat, seit Morus' Utopie immer wieder geträumt wurde. Und doch nur wieder ein Traum für die Reichen und Tiefen, für jene, die inneren Frieden wollten, nicht äußeres Glück. So geht es wie ein Klingen von reifer, gebändigter Klarheit durch die vielen Einzelberichte der verschiedenen Inselbewohner, einer Reife und Ruhe, die um so tiefer erscheint, als alle Helden weit draußen in der Welt viel Unglück und Leid haben erdulden müssen. Oder auch angerichtet haben. Immer aber ist das Leben der Wirklichkeit das schlechte, an das wie ein goldener Herbst, wie ein warmer sonniger Abend das Leben auf der Felsenburg sich anschließt.

Doch nur ein Traum für innerliche Menschen. So sanken die Nachahmungen schon bald wieder zurück: sie streiften das Ethische, das Motiv der Weltflucht ab und bewahrten nur das Stoffliche, die Abenteuer. Ihre Helden kannten nicht mehr die Sehnsucht nach einer edleren Welt, sondern mühten sich alle, mit ihren Schätzen in die Heimat zurückzukehren.

Durch die „Felsenburg" weht ein erfrischender Hauch echtester Poesie. Es steckt viel Wärme in dem Buch, viel Innerlichkeit und deutsches Empfinden. Und eine äußerst bemerkenswerte Kunst der Charaktererziehung. Vieles, was immer dem englischen Familienroman als Verdienst angerechnet wird, ist hier schon vorgebildet. Der hartherzige und verbrecherische Lemelie, die echt deutsche, reine, liebe Concordia und ihr vornehmer und kluger Albert Julius sind Figuren von einer Echtheit und Lebendigkeit, daß der Leser sie nicht leicht wieder vergißt. Mit welcher Zartheit, welchem Herzenstakt der Empfindung ist es geschildert, wie die beiden letzteren allein auf der einsamen Insel zur Gattenliebe sich finden. Ein wie feiner, wenn auch erst leise tastender Sinn für Natur! Daß dazwischen auch die Zeit durchbricht mit Plattheit und Roheit, ist natürlich, aber viel echtes Gold ist vorhanden; Tieck hat es in seiner Ausgabe von 1832 zu heben gewußt.

Wir stehen am Ende einer bedeutenden Epoche, am Ende jener volkstümlichen Abenteurerliteratur, die aus spanischen Einflüssen den Simplizissimus, aus englischen die „Felsenburg" erwachsen ließ. Noch reichen minderwertige Nachahmungen durch Jahrzehnte, aber sie bedeuten nichts mehr: eine neue Zeit steht vor der Tür, die schon in der „Felsenburg" sich ankündet, eine Zeit, die in drängendem Reifen dem großen deutschen Roman entgegenwächst.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch der Simpliziſſimus und die „Felſenburg“, die bedeutendſten Werke, die wir haben nennen können, waren aus fremder Wurzel zu deutſchem Gewächs geworden. Der Simpliziſſimus größer, feſter, packender, geſunder, die „Felſenburg“ weicher, zarter und inniger. In einem berühren ſie ſich, in jenem echt deutſchen entſagenden Zug, der nach dem Innerſten drängt: aus der „Inſel Felſenburg“ ſpricht er faſt zuviel, aus dem Simpliziſſimus in der Epiſode des Schiffbrüchigen. „Hier iſt Friede, dort iſt Krieg.“ Was ſoll er in Deutſchland, „wo alles Raub, Mord und Plünderung iſt, wo Laſter der Wolluſt, Freſſen, Saufen, Spielen kamen, als endlich Frieden dem armen Volke ward!“ So kehrt er zu Gott zurück und wendet ſich müde von der Welt und ihrer Tätigkeit. Es iſt das ergreifende Ende eines ganzen, eines echt deutſchen Mannes, der ſein eingenes Selbſt wieder ſuchen will nach den Stürmen des Lebens.

Nächtliches Lied.

Von Michael Gabriel Lap.

Meine Seele gleitet zur Nacht hinaus,
Zu ſchweſterlich trautem Umfaſſen,
Sie nimmt eine Schale voll Sehnſucht mit,
Mein Lieben und zorniges Haſſen.

Und weinend zieht durch den Dämmergrund
Die irrende Seele voll Bangen,
Sie ruft nach Liebe, nach Lenzesluſt
In keuſchem Jugendverlangen.

Die düſtere Ferne nicht Antwort weiß,
Die Nacht will Tag nicht werden,
Und ſchwarze Wolken am Himmel grau
Zieh'n fort wie Schattenherden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im neapolitanischen Bergland.

Skizze von **Marga Hammasch.**

Wolkenlos, tiefblau leuchtet der Himmel. Fern am Horizont, wo der goldene Sonnenball untertaucht in den silberglitzernden Spiegel des Golfes von Neapel, hat sich die Bläue aufgelöst in zarte Farbensymphonien, in irisierenden Schimmer. Der Vesuv, der den Tag über rötlich gefärbt schien, hat sich jetzt in ein abendlich ernstes Schwarz gehüllt, nur um seinen Gipfel kreist noch das dünne, silberhelle Rauchwölkchen. Ueber der weiten Ebene, dem großen Trümmerfeld von Pompeji und den mächtigen Pinien, deren Kronen wie einsame, dunkle Inseln aus den fruchtbaren, reichbesiedelten Gefilden aufragen, liegt Abendfriede. Aus luftiger Höhe sehen wir von der großen Terrasse des Hotel Weiß in Castellammare auf diese Herrlichkeit hinab. Leise und gedämpft, verschmolzen mit fröhlichem Vogelgezwitscher, hören wir den Lärm der kleinen, dicht bevölkerten Stadt, die uns zu Füßen liegt. Wir atmen die süßen Düfte der blütenbesäten Orangen- und Kirschbäume, der zartblauen Glyzine und so mancher Blumen und Blüten in den Gärten, die uns umgeben. Stolz und stattlich sieht der mächtige rote Palazzo „Weiß" in die Welt hinaus. Er hat wohl eine bewegte Geschichte, denkt man unwillkürlich bei seinem Anblick. Und als wir eines Abends auf der Terrasse plauderten, begann unser Gastgeber — ein ehemaliger österreichischer Offizier — von seinem Erbauer zu erzählen. Avitabile hieß er, der diese festen Mauern hier auftürmen ließ. „Avitabile?" fiel ihm ein Engländer ins Wort, „diesen Namen habe ich oft in Indien gehört, wo ich durch Jahre Richter gewesen." — „Ja, es ist derselbe General Avitabile, der Gouverneur in Peshawur war. In Agerola, einem kleinen Bergnest, das in malerischer Lage hinabblickt auf den Golf von Salerno, auf Amalfi und Capri, von wo die Blicke an klaren Tagen fast bis nach Sizilien vordringen, ward Avitabile geboren und aufgezogen."

Diese Schilderung von Agerola hatte unser besonderes Interesse erregt und an einem herrlich schönen Morgen machten wir uns auf, es zu besuchen. Zuerst führt unser Weg durch das Städtchen Gragnano, das fast ausschließlich von der Fabrikation der berühmten Maccaroni zu leben scheint, die von hier aus in die ganze Welt, hauptsächlich nach Amerika, wie man uns mit Stolz erzählte, ausgeführt werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jedes Haus fast ist eine Maccaronifabrik, in allen Räumlichkeiten, in allen Zimmern und Gängen sehen wir Stange an Stange, auf denen die goldgelben Strähne zum Trocknen hängen, alle Fenster und Balkons und auch Teile der Straßen und Plätze sind damit dekoriert.

Hinter Gragnano zieht sich die Straße den Berg hinan. Zuerst ist es noch das friedliche, freundliche Bild des Südens, das uns umgibt, blühende Obstbäume, weiß in weiß glitzernd und funkelnd. Kein dunkles Gezweige sehen wir, kaum lugt ein schwarzes Ästchen hervor. Deckt denn noch des Winters flockiger Schmuck Bäume und Sträucher, oder sind es duftende Blütensterne, die die linde Sonne in den ersten Frühlingstagen schon hervorgezaubert hat? An die grell im Sonnenschein leuchtenden Mauern einsam liegender Häuschen sehen wir stachlige Kakteen gelehnt und duftende, rote Levkojen schmiegen sich den fruchtbeladenen Orangenbäumen zu Füßen. Auf dem gegenüberliegenden Hügel erglänzen auf weißem Mauerwerk die gelben Majolikaplatten einer Kirchenkuppel. Daneben ragt ein mächtiger, ernst und düster blickender Campanile auf: eine hochbetagte Cypresse, deren Alter auf achthundert Jahre geschätzt wird.

Je höher wir kommen, desto ernster wird die Landschaft. Romantische Gebirgstäler öffnen sich, in denen sprudelnde Bäche herabeilen. Grau und verfallen ist das Mauerwerk einsamer Behausungen, altehrwürdiger, grünbemooster Mühlen. Dichte Schleier üppigen Schlinggewächses hängen von den Felswänden herab und umkleiden die Ruinen kühn gewölbter Brückenbogen. Feierliche Stille liegt über dem Bergland. Von der Felsenkuppe des Monte Sant Angelo, wo noch tiefer Schnee liegt, weht eine kräftige Brise herab. Die wenigen Menschen, denen wir begegnen, scheinen ernst und zurückhaltend, man sieht es ihnen an, sie sind Kinder der Berge. Obwohl jeder Fremde in dieser Gegend eine Seltenheit ist, bleibt er doch völlig unbehelligt, ja selbst die Kinder, die unten im Tal noch manchmal ganz verschämt aus einem Versteck: „Signor, un sor!" nachrufen, sehen uns hier schweigend an, in scheuer Verwunderung.

Vor ein- oder zweihundert Jahren mag es hier wohl weniger geheuer gewesen sein. Mochten in den Dörfern auch damals ehrliche Landleute gelebt haben, so waren die weltentrückten Verstecke in den Schluchten und Wäldern ein Lieblingsaufenthalt lichtscheuer Gesellen, die sich hier in vollster Sicherheit fühlten, da kein gebahnter Weg die Bergwelt mit der Zivilisation verband. Auch manche tüchtige, ehrenwerte Männer, die man in Neapel verfolgte, weil sie ihrer Partei treu geblieben und nicht, dem ewigen Wechsel der politischen Lage folgend, bald diesem, bald jenem Könige sich anschlossen, haben hier in diesen entlegenen Ortschaften sich niedergelassen.

Aus dem hochstämmigen, zart sprießenden Walde, aus dem dichten Gewirr blütenbesäter Ginstersträuche kommt ein Reiter hervorgesprengt, eine hohe, kräftige, stattliche Erscheinung. Ist's Fra Diavolo, der berühmte Brigante, der einst hier gehaust? Kommt er hervor aus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinem Versteck, einen verwegenen Waffenplan umzusetzen in blutige Tat? Der junge Mann, der auf seinem Maultier an uns vorbeireitet mit Feldherrnstolz und ritterlicher Eleganz, mag vielleicht ein Nachkomme solch ränkelustiger Gesellen sein. Oder fließt in seinen Adern noch ein Tropfen vom Blute jener blonden gotischen Recken, die, nach dem Bergplateau von Agerola zurückgezogen, unter König Teja dem byzantinischen Feldherrn Narses den letzten, verzweifelten Widerstand leisteten? Dort oben in den Bergen ward jene hochbedeutsame Entscheidungsschlacht gekämpft, in der der Goten Macht zusammenbrach. Kriegerischer Sinn mag seit diesen Zeiten fortgelebt haben in den einsamen Bewohnern der Bergwildnis.

Bewundernd sehen wir hinab auf den Golf von Neapel, auf das blaue, tief dunkle, unermeßliche Meer, den Vesuv, der immer kleiner und kleiner wird und wie ein Bild des Friedens und der Ruhe die Häuser zu beschirmen scheint, die als weißer Kranz zu seinen Füßen liegen. Unglaublich möchte es uns dünken, daß von ihm so oft Flammensäulen zum Himmel aufstiegen, daß er am hellichten Tage schwarzen Odem der Nacht aushauchte, Schwefeldampf, Rauchwolken und Lapilliregen über die Gegend ausgoß. Tiefe, unauslöschliche Spuren mag dieses Bild in die Herzen aller gezeichnet haben, die es geschaut. Ob nicht so manches verwahrloste, morsche Seelenleben in Furcht und Schrecken zusammenbrach wie die Bauten unter dem Strome der Lava, ob nicht viele der auf sicherer Bergeshöhe Geretteten dankbaren Sinnes ein besseres Leben neu aufbauten auf dem Felsengrund überzeugter, alles durchdringender Religion?

Zwei Mädchen begegnen uns. Auf dem Kopf balancieren sie mit bewundernswerter Geschicklichkeit und Grazie große Bündel, während ihre Finger in emsiger Geschwindigkeit mit einer Strickerei beschäftigt sind. Edel und feingeschnitten sind ihre Züge, sittsam und bescheiden die seelenvollen, schwarzen Augen; da sieht man nichts von den frechen, frivolen Blicken, die uns an den Städterinnen so oft empören. Welche Macht der Zivilisation ist wohl bis hinauf in diese entlegenen Dörfer gekommen, welche Erziehungskunst bildete die Herzen dieser armen Mädchen, die weder lesen noch schreiben gelernt? Eine Macht ist's, die auch in die einsamste, weltverlassenste Gemeinde Einzug hält, die still und geräuschlos wirkt und arbeitet, immer weiter, immer weiter, die all die vielen Gewalten siegreich überlebt, die unten im Tal einander befehden, und in der Tiefe unschuldsreiner, weltverborgener Seelen herrliche Triumphe feiert!

Ein langer, finsterer, frostiger Tunnel durch den breiten Rücken des gewaltigen Monte Sant Angelo und wir sind auf dem Hochplateau von Agerola. Im hellen Sonnenschein liegen die Ortschaften vor uns. Friedlich und freundlich gebettet in grünende Felder, eingeschlossen von den hohen Mauern der Berge. Einfach und primitiv grau und geschwärzt sind die Häuser, ohne Mörtel und Bewurf. In dickem Qualm kommt aus der Küchentür der Rauch hervor. Trotzdem geben sie ein malerisches Bild ab mit ihren holperigen, grünumrankten Steinstiegen und den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

behäbigen Rundbogen der Loggien, unter denen rote Levkojenstöcke weithin leuchten. — Nun ist's das Dorf Acampora, das wir durchqueren, hier die ärmliche Dorfkirche mit dem Marmorgrabmal des Generale Avitabile, ihr gegenüber das Haus, in dem er geboren wurde. San Lazzaro am Rande des Plateaus, wo die Felsen viele hundert Meter steil hinabfallen in den blauen Golf von Salerno, ist unser Ziel.

„Beata solitudo, sola beatitudo" steht in großen Lettern über dem Tore, durch das wir den einstmaligen Besitz Avitabiles betreten. Ja, „selige Einsamkeit". Wo fühlt sich wohl das Menschenherz freier als auf luftiger, sonniger Bergeshöhe, wo uns die erquickend reinen Lüfte umwehen, wo wir tief unten den Staub der Straße aufwirbeln sehen und den Rauch armseliger Menschenbehausungen, die wie Schwalbennester an die Bergesabhänge geklebt scheinen? Zu unseren Häupten der unermeßlich hohe, dunkelblaue Himmelsdom, in der Tiefe das unbegrenzte, glitzernde Meer und zu unseren Füßen unbezwingliche Felsmauern, denen emsiger Fleiß nur hin und wieder kleine Flecken fruchtbaren Bodens abzutrotzen vermochte. Ja, hätte hier ein heiliger Benedikt eine fromme Klostergemeinde gegründet, dann würde sich das Wort bewahrheitet haben: beata solitudo, dann würde auch hier heiliger Friede das Gotteshaus umweben wie auf dem Felsenthron von Monte Cassino, und sich segenspendend weit ergießen über Land und Leute.

Doch ein anderes Los ward diesem Fleckchen Erdenparadies bestimmt. Des Abends, wenn das Sonnenlicht verglommen ist und tiefes Dunkel die Erde umhüllt, dann, so erzählt der Volksmund, ist der Friede von dieser Stätte gewichen, der Geist des Avitabile erwacht in den ausgestorbenen Gemächern des ruinenhaften Palazzo, er schweift wehklagend umher. Hier in seiner beata solitudo, wo er in Ruhe und Frieden den Schluß eines wildbewegten Lebens verbringen wollte, verfolgen ihn auf Schritt und Tritt, drohend, quälend, rachedurstig die bleichen Geister jener Unglücklichen, die im fernen Indien seiner Grausamkeit zum Opfer gefallen sind.

Am sonnenhellen Mittag ahnt man nichts von all den grausigen Sagen und Erinnerungen, die dieses alte, kriegerisch in die Welt blickende Gemäuer umschatten. Welcher Reichtum an Farben ist ausgegossen über den schillernden, flimmernden, glitzernden Meeresspiegel, welch träumerischer Duft umwebt die Felsennadeln der Faraglioni bei Capri, wie zart die bläulichen Schleier, die den Golf von Salerno umspannen bis hinab gegen das Südende des italienischen Kontinents! — Zu Füßen eines alten Turmes sitzt ein jugendlicher Ziegenhirt, stolz und siegesgewiß blickt er hinaus in die Ferne. So mochte einst der junge Avitabile hinabgesehen haben, stolz im Gefühle seiner Kraft. Bis hinauf in die Bergwildnis, an das Ohr des Knaben war die Kunde von den glänzenden Waffentaten eines Napoleon und eines Murat gedrungen. Der Mut des Jünglings schwillt, auch er muß zu den Waffen greifen, er zittert nicht, nein! Er muß ein Feldherr werden, ein mächtiger, kühner Befehlshaber. Oft sagte der Vater „Paoluccio, unsere Ahnen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren einst Fürsten auf Korfu, denk daran! auch du werde ein Mann, ein tapferer Soldat!" — Wie klein sehen die Bauten da unten aus an der Felsenlehne, die Häuser von Prajano, ja selbst der große, herrliche Dom von Amalfi. So klein und unscheinbar, leicht überwindlich dünkt den Jüngling die ganze Welt. Wie dieses Landschaftsbild, so soll ihm einst hoch und niedrig, arm und reich zu Füßen liegen. Die scharfen Augen des Jünglings blitzen; es sind nicht die Augen eines träumerisch abenteuerlustigen Knaben, nein, eiserner Manneswille ist eingezeichnet in seine jugendlichen Züge. — Ein Vogel kreist hoch in den Lüften über Paoluccios Haupt: treffsicheren Auges blickt er ihm nach, jede Fiber in seinem Antlitz ist gespannt, er hebt den Hirtenstock, als wär's ein Gewehr, doch — „Maledetto!" — zornig fährt er aus mit der Rechten in weitem Bogen und schleudert den Stock hinab in die Tiefe, daß er hinuntersaust über Felsen und Felsen. Lachend, in wild ausgelassenem Hohn ruft er ihm nach: „Ja hätt' ich dich zerschmettert, du Schurke, der mir Vaters Gewehr gestohlen!"

In einem armseligen Hause dringt aus der Tür eines finsteren, kellerartigen Raumes ohrenzerreißendes Heulen und Schreien. Paoluccio geht vorüber, er späht hinein ins Dämmerlicht. In einem Winkel, auf ihre dürftige Lagerstätte gekauert, stöhnt die alte Witwe Buonocore. Doch der Jammer der Alten rührt Paoluccio wenig, seine Augen scheinen an die Mauer gebannt. Es ist das Gewehr des alten Buonocore, das da oben hängt; immer sehnsüchtiger, verlangender werden des Burschen Blicke. Da, ein Gedanke fährt ihm durch den Sinn, er tritt ein. Ganz sanft und mitleidig, wie man es ihm nicht zutrauen würde, erkundigt er sich nach dem Kummer der Alten. Ihre Ziege, die einzige, letzte Ziege, das ganze Vermögen, die volle Liebe ihres Herzens, ging ihr verloren, sie hat sich verstiegen, verirrt, das Mütterlein weiß nicht wohin. Ein triumphierendes Lächeln umspielt Paoluccios Mund, er blinzelt nach dem Gewehr. „Jetzt bist du mein!" Mit ritterlichem Edelmut bietet er sich an, Ziegenretter zu sein, er will das gefahrvolle Unternehmen wagen, aber unter einer Bedingung: „Das alte Gewehr, das Ihr dort hängen habt, Mutter, versprecht es mir zum Lohn, dann bring' ich euch eure Ziege, bei Tod und Hölle bring' ich sie euch." — „Ja, ja, mein Sohn, mein Liebster, ja, bring' mir nur meine Ziege, meine liebe, arme Ziege!"

Stolz, strahlend geht Paoluccio von dannen. Alle Ziegensteige kennt er, er weiß die gefährlichen Klippen, wo schon manches vorwitzige Zicklein ein Bein sich verletzt. Ein Freund gesellt sich zu ihm. Zusammen durchstreifen sie die Wälder, klettern über Felsenrücken und lassen sich in tiefe Abgründe hinab. Senkrecht fast erscheint der Absturz des Berges, schwindlig ist der Blick gegen das schmucke Amalfi, dessen weiße Häuser an den gelbroten Bergmauern hinaufklettern, zu unterst so nahe dem blauen Meer, daß die sturmerregten Wogen nicht selten sie bespülen. Die Knaben beugen sich über den Felsrand hinab. Was ist das da unten? Ein weißer Fleck? „Die Ziege, die Ziege!" jubelt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paoluccio. „Da kommst du nicht hinunter, auch du nicht!“ ruft Beppo dazwischen. „Feigling du! ich nicht hinunterkommen? Gleich sollst Du's sehen!“ Und er balanciert schon an der Felsenkante und mustert mit scharfen Blicken die gefährliche Situation. „Da ein Tritt, dort ein Tritt, hier ein Vorsprung im Felsen, eine schmale Ritze als Stützpunkt, dann ein Satz und ich bin unten.“ — „Und wie kommst Du herauf mit der Ziege?“ — „Eins, zwei, drei, Beppo, du kommst mit mir, da kniest du dich nieder, jetzt mit dem rechten Fuß hierher. Du hast Angst, Feigling!“ — „Es geht nicht, nein, ich kann nicht!“ Beppo will fortlaufen. Da reißt ihm der kleine „Generale“ die Joppe von der Schulter. „Die läßt du mir hier, ich binde mir damit die Ziege auf den Rücken. Unsere Freundschaft ist vorbei, merk' es dir wohl, ich lehre dich nicht mehr Speere werfen.“ Paoluccio läßt sich hinab in die Tiefe, er klettert, an die Felsen geschmiegt, behend wie eine Katze. Mit blutenden Händen, blutenden Beinen, den Anzug zerfetzt, erschöpft und keuchend kommt er wieder herauf, die Ziege auf dem Rücken. Das arme Tier war hinuntergefallen, es hatte ein Bein gebrochen. Stolzen Mutes bringt es Paoluccio behutsam zu seiner Herrin zurück. — „So, Mutter, hier ist eure Ziege, nun gebt mir mein Gewehr.“ — „Meine Ziege!“ die Alte springt erregt auf, „o Himmel, meine Ziege hinkt, sie ist krank, halbtot!“ Furchtbares Jammergeschrei bricht los. „Sie ist hinuntergefallen einen hohen, steilen Felsen, ich habe sie gerettet, heraufgetragen, seht, wie zerschunden meine Hände sind, wie blutig und geschwollen meine Knie! So, jetzt gebt mir mein Gewehr, Ihr habt es versprochen.“ — „Das Gewehr meines Carlo für die halbtote Ziege? Nein, das entlockst du mir nicht!“ In Zorn und Angst und Kummer kreischt sie auf. Brennende Glut steigt in die Wangen des Burschen, seine Züge verzerren sich, er will losspringen auf das heißersehnte Gewehr; sie wirft sich ihm in den Weg, er ringt sie nieder, schlägt sie. Beim heiligen Kreuz beschwört sie ihn, loszulassen. Doch ihm ist nichts heilig, er greift nach dem großen Holzkruzifix und schlägt noch fester los auf sein Opfer, bis das Kreuz in Trümmer bricht, dann reißt er das Gewehr von der Wand und eilt hohnlachend, triumphierend mit seiner Beute davon.

Es ist Abend. Vor Avitabiles Haus steht der alte Pfarrer; er war gekommen, ein ernstes Wort mit Vater Bartolomeo zu sprechen über Paoluccio, sein Sorgenkind, das ihm im Katechismusunterricht schon manchen schweren Kummer bereitet. Stolz steht Vater Avitabile da, in seinen Gedanken sieht er den Sohn als Helden, der eine glänzende Probe seines Mutes gegeben; die Mutter aber weint still vor sich hin. Streng ist des Pfarrers Miene. „Habt acht, Vater Avitabile, nehmt Paoluccio das Gewehr, das er sich durch Unrecht und Grausamkeit erworben! Zeigt Ihr heute Eurem Sohne nicht den Ernst, so habt Ihr für alle Zukunft die Zügel aus den Händen verloren. Alle Schranken will der stürmische Knabe durchbrechen, mit Kraft und Mut glaubt er alles zu bezwingen. Vor nichts schreckt er zurück, nichts ist ihm heilig, Ihr seht ja, nicht einmal das Zeichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserer Erlösung! Laßt ihn fühlen, daß über dem Menschen und seinem Tun die Hand einer väterlich gerechten Autorität waltet, und er wird lernen, sich zu beugen unter das ewige Gesetz des Herrn. Zügelt seine Leidenschaften, und sein reger Geist, Geschick und Kraft könnten ihn zum Helden machen; laßt Ihr sie wuchern, so mag er ein Brigant werden, ein Tyrann, der Elend, Tod und Sünde sät und am elendsten in der eigenen Seele verkommt. Laßt es Euch zur Warnung sagen! Wehe, wenn die Eltern blind sind gegen die Fehler der Kinder, sie schmieden selbst ihr Verderben!" Der alte Herr ist in Feuer gekommen und sprüht vor Begeisterung, als stünde er auf der Kanzel. Vater Avitabile sieht ganz zerknirscht zu Boden, hoch und heilig verspricht er, eingedenk zu sein der Vaterpflichten. — Der Pfarrer geht nach Hause, die Begeisterung ist geschwunden, er kennt seine Leute. „Keine Hoffnung!" flüstert er vor sich hin. — Vater Avitabile ist ganz ruhig, er tut, als wäre nichts vorgefallen.

Jahre sind vergangen. Vater Avitabile und Angela, seine Frau, sitzen eines Sonntags vor ihrem Hause. Die Spuren des herannahenden Alters sind in ihre Gesichter gezeichnet, alle Vorbeigehenden grüßen ehrerbietig die Angesehensten und Wohlhabendsten ihrer Mitbürger. Mutter Angela sieht müde und melancholisch in die Welt, wie so viele jener Frauen des italienischen Volkes, denen das Leben mehr Dornen als Rosen gebracht. Ihre Stimme klingt „lamentevole": „Wo wird wohl mein Paoluccio sein? Mir ist es eine Ewigkeit, seitdem ich nichts von ihm gehört." Sie seufzt. „Ja, fünf Söhne, einer im paradiso, einer verschollen, einer krank, schwer krank." — „Paoluccio, ja," sagt der Vater ein wenig kleinlaut, „was aus ihm wohl geworden ist!" Und darauf die Mutter in bitterem Ton: „Wir werden wohl nicht eher von ihm hören, bevor er nicht als siegreicher Feldherr Tausende hingemordet hat in einer grausigen Schlacht, oder bis er selbst zusammengebrochen ist als Opfer Eurer Träume."

Die beiden Alten schweigen. — Ein junger Mann wird in der Straße sichtbar, kräftig und sehnig sind seine Glieder, sonnenverbrannt das Gesicht. „Ist das nicht der junge Petti, der in Persien war und es vom Matrosen bis zum reichen Kaufmann gebracht hat?" sagt Vater Bartolomeo zu sich selbst. Der junge Mann kommt auf ihn zugeschritten und reicht dem Alten einen dicken Brief. „Von Eurem Sohn Paoluccio aus Persien!" — „Er lebt! Geht es ihm gut?" ruft Mutter Angela freudig erregt. — „Ich glaube wohl, daß es ihm gut geht, dem Avitabile Khan, dem der Sultan und alle Großen Persiens huldigen." — „Ihr habt ihn gesehen? Erzählt! erzählt alles!" Das Mutterherz jubelt in Glück! — „Ihr wißt ja, wie sehr er sich gekränkt hat, daß er trotz aller seiner Tapferkeit bei Gaeta nicht Hauptmann wurde. Der Bourbone wollte die nicht auszeichnen, die früher im Heere Murats gekämpft, wenn sie auch noch so mutig seiner Fahne dienten. Ihr könnt Euch ja denken, wie furchtbar Paoluccio gerast hat in Zorn und Grimm, wie er die Waffen von sich warf und fluchend das Schiff bestieg, das ihn nach Algier bringen sollte. Doch dort konnte er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht lange bleiben; alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben, Revolution und Choleraepidemie brachen aus und Paoluccio wählte das beste Los und machte sich aus dem Staube. Zufällig trifft er mit einem einstigen Waffenfreunde zusammen, der in Persien sein Glück gemacht hatte. Schnell ist Paoluccio entschlossen und schifft sich nach Persien ein. Und wirklich dauerte es nicht lange, bis er im persischen Bruderkrieg Gelegenheit hatte, seine Tapferkeit glänzen zu lassen. Der Schah erkannte seine Fähigkeiten und gab ihm den Auftrag, das Heer nach europäischem Muster zu schulen. Paoluccio wird Oberbefehlshaber, Khan, mit allen möglichen Ehren hat man ihn ausgezeichnet. Jetzt ist er so recht in seinem Element als unumschränkter Herrscher; alles muß gehorchen, sich vor ihm beugen, sonst geht's an den Kragen! Die wildesten Kerle selbst haben Respekt vor ihm, per bacco! Ich möchte es nicht zählen, wie vielen er schon hinübergeholfen hat ins bessere Jenseits." — Mutter Angela ist wieder ernst geworden, der freudig jugendliche Schimmer aus ihrem Antlitz ist geschwunden. Bekümmert und leise, als fürchtete sie die Antwort, fällt sie dem jungen Mann ins Wort. „Sagt mir, ist mein Paoluccio glücklich, wie lebt er denn?" — „Orientalisch, ganz orientalisch. Davon habt Ihr keine Ahnung, gute Mutter, wie das Leben da unten aussieht. In einem prächtigen Palast wohnt er, er hält einen Harem, einen großen Harem." — „O figlio mio! Sohn, mein Sohn! Gesù misericordia!" Mutter Angela ist bleich geworden wie Wachs und schluchzt herzzerbrechend. Der Vater aber, gehobenen Sinnes, einen Avitabile Khan Sohn zu heißen, liest andächtig Paoluccios Brief und plaudert noch lange mit dem Heimgekehrten.

Müde und weinend schleppt sich das Mütterlein zur Kirche. Vor dem Tabernakel, zu Füßen dessen, der nicht den Tod, sondern die Bekehrung der Sünder will, fleht und ringt sie um die Rettung des verlorenen Sohnes. Täglich kehrt sie wieder und läßt nicht nach, zu bitten für ihren armen, armen Paoluccio. Und noch einmal, bevor ihr die Augen zum ewigen Schlummer zufallen, schickt sie ihr letztes heißes Erdengebet für ihn zum Himmel.

Spärliche Nachrichten vom großen Generale kommen nach den heimatlichen Bergen. Aber jedesmal, wenn ein Brief aus dem fernen Orient kommt, dann strömen alle Onkeln und Tanten, Vettern und Basen, Neffen und Nichten bei den Geschwistern Avitabile zusammen, um von den neuen Erfolgen ihres ruhmreichen Gevatters zu hören. Die ganze Sippe dünkt sich gar groß und erhaben, da die Kunde kommt, Paolo Avitabile sei, nachdem er seine Stelle in Persien eines aussichtslosen Krieges wegen niedergelegt hatte, Gouverneur der Provinz Wazirabad in Indien geworden. Und noch besser sollte es kommen: „Avitabile, Vizekönig von Peshawur." Mit leuchtenden Augen zerstreute sich die Sippe des Abends und jeder sieht einen Berg funkelnder Dukaten vor sich, das Erbe des großen Onkel-Vizekönigs.

Nur eine kann ob all der Nachrichten nicht froh werden, Maria, die jüngste der acht Geschwister des Generale, das Abbild von Mutter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angela. Bekümmerten Herzens zeigt sie die Briefe ihrem Seelenführer. „Sehen Sie, padre, wie er da schreibt: ‚Gericht gibt es bei uns nicht, wer verdächtig ist, wird aufgeknüpft; zu Dutzenden hängen sie an Markttagen auf den Galgen rings um die Stadt. Wer dem Verbot zum Trotz Ochsenfleisch ißt, hat sein Leben verwirkt, dem Verleumder wird die Zunge abgeschnitten. Ha, es ist ein Theater, all das um sich her zu sehen von der wohlgeschützten Loggia meines fürstlichen Palastes, wo Prunk und Glanz, Schönheit und Liebe zu schrankenlosem Genusse laden.‘ Lesen Sie weiter, padre, o mir graut, es wird schlimm enden!“ — „Ja, Gott läßt seiner nicht spotten!“ Der Priester spricht es ernst und liest weiter in den Aufzeichnungen des Generale.

Ein wolkenloser Tag blaut über dem Golf von Neapel. In den Weingärten, die den kleinen Hügel Salaro umkränzen, der von Castellamare aufsteigt, keimt frühjährliches Grün. Zu den Zeiten der Anjou hatte ein Kloster diesen weitauslugenden Felsen bekrönt, dann aber stand der große Bau Jahrzehnte lang verlassen und einsam da, eine schweigende Ruine in all der sonnigen, fröhlichen Südlandsnatur. Seit wenigen Monaten wieder ist neues Leben in den alten Mauern eingezogen. Emsig wird gearbeitet, gebaut, gezimmert. Der ganze Bau soll neu erstehen, groß, mächtig, festgefügt und sicher. Die Arbeiter werden zur Eile angetrieben, sie dürfen sich keine Ruhepausen gönnen, sonst geht es ihnen schlecht. Eine Herrschergestalt mit finsteren, wild blickenden Augen ist immer hinter ihnen her und kennt keine Nachsicht, kein Erbarmen. Es ist Avitabile, der aus Indien nach dem Heimatland zurückgekehrt ist, reich an Ehren und goldenen Schätzen.

Das Kastell ist aufgetürmt, massig und wuchtig, schmucklos und trotzig blickt es in die Welt. Avitabile hält seinen Einzug und mit ihm der Troß orientalischer Weiber, die er aus Indien mitgebracht. Beim Vollmondschein hallt Instrumentenklang und wüster Gesang vom Salaro hinunter nach der Stadt; doch nicht viele Abende sehen diese Orgien.

Ein Sommermorgen. Die Sonne ist eben hinter dem Monte Sant Angelo heraufgestiegen, da kommen zwei große, mächtige Gestalten im schwarzen Ordenshabit auf Kastell Avitabile zugeschritten. Sie begehren den Generale zu sprechen als Abgesandte Sr. Eminenz des Erzbischofs von Neapel. Ob er will oder nicht, Avitabile muß sie hören. Schweigend überreichen die padri ihm einen großen Brief. Er bricht das erzbischöfliche Siegel auf und liest. Verächtliches Lächeln umspielt seine Lippen: „Also euer gnädiger Herr und Gebieter ist der einzige, der es wagt, dem Vizerè Generale Avitabile Vorschriften zu machen, den die ganze übrige Welt huldigend mit Ehrungen überhäuft?“ — „Sittlichkeit bleibt Sittlichkeit, Recht bleibt Recht, auch wenn ein Vizerè die ewigen Gesetze mit Füßen tritt; mögen alle anderen Fürsten huldigen, der Felsen Petri läßt sich nicht beugen.“ Und der andere padre: „Ein Vizekönig in Indien, wie wir aus sicherster Quelle wissen, hat sich auch gar wenig darum bekümmert, wer es war, der ein Gebot mißachtete.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Avitabiles Augen leuchten, seine Wangen werden blaß und fahl. „Sagt Eurem Herrn, noch keiner Macht hat sich Avitabile gebeugt." — „Faccia al suo piacere, aber der Wille Sr. Eminenz steht unerschütterlich fest. Wenn Ihr diese Stätte nicht räumt, die Ursachen des himmelschreienden Ärgernisses nicht hinausstoßt aus dem Gebiet der ehrbaren Christenwelt, dann soll Euch der König von Neapel zeigen, daß er hier König ist, rè christiano. Und wenn Euch des Papstes Bannstrahl trifft, wenn man Euch an Eurer Heimatstätte flieht und meidet, dann werdet Ihr sehen und fühlen, daß es eine Macht gibt, die auch vor Euch sich nicht beugt."

Zornfunkelnden Auges, drohende Falten auf der Stirn, hat sich der Generale in sein Gemach eingeschlossen. Es ist Abend geworden, ein Vetter spricht bei ihm vor. „Paolo, was ist dir? Ja, auch einen Vizerè verschont das Alter nicht! Du hast niemanden, der dich pflegt." — „Ja, komm' mir nur wieder mit deinen alten Ammenmärchen! Daß euch alle der Abgrund verschlänge! Übrigens quäl' mich nicht länger, um's kurz zu sagen: ich heirate das Mädel, deine vielgepriesene Michela, — fertig. Jetzt aber laßt mich in Ruhe und Frieden!"

Wenige Wochen sind seit diesem Tag vergangen. Palazzo Avitabile sah einen großen Auszug unter Tränen und Schmerzensschreien, aber der Lärm in seinen Hallen ist darum nicht verstummt. Wieder wird gearbeitet, vorbereitet für die Hochzeit des Generale mit seiner jugendlichen Nichte Michela. — Als die Feierlichkeiten vorüber waren, wurde es still im Palazzo, Ruhe war eingezogen, doch nicht das Glück. Avitabile sehnt sich nach den Bergen seiner Heimat. Einsam geht er die ländlichen Pfade, wo er vor fünfzig Jahren die ersten weltstürmenden Pläne geschmiedet, von wo er so stolz und siegesgewiß hinabgesehen auf die armseligen Menschen tief unten zu seinen Füßen. Kann er grollen, daß ihn das Schicksal stiefmütterlich bedacht? Nein, er nicht, der weitgepriesene Vizerè. Ebenso kühn und abenteuerlich, so stolz und ruhmreich wie die Träume der Jugendzeit sie ersehnten, waren die Erfolge seiner Mannesjahre, und doch ist jetzt sein Alter so freudlos und leer. — „Wie sie lauern, bis ich unter der Erde liege und mein blitzendes Gold in ihren Säckel fließt, die Schmeichler! Was ist mir noch lieb auf der Welt? Ihr allein, Berge meiner Kindheitsfreuden. Beata solitudo, sola beatitudo!" ruft er mit Bitterkeit hinaus, daß es widerhallt von den Felsenwänden. „Hier will ich einen Palast bauen, eine Felsenburg, hier in der Einsamkeit, fern von Menschentücke mein ruhmreiches Leben würdig beschließen. Festgefügt und sicher wird der Bau erstehen, daß kein Feind ihn überwinde. Vier Wachttürme sollen hinauslugen an seinen Ecken, daß im Dunkel der Nacht nicht unerkannt der Verräter nahe, Mordgedanken in der Brust. La mort ne surprend point le sage! So wie es auf meinem Palast in Lahore gestanden, so soll es auch hier über dem Tore prangen, allen Neidern zum Trotz und Ärger!" In fieberhafter Eile schwirren hundert Pläne

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch seinen regen Geist, die beata solitudo glaubt er gefunden. Kann sie ihm Glück und Frieden bringen wie jenen gottgeweihten reinen Seelen, die auf einsamer Bergeshöhe im Schatten des eucharistischen Heiligtumes ihre sola beatitudo, ihr einziges Glück, gefunden?

Schon sind die Mauern des Palazzo aufgetürmt, schon blickt der gewaltige Bau gebieterisch und trotzig in die Welt und die Fischer am Meere sehen im Abendgrauen auf der Höhe ein einsames Licht flimmern. Es leuchtet in jenem Gemach, das Avitabile vorübergehend bezogen, um die Arbeiten selbst zu überblicken. — Dunkle Nacht. Das Licht ist erloschen, alles schläft. Nur hin und wieder klingt ein dumpfer Laut aus dem Gemach des Generale; wie das Stöhnen eines Sterbenden hallt es schaurig durch die öden Nachbarräume. — Der Karfreitag-Morgen bricht an, fünf Uhr schlägt es, sechs, sieben Uhr, alles still. Gennaro Lauretano, der Apotheker des Dorfes, wartet und wartet, er hat sich verabredet, frühmorgens mit Avitabile hinunter zu gehen ins Tal. Böses ahnend, aufgeregt, eilt er nach dem Kastell, er reißt die Türen auf und stürzt hinein ins Zimmer des Generale. Bleich und verstört liegt Avitabile im Bett, mühsam hebt er sich empor und ballt die Faust. Keuchend, schäumend vor Wut preßt er die Worte hervor: „Gennaro, sie haben mich vergiftet, Michela und ihr Geliebter. Rette mich, und du wirst sehen, was er vermag, der Generale Avitabile!“

Doch es ist zu spät, alle Hilfe ist vergebens. Gennaro eilt, den Priester zu holen, daß er dem Sterbenden die heiligen Sakramente spende, die er jahrzehntelang mißachtete. Hat der Allmächtige am Grabesrand die Seele des verstockten Sünders gerührt oder hat er ihn gerichtet wie einen Judas am gleichen Tage?

In wenigen Stunden furchtbarer Qualen rafft der Tod auch einen Avitabile hinweg. Wo blieb seine Weisheit: la mort ne surprend point le sage? Wo blieb seine Macht, mit der er alles besiegte? — Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde in der Umgegend: „Avitabile ist nicht mehr!“ Doch niemand trauert, niemand rächt den Mord. Schweigen und Vergessenheit deckt die blutige Tat. — In Neapel aber, in stiller, armer Klosterkirche, kniet Schwester Maria vor dem Altar und fleht und opfert sich für des Bruders ewiges Heil. Der Mutter Gebet, der Schwester Opfer, steigen sie vergeblich auf zum Himmel, umschweben sie nicht im letzten furchtbaren Augenblick wie Engel schirmend die scheidende Seele?

Ist es das Schwert des Tyrannen oder stilles, weltverborgenes Dulden und Beten, das immergrüne Siegespalmen erkämpft, alles überwindet, Tod und Hölle besiegt?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neuere naturgeschichtliche Literatur.

Von Dr. Josef Stadlmann.

Eine Besprechung der neueren naturgeschichtlichen Literatur verheißt eine ungeheure Fülle von Stoff, worin aber auch von vornherein ihre Schwäche liegt. Wenn man eine Übersicht der Neuerscheinungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete auch nur der letzten fünf Jahre geben wollte, so käme ein umfangreicher Katalog zu Stande, der ein näheres Eingehen auf einzelne Werke von selbst verbieten würde. Damit wird ein Punkt unseres Literaturbetriebes berührt, dessen üble Bedeutung für die Vertiefung, beziehungsweise Verflachung unserer Kultur wohl eingesehen wird, zu dessen Beseitigung bis jetzt aber niemand etwas Ernstliches unternahm. Einzelne warnende Stimmen verhallen ungehört, während die Verleger ein Buch nach dem andern, eine Sammlung nach der andern auf den Markt werfen, alles noch warm von der Presse her, ja geradezu noch feucht von der Feder des Autors. Konkurrenz erklärt vieles davon. Hat ein findiger Verleger einen guten Griff getan, so ruhen zehn andere nicht mehr, bis sie nicht ihre eigene Sammlung unter einem noch verlockenderen Titel in Sicherheit haben. Daß eine der andern gleicht, macht nichts, denn jeder Verleger hat wieder eine Sonderkundschaft unter den Sortimentern und so muß es eben gehen, umsomehr als heute mehr denn je ein wirkliches Bildungsbedürfnis bereits in die meisten Volkskreise gedrungen ist. Freilich ist's auch gar nicht zu verwundern, wenn durch einen derartigen Geschäftsgeist eine wissenschaftliche Verwässerung eintritt, die sich, wie auf allen anderen, auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete breit macht. Schließlich muß auch das Publikum die Kauflust verlieren, wenn immer wieder unter geändertem Titel das Gleiche geboten wird.

Es wäre aber unrecht, wenn man nicht auch die guten Seiten neben den unerfreulichen anerkennen wollte. Diese liegen darin, daß gerade die Hauptwerke auf naturwissenschaftlichem Gebiete sich vorteilhaft durch eine philosophische Vertiefung und durch eine ruhigere vornehm-objektive Darstellung von solchen aus dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts unterscheiden. Es braucht an dieser Stelle nicht besonders betont zu werden, daß die Gefahr der früheren Jahre in einem plumpen, massiven, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, Materialismus bestand, der zwar wenig Gefahr für die tiefer veranlagten Naturforscher und Laien bedeutete, dafür aber umso enthusiastischer von jenen Kreisen begrüßt wurde, die schon längst jedes Verantwortlichkeitsgefühl über Bord geworfen hatten und so für diesen Schritt eine Art wissenschaftlicher Sanktion zu erhalten glaubten. Man wird einwenden, daß das Gespenst des Materialismus auch heute noch umgehe, freilich unter dem harmlos klingenden Namen des Monismus, der ebenso sehr sich mit Wissenschaftlichkeit umgibt, wie es früher der reine Materialismus getan hat. Man kann aber vielleicht doch mit einiger Sicherheit behaupten, daß die Frage für den Naturforscher von Ruf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereits abgetan ist; Beweis dafür sind die Anstrengungen, die von bekannter Seite gemacht werden, aus der naturwissenschaftlichen Überzeugung eine Weltanschauungsfrage zu machen, die, selbst dogmatisch geworden, die ihr verhaßten kirchlichen Dogmen bekämpft. Alle schiefen Auffassungen sind natürlich noch nicht geschwunden und werden natürlich auch nicht schwinden, solange es Menschen gibt.

Die Frage, ob es nötig ist, eine ausführliche Besprechung naturwissenschaftlicher Literatur zu geben, möchte Verfasser unbedenklich mit ja beantworten. Es wollen doch schon Fachkreise über die neuerscheinende Literatur unterrichtet sein, da nicht jeder Einzelne die nötige Zeit zu ihrem Studium aufbringt; umsomehr ist es notwendig, dem gebildeten Laien einen Aufschluß darüber zu geben, mag er nun eigenes Interesse an der Sache haben oder als Führer anderer für deren Lektüre Verantwortlichkeit tragen als Lehrer oder Bibliothekar. Besonders der Religionslehrer kommt oft genug in die Lage, Auskunft über solche Dinge geben zu müssen, Sollte daher von dieser Seite das vorliegende Referat Anerkennung finden, so wird es umso klarer sein, daß es nicht „pro domo" geschrieben.

Die Naturwissenschaften im weitesten Sinne umfassen die biologischen, chemischen und physikalischen Teildisziplinen. Es soll hier nur von der ersten die Rede sein und auch da muß aus leicht begreiflichen Gründen das Gebiet der Medizin wegbleiben. Daher wird das Referat auf Zoologie und Botanik beschränkt sein, ohne aber deswegen ängstlich und genau die Grenzen festhalten zu wollen. Auch über geologische Werke soll einiges gesagt werden, denn die Erkenntnis, daß Geologie und Paläontologie die Grundlagen unserer biologischen Wissenschaften bilden, hat sich bereits allgemeine Anerkennung verschafft.

Es wären also der Reihe nach allgemeine Gebiete zu besprechen, dann Geologie und Paläontologie und schließlich Zoologie und Botanik. Den Schluß mögen einige naturphilosophische Erörterungen bilden.

Eines der gewaltigsten Werke deutscher Verleger ist das Handwörterbuch der Naturwissenschaften[1]), welches unser naturwissenschaftliches Gesamtwissen (Biologie im weitesten Sinne, Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie und Geologie) in umfassender Darstellung von den berufensten Fachmännern wiedergibt. Über 300 Mitarbeiter haben sich zu einem Generalstab des Wissens vereinigt, wie er kaum je sich zusammengefunden. Bis zu den neuesten Errungenschaften ist jeder Artikel durchgeführt, ohne weitschweifig und schleppend zu werden. Jede Frage ist dort, wo sie zum erstenmal auftaucht, im Zusammenhang mit allen anschließenden behandelt, so daß die Menge der Schlagwörter, wie sie etwa ein Konversationslexikon aufweist, bedeutend herabgesetzt ist. Die Beantwortung mancher Frage stellt daher eine umfangreiche Monographie dar, die aber durch ihre eingehende, klare Gliederung des Stoffes, die das Auffinden eines Teilgebietes rasch ermöglicht, auch für den Nichtfachmann leicht verständlich und lesenswert ist. So wird eine gründliche Orientierung über eine bestimmte Frage angebahnt und dies gewiß nicht zum Schaden der Naturwissenschaften selbst, für welche Halbwissen und Oberflächlichkeit das größte Übel darstellt. Die Fassung manches Artikels wird vielleicht nicht von allen Seiten her befriedigen; das ist bei der Fülle der Fragen

[1]) Vollständig in zehn Bänden, von denen neun bereits vorliegen. Jena, Gustav Fischer, 1912—1914. Lexikon-8°, jeder Band Mk. 23·—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und des Stoffes kaum anders denkbar. Die Forderung nach sachlicher und ruhiger Behandlung scheint überall durchgeführt, soweit auch Stichproben gemacht wurden. Schulen und Redaktionen, Laien und Fachleute, sie alle werden in dem Handwörterbuch einen zuverlässigen Führer finden.

Eine wertvolle Ergänzung aller naturwissenschaftlichen Literatur bildet das Herdersche Jahrbuch der Naturwissenschaften[1]), das von jedem, der es einmal kennen gelernt und benützt hat, mit Spannung erwartet wird. Über die Brauchbarkeit und die Vorzüge dieses bekannten Werkes noch etwas zu sagen, wäre überflüssig. — Ob sich ein unter dem Titel „Das Jahr 1913" neu begonnenes Unternehmen[2]) auf naturwissenschaftlichem Gebiete bewähren wird, muß erst abgewartet werden; wenn die Mitarbeiter die gleichen bleiben wie beim ersten Bande, so dürfte man es ohneweiters bejahen. Solche zusammenfassende Übersichten sind bereits eine notwendige Forderung unserer Zeit geworden, da die Fülle der neuen Errungenschaften sonst kaum mehr der Allgemeinheit bekannt werden könnte. Ähnlichen Zwecken dient daher auch das vornehme Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart" mit dem Untertitel: ihre Entwicklung und ihre Ziele[3]). Ein Urteil über den geisteswissenschaftlichen Teil kommt uns hier nicht zu, es soll nur der naturwissenschaftliche Teil kurz angezeigt werden, von dem bis jetzt drei Bände vorliegen[4]). Wer die klassische Darstellung der pflanzlichen Zellen- und Gewebelehre Strasburgers liest, der bedauert nur, daß sich die nimmermüden Augen des Verfassers bereits für immer geschlossen haben. Zwei Tage nach der Einsendung des Manuskriptes hatte ihn der Tod ereilt: wir haben also im wahrsten Sinne des Wortes ein wissenschaftliches Testament vor uns vom Begründer und geistvollen Förderer der wissenschaftlichen Zellenlehre, die beim Auftreten des Verfassers ein noch fast unbearbeitetes Gebiet war. Eine zusammenhängende Darstellung der Gesamtauffassung der Pflanzengestalt aus der Feder eines solchen Mannes ist geradezu ein wissenschaftliches Ereignis. Rückschauend einen so gewaltigen Ausschnitt aus der eigenen Disziplin von hohem Standpunkt aus zu überblicken, bescheiden und doch stolz dabei so viel eigene Arbeit darstellen zu können, war noch nicht vielen gegönnt. Nur kurz ein Überblick. Die botanische Morphologie vereinigt die Lehre von der einzelnen Zelle, von deren Zusammenschluß zu Geweben, die in ihrer Gesamtheit von der Anatomie behandelt werden. Dieser Klarlegung des inneren Aufbaues folgt Hand in Hand die des äußeren. Ein volles Verständnis aller Leistungen der Organe ist nur in dem Erfassen des innigen Zusammenhanges zwischen Gestalt und Funktion zu erreichen. Aber auch die Beziehung zur Außenwelt darf dabei nicht vernachlässigt werden. Es muß also eine ökologische Betrachtungsweise die Ergebnisse der Morphologie und Physiologie uns als Anpassungserscheinungen begreiflich machen. Die Lösung dieser schweren

[1]) Bereits im 28. Jahrgang vorliegend. Herausgegeben von Professor Dr. J. Plaßmann. Freiburg i. B., Herder. Gebunden Mk. 7·50.

[2]) Herausgegeben von Dr. D. Sarason. Gebunden Mk. 15·—. Leipzig, B. G. Teubner.

[3]) Herausgegeben von Paul Hinneberg. Leipzig, B. G. Teubner.

[4]) Zellen- und Gewebelehre. Morphologie und Entwicklungsgeschichte. I. Botanischer Teil. Von E. Strasburger und W. Benecke. Mk. 12·—. II. Zoologischer Teil. Herausgegeben von O. Hertwig mit mehreren Mitarbeitern. Mk. 18·—. Chemie von E. Meyer. Allgemeine Kristallographie und Mineralogie von Fr. Rinne. Mk. 20·—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufgabe ist glücklich gelungen und die vornehm-schlichte Darstellung Strasburgers wird dem Gesamtwerke viele Freunde zuführen. Der entwicklungsgeschichtliche Teil von Benecke geht bis auf die Quellenschriften des 17. Jahrhundertes zurück, in denen sich bereits verschiedene Auffassungen pflanzlicher Grundformen finden. Selbstverständlich wird auch Goethes Urpflanze besprochen. Der heutige Entwicklungsbegriff weist zwei Komponenten auf nach der stammesgeschichtlichen (phylogenetischen) und der keimesgeschichtlichen (ontogenetischen) Seite hin. Hier setzen zahlreiche experimentelle Untersuchungen ein, über welche klar und übersichtlich referiert wird. Im speziellen Teil wird die Entwicklung der großen Gruppen des Pflanzenreiches und ihrer Organe geschildert. — Die ungeheure Stoffmenge verlangte die Trennung in einen botanischen und zoologischen Teil. Auch dieser letztere ist aus der Hand der hervorragendsten Fachvertreter Deutschlands und Österreichs hervorgegangen. R. Hertwig hat den Teil über die einzelligen Organismen übernommen, H. Poll die Zellen und Gewebe des Tierkörpers dargestellt, O. Hertwig, der auch die Redaktion des umfangreichen Bandes führte, behandelte die allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere. Die besondere Entwicklungsgeschichte mußte aber unter zwei Autoren aufgeteilt werden: Heider bearbeitete die wirbellosen Tiere, Keibel die Wirbeltiere. Seine letzten Sätze über die Aufgaben der Entwicklungsgeschichte sind von einer vornehm-ruhigen Auffassung, die sich wohltuend von den streitbaren und auch streitsüchtigen Darstellungen dieses Gebietes am Ende des vergangenen Jahrhunderts abhebt. Die Morphologie der Wirbeltiere hat Gaupp zum Verfasser.

Ebenso großen Genuß wie die Lektüre dieser beiden biologischen Bände bietet das Studium des chemisch-mineralogischen Bandes, der so viele Voraussetzungen für die Biologie enthält. Für fachmännische Richtigkeit der Bearbeitung garantieren wohl die Herausgeber der Bände und die Verfasser der einzelnen Artikel. Namen wie E. v. Meyer, C. Engler, W. Nernst, O. Wallach gehören zu den glänzendsten der chemischen Wissenschaft. Es ist aber eine besonders schwierige Aufgabe, ein so umfassendes, dem Laien oft vollkommen fremdes Gebiet so darzustellen, daß Klarheit, Übersichtlichkeit und stilistische Schönheit in gutem Einklange stehen. Daß dies hier vollkommen gelungen ist, zeigt der Abschnitt über das ebenso interessante wie schwierige Gebiet der organischen Chemie, ohne daß damit gesagt sein soll, die anderen seien weniger gut. Aber der so nach allen Seiten abgegrenzte Stoff, dessen Grundlagen gut ausgearbeitet sind, verlangte eine besonders gute Behandlung und hat sie tatsächlich erhalten. Der Inhalt gliedert sich in die Entwicklung der Chemie, die anorganische Chemie, die organische Chemie, die physikalische Chemie, physiologische Chemie, die Beziehungen der Chemie zum Ackerbau; der Schlußabschnitt ist den interessanten Wechselwirkungen zwischen chemischer Forschung und chemischer Technik gewidmet. Noch weit weniger bekannt als die Tatsachen der Chemie sind die Forschungsarten und -ergebnisse der Mineralogie. Diese Wissenschaft bleibt dem großen Publikum trotz ihrer vielen Beziehungen zur Mathematik, Physik und Chemie fast immer fremd, wenn man etwa von Liebhabersammlungen schöner Steine absieht. Da dürfte vielleicht die Arbeit Rinnes nicht vergeblich gewesen sein, der in leicht verständlicher Sprache dem Stande seiner Wissenschaft nach allen Seiten gerecht wird.

Diese wenigen Worte mochten wohl zeigen, daß wir in der Sammlung „Die Kultur der Gegenwart", was die naturwissenschaftliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite anlangt, ein Werk haben, das überall befriedigt und durch die Art seiner Darstellung hohen Genuß gewährt.

Neben diesen Werken, die uns über den Stand der Naturwissenschaften in der Gegenwart berichten, mehrt sich auch in erfreulicher Weise die Zahl der historischen Arbeiten, die uns in das Fühlen und Denken, Forschen und Untersuchen vergangener Jahrhunderte einführen. Ein Wiener Gelehrter, der Privatdozent Dr. F. Strunz, gibt unter dem Titel „Klassiker der Naturwissenschaft und Technik" eine Sammlung heraus, von der der letzte Band der ersten Serie vorliegt: Lamarck, Die Lehre vom Leben[1]). Von diesem französischen Naturforscher-Philosophen, der seiner Zeit weit voraus war, vermißte man längst schon eine moderne Wertung seines Werkes und seiner Persönlichkeit in deutscher Sprache. Sie liegt nun in temperamentvoller Weise geschrieben vor und führt jedenfalls sehr gut in die Gedankengänge des Vorläufers von Darwin ein. Strunz hat gewissermaßen als programmatische Einleitung zur Sammlung eine Zusammenfassung von neun Aufsätzen geschrieben, die in prächtiger, formvollendeter Sprache einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes gibt und den Titel „Die Vergangenheit der Naturforschung" wohl rechtfertigt[2]). Es ist eine eigentümliche Sache, das Werden der Naturerkenntnis und des Naturgefühls zu verfolgen. Das so viel geschmähte Mittelalter ist doch auch in diesem Punkte besser als sein Ruf und der Verfasser ist objektiv genug, dies hier so wie in seinen anderen Schriften festzustellen.

Dannemanns Werk, „Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange" ist nun mit dem Erscheinen des 4. Bandes[3]) vollständig geworden. Mag man auch manchem abschließenden Urteile des Verfassers nicht zustimmen wollen, das Eine bleibt sicher: die völlige Beherrschung des Stoffes verbunden mit glücklicher Darstellungsgabe wird dem Werke in den Kreisen der Fachleute und der Laien immer wieder neue Freunde erwerben.

Zu den allgemein naturwissenschaftlichen Werken sind auch zwei Sammelwerke pädagogischer Natur zu rechnen[4]), die sich mit den realistischen Fächern befassen und daher auch die naturgeschichtlichen Disziplinen mit einbezogen haben. Es mag hier nur kurz betont werden, daß die bisher ausgegebenen Bände vollkommen auf der Höhe ihrer Fächer stehen und für jeden, der beruflich oder aus eigenem Interesse sich mit der Methodik der naturwissenschaftlichen Fächer beschäftigt, ein außerordentlich anregendes Studium bilden, zumal wenn sie, wie der Biologieband von Schoenichen aus der zweitgenannten Sammlung, auch Weltanschauungsfragen nicht aus dem Wege gehen, sondern sie im positiven Sinne zu lösen trachten.

Fast zu lange haben wir uns mit den historischen und methodischen Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte aufgehalten, aber es schien

---

[1]) Kritisch dargestellt von F. Kühner. Jena, 1913. E. Diederichs. Mk. 5·—.

[2]) Mit 12 Tafeln. Jena, 1913. E. Diederichs. Mk. 5·—.

[3]) Leipzig, W. Engelmann, 1910—13. Mk. 42·—.

[4]) Didaktische Handbücher für den realistischen Unterricht, herausgegeben von Professor Dr. A. Höfler. Erschienen sind bis jetzt die Bände für Mathematik, Botanik und Himmelskunde mit astronomischer Geographie. Leipzig, B. G. Teubner. — Handbuch des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, herausgegeben von Geheimrat Dr. J. Norrenberg. Erschienen sind die Bände für Chemie, Biologie und Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichtes. Leipzig, Quelle & Meyer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerechtfertigt, durch das Hervortreten eines Zuges von Selbstbesinnung und rückschauenden Innehaltens mitten im rasenden Tempo der Arbeit, wie er den heutigen Stand naturwissenschaftlicher Forschung charakterisiert. Bevor wir uns nun den rein biologischen Disziplinen zuwenden, sollen noch einige geologische und prähistorisch-ethnographische Werke kurz angeführt werden. Zu den besten geologischen Einführungsbüchern gehört neben der „Erdgeschichte" von Neumayer-Uhlig[1]), von der wir hoffentlich bald eine neue Auflage erhalten, das „Lehrbuch der Geologie" von Professor Kayser, dessen zwei Bände bereits in 4. und 5. Auflage vorliegen[2]). Der erste Band bringt die „Allgemeine Geologie", der zweite die „Geologische Formationskunde". Wer immer sich näher mit den Fragen der Erdgeschichte befassen will, darf an diesem klassischen Handbuch nicht vorübergehen, dessen glänzend geschriebener Text durch eine ebenbürtige reiche Bilderausstattung ergänzt wird. Man könnte das Werk ruhig das Lehrbuch der Geologie nennen.

Ohne geologische Kenntnisse vorauszusetzen, ist ein populäres Buch geschrieben, das in zwei Bänden besonders die Geologie Deutschlands klarlegen will[3]). Die wirksamen verändernden Kräfte, die das Relief der Erdoberfläche fort und fort umgestalten, schildert der erste Band, der zweite gibt die Geologie der deutschen Landschaften. Der reiche, fast durchwegs gute Bildschmuck macht das Werk zu einem vornehmen Geschenk, das man auch unserer Mittelschuljugend in die Hand geben darf, wenn einige naturphilosophische Exkurse des ersten Bandes vorher auf ein richtiges Maß zurückgeführt werden. Von dem prächtigen Werke „Himmel und Erde", zu dessen Herausgabe sich ein glänzender Stab katholischer Gelehrter vereint hat, ist eine Neuauflage in Lieferungen zu außerordentlich billigen Preisen geplant[4]). Die Vorzüge dieses Werkes sind schon so oft geschildert worden, daß es wahrhaftig überflüssig wäre, sie hier zu wiederholen.

Eine neue Disziplin hat Professor Abel in seiner „Palaeobiologie[5]) geschaffen, indem er, von biologischen und anatomischen Studien an der rezenten Tierwelt ausgehend, in steter Berücksichtigung ähnlicher Erscheinungen an der fossilen zur Ableitung der einzelnen Organe und ihrer Funktionsentwicklung weiterschritt. Maßgebend ist in allen Erwägungen der rein entwicklungsgeschichtliche Standpunkt.

Erdgeschichtliche und länderkundliche Auffassungen sucht Krebs in seiner „Länderkunde der österreichischen Alpen"[6]) zu vereinen. Gründliches Wissen, überall durchdringende Liebe zur Heimat, zum Gebirge lassen in formvollendeter Sprache ein farbenprächtiges Bild entstehen, um das wir uns mit Stolz beneiden lassen können. Auf solcher Grundlage geschaut wird das Alpenland uns doppelt teuer, wenn seine Formenschönheit nicht nur zum Herzen spricht, sondern seine gewaltigen wissenschaftlichen Probleme zur vollkommensten geistigen Anregung führen. Ähnliches sucht Francé in seinen „Alpen"[7]) für den ganzen Gebirgs-

[1]) Leipzig, Bibliographisches Institut.
[2]) Stuttgart, F. Enke.
[3]) Die Erde. Von Dr. B. Lindemann. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Pro Band. Mk. 9·—.
[4]) Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft.
[5]) Stuttgart, E. Ulmer.
[6]) Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger, 1913. Mk. 20·—.
[7]) Leipzig, Th. Thomas. Gebunden Mk. 28·—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bogen vom Golf von Genua bis zum Abbruch am Wiener Becken durchzuführen, wobei er sich auch an Erscheinungen der Kulturgeschichte heranwagt, bei deren Deutung wir ihm nicht immer folgen können. Reicher Bilderschmuck, der auf dem getönten Papier besonders zur Geltung kommt, begleitet den Text, der den Verfasser wieder als Meister der Sprache zeigt.

Zur Biologie möge uns ein kurzer Hinweis auf ein Werk hinüberleiten, dem wir freilich mit wenig Worten nicht gerecht werden können. „Der Mensch aller Zeiten", herausgegeben von Professor Obermayer, ist ein Werk von bleibendem Wert. Wir können nur mit Bedauern wieder darauf hinweisen, daß wir einen Mann von solcher wissenschaftlicher Begabung ins Ausland ziehen ließen. Die menschliche Urgeschichte, welche der Herausgeber selbst im ersten Bande[1]) behandelt, ist kaum je in solcher Vollständigkeit in einem Buche dargestellt worden, in dem der Laie seinen Wissensdrang befriedigen kann, der Fachmann eine prächtige Wiedergabe des weitzerstreuten Fachwissens findet. Professor Birkner gibt im zweiten Bande die Geschichte der „Rassen und Völker der Menschheit" in einer Form und Ausstattung, die in der ganzen Fachwelt Bewunderung erweckt hat. Mit Spannung darf man daher dem Schlußbande entgegensehen, der die Ergebnisse der ethnographischen Forschung zusammenstellen und bearbeiten wird.

Lange schon hatte man am „alten" Brehm bedauert, daß das gesamte Seelenleben der höheren Tierwelt von einem grob anthropomorphen Standpunkte beherrscht wurde. Selbst die vielgerühmten und anerkannten Vorzüge der Sprache Brehms und seiner eigenen Beobachtungen wurden durch die Aufnahme von allerhand seltsamen Geschichten über die Klugheit und den Verstand mancher beliebter Hausgenossen aus dem Tierreich in den Hintergrund gedrängt. Hierin ist in der neuen, 4. Auflage des bekannten „Tierlebens" ein vollständiger Wandel eingetreten[2]). Die moderne Tierpsychologie spricht da nur von assoziativer Einprägung oder angeborenem Instinkte. Dieser Umarbeitung in der inneren Auffassung der gesamten Tierwelt entspricht auch die Umgestaltung des illustrativen Teiles, in dem die Anwendung moderner Reproduktionstechniken für die Farbentafeln und die Aufnahme zahlreicher photographischer Tierbilder bis zu einer früher kaum geahnten Vollkommenheit gediehen ist. Künstler wie Kuhnert, Fleischmann, Heubach, Flanderky, Morin lieferten die Farbentafeln, welche das Tier frei von jeder konventionellen Auffassung in seiner natürlichen Umgebung in gut beobachteten Stellungen wiedergeben. Es ist klar, daß bei dem ungeheuren Anwachsen der Forschungsergebnisse auf zoologischem Gebiete ein einzelner der Aufgabe der Neubearbeitung nicht mehr gewachsen war, so daß eine Arbeitsteilung eintreten mußte. Ebenso selbstverständlich ist es, daß nur erste Fachmänner für das Unternehmen gewonnen wurden. Der Wiener Gelehrte Professor Werner bearbeitete die Reptilien und Amphibien, wozu er durch seine reiche Erfahrung, die auf Reisen und durch Pflege der meisten Formen gewonnen wurde, besonders geeignet erscheint. Es ist ein wahres Vergnügen, seiner Darstellung zu folgen, und dies ist um so beachtenswerter, als ja gerade die von ihm geschilderten Tiergruppen sich wenig Freunde zu erwerben verstanden.

---

[1]) Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

[2]) Leipzig, Bibliographisches Institut, 1912 ff. Bisher sind erschienen: Band IV und V die Reptilien und Amphibien umfassend, Band VI bis IX die Vögel, und Band X die Säugetiere (1.) darstellend. Pro Band Mk. 12·—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Direktor des Berliner zoologischen Gartens, Professor Heck, war der richtige Mann für die Säugetiere; der Bearbeiter der Vögel, W. Marshall, hat die Drucklegung nicht mehr erlebt.

Eine begehrenswerte Ergänzung zu Brehms Tierleben bilden die von Meerwarth und Soffel herausgegebenen „Lebensbilder aus der Tierwelt", die in je drei Bänden die Säugetiere und Vögel Europas schildern[1]). Der hier in Deutschland zum erstenmal unternommene Versuch, ein rein biologisches Tierbuch ausnahmslos mit photographischen Aufnahmen lebender und in der überwiegenden Mehrzahl frei lebender Tiere zu illustrieren, erscheint glänzend gelungen. Da zeigt sich manche charakteristische Stellung eines Tieres, die man früher auf Bildern noch nie zu Gesicht bekommen hatte.

Es wäre sehr schade, wenn nicht, wie bereits geplant, auch noch die übrigen Tiergruppen (Amphibien, Reptilien, Fische und Wirbellose) in derselben Form bearbeitet würden. Zu den Bildern, die den Jäger und den Naturfreund zu heller Begeisterung bringen können, kommt ein ganz eigenartiger Text, der uns in gehobene Stimmung versetzt, der uns dem geheimnisvollen Zauber der Waldstille, des Flußufers am heißen Mittag oder am stillen Abend, des zwitschernden Vogelhages ausliefert. Leben spricht aus jeder Zeile und auch aus der poetischen Verklärung mancher Tatsache leuchtet die kundige Beobachtung heraus. Wahre Perlen von Naturschilderung finden sich in den Bänden.

Hesse-Doflein's umfangreiches Handbuch über „Tierbau und Tierleben" ist noch nicht vollständig erschienen[2]). Nach dem vorliegenden ersten Bande zu schließen, dürfen wir in ihm tatsächlich das Vollkommenste an allgemein biologischen Darstellungen betrachten. Manche Kapitel sind so klar und abgerundet geschrieben, daß man sie in jedes Lesebuch für den höheren deutschen Unterricht, in jede Sammlung von Musterprosa aufnehmen könnte. In der Form popularisiert, wird die Wissenschaft wohl nur einen veredelnden Einfluß nehmen können.

Andere Werke, welche die Tierwelt von der biologischen Seite betrachten, haben uns Hilzheimer-Haempel in ihrem „Handbuch der Biologie der Wirbeltiere"[3]) und Hanstein in seiner „Biologie der Tiere"[4]) gegeben. Ihre Arbeiten sind in gleicher Weise für den Fachmann wie für den gebildeten Laien gedacht.

Als Ergänzung zu diesen Werken seien nachdrücklich die Bildersammlungen hervorgehoben, in denen Walter die Fische, Sternfeld die Reptilien und Amphibien, Kleinschmidt die Vögel darstellt[5]). Sie bilden zusammen mit drei botanischen Bänden (Pflanzen der Heimat von Schmeil-Fitschen, Pilze der Heimat von Gramberg) eine Sammlung von naturwissenschaftlichen Atlanten, die einzig dastehen, was die Naturtreue ihrer Farbentafeln anlangt. Den Vogelfreunden sei noch besonders das „Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen" von Voigt[6]) empfohlen, das auf Spaziergängen im Freien auch dann das

---

[1]) Leipzig, R. Voigtländer. Gebunden pro Band Mk. 14·—; erscheint auch in Lieferungen.
[2]) Leipzig, B. G. Teubner. Pro Band Mk. 20·—
[3]) Stuttgart, F. Enke, 1913. Mk. 28·—.
[4]) Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. Gebr. Mk. 9·—.
[5]) Im gleichen Verlag. Pro Band Mk. 5·40.
[6]) Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. Geb. Mk. 3·—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erkennen eines Vogels ermöglicht, wenn man den gefiederten Sänger nur hört und nicht auch sieht.

Fast bleibt kein Raum mehr für botanische Werke und doch konnten wir nur eine kleinste Auswahl aus der zoologischen Literatur geben. Zur „Allgemeinen Naturkunde" gehört wie Brehms Tierleben auch Kerner's klassisches „Pflanzenleben", das in neuer (3.) Auflage von Prof. Hansen herausgegeben wird[1]). Aus den früheren zwei Bänden sind nun in Berücksichtigung der neueren Forschungsergebnisse drei geworden. Daß Kerners Eigenart, die sich in einer künstlerischen Auffassung der Natur zeigt, ohne daß dadurch die Wissenschaftlichkeit etwa zurücktritt, gewahrt wurde, dafür können wir der Selbstlosigkeit des Herausgebers nur danken.

Besonderen Reiz haben die großen Florenwerke, die zur Beschreibung auf farbigen Tafeln naturgetreue Abbildungen der Pflanzen geben. Thomés „Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz" liegt bereits in zweiter Auflage vor und findet noch immer weitere Verbreitung[2]). Derartige Handbücher sind besonders für den am Lande lebenden Gebildeten ein unentbehrliches Hilfsmittel, sich die notwendigsten Pflanzenkenntnisse zu verschaffen. Eine scharfe Konkurrenz wird dieser Flora durch Hegis „Flora von Mitteleuropa" erwachsen, die auf dieselben Länder Rücksicht nimmt[3]). Dabei werden neben der Beschreibung noch eine ganze Reihe von rein biologischen Angaben gebracht, ebenso volkstümliche Namen gesammelt, die praktische Verwendung der einzelnen Arten angegeben. Vegetationsbilder lassen auch die pflanzengeographische Seite der Botanik zu Rechte kommen. Drei Bände sind bereits ausgegeben, zwei weitere begonnen und ein dritter soll noch in Kürze folgen. Die Bilder stehen auf künstlerischer Höhe.

Einen Überblick über die gesamte Pflanzenwelt will Prof. Warburg in einem groß angelegten dreibändigem Werke nach Art von Brehms Tierleben geben[4]). „Die Pflanzenwelt" soll aber mehr die botanische Systematik pflegen, da ja die anderen Seiten der Botanik in Kerners Pflanzenleben glänzend behandelt sind. Es ist keine geringe Aufgabe, das natürliche System der Pflanzen so darzustellen, daß auch dem Laien Interesse abgewonnen wird. Dabei mußte natürlich auch die ausgestorbene Pflanzenwelt ausgiebig herangezogen werden, um das Bild vollständig zu gestalten. Der Verfasser hat die Schwierigkeiten, wie der erste Band zeigt, glücklich überwunden und durch gute Bilder seine Arbeit besonders anschaulich gemacht.

Den biologischen Errungenschaften der letzten Jahre werden die Werke von Wiesner[5]) und Neger[6]) gerecht. Was eigene Forschertätigkeit und fremde Arbeit geleistet haben, ist zu einem übersichtlichen Ganzen der botanischen Biologie zusammengefaßt, dessen lebendige Sprache und reiches Bildermaterial einen guten Einblick in die Disziplin gewähren.

Eine Reihe von Exkursionsbüchern dienen dem Pflanzenbestimmen auf Ausflügen; sie alle hier aufzuzählen, würde ebenso wenig möglich

---

[1]) Leipzig, Bibliographisches Institut, 1913 ff. Pro Band Mk. 14·—.

[2]) Gera, Fr. v. Zezschwitz. 4 Bände zus. Mk. 80·25.

[3]) Wien, A. Pichlers Wtwe & Sohn. Bisher sind 3 Bände erschienen zum Preise von Mk. 65.—.

[4]) Leipzig, Bibliographisches Institut, 1913. Pro Band Mk. 17·—.

[5]) Biologie der Pflanzen. Wien, A. Hölder, 1913.

[6]) Biologie der Pflanzen. Stuttgart, F. Enke, 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, als aus der Fülle der Lehrbücher für unsere Mittelschulen auch nur die wichtigsten auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik zu nennen. Es sei nur betont, daß sie alle geradezu verschwenderisch mit Bildern ausgestattet sind und dadurch den modernen Prinzipien des Anschauungsunterrichtes vollständig entsprechen.

Neu sind die Naturführer[1]), welche das gesamte bekanntgewordene naturwissenschaftliche Wissen über ein Gebiet in Form der Touristenführer (Bädeker) darstellen. Den Aufgaben der Schule entspricht das „Exkursionsbuch"[2]), welches Hofrat Dr. J. G. Wallentin für die Wiener Schulen herausgegeben hat. Es umfaßt aber neben den Naturobjekten auch die Denkmäler der Geschichte und der Kunst.

In das naturphilosophische Gebiet fällt der bekannte Streit um die denkenden Pferde von Elberfeld, der eine reiche Literatur für und wider hervorgerufen hat.[3]) Ebenso wogt der Kampf um das Entwicklungsproblem noch auf und nieder, wenn man auch mit Genugtuung konstatieren kann, daß er nicht mehr in den häßlichen Formen der früheren Jahrzehnte geführt wird. Die Naturphilosophie wird wieder mehr gepflegt als in den Jahren, in denen Haeckel sie um ihren ganzen Einfluß und Wert gebracht zu haben schien. Es erheben auch die Vertreter dualistischer Anschauungen unter den Naturforschern wieder ihre Stimme, ohne sofort als „unwissenschaftlich" und „beeinflußt" abgetan zu werden. Freilich sind die Materialisten und Monisten noch immer nicht verschwunden und es wird noch manches Buch in die Welt gesetzt, von dem man nicht begreift, wie es heute noch einen Verleger finden konnte.

Damit soll geschlossen werden. Aus der ungeheuren Menge der in den letzten Jahren erschienenen naturwissenschaftlichen Werke konnte hier eine kleine Auswahl der besten geboten werden. Damit soll selbstverständlich über die nicht angeführten kein Urteil gefällt sein. Verfasser hätte gerne noch einmal so viel besprochen, wenn mehr Raum zur Verfügung gestanden wäre. Auch konnte nur die deutsche Literatur berücksichtigt werden, obwohl auch die englische, französische, italienische und die nordischen sich ihrer Werke nicht zu schämen brauchen. Eines dürfte aber klar geworden sein: daß die deutsche Forschung unabläßig bemüht ist, ihre Erkenntnisse zu mehren und auch den Laien zugänglich zu machen. Es wird daher immer auch die Kritik ihres Amtes zu walten haben, um zu zeigen, wo Tatsachen und naturphilosophische Ausdeutung derselben zu Widersprüchen führen, um zu zeigen, daß exakte Forschung und christliche Weltanschauung nie im Widerspruch stehen können.

---

[1]) Berlin, W. Junk, 1913. Erschienen sind die Bände Tirol und Riviera.
[2]) Wien, A. Pichlers Wtwe & Sohn, 1913. Mk. 6·—.
[3]) Vgl. dazu Ettlinger, Der Streit um die denkenden Pferde. München, Verlag Natur und Kultur, 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Aus Zeitschriften. — In unseren Tagen wird soviel von „Gebildeten" gesprochen, sagt Dr. Hugo Höver O. Cist. in der Zeitschrift „Der Katholik" (93. Jahrg., 4. Folge, Bd. XII, Heft 10: „Bildung und Wissen als Ziel des ‚Gebildeten'"). Jeder, auch der einfache Mann aus dem Volke, denkt sich etwas Bestimmtes, wenn er von einem „Gebildeten" reden hört, dennoch ist es nicht genau festgelegt, was den gebildeten Mann ausmache und was man eigentlich von ihm verlangen könne. Um sich darüber klar zu werden untersucht der Verfasser zunächst das Verhältnis von „Bildung und Wissen". „Während die Erziehung die sittliche Entwicklung des jungen Menschen bestimmen, die Jugend sittigen und für die Kämpfe des späteren Lebens tüchtig machen soll, hat die Bildung allgemeine Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die sich der Mensch durch Lernen und Üben aneignet. . . . Es liegt auf der Hand, daß die Bildung im Sinne der Einübung und Schulung eine vielseitige sein muß, wie es der Fähigkeiten des Menschen viele gibt. Bei dieser Bildung sind und bleiben von großer Bedeutung die klassischen Sprachen des Altertums und besonders der Unterricht in den mathematischen Fächern, der zum abstrakten Denken, zum Philosophieren, kurz zum Wissen anleitet. Außerdem kann und soll der sich Bildende darnach streben, auch in allen übrigen Unterrichtsfächern zu lernen. Er darf nichts als unnütz und unbrauchbar zurückweisen, da er die Zukunft nicht voraussieht und nicht weiß, welche Anforderungen später an ihn gestellt werden. Nur selten wird jener Jüngling in reiferem Alter eine Wissenschaft beherrschen lernen, für die er nicht vorbereitet und durch Übung der in Betracht kommenden Fähigkeiten nicht vorgebildet ist." Diese Art von Bildung erwirbt man heutzutage im Gymnasium oder einer ähnlichen Bildungsanstalt, und wer mit ihr ausgerüstet ist, gilt bereits als „Gebildeter"; „er ist zu einer Geistesverfassung gelangt, die ihn über das gewöhnliche Volk hinaushebt, das sich mit dem elementaren Unterricht begnügt". Doch die Kenntnisse, die diese Bildung vermittelt, dürfen noch nicht einem eigentlichen Wissen gleichgestellt werden, denn „zum Wissen gehört das tiefere Erfassen eines Gegenstandes, das einheitliche Zusammenfassen einzeln erworbener und zusammengehörender Bruchstücke, das Tiefergraben auf dem Arbeitsfelde der Sprachen, der Mathematik, der Religion usw., das bisher mehr oder weniger oberflächlich gestreift wurde". Es muß also dem Erwerben allgemeiner Kenntnisse eine Konzentration auf ein bestimmtes Gebiet folgen, daher widmen sich die jungen Leute nach Absolvierung der Mittelschule einem Spezialstudium, das sie schließlich je nach Neigung und Veranlagung eine Lebens- und Berufsarbeit ergreifen läßt, die zu gediegenem Wissen und Können führen soll. — Nachdem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Höver so die Begriffe von Wissen und Bildung festgestellt hat, sucht er ein Urteil zu gewinnen über das „Allgemeinwissen und seine Möglichkeit". Man höre oft die Meinung, daß die Männer früherer Zeiten über ein gediegeneres und umfangreicheres Wissen verfügt hätten als die Gelehrten von heute, ja im Altertum sei jeder Gebildete mit einem Universalwissen ausgestattet gewesen, und so müßte es eigentlich auch heute sein. Höver widerlegt diese Ansicht. Auch im Altertum habe es nur wenige Männer gegeben, die sich eines Wissens auf allen Gebieten rühmen konnten, obgleich es damals, wo viele Wissensgebiete noch unerschlossen waren, leichter war als heute, ein enzyklopädisches Wissen zu erwerben. Männer von der universellen Gelehrsamkeit eines Pythagoras oder Aristoteles haben eine Ausnahmsstellung unter ihren Zeitgenossen eingenommen, weil sie ganz außergewöhnliche Geistesgaben besaßen, die allein ein wirkliches Allgemeinwissen ermöglichen. „Im Mittelalter und in der Neuzeit ist es nicht anders geworden. Es sind immer nur wenige Männer, die das ganze ihrer Zeit zugängliche Wissen beherrschen, als Universalgenie von der Mitwelt angestaunt werden und der Nachwelt bewunderungswürdig bleiben." Das Allgemeinwissen kann somit nicht das Ziel für alle Gebildeten sein, im Gegenteil, das Streben nach Vielwisserei bringt die Gefahr der Oberflächlichkeit mit sich. So hat denn auch die Schule nicht die Aufgabe, den Studierenden mit dem gesamten Wissensstoff vertraut zu machen, wohl aber die Pflicht, seine Geisteskräfte so zu üben und zu schärfen, daß er später innerhalb eines abgegrenzten Wissensgebietes zu einem gediegenen Wissen gelangen kann. — Im Anschluß an die dargelegten Grundsätze bestimmt der Verfasser sodann die „Aufgabe des Gebildeten". „Der Gebildete ist in der Regel Vertreter einer besonderen Berufsart, in deren Dienst er seine Käfte vor allem stellen muß." Seine erste Verpflichtung ist, sich für den erwähnten Beruf tüchtig zu machen und im Laufe der Jahre durch Erfahrung und Vertiefung der Studien das nötige Wissen zu erwerben; „Mittel zu diesem Zweck ist das eigentliche Fach- oder Berufsstudium nach bewährten Autoren, das rege gehalten und gefördert wird durch das regelmäßige Lesen einer gut redigierten Fachzeitschrift, wie sie heutzutage jedem Gebildeten zu Gebote steht." Die Fachzeitschrift verhindert die Ueberfütterung des Geistes durch das Lesen zu vieler Bücher, da sie hilft, aus den Neuheiten des Büchermarktes das Wichtigste herauszusuchen. Freilich darf die Fachzeitschrift nicht etwa Kritiker wählen, die „nach einem bestimmten Schema ein Werk empfehlen oder ablehnen, von dem sie kaum mehr als Inhaltsangabe, Vorwort, Einleitung und vielleicht noch den Schluß gelesen haben." Ein weiteres Förderungsmittel findet der Gebildete im Verkehr mit Fachgenossen, an die er ebenso Anschluß suchen muß wie an die Vergangenheit. „Die Geschichte lehrt, daß es ein törichtes Unterfangen ist, sich dadurch einen Namen machen zu wollen, daß man mit etwas ganz Neuem, nie Dagewesenem vor die Öffentlichkeit hintritt. Auf diesem Wege werden Systeme zur Welt gebracht, die kurzlebiger sind als ihre Urheber; die Wissenschaft aber wird dadurch nicht gefördert, sondern höchstens in Mißkredit gebracht. Wer auf wissenschaftlichem Gebiete etwas leisten will, der muß die Vergangenheit achten und die Schätze verwerten, die unsere Vorfahren zutage gefördert haben." Der Anschluß an das Ganze erhöht die Arbeitskraft des Forschers, ohne ihm die Selbständigkeit zu rauben, und hift ihm, sein Leben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Ringen nutzbringend zu gestalten. — Wenn nun auch der Gebildete vor allem ein möglichst gründliches, abgerundetes Wissen auf seinem Spezialgebiet anstreben muß, so wäre sein Gesichtskreis doch ein zu enger, wenn er nur das umfassen würde, was dem Berufsfache angehört. Er verkehrt ja nicht allein mit Fachgenossen, sondern mit vielen Personen, die seinen Studien gleichgültig gegenüberstehen. „Er würde zum langweiligen und unerträglichen Gesellschafter werden, wenn er überall sein Fachwissen auskramen und gegen jede andere Unterhaltung Widerwillen bekunden wollte. Nein, der Gebildete muß außer dem Wissen in seinem Berufsfache eine Allgemeinbildung anstreben, die zwar nicht an einem Tage erworben wird, aber täglich vervollständigt werden kann. Um gleich mit dem Wichtigsten zu beginnen, so muß jeder Gebildete sich über seinen religiösen Standpunkt Klarheit verschaffen. Er darf sich nicht mit dem begnügen, was er in der Schule an der Hand des Katechismus gelernt und zum Teil wieder vergessen hat." Er muß die Glaubenswahrheiten soweit kennen, daß er weiß, was die Kirche lehrt und was nicht. Das nähere Bekanntwerden mit den religiösen Wahrheiten verleiht seinem Charakter Stärke und Festigkeit, lehrt ihn, sein Leben und Arbeiten auf das eine Endziel hinzulenken, und bringt dadurch Harmonie in seine Tätigkeit. Von der Religion läßt sich die Politik nie völlig trennen, daher wird der Gebildete eine Zeitung halten, die seiner Überzeugung entspricht. Er wird sich ferner, um sich in schriftlichem und mündlichem Ausdruck der Gedanken zu üben, mit der klassischen Literatur beschäftigen, seinen Geist an guter Poesie und Prosa erfrischen. Als belehrende und die Allgemeinheit fördernde Zeitschriften empfiehlt der Verfasser den „Katholik", „Die Kultur", „Stimmen aus Maria-Laach" und „Hochland". Zum Schlusse schreibt er: „In stiller Studierstube wird der Geist gebildet, wird ein Spatenstich nach dem anderen geführt, um immer mehr Goldkörner der Wahrheit zu entdecken, um dem Geistesauge einen freien Blick in die verschiedenen Wissensgebiete zu eröffnen. Durch diese emsige Arbeit gelangt der Gebildete nach und nach zu einem maßgebenden und sicheren Urteil in Fragen, die seinem Berufsfache angehören, zu einem Urteil, das anderen als Richtschnur dienen kann. Mit den übrigen Wissenszweigen wird er durch die stets sich vervollkommnende Allgemeinbildung soweit vertraut, daß er mitreden kann und weiß, wo er nötigenfalls näheren Aufschluß finden wird. Fleisch und Blut gewinnen Wissen und Bildung des Gebildeten nur durch den lebendigen Verkehr mit Gebildeten, durch Reisen, durch Beobachtungen und Unterhaltungen mit Leuten verschiedener Klassen, Stände und Nationen. Ihren Abschluß findet die Bildung erst mit dem Abschluß des irdischen Lebens."

*

„Die Beuroner Kunstschule" schildert J. Kreitmaier S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach" (84. Band, 1. Heft). Inmitten unseres modernen Kunsttreibens mutet die Beuroner Kunst an „wie ein friedsames, verträumtes Klösterlein in einsamer Stille, bei all dem Gegenwartsstreben und dem Haschen nach dem Moment wie ein feierliches Grüßen und Winken aus fernen, längst verstummten Jahrhunderten, wie ein trutziger, unbeugsamer Fels neben dem flutenden Strom der Zeiten". Der Begründer des Beuroner Stils ist Professor Peter Lenz, einer der vielseitigsten Künstler des 19. Jahrhunderts, Architekt, Plastiker und Maler zugleich. Sein Kunststil

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte in der ersten Zeit so viele Anfeindungen zu erdulden, daß er nur durch die eiserne Energie des Begründers und durch die Weitherzigkeit des Erzabtes Maurus Wolter durchdringen konnte. Lenz hatte acht Jahre in München studiert, dann war er vier Jahre Professor an der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, worauf er in ausgedehnten Reisen seine Studien vertiefte. Sein erster größerer Wurf war die drei Viertelstunden vom Kloster Beuron entfernte Mauruskapelle, die er 1866 bis 1870 unter Mithilfe seines Freundes Jakob Wüger und dessen Schülers Steiner baute. „Sie ist weder gotisch, noch romanisch, noch griechisch, noch ägyptisch, sondern eigenartig durch und durch", und Richard von Kralik hat einmal den Ausspruch getan, daß seit dem Parthenon nichts ähnlich Vollendetes mehr entstanden sei. Lenz, Wüger und Steiner, die bei dem Bau der Mauruskapelle noch Laienkünstler waren, traten später ins Beuroner Kloster ein, und zwar Lenz — P. Desiderius — als erster. Die Beuroner Kunst ist aus der Architektur geboren, „freilich, wenn man von der kleinen Mauruskapelle absieht, aus einer nur in ordine ideali existierenden hieratischen Architektur, da es den Künstlern bisher noch nicht gegönnt war, das Beuroner Gesamtkunstwerk im großen darzustellen, obwohl P. Desiderius die Pläne für eine große Kirche längst bis ins Detail ausgearbeitet hat". Durch die Verwirklichung dieser Pläne würde ohne Zweifel eines der großartigsten und originellsten kirchlichen Denkmäler der Welt geschaffen werden. Die Folgerung, welche die Beuroner aus dem Dienstverhältnis von Malerei und Plastik zu ihrer Architektur ziehen, ist vor allem das Betonen der Linie, der Silhouette. Die Signatur des Beuroner Architekturideals ist erhabene, unerschütterliche Ruhe und Majestät, darum muß auch die Linienführung in der Beuroner Plastik und Malerei sich freihalten von allem Leidenschaftlichen, Kühnen, Aufregenden. Dramatisch bewegte Szenen eignen sich daher nicht zur Darstellung durch den Beuroner Stil. Diesem Stil entspricht das Unterdrücken des Persönlichen sowohl in der Künstlerarbeit als auch in den dargestellten Personen. „Darum spricht man auch immer von Beuroner Kunst und hört so selten einen Namen der Künstler, was im Interesse der Kunstgeschichte bedauerlich ist und der Zukunft manche Rätsel zu lösen geben wird. Ihr Ideal ist, Werke hervorzubringen, die völlig im Ganzen aufgehen und die Frage nach dem Künstler gar nicht aufkommen lassen, so wenig man sich in einem prunkvollen Hofstaat um die Herkunft der goldstrahlenden Diener bekümmert." Kreitmaier bespricht dann die von P. Desiderius aufgestellten Kunstregeln, speziell den berühmten „Kanon", nach denen er seine Werke konstruiert: das Urmaß des Dreiecks, und erinnert daran, daß die strenge Befolgung dieses Kanons bei kleinen Talenten zur Handwerksmäßigkeit führen oder aber größere Talente zu sehr einschnüren könne. „Es sind eben nicht alle Talente von der Art des P. Desiderius; viele könnten auf einem so abstrakten Boden verkümmern." Für künstlerisch nicht vorgebildete Beschauer ist die Einführung in die Werke der Beuroner Kunst nicht leicht, doch die Beuroner selbst weisen ja darauf hin, daß ihre Kunst reine Anbetung sein wolle und nicht den Zweck der Erbauung im Auge habe; sie wolle beten, nicht predigen. Sie wird nicht allzu weit über die Klostermauern hinausdringen, „dort aber ist sie ganz am Platz und wird, die entsprechende Architektur vorausgesetzt, mit dem Choralgesang und der feierlichen Liturgie zu einer wundervollen Einheit verschmelzen und eine wahre Höhenstimmung erzeugen". Die moderne Monumentalkunst

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

basiert auf ähnlichen Grundsätzen wie die Beuroner, die wohl als eine der merkwürdigsten und auch fruchtbarsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden kann. Die Beuroner waren die ersten, „die wieder praktisch das richtige Verhältnis zwischen Architektur und den zu ihrem Schmucke verwendeten Künsten verwirklicht und auf Einfachheit der Zeichnung, Hervortretenlassen der Silhouette, Flächigkeit der Malerei, stilistische Behandlung der menschlichen Figur gedrungen haben". Auch das Beuroner Kunstgewerbe zeigt Berührungspunkte mit den profanen kunstgewerblichen Erzeugnissen der Neuzeit. „Diese bei allen Charakterverschiedenheiten nicht zu verkennende Geistesverwandtschaft ist der Grund, warum die Moderne, die sonst an jeder spezifisch katholischen Kunstäußerung mit verächtlichem Blick vorübergeht, vor der Beuroner Kunst den Hut zieht."

*

P. Droüart de Lezey, Missionär in Japan, behandelt in den „Katholischen Missionen" (Märzheft 1814: „Japan und der Katholizismus") die Frage: Ist Japan in tiefster Seele religiös? Hat das Volk religiöse Bedürfnisse? Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht, denn der Japaner ist vom Europäer ganz verschieden und seine Seele umschließt seltsame Gegensätze. Seit 40 Jahren hat P. Droüart als Missionär Land und Leute in Japan studiert und ist somit wohl berechtigt, über die Verhältnisse im „Lande der Götter" zu berichten. „Wer als Fremder zum erstenmal hier landet," erzählt er, „glaubt ein tiefreligiöses Land zu betreten. Kein Dorf oder Dörflein ohne seinen buddhistischen oder schintoistischen Tempel, manche Ortschaft besitzt sogar Tempel beider Richtungen. Gewisse Städte, wie Kioto und Nikko, sind übersät mit Gotteshäusern. Viele Wallfahrtsorte ziehen Tausende von Pilgern an," z. B. die Kultstätte auf dem Koyaberge, zu der das Volk in Scharen pilgert. Aber der erste Eindruck, ein tiefreligiös veranlagtes Volk vor sich zu haben, verwischt sich bei näherer Bekanntschaft mit der Wesensart der Japaner. „Eine Tatsache zeigt, daß Japans Seele im tiefsten Innern gleichgültig und kläglich materialistisch ist: die fast plötzliche Schwenkung des heutigen Japan vom Väterglauben zum vollen Unglauben. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Japaner, namentlich die gebildete und führende Klasse, bei der ersten Berührung mit der ungläubigen europäischen Wissenschaft religionslos wird. Es ist nicht Religionshaß, nein, völlige Gleichgültigkeit, unbegreifliche Kälte, bei manchen Widerwille. Daher das vielgebrauchte Wort: ‚Shukyo-kusai — es stinkt nach Religion'." P. Droüart ist mit der Zeit zu der Ansicht gekommen, daß dem Japaner jede philosophische Ader fehlt und daß er den instinktiven Drang hat, alles zu materialisieren. „Metaphysische Fragen liegen ihm fern. Seine Sprache ist der Spiegel seiner Seele. So reich sie ist für sichtbare Dinge, so arm ist sie für Geistiges. Kein Wort, um einigermaßen klar gewisse christliche Begriffe, wie Person, Substanz, persönlicher Gott, geistiges Leben auszudrücken. Und doch muß jeder katholische Katechismus diese Begriffe enthalten. Hier findet der Katholizismus, diese Welt der erhabensten geistigen Begriffe, sein erstes großes Hindernis. Das zweite liegt im Volkscharakter, der nicht bloß auf geistigem Gebiete, sondern auch im allgemeinen Verlauf des Lebens einen erschreckenden Mangel an Ernst und Tiefe zeigt." Der Japaner lacht beständig sein kindliches Lachen, amüsiert sich über alles und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begreift nicht den Ernst des Lebens. Nur in bezug auf das „Große Japan" versteht er keinen Spaß, denn sein Nationalstolz läßt ihn sein Vaterland für den Mittelpunkt der Welt und die Quelle aller Zivilisation halten. „Hier wird einst das große Genie erstehen, das alle Religionen versöhnen, veredeln, kurz, japanisieren wird, um so der Welt die Religion der Zukunft und den wahren Fortschritt zu schenken. Das druckt man überall, das verkünden die ernstesten und meistbewunderten Schriftsteller und Professoren des Landes." Dieser Nationalstolz macht dem Japaner den Gedanken unerträglich, daß er die religiöse Wahrheit vom Auslande annehmen soll. Der Buddhismus und der amerikanische Protestantismus verdanken ihr Eindringen in das Volk nur dem Umstande, daß sie sich japanisiert, der Urreligion der Japaner in gewisser Hinsicht angepaßt haben. „Intelligent, gelehrig, strebsam und tatkräftig sind die Japaner. Mit fieberhaftem Eifer haben sie sich auf die experimentellen Wissenschaften geworfen, und zwar auf deren rein materielle Seite, zunächst in der Absicht, mit Hilfe dieser Wissenschaften ihr Land vor der fremden Überflutung zu retten, und — wenn nötig — die Fremden zurückzuschlagen. Der Krieg mit Rußland hat gezeigt, wie sehr ihnen dies gelungen ist. Aber die nachteilige Folge dieses westlichen Wissens war der Atheismus der herrschenden Klasse und die Verbreitung der schlimmsten Vorurteile gegen den alten Katholizismus, von dem man namentlich das eine zu wissen glaubt, daß er rückständig, unwissenschaftlich und vor allem nicht japanisierbar ist." Daher besteht für die katholischen Missionäre die Notwendigkeit, die gebildete Klasse aufzuklären, ihr zu zeigen, daß Katholizismus und wahre Wissenschaft sich sehr gut vertragen. Zu diesem Zwecke gründete P. Droüart im Jahre 1909 das Werk der religiös-wissenschaftlichen Abhandlungen, das seither bereits 123.000 wissenschaftliche und 113.000 populäre Abhandlungen in japanischer Sprache verbreitet hat, jetzt aber leider infolge von Geldmangel vor dem Zusammenbruche steht. Dieser Versuch hatte von leitenden Kreisen der Regierung Ermutigung gefunden, weil es in der katholischen Religion einen Gesichtspunkt gibt, der den Japanern imponiert: das Autoritätsprinzip. „Die unerschütterliche Autorität auf moralischem und politischem Gebiete, das ist augenblicklich Japans größtes Bedürfnis, seine einzige Rettung aus schrankenlosem Individualismus, aus wühlendem Sozialismus. Ernste Denker gibt es überall. Schon blicken manche von ihnen in Japan, namentlich unter den hohen Beamten, mit Bewunderung auf das Autoritätsprinzip im Katholizismus. Sie sehen, wie mit der Religionslosigkeit die Unsittlichkeit erschreckend um sich greift, wie die alten Nationaltugenden, Hingabe an das Vaterland und Elternliebe, schwinden." Diese Erkenntnis veranlaßte vor zwei Jahren den Aufsehen erregenden Erlaß, in welchem die Regierung die seit 40 Jahren beliebte religionslose Erziehung verwarf. Die Erfahrung zeige, hieß es da, daß die Sittlichkeit des Volkes ohne Hilfe der Religion nicht gefördert werden kann, daß es absolut nötig ist, „in Zukunft die Religion enger mit dem Staatsleben zu verbinden". Das Ministerium des Innern berief einen Kongreß von Vertretern des Schintoismus, Buddhismus und Christentums mit dem Zweck, Maßnahmen zur Hebung der Volksmoral zu treffen. Im November vorigen Jahres folgte unter dem Vorsitz des Ministers des Innern eine zweite Beratung, zu der nur japanische Vertreter der drei Religionen zugelassen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden, während Fremde ausgeschlossen waren. Zur Rettung des Vaterlandes würde die Regierung also selbst den Abscheu vor dem Katholizismus überwinden. Das zeigte sich auch bei den oben erwähnten Abhandlungen, von denen einige, von P. Droüart verfaßt, den vollen Beifall der Regierung fanden, obgleich er darin ohne Scheu auf die tiefsten Wunden des Volkslebens, Materialismus und religiöse Gleichgültigkeit, hinwies. Auch aus Leserkreisen wurde dem Verfasser lebhafter Dank ausgesprochen, ein Beweis dafür, daß „auf dem Grunde der japanischen Seele — trotz aller Schwächen — immer noch ein vornehmer Zug, ein Rest alter Ritterlichkeit, kurz, eine undefinierbare Schwungkraft für das Gute ruht, welche es nicht erlaubt, an Japan zu verzweifeln." P. Droüart hofft, daß die Japaner durch praktische Gründe schließlich doch für das katholische Christentum empfänglich werden könnten, da sie darin das einzige Mittel finden werden, ihr Vaterland aus Anarchie und Verfall zu retten. „Ein langer Weg vielleicht! Nur wissenschaftliche Aufklärung kann ihn abkürzen. Und nur die Presse, die Verbreitung großer Mengen von Flugschriften und Abhandlungen, ist das Mittel dazu." P. Droüart schließt seine Ausführungen mit der Hoffnung, daß die deutschen Katholiken, welche die Macht der Presse kennen, es ihm ermöglichen werden, seine Abhandlungen auch weiterhin herauszugeben.

*

Der niederösterreichische Landtag hat zur Wiedererweckung einer heimischen, wirklich künstlerisch bedeutenden dramatischen Produktion einen jährlich zu verleihenden Preis von 2000 *K* gestiftet. Dieser Preis kann nur solchen Schriftstellern deutscher Nationalität verliehen werden, welche in Niederösterreich durch längere Zeit ansässig und durch arische Abkunft und gründliche Kenntnis des Landes und Volkes befähigt sind, unverfälschte heimische Volkskunst zu schaffen.

Zur Preisbewerbung werden nur Stücke zugelassen, die in den letzten drei Jahren entstanden sind, welchen Umstand die Bewerber ehrenwörtlich zu bekräftigen haben. Werke, welche eine historische, auf österreichischem und besonders niederösterreichischem Boden spielende Begebenheit zur Grundlage haben, werden bevorzugt. Ausgeschlossen sind Operetten, Ausstattungsstücke und Werke lasziver Tendenz.

Die zur Preisbewerbung zugelassenen Werke werden in bezug auf ihren literarischen, ethischen und nationalen Wert der Beurteilung durch ein vom Landesausschusse zu bestimmendes Preisrichterkollegium unterzogen, worauf der Landesausschuß nach Prüfung des Zutreffens der sonstigen Vorbedingungen den Preis zuerkennt. — Bewerber um den Autorenpreis für das Jahr 1914 haben das Werk oder die Werke, mit denen sie in die Preisbewerbung eintreten wollen, unter Angabe ihres vollen Namens, Standes und Wohnortes bis längstens 30. Juni 1914 an den Landesausschuß des Erzherzogtumes Oesterreich unter der Enns, Wien, 1. Bezirk, Herrengasse 13, womöglich in drei Exemplaren, einzureichen.

Anonyme und pseudonyme Werke werden nicht berücksichtigt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Büchereinlauf.

Festschrift Georg von Hertling zum siebzigsten Geburtstage am 31. August 1913 dargebracht von der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Kempten, Jos. Kösel, 1913. Lex.-8° (VII, 633 S. m. Portr.) Mk. 25·—.

Fünfzig Jahre Kartell-Verband (1863—1913). Festschrift zum goldenen Jubiläum des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands. Von Dr. Hermann Cardauns. Ebd., 1913. Lex.-8° (III, 252 S.) Mk. 3·50.

Die Kultur der Babylonier von Dir. Dr. P. S. Landersdorfer, O. S. B. Mit 31 Abbildungen und 1 Karte. (Sammlung Kösel. 61.) Ebd., 1913. 8° (VIII, 240 S.) geb. Mk. 1·—.

Die Frau im Mittelalter. Von Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr Heinrich Finke. Mit einem Kapitel „Die heiligen Frauen im Mittelalter" von Dr. Lenné. (Sammlung Kösel. 62.) Ebd., 1913. 8° (XII, 190 S.) geb. Mk. 1·—.

Das katholische Erziehungs- und Bildungswesen der Gegenwart. Grundsätze und Tatsachen. Bericht über den I. Internationalen Kongreß für christliche Erziehung in Wien, 8.—11. Sept. 1912. Redigiert von Josef Zeit, Vorsitzenden des Kongresses. Ebd., 1913. Gr.-8° (VI, 653 S.) Mk. 7·—.

Die Mutter der schönen Liebe. Gedanken über Unsere Liebe Frau. Von Dr. Ottokar Prohászka, Bischof von Stuhlweißenburg. Ebd., 1913. Kl.-8° (VII, 176 S. m. Titelbild.) Geb. Mk. 1·50.

Leitfaden für die Einrichtung und Verwaltung von mittleren und kleineren Volks- und Schulbüchereien, Kreiswanderbibliotheken und Lesezimmern in Stadt und Land. Für die Praxis dargestellt von Dr. E. Jaeschke, Direktor der städt. Bücher- und Lesehallen in Düsseldorf. Berlin, G. J. Göschen, 1913. Gr.-8° (102 S.) Geb. M. 1·50.

Die schönsten Heiligenlegenden in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. P. Expeditus Schmidt, O. F. M. unter Mitwirkung von Enrica Freiin von Handel-Mazzetti, Anna Freiin von Krane, Franz Freiherr von Lobkowitz, Franz Pocci (Enkel), Ludwig Zoepf u. a. Mit den Namenbildern von Franz Pocci. (II. Band:) Die Heiligen: Maria auf der Flucht, Dorothea, Kunigunde, Genoveva, Petrus Coelestinus, Chlotildis, Margareta, Rosa v. Lima, Notburga, Eduard, Markus, Barbara. Kempten, J. Kösel, 1914. Gr.-8° (VII, 240 S.) Mk. 4·50.

Acta Academiae Velehradensis. Quorum edendorum curam gerit Ad. Špaldák. Annus VIII, Nr. 1—3. Prag, 1912. Gr.-8° (156 S.)

Acta III. Conventus Velehradensis. Theologorum commercii studiorum inter occidentem et orientem cupidorum. Jussu ejusdem conventus ab ipsius delegatorum collegio edita. (Operum Academiae Velehradensis tomus IV.) Prag, 1912. 8°. (34, 6, 5, 6, 6, 18, 4, 9, 10, 7, 4 S.) K 8·—.

Sigismund Anton Graf Hohenwart, Fürsterzbischof von Wien. Von Dr. Cölestin Wolfsgruber O. S. B. Mit zwei Abbildungen Hohenwarts. Graz, „Styria", 1912. Gr.-8° (XII, 332 S.) K 10·—.

Biologisches Christentum. Von Dr. Bernhard Liebermann. Halle a. S., R. Mühlmann, 1914. Gr.-8° (VII, 175 S.) Mk. 4·—.

Essays zur Religionspsychologie. Von Prof. P. Dr. Georg Runze. 1. Die psychologischen Grundlagen der Religion. — 2. Zur Wertbestimmung religiöser Erfahrungen. — 3. Die Stellungnahme zum Unsterblichkeitsglauben im Konfuzianismus, im Buddhismus und im Alten Testament und ihre neueren Parallelen. (Deutsche Bücherei Nr. 132/133.) Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs. Kl.-8° (143 S.) Mk. 1·—.

Naturphilosophische Weltanschauung. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von Jakob Schmitz. (Leuchtturm-Bücherei. Band 5.) Trier, Paulinus-Druckerei 1912. Kl.-8° (188 S.) Mk. 1·20.

Paul de Lagarde. Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland, Deutsche Bildung. Das Wesentliche aus seinen Schriften, ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daab. (Sammlung Diederichs. I. Band.) Jena, E. Diederichs, 1913. 8° (VIII, 220 S. mit 16 Bildtafeln.) Geb. Mk. 2 —.

Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister von Bruno Wille. (Bongs Schön-Bücherei. III. Band.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 8° (359 S. m. Portr.) Geb. Mk. 2·—.

Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von Georg Hermann. (Bongs Schön-Bücherei. IV. Band.) Ebd. 8° (416 S.) Geb. Mk. 2·—.

Konstantin der Große und das Christentum. Von Universitätsprofessor D. Dr. Hugo Koch. München, M. Mörike, 1913. Gr.-8° (49 S.) Mk. 1·20.

Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. Von Paul Darmstaedter I. Band: 1415—1870. Berlin, G. J. Göschen 1913. Gr.-8° (VIII, 320 S.) Mk. 7·50.

Zur Geschichte der Königlich-Preußischen Provinzialverwaltungsbehörde der ehemaligen Grafschaft Mark zu Hamm (Westf.). Beiträge zur Geschichte der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert von Dr. Franz Bockenholt. (Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. Herausgegeben von Dr. Aloys Meister, Professor an der Universität zu Münster. Neue Folge XXVII., der ganzen Reihe 39. Heft.) Münster (Westf.), Franz Coppenrath, 1912. Gr.-8° (VIII, 143 S.) Mk. 2·70.

Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters von Dr. J. W. Bruinier. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 404. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1913. 8° (VI, 130 S.) Geb. Mk. 1·25.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alex. Baumgartner S. J. Dritte, neubearbeitete Auflage (1. bis 4. Tausend). Besorgt von Alois Stockmann S. J. Mit einem Titelbild. Freiburg, Herder, 1913. Lex.-8° (XX, 742 S.) Geb. Mk. 15·—.

Der junge Goethe im Urteile des jungen Deutschland. Von Dr. Oskar Kanehl. Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1913. Gr.-8° (176 S.) Mk. 3·60.

Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. Von Dr. Hans Dünnebier. Zürich, Internationaler Verlag für Literatur, Musik und Theater „Weltensegler" von Franz Ketner, 1913. 8° (IX, 280 S.) Mk. 2·75.

Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt. Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels, nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1818. Von Dr. Jakob Bleyer, Professor an der Universität Budapest. Aus der „Ungarischen Rundschau". München, Duncker & Humblot, 1913. Gr.-8° (168 S.) Mk. 4·—.

Der Roman des Auslands seit 1800. Von Otto Hauser. (Ordentliche Veröffentlichung der Pädagogischen Literaturgesellschaft „Neue Bahnen".) Leipzig, R. Voigtländer, 1913. 8° (IV, 192 S.) Mk. 2·—.

100 Silhouetten. Schattenrisse von einem anonymen Wiener Meister des 18. Jahrhunderts, nebst einigen neueren Stücken. Wien, Ed. Beyers Nachf., 1913. Fol. (3 S. Text und 65 Blatt Silhouetten) Mk. 3·—.

Der soziale Katholizismus in England. Von Dr. Karl Waninger. (Apologetische Tagesfragen, Heft 14. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland.) M. Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1914. 8° (139 S.) Mk. 1·85.

Das Cölner Wirtschaftsgebiet. Von Dr. Otto Hommer. (Soziale Studienfahrten. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. 10. Band.) Ebd., 1914. Kl.-8° (143 S.) Geb. Mk. 1·—.

Soziale Gedichte. Materialsammlung für Schlußfeste heimatlicher Arbeiterkurse, zusammengestellt und eingeleitet von Werner E. Thormann. 1. u. 2. Tausend. (Studenten-Bibliothek. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. 16. und 17. Heft.) Ebd., 1913. Kl.-8° (114 S.) Mk. —·80.

Soldatenleben und Charakterbildung. Ein Handbüchlein für die Kaserne von Dr. jur. Johannes Stepkes. (Wort und Bild. Nr. 31.) Ebd., 1913. 16° (78 S.) kart. Mk. —·40.

Deutscher Fleiß. Wanderungen durch die Fabriken, Werkstätten und Handelshäuser Westdeutschlands. Von Karl Kollbach. II. Band. Köln, J. P. Bachem, 1912. 8° (XV, 241 S.) Mk. 3·50.

Ist das Zentrum eine Oppositionspartei? Eine aktuelle politische Skizze von Max Roeder, Chefredakteur. (Politische, volkswirtschaftliche und apologetische Studien.) Amsterdamm, Verlag der Internationalen Verlagsbuchhandlung „Messis", 1913. 8° (36 S.) Mk. —·45.

Geburtenrückgang und praktische Seelsorge. Eine ernste Zeit- und Gewissensfrage mit spezieller Bezugnahme auf die Verwaltung des Bußsakramentes. Beantwortet von Dr. Aug. Knoch, Domkapitular und Professor der Moraltheologie in Lüttich. Aus der vierten französischen Auflage ins Deutsche übertragen von Ad. Knoch, Pfarrer in Markenrode (Eichsfeld). Mainz, Kirchheim & Co., 1913. 8° (XVI, 191 S.) Mk. 1·60.

Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. 1. Teil: Unter dem Richter von Steyr. 1. bis 11. Tausend. Kempten, J. Kösel, 1912. 8° (468 S.) Mk. 5·—.

Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman von E. von Handel-Mazzetti. 3. bis 10. Tausend. Ebd., 1913. 8° (322 S.) Mk. 4·—.

Constantin der Große. Ein Festspiel von Wilhelm Biesten. Trier, Paulinus-Druckerei. 8° (27 S.) Mk. —·50.

An Bord des Sirius. Reise- und Kriegserlebnisse aus der Zeit des fliegenden Menschen nach dem Tagebuch des Volatilius Volanius herausgegeben von Wilhelm Middeldorf. (Leuchtturmbücherei. Band 7.) Ebd., 1913. 8° (192 S.) Mk. 1·—.

Unsere Jüngsten. Musenalmanach. Herausgegeben von der Redaktion des Leuchtturm für Studierende. (Leuchtturm-Bücherei. 6. Band.) Ebd. 8° (133 S.) Mk. 1·—.

P. Joh. Gualbertus Kampe Ord. Carm. disc. **Klänge aus Italien.** Wiesbaden, Herm. Rauch, 1913. 8° (VII, 120 S.) geb. Mk. 2·75.

Richard Voß: **Kundry.** Die Geschichte einer Leidenschaft. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1913. 8° (254 S.) geb. Mk. 4·—.

Adria-Stimmungen 1913. Von Adalbert Graf Sternberg. Wien, F. Tempsky, 1913. 8° (64 S.) Mk. 1·—.

Leiden- und Freudentropfen des Herzens. Von Adalbert Graf Sternberg. Ebd., 1913. 8° (79 S.) Mk. 1·—.

Lebensläufe und Todesgänge. Gedichte von Ernst Bowinkel. Berlin, L. Simion Nf., 1913. Gr.-8° (150 S.) Geb. Mk. 4·—.

Hymnen und Sequenzen von Friedrich Wolters. Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom vierten bis fünfzehnten Jahrhundert. Berlin, Otto v. Holten, 1914. Gr.-8° (207 S.) Geb. Mk. 4·50.

Scheffel-Kalender auf das Jahr 1914. Literarisches Jahrbuch des Scheffelbundes (19. Band), geleitet von W. A. Hammer. Titelvignette gezeichnet von Marianne Frimberger. Teschen, K. Prochaska, 1914. Gr.-8° (143 S. mit vielen Abbildungen und Faksimiles.) Geb. Mk. 3·—.

Schauspieler-Charakteristiken. Von Helene Richter. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. 27.) Hamburg, L. Voß, 1914. Gr.-8° (VIII, 220 S.) Mk. 7·20.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein prächtiges Geschenk für Ostern, zur heiligen Firmung, zu Namensfesten, Geburtstagen und zu allen Gelegenheiten ist:

Das Leben Mariä

Mit 48 Haupt- und 15 Nebenbildern in Farbendruck
Nach Originalen des Kunstmalers **Ph. Schumacher**

Text von **P. Victor Kolb**, S. J.

Die Liebe zur Mutter Gottes ist für jeden Katholiken eine schöne, ja die schönste Herzenssache! Frauen und Jungfrauen dürfen sie als die über alle Himmel Erhöhte ihres Geschlechtes preisen, Mütter mit ihr alle Freuden und Leiden eines Mutterherzens teilen. Männer und Jünglinge verehren sie als die reinste aller Jungfrauen. Kindern und Erwachsenen jeden Alters ist sie die himmlische Mittlerin und Fürsprecherin, die in unendlicher Milde und Güte allem Flehen ihr Ohr neigt, um Fürbitte zu tun bei ihrem himmlischen Sohne. — Wer kennt alle Gedichte, die fromme Dichter zum Lobe der Himmelskönigin erdacht haben, wer hat alle Lieder gehört, die zum Preise der allerseligsten Jungfrau ertönten, wer hat auch nur einen Teil ihrer herrlichen Bilder und Statuen gesehen, die gottbegnadete Künstler schufen? Ohne Ende ist ihre Zahl durch alle die Jahrhunderte hindurch und ohne Ende die Liebe zur Gottesmutter! So wird auch in dem obengenannten Werke von einem berufenen Maler

eine zartsinnige Bilderfolge der Lebensstationen Marias

geboten, die zusammen mit den aus vollem Herzen quellenden Worten des Textes für jeden Verehrer der Himmelskönigin zur nie versiegenden Quelle kindlicher Andacht und Frömmigkeit wird. In diesem mit höchster technischer Vollendung wiedergegebenen Bilderwerke sehen wir, in Licht und Freude getaucht, die Marienfeste dargestellt, unser Herz wird erhoben von den sieben Freuden und bewegt durch die sieben Schmerzen der Mutter Jesu. Diesen Bildern vorangestellt ist ein Zyklus, der uns Maria in der Prophetie des alten Bundes und in ihrer Kindheit zeigt. Das ganze Buch ist gleichsam ein Schrein, in dem wunderbare Gemälde, herrliche Gewänder, funkelnde Steine, duftende Rosen und Lilien zu Ehren unserer „Mutter der heiligen Hoffnung und der schönen Liebe" gesammelt sind und vom Abglanz seliger Himmelsauen durchflutet dem Beschauer vor Augen treten. Wer möchte nicht diesen köstlichen Schrein erwerben, wer nicht

diesen Spiegel der Unschuld und Tugend?

56 Seiten Querfolio. Preis in Moleskin gebunden **K 24·—**
Preis in bildgeschmücktem Prunkband, wattiert **K 30·—**

Verlag der Leo-Gesellschaft

Wien III/$_2$, Siegelgasse Nr. 6.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reisebureau „Courier“

Telephon 310. **Nagel & Wormann** Telephon 1097.

Fahrkarten-Stadtbureau der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
Fahrkartenbureau der k. k. priv. Südbahngesellschaft.

WIEN I, Operngasse 6, gegenüber der k. k. Hofoper.

ABBAZIA, Hotel Stefanie.

Fahrkarten nach allen Stationen des In- und Auslandes. — Kombinierbare Rundreisebillets.

Paul-Keller-Bücher

Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte. 1. bis 10. Auflage. Elegant in Leinen geb. **K 6·—.**

Waldwinter. Roman. Mit Bildern von Paul Brockmüller. 37. bis 39. Auflage. Elegant in Leinen geb. **K 6·—.**

Die Heimat. Roman. Mit Buchschmuck von Phil. Schumacher. 23. bis 25. Aufl. Elegant in Leinen geb. **K 6·—.**

Das letzte Märchen. Ein Idyll. 18. Auflage. Broschiert K 5·40, elegant in Leinen geb. **K 6·60.**

Der Sohn der Hagar. Sozialer Roman. Mit dem Porträt des Verfassers. 33. bis 35. Auflage. Elegant in Leinen geb. **K 6·60.**

Die alte Krone. Roman aus Wendenland und Böhmen. 19. Auflage. Elegant in Leinen geb. **K 6·60.**

Die fünf Waldstädte. Ein Buch für Menschen, die jung sind. Mit Bildern von G. Holstein und Reinhold Pfaehler von Othegraven. 16. Auflage. Elegant geb. **K 3·60.**

Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen. 1. bis 5. Aufl. Mit Illustrationen von G. Holstein und A. v. Volberth. Elegant in Leinen geb. **K 3·60.**

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Berlin-Wien.

Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Zur Einführung in R. Wagners Werk

empfehlen wir das umfassende, nach den ältesten Sprachdenkmälern bearbeitete und von der Kritik allgemein anerkannte

Götter- und Heldenbuch Erneuert von **Dr. Richard von Kralik**

6 Bände in Leinen mit Goldpressung gebunden K 14·40.

Inhalt: Band I: Amelungensage. Band II: Wilzen- und Welsungensage. Band III: Die deutsche Göttersage. Band IV: Dietrich und seine Gesellen. Band V: Rosengarten und Rabenschlacht. Band VI: Nibelungennot und Dietrichs Ende.

Verlag der Leogesellschaft, Wien III/„ Siegelgasse 6.

Zur „großen Fabrik“ Wien VII. Bz. Mariahilferstr. 18

Stefan Esders

Ecke **Karl Schweighofergasse**

Großes Etablissement für Herren-, Damen-, Knaben- und Mädchenbekleidung fertig und nach Maß. —— Pelzwaren aller Art für Herren und Damen.

Großes Lager in Herren-, Damen- u. Kinderschuhen, Herren- und Knabenhüten u. -Kappen, Damen- u. Kinderwäsche und Handschuhe; Schirme, Stöcke, Krawatten, Hosenträger, Gürtel, Socken, Strümpfe.

NEUE ABTEILUNG: Bett-, Tisch- und Hauswäsche.

Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe!

Vorzüglich eingerichtetes Atelier für Maßarbeiten der Schneiderbranche.

Illustrierte Preisliste mit Anleitungen zum Selbstmaßnehmen auf Verlangen gratis und franko.

Äußerst billig gestellte, streng feste Preise!

Franko-Versand in die Provinz bei Aufträgen von Kronen 25·— aufwärts.

Unverfälschter

Naturwein

also Weine, wie solche hier gedeihen, versendet per Viertelhektoliter i. Leihgebinden

FRANZ PORUPKA

Groß-Kadolz bei Mailberg, Nied.-Öst.

Preise per 100 Liter in Kronen.

Meßweine:

1910er, gute Qualität	75
1911er Wein, feiner Naturwein,	80–100
1909er Wein, feiner Naturwein	80
1909er prima feiner Naturwein	85
1908er guter, feiner Naturwein	90
1908er prima feiner Naturwein	100
1905er prima feiner Naturwein	100
1903er prima feiner Naturwein	110
1901er prima feiner Naturwein	120
1898er prima feiner Naturwein	100
1893er prima feiner Naturwein	120
Sehr alter Weißwein, Auslese	140

Rotweine:

Feiner alter Rotwein	80
1905er feiner Rotwein	90
1901er feiner Rotwein	100
Feinster alter Rotwein	120

Fetter, süßer Ausbruchwein:

Weiß, fett, süß, kräftig	160
Rot, fett, süß, kräftig	170

Essige:

Feinster Tafelessig	24
Feinster Weinessig	48

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.
B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile Nr. 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Festgabe

Ludwig v. Pastor

Zum 60. Geburtstage am 31. Jänner 1914 dargebracht von Univ.-Prof. Dr. Ph. Dengel in Innsbruck:

Das österreichische historische Institut in Rom 1901—1913.

Mit drei Bildern. Lex.-8° (VI und 100 S.). K 6·—.

Dem Geschichtsschreiber der Päpste bietet hier sein Schüler eine würdige Festgabe zum 60. Geburtstage. Das Buch gibt Kunde von dem reichen geistigen Schaffen der durch Theodor v. Sickel begründeten und durch v. Pastor, dem hervorragenden Kenner der Archive und Bibliotheken Italiens, mit klarer Entschlossenheit weiter ausgebauten Forscherschule für Geschichte und Kunstgeschichte. In drei Anhängen wird ein Verzeichnis der Mitglieder des Instituts 1901—1913 (mit Angabe der Arbeitsgebiete), eine Zusammenstellung der Veröffentlichungen der Institutsmitglieder, ferner eine Übersicht aller Publikationen v. Pastors geboten.

Schulte, Dr. J. Chr., O. M. C.: **Unsere Lebensideale und die Kultur der Gegenwart.** Zeitgeschichtliche Erwägungen und grundsätzliche Erörterungen für Gebildete. 8° (XIV und 256 S.). K 3·36; gebunden in Leinwand K 4·20.

Das Buch bringt in knapper, aber allseitiger Weise eine Reihe von Fragen zur Sprache, die Gebildeten unserer Tage auf der Seele brennen: Was ist es um die Religion? — Katholizismus und Geistesleben. — Religion, Unterricht und Erziehung. — Der Katholik im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart usw.

Es ist ein bequemes religiöses Hand- und Nachschlagebüchlein, das über viele aktuelle religiöse Gegenwartsfragen in bestimmter und befriedigender Weise Aufschluß gibt.

Stolz, Alban, und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von **A. Stockmann S. J. Zweite und dritte ergänzte Auflage.** Mit drei Bildern. 8° (VIII und 340 S.). K 6·—; gebunden in Leinwand K 7·20.

Eine anmutigere Lektüre ist nicht leicht zu finden als dieser Briefwechsel. Schalkhafter Humor und gelegentlich treffender Sarkasmus lösen sich ab. Aber dem lebhaften heitern Spiel, das im Laufe der Jahre ernstere Formen annimmt, merkt man den Reichtum der zugrunde liegenden Probleme an. Fragen der Kunst und Literatur, der Zeitgeschichte u. ä., auch Lebensfragen der beiden Schwestern über Beruf und geistiges Leben von tiefster seelischer Intimität werden behandelt.

Stuart, J. E.: **Über die Erziehung katholischer Mädchen.** Aus dem Englischen mit Erlaubnis der Verfasserin ins Deutsche übertragen. Mit einem Vorwort von Dr. O. Willmann. 8° (XVI und 242 S.). K 3·36; gebunden in Leinwand K 4·20.

Das Buch enthält eine Fülle von Anregungen, feinen Beobachtungen und geistreichen Gedanken. Katholischen Lehrern und gebildeten Eltern heranwachsender Töchter wird es wertvolle Dienste leisten können.

Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ladenpreis der Zeitschrift „Die Kultur“ per Jahrg. K 8 (M 7·20).

Inhalt.

	Seite
Heinrich Salomirgott. Von Dr. Julius Newald, Melk	129
Frühlingswillkommen. (Gedicht.) Von Ilse Franke-Oehl, Freiburg (Schweiz)	145
Zur Philosophie des Spiels. Studien von Dr. Richard v. Kralik, Wien	146
Die Wahl des Erzherzogs Maximilian, des Bruders Josefs II., zum Koadjutor von Köln und Münster. Nach den Dokumenten des Vatikanischen Archivs. Von Dr. Ernst Kautsky, Rom	164
Das Wunderjahr. (Gedicht.) Von Ella Graf, Wien	178
Entdeckung, Beweis und Umfang des Energieprinzips von Robert Mayer. Von Ordinarius Dr. Ernst Herzig, Wien	179
Richard Seyß-Inquart. Von Leopold Hulinsky, Wien	191
Meine Seele. (Gedicht.) Von Richard Seyß-Inquart, Wien	204
Die bildende Kunst Spaniens. I. Von Msgr. Graf Peter Vay von Vaya, Abt zu St. Martin, Apostol. Protonotarius und Hausprälat Sr. Heiligkeit, Herr auf Gyon	205
Grauer Tag. (Gedicht.) Von Marie Jonghaus, Elberfeld	217
Der Abenteurerroman des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Dr. Hubert Raulle, München	218
Nächtliches Lied. (Gedicht.) Von Michael Gabriel Hap	226
Im neapolitanischen Bergland. Skizze von Marga Hammalch, Wien	227
Neuere naturgeschichtliche Literatur. Von Prof. Dr. Josef Stadlmann, Wien	238
Umschau. Aus Zeitschriften	248
Preisausschreibung	254
Büchereinlauf	255

Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN

VON DER

XV. JAHRG.

III. HEFT.

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über wissenschaftliche und literarische Leistungen der Jesuiten seit 1814.

Zur Hundertjahrfeier der Wiederherstellung des Ordens.

Von **Alfons Feger.**

I.

Am 21. Juli 1773 brach der mehrhundertjährige Bau der Gesellschaft Jesu in Trümmer: Papst Klemens XIV. hob durch das Breve „Dominus ac Redemptor" den Jesuitenorden auf. „Dies war stets unser Wille und Ziel, alles zu tun für den Frieden und die Ruhe der heiligen Kirche, dafür zu pflanzen und aufzubauen, dafür aber auch zu entfernen und zu vernichten, selbst das Liebste und Teuerste, das wir nicht ohne tiefe Betrübnis verlieren." Man hat aus der Tatsache der Aufhebung einen Beweis für die Gemeingefährlichkeit des Ordens hergeleitet; schon genugsam widerlegt, wurde er erst in jüngster Zeit bei den Jesuitendebatten im deutschen Reichstage neuerdings ins Feld geführt und wird voraussichtlich in diesem Jubeljahre der Gesellschaft Jesu seinen Gang durch die liberale Presse und ihre Ableger machen. Denn die große Menge bewegt sich mit Vorliebe in ausgetretenen Geleisen und der Haß des Unglaubens gegen katholische Institutionen hat die gröbsten Geschichtslügen noch nie mit der Sonde wissenschaftlicher Kritik geprobt. Durch ihre mehr als zweihundertjährige ausgezeichnete Wirksamkeit hatte die Gesellschaft Jesu in allen katholischen Ländern einen hervorragenden Einfluß erlangt und gegen 23.000 Söhne des Ordens arbeiteten auf den weiten Feldern der Kirche; naturgemäß konnte es dem Orden an heftigen Gegnern nicht fehlen. Die Protestanten aller Bekenntnisse und die Jansenisten erblickten in der Gesellschaft Jesu eine Gründung, deren Spitze sich in erster Linie gegen sie richtete, den Vertretern der neuen Philosophie gegenüber, die mit dem Christentume auch jede staatliche und kirchliche Ordnung bekämpfte, vertrat der Orden von Manresa unbeugsam die Idee der Autorität und der göttlichen Rechte, die Staatsmänner des 18. Jahrhunderts sahen sich durch ihn in ihren Bestrebungen gehindert, die Oberherrlichkeit des Staates auch auf die Kirche auszudehnen. Alle diese haßerfüllten Gegner vereinigten sich zu einem Vernichtungskampfe, dem der Orden, wenigstens für kurze Zeit, erlag; das letzte Glied in der Kette dieses mit den unglaublichsten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Intrigen und Verleumdungen geführten Kampfes war das Aufhebungsdekret Klemens' XIV., — ein Akt der Schwäche und Nachgiebigkeit gegenüber den bourbonischen Höfen, ein zeitweiliger Sieg des modernen Gedankens über die christliche Idee. „Es ist eine Auffassung, die geistesgeschichtlich unhaltbar ist, in der Aufhebung der Gesellschaft Jesu eine päpstliche Verurteilung ihres Prinzipes und Wesens zu sehen, auf der anderen Seite wäre es äußerlich und oberflächlich, allein und ausschließlich eine Intrige einzelner Personen oder Regierungen darin zu erblicken. Wer diese Maßregel verstehen will, darf sein Studium nicht beschränken auf den Wortlaut des päpstlichen Breves oder der übrigen zahllosen diplomatischen Aktenstücke, die sie gekostet hat. Sie war nicht mehr und nicht weniger als eine blitzhelle Offenbarung, daß das menschliche Geistesleben in seiner Tiefe an einem kritischen Punkte angelangt sei, an einem Punkte des Aufkochens und gewaltsamen Überschäumens des neuzeitlichen Individualismus." (Lippert.) Für den Geschichtskundigen ist das Verbot Friedrichs des Großen von Preußen bezeichnend, das Aufhebungsdekret in seinem Lande zu verkünden: „Die Jesuiten haben in den Landen, wo ich sie unter meine Obhut genommen, keinen Gebrauch vom Stilet gemacht, sondern sich in ihren Kollegien nur den Wissenschaften gewidmet, die sie lehren; wäre dies nun ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man einen Stein auf mich werfen wollen, weil ich einen Verein von Gelehrten nicht vertilgt habe, da einzelne Einzelglieder desselben — vorausgesetzt, es verhalte sich wirklich so — zweihundert Meilen von meinem Lande Attentate begangen haben? Die Gesetze verurteilen die Schuldigen, verdammen aber zugleich jene erbärmliche, blind wütende Feindschaft, die gegen Schuldlose und Schuldige ohne Unterschied ihrer Rachsucht frönen will." Die Geschichtslüge von der Aufhebung des Ordens ob seiner Gemeingefährlichkeit gehört zu den Waffen, mit denen Christentum- und Priesterhaß gegen die Vorkämpfer des christlichen Idealismus andringt und nie war vielleicht die grausame, grundsätzliche Vergiftung der öffentlichen Meinung größer als in unserer Zeit. Ernste Wissenschaft, wenn sie auch den Jesuitenglauben nicht teilte, hat diese Anklage nie gehalten.

Der 7. August 1814 wurde das Fest der Wiedergeburt der Gesellschaft Jesu, die Pius VII. durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" rekonstituierte. Er würde sich eines Vergehens schuldig machen, sagt der Papst, wenn er die Männer nicht zurückriefe, nach deren Wiederkunft die traurigen Verheerungen der Kirche, die Verweltlichung der christlichen Unterrichtsanstalten, viele Erzbischöfe und Bischöfe, ja fast der ganze katholische Erdkreis rufen. So konnte nach ein paar Jahrzehnten der Ordensaufhebung dieser gewaltige Segensstrom sich neuerdings durch alle Länder und Völker verbreiten; und bis heute fließt er weiter.

Die Gesellschaft Jesu hat die Züge der neuen Zeit angenommen und sie wurde wiederum zur gewaltigen Verkünderin des christlichen Gedankens in Europa. Jesuiten widmen sich allen Zweigen der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pastoration und verkünden die Wahrheit der katholischen Idee von der Missionskanzel des Bergdorfes wie vom Katheder der Hochschule; Jesuiten vertiefen sich in die Geheimnisse der Mystik und verfolgen in den Laboratorien die neuesten Forschungen der exakten Naturwissenschaften, Jesuiten entziffern mit unermüdlichem Fleiße die Denksteine vergessener Pharaonengeschlechter, aber sie nehmen auch teil an den neuesten sozialen Strömungen; mit dem Seelenhunger eines heiligen Franz Xaver im Herzen ziehen sie hinaus in alle Welt als Pioniere der christlichen Wahrheiten und abendländischer Kultur. Fügen wir noch hinzu, daß die Jesuiten in den katholischen Ländern zu den ersten, mancherorts zu den alleinigen Trägern des christlichen Unterrichtes und der Erziehung geworden sind, so können wir Herders Worten nur beistimmen: „Bei den heftigsten Anfeindungen des Jesuitenordens ist niemand so weit gegangen, daß er ihm gelehrte Männer abgesprochen hätte; die ganze Geschichte des Ordens spricht dagegen. In allen Feldern der Literatur hat er talentreiche, verdiente Arbeiter gehabt; fast jede Wissenschaft ist den Jesuiten etwas schuldig." Einer der führenden Geister in unseren Tagen hat anders gesprochen: „Der Jesuitenorden gefährdet unsere Kultur, die Jesuiten haben unsere freie Bildung, wo sie konnten, niederzuhalten gesucht, sie haben die freie Forschung unterdrückt. Sie brechen die Seelen und tilgen jeden Sinn für die Erkenntnis der Geschichte aus, an der doch allein wirkliche Bildung zu erwachsen vermag. Sie kennen überhaupt keine Geschichte." So Harnack. Die Geschichte soll die Antwort geben, ob sich der Orden der Jesuiten seit seiner Wiederherstellung der Bildung und Wissenschaft widersetzt hat. Wenn wir im nachfolgenden der wissenschaftlichen und literarischen Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu seit 1814 einen bescheidenen Denkstein setzen, so machen wir nicht im geringsten Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr seien mit flüchtigen Strichen nur die markantesten Leistungen jesuitischer Gelehrsamkeit gezeichnet, wobei wir vornehmlich auf die deutsche und österreichische Ordensprovinz Rücksicht nehmen.

II.

Die Königin der theologischen Wissenschaften bildet die Dogmatik, auf deren Gebiete die Jesuiten stets eine beherrschende Stellung einnahmen und darin sie, fußend auf dem Boden strengster Kirchlichkeit und der scholastischen Philosophie, Unvergängliches leisteten. Der schwer verleumdete P. Kleutgen († 1883) wird immer als einer der ersten genannt werden müssen, die sich um die Wiederbelebung der scholastischen Philosophie und Theologie verdient gemacht haben; seine „Philosophie der Vorzeit" und „Theologie der Vorzeit" übten einen tiefgreifenden und nachhaltigen Einfluß aus auf die Pflege dieser Wissenszweige in neuscholastischem Sinne. Kleutgens Schrift „Über alte und neue Schulen", in der er sich gegen die Unterdrückung des humanistischen Studiums an den Mittelschulen aussprach, machte bei ihrem Erscheinen Aufsehen; an der Fortsetzung der großangelegten „Institutiones theologicae" hinderte ihn der Tod. Neben Kleutgen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verdienen als hervorragende Dogmatiker Kardinal Franzelin und Wilmers genannt zu werden. Den Plan zum monumentalen Sammelwerk der „Collectio Lacensis“ entwarf P. Schneemann († 1885), der sie auch bis zum sechsten Bande fortführte; P. Granderath schrieb den Schlußband über das Vatikanische Konzil. In sieben Bänden enthält diese mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und unsäglichem Fleiße verfaßte Konziliensammlung die Verhandlungen und Beschlüsse aller morgen- und abendländischen Konzilien seit 1862; ein beigegebenes Generalregister erhöht die praktische Brauchbarkeit der einzelnen Bände.

Die liberale „Revue historique“ urteilt: „Diese Sammlung wird unschätzbare Dienste leisten und darf in der Bibliothek des Staatsmannes ebensowenig fehlen wie in der des Theologen“; und eine englische Kritik, die „Dublin Review“, sagt speziell vom sechsten Band: „Dieser Band legt in schlagender Weise die wundervolle Wirksamkeit der katholischen Kirche durch die ganze Welt dar. Er läßt sie als das auch in unserem Jahrhundert hervortreten, was sie immer war: als die Vorkämpferin der Freiheit, die Schützerin der Armen und die Verteidigerin des Christentums.“

Der unermüdliche P. Hurter, diese Säule der theologischen Fakultät der Innsbrucker Universität, gibt in dem sechsbändigen „Nomenclator literarius theologiae catholicae“ in gedrängter Übersicht die Lebensdaten und wichtigeren Werke der bedeutenderen katholischen Theologen; Hurters dogmatische Lehrbücher zählen zu den bestgeschätzten. Die achtbändige dogmatische Summe von Christian Pesch gehört zweifelsohne zu den Standardwerken der dogmatischen Literatur; neben dem Lehrbuche über die Inspiration besitzen desselben Verfassers „Theologische Zeitfragen“ großen apologetischen Wert, da sie sich gegen die in den letzten Jahren aufgetauchten falschen Ansichten über den katholischen Glaubensbegriff richten. Des geistvollen Konvertiten P. v. Hammerstein verschiedene Schriften, in denen er, der Sprößling einer alten protestantischen Adelsfamilie, seine mit harten Opfern erkaufte Rückkehr zur katholischen Kirche schildert, bilden eine beredte Apologie der katholischen Religion. Der universelle P. Cathrein schenkte in der „Katholischen Weltanschauung“ den Gebildeten einen apologetischen Wegweiser in den großen Lebensfragen; „Glauben und Wissen“ behandelt in tiefgründiger Weise diese Scheidelinie der Geister. Kneller weist in seinem Buche „Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaften“ die Geschichtslüge zurück, nach der die ersten Vertreter der exakten Naturwissenschaften sich dem Christentum gegenüber ablehnend verhalten hätten. In Zimmermann („Ohne Grenzen und Ende“, „Das Gottesbedürfnis“) und Lippert („Psychologie des Jesuitenordens“) hat die katholische Apologetik zwei hervorragende Kämpfer erhalten. Donat's „Freiheit der Wissenschaft“ ist eine glänzende Apologie der christlichen Weltanschauung. Dem Dogmatiker genügt der Hinweis auf Palmieri, Schiffini, de San, Regno, Sasse; auch die neuerschienene, großangelegte Fundamentaltheologie von Ottiger soll hier Erwähnung finden neben dem Werke

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feders über Justin den Märtyrer und Rouets Enchiridion. Auf dem Gebiete der dogmatischen Katechese hat sich Deharbe durch seine Katechismuserklärungen sehr verdient gemacht.

Nächst der „Collectio Lacensis" ist als das monumentalste Werk jesuitischer Gelehrsamkeit der „Cursus sacrae Scripturae" zu nennen, von den PP. Cornely, Hummelauer und Knabenbauer herausgegeben; von den 60 Bänden, auf die das Werk berechnet ist, sind bis jetzt 40 erschienen. Diese Großtat exegetischer Wissenschaft stellt sich den Leistungen der berühmten Exegeten des 17. Jahrhunderts aus der Gesellschaft Jesu würdig zur Seite. P. Arndt hat sich verdient gemacht durch die vollständige Umarbeitung des Alliolischen Bibelwerkes, das er mit neuem Kommentar versah. M. Hagen, Hontheim, Kugler, Zorell, Fonck, Flumk, Zenner sind als geschätzte Exegeten bekannt. Hier sei auch erwähnt, daß das unter dem gegenwärtigen Heiligen Vater gegründete Bibelinstitut in Rom den Vätern der Gesellschaft Jesu übertragen wurde. — Das „Compendium theologiae moralis" von Gury († 1866) und dessen Kasuistik, im engen Anschlusse an den heiligen Alphonsus verfaßt, gehörten zu den beliebtesten und verbreitetsten Handbüchern der Moral, die erst durch die neueren Moralwerke von Ballerini, Bucceroni, Palmieri, Sabetti, Vermeesch, Genicot übertroffen wurden. P. Lehmkuhl, der vielangefeindete, gab in seiner zweibändigen „Theologia moralis", bis jetzt in elf Auflagen erschienen, ein Universalwerk der katholischen Moral, über das die „Germania" urteilt: „Für den Gebrauch in der Praxis ist Lehmkuhls Werk ein standard work"; das hiezu erschienene Kompendium und das Lehrbuch der Kasuistik werden als vorzügliche Handbücher der Moralwissenschaft gerühmt. Die moraltheologische Summe von P. Noldin, in drei Bänden und zwei Supplementbänden, erlebte innerhalb zwölf Jahren zehn Auflagen.

Der Jesuitenorden ist in seinem innersten Wesen eine unbeugsame Absage an die Autoritätslosigkeit unserer Zeit und so richten denn auch die Soziologen aus der Gesellschaft Jesu ihr Hauptaugenmerk auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie und den wirtschaftlichen Liberalismus. Heinrich Pesch ist heute eine der anerkanntesten Autoritäten auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre und sein vierbändiges „Lehrbuch der Nationalökonomie" zählt zu den Hauptwerken der sozialen Literatur. „Wie es bei Büchern, die von katholischen Theologen stammen, üblich ist, wird auch hier vermerkt, daß die kirchlichen Vorgesetzten des Verfassers ihr ‚Imprimatur' gegeben haben. Das soll dem Pater Pesch nicht schaden, ebensowenig der Umstand, daß er gerade Jesuit ist. Es soll sich hier einzig und allein um die Frage handeln, ob das vorliegende Buch gut oder schlecht ist. Und da wage ich die Behauptung, daß diese Grundlegung die größte Beachtung verdient und gar manchem ‚modernen' Soziologen und Nationalökonomen zu denken geben könnte. Pesch sagt gleich im Vorwort, sein Standpunkt sei der anthropozentrisch-teleologische. Viele, die das lesen, werden daraufhin geneigt sein, das Buch wieder aus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hand zu legen, denn dergleichen sei doch längst erledigt. Sie täten aber besser, an dem Buche nachzuprüfen, ob und inwieweit der Standpunkt des Verfassers berechtigt ist . . ." schreibt die liberale „Frankfurter Zeitung". Cathrein verbreitet sich in seinen Abhandlungen über Recht, Naturrecht und positives Recht, über die Grundbegriffe des Strafrechtes, die Aufgaben der Staatsgewalt, über die englische Verfassung, über Kirche und Volksschule über die grundlegenden Fragen der Rechtsphilosophie; seine Untersuchung „Der Sozialismus", in neunter Auflage erschienen und in neun Sprachen übersetzt, wird von bedeutsamer protestantischer Seite als „die beste Widerlegung der Sozialdemokratie" gerühmt. Biederlacks „Soziale Frage" gehört zu den verbreitetsten Handbüchern, wie die von Lehmkuhl, Pachler, Cathrein, Krose, Th. Meyer und anderen in den „Stimmen aus Maria-Laach" behandelten sozialen Fragen ob ihrer Gediegenheit und Sachkenntnis auch von den Gegnern des Ordens als scharfe Angriffs- und Verteidigungsmittel gegen die Sozialdemokratie geschätzt werden. Nostitz-Rieneck schrieb eine vielbeachtete Abhandlung über „Das Problem der Kultur", Lehmkuhl kommentierte das bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches, Krose unterzog die Konfessionsstatistik Deutschlands und die Häufigkeit der Selbstmorde in unserer Zeit einer eingehenden Untersuchung, Hammerstein behandelte das Verhältnis von Kirche und Staat vom Standpunkte des Rechtes aus.

Von den Kanonisten des Ordens ist in erster Linie der jetzige General der Gesellschaft, P. Wernz, zu nennen, der ein monumentales Werk über die Dekretalien herausgab. Bekannte Lehrer des Kirchenrechtes sind unter den Italienern Sanguineti, Tarquini, Santi, wie von den Deutschen Beringer, Nilles, Biederlack ebenbürtig neben den Autoritäten moderner Akademien stehen. Laurentius verfaßte ein viel verbreitetes Lehrbuch des Kirchenrechtes, Hilgers bereicherte die Indexliteratur mit umfassenden Abhandlungen. Ob ihrer hohen wissenschaftlichen und praktischen Vorzüge haben die Werke von Schleininger, Aschenbrenner, Jungmann einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der Homiletik in neuerer Zeit genommen; Jungmann kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß er durch seine klassische „Theorie der geistlichen Beredsamkeit", von Gatterer neu herausgegeben, diese „auf eigene Füße stellte" und von der profanen Rhetorik unabhängig machte. — Zahlreiche Prediger aus dem Orden haben die homiletische Literatur mit Predigtwerken bereichert.

In der Aszetik waren die Jesuiten seit jeher Meister. Die aszetischen Schriften von Colleridge, Frey, Lohmann, Dosenbach, Hattler, Hättenschwiller und anderen sind nicht ohne Einfluß auf das geistliche Leben unserer Zeit geblieben. Das herrliche Buch von P. Doß „Gedanken und Ratschläge", in 21. Auflage erschienen, zeugt von der warmen Liebe dieses „Apostels der Jugend", der durch seine Kongregationen, Exerzitien, seinen persönlichen Verkehr und seine Schriften Tausenden von studierenden Jünglingen zum Retter wurde. Als P. Meschler vor zwei Jahren als 82jähriger Greis seine irdische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pilgerfahrt beendigte, ging ein edler Sohn der Schweiz, ein ungemein fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, in die ewige Heimat. Meschler hatte in der Gesellschaft Jesu alle Ämter, ausgenommen das des Generals, innegehabt; er war — nach den Worten eines Freundes — eine Sonnennatur voll Güte und Freundschaft, eine Franziskusnatur, die an jeder Blume lautere Freude fand. Sein „Leben Jesu" ist von überwältigender Schönheit und Hoheit, einer der besten Führer zum Verständnisse des Lebens und Wirkens des Heilands; das „Leben des heiligen Aloysius von Gonzaga" hat ob der poetischen Sprache und des tiefen Gehaltes unter der studierenden Jugend starken Anklang gefunden; in den „Gaben des Heiligen Geistes" malt Meschler auf dem Goldgrunde exakter Theologie die edelsten Blüten eines praktisch-christlichen Lebens. Umfassende Gelehrsamkeit, tiefe Frömmigkeit und glühender Seeleneifer charakterisieren die 20 Bücher dieses großen Mannes, die in vielfachen Auflagen erschienen und in die verschiedensten Sprachen übersetzt sind. — Allen Gebildeten sei die „Christliche Lebensphilosophie" von Tilmann Pesch, in 12. Auflage erschienen, warm empfohlen.

An die Spitze der philosophischen Leistungen, soweit diese nicht schon berührt wurden, ist das würdige Gegenstück der Collectio Lacensis, die elfbändige „Philosophia Lacensis" zu stellen. Unter den neueren Philosophen der Gesellschaft Jesu widmet Cathrein in seiner zweibändigen, bereits in fünfter Auflage erschienenen „Moralphilosophie", die er für den Schulgebrauch in der Philosophia moralis (8. Auflage) kompendierte, seine Aufmerksamkeit den verschiedenen Zeitströmungen auf ethischem Gebiete; Klimke weist in einem umfangreichen Werke die Haltlosigkeit der philosophischen Grundlagen des Monismus nach. „Die großen Welträtsel" (zwei Bände) von Tilmann Pesch behandeln in tiefgründiger und großzügiger Weise die großen philosophischen Probleme der Gegenwart und bilden ein wertvolles Arsenal apologetischen Rüstzeuges im Kampfe der Geister. Lehmen bietet in seinem bekannten vierbändigen Lehrbuche der Philosophie eine ausgezeichnete Summe der „Philosophia perennis", wie sich auch die philosophische Summe von Donat großer Verbreitung erfreut. P. Beßmer hat sich hervorgetan durch Forschungen auf psychiatrischem Gebiete. Frank behandelte die Entwicklungstheorie im Lichte der Tatsachen, Poulain, Gründer, Haan, Frick, Frins, Boedder, Dollmann sind geschätzte Namen in der philosophischen Literatur unserer Tage.

Die „Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters" von Michael ist die ausgereifte Goldfrucht eines arbeitsamen Lebens, der wie Janssens Lebenswerk der Dank der Katholiken gebührt. Die bis jetzt erschienenen fünf Bände bilden ein in sich abgeschlossenes Werk, das die Darstellung der Kulturzustände des deutschen Volkes während des 13. Jahrhunderts behandelt, während die folgenden Bände die politische Geschichte enthalten werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ob ihrer vornehmen Objektivität, Gründlichkeit und erschöpfenden Verwertung der Quellen gehört diese mit warmer Liebe zum deutschen Volke geschriebene Geschichte zum eisernen Bestande der deutschen Geschichtswerke. Eine zur Notwendigkeit gewordene tendenzfreie und umfassende Darstellung des weltumspannenden Wirkens der Päpste im Mittelalter, von katholischer Hand geschrieben, ist P. Grisar zu danken; sein Werk „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter", durch tieffußende historische, archäologische, dogmatische, kirchenrechtliche und liturgische Kenntnisse ausgezeichnet, zählt in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht zu den ersten katholischen Geschichtswerken und bildet — ohne es ausdrücklich zu beabsichtigen — neben Pastors Papstgeschichte die vornehmste Verteidigung des heiligen Stuhles für die Zeit des 4. bis 15. Jahrhunderts. Zu den heiß umstrittenen Büchern unserer Tage gehört Grisars Lutherwerk, das auch auf protestantischer Seite vielfache Anerkennung gefunden hat und dessen wissenschaftlichen Wert, dessen Sachlichkeit, Tiefe und Großzügigkeit auch die Gegner Grisars anerkennen. In den „Jesuitenfabeln" hat Duhr mit ruhiger Sachlichkeit und streng wissenschaftlicher Kritik die vielen Verleumdungen gegen seinen Orden widerlegt; seine „Aktenstücke zur Geschichte der Jesuitenmissionen in Deutschland" und sein Buch „Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts" bilden eine reiche Fundgrube wertvollsten Materials für den Erforscher des Mittelalters; das auf breitester Grundlage angelegte Monumentalwerk „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge", eine allseits anerkannte Musterleistung für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, sichert Duhr einen bleibenden Namen unter den Geschichtsforschern Deutschlands. P. Ehrle, der Vorstand der Vatikanischen Bibliothek, begründete seinen Ruf durch seine Historia bibliothecae Romanorum Pontificae; er führte eine vollständige Neuorganisation der Vaticana durch, die er durch sein eminentes Wissen, seine riesenhafte Arbeitskraft und sein hervorragendes Verwaltungstalent zu einer einzig dastehenden Mustereinrichtung machte. Die von ihm eingerichtete Werkstätte zur Rettung alter Handschriften ist vorbildlich für die Gründung ähnlicher Institute in den verschiedensten wissenschaftlichen Zentren. Zahlreiche wissenschaftliche Akademien zählen den „Reformator der Vaticana" zu ihrem Ehrenmitglied.

Von Beissel haben wir hervorragende religionswissenschaftlich und kunstgeschichtlich interessante Geschichtswerke über die Marienverehrung in Deutschland während des Mittelalters und des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Geschichte des Vatikanischen Konzils von Granderath umfaßt drei Bände: I. Vorgeschichte, II. Von der Eröffnung des Konzils bis zum Schlusse der dritten öffentlichen Sitzung, III. Vom Schlusse der dritten öffentlichen Sitzung bis zur Vertagung und die Aufnahme der Konzilsentscheidungen. Dem caritativen Wirken der deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1866 und 1870/71 setzte Rist ein bleibendes Denkmal. Kardinal Steinhuber beschrieb in seinem zweibändigen Werk die Geschichte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Germanikums in Rom, „jener berühmten ältesten Priesterbildungsanstalt, welche einen heiligen Ignatius zum Gründer hat und das Vorbild unzähliger tridentinischer Seminare wurde. Als hohe Kriegsschule der ‚streitenden' Kirche hat das Germanikum viele der tüchtigsten Kämpfer geliefert, die den Sturm der kirchlichen Revolution in Deutschland und Österreich-Ungarn aufgehalten und zurückgeschlagen und durch die geistig-sittliche Hebung von Klerus und Volk den Sieg der Kirche in der Zukunft angebahnt haben. In dem Rahmen der Zeitgeschichte verfolgt man mit steigendem Interesse die Geschichte der Anstalt, die mit ihren Schirmherren, den Päpsten, Freud und Leid geteilt und innerhalb 350 Jahren an 6000 Zöglinge beherbergt hat, aus deren Mitte 29 Kardinäle, 49 Erzbischöfe, 285 Bischöfe hervorgegangen sind." (Katholische Kirchenzeitung.)

Nicht unerwähnt bleibe die fünfbändige Geschichte der Katholikenverfolgung in England von Spillmann, „das englische Heldenbuch aus christkatholischer Zeit". Den der Gesellschaft Jesu bis zum Überdruß gemachten Vorwurf von der Heiligung der Mittel durch den Zweck hat Reichmann neuerdings philosophisch, historisch und polemisch behandelt. P. Braunberger, der Geschichtsschreiber des seligen Petrus Canisius, P. Pfülf, der Biograph Mallinckrodts, P. Kirch, der Herausgeber von Granderaths Geschichte des Vatikanischen Konzils und Verfasser des Enchiridion fontium historiae ecclesiasticae antiquae, Damberger, Rattinger, Martin, Savio, Fließ, Plitz, Schmitz, Nostitz-Rieneck sind jedem Kenner zeitgenössischer Geschichtsliteratur bekannt. Giuseppe Marchi († 1860) war bahnbrechend für die altchristliche Archäologie durch Gründung des Lateranischen Museums und seine Katakombenforschungen; ein verdienter Katakombenforscher war auch der Archäologe und Epigraphiker P. Garrucci († 1885), hochbedeutsam für die kirchliche Archäologie durch sein Hauptwerk „Geschichte der christlichen Kunst in den ersten acht Jahrhunderten"; die Namen Lanci und Cahier haben einen guten Klang in der neueren Archäologie. Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten sowie die kirchliche Paramentik fanden in dem Archäologen und Kunsthistoriker P. Braun einen gründlichen und liebevollen Darsteller, die Entwicklung der liturgischen Bücher in P. Beissel. Bekannt ist die von Gietmann und Sörensen in sechs Bänden herausgegebene „Kunstlehre".

In der stolzen Reihe der glänzenden Namen, welche gerade die Schweiz seit 1814 mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte der Gesellschaft Jesu eingetragen hat, ist Baumgartner der größten einer. Vergleichbar den Bergen seiner Heimat, — so schildert ihn ein Verehrer, — die in granitenen Massen sich auftürmen zu bizarren Formen, bald von Wolken und Nebel umhüllt, bald im Sonnenglanze strahlend, aber von der himmelanstrebenden Spitze den Blick in weite Fernen öffnen, steht er vor uns. Sein gigantisches Werk „Geschichte der Weltliteratur" bedarf keines näheren Hinweises; Baumgartner hat sich damit in der deutschen Nationalliteratur für alle Zeiten ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denkmal gesetzt. Über seine Goethebiographie äußert sich eine maßgebende englische Kritik: „Ein solches Monumentalwerk, das eingehende Spezialkenntnis seines unmittelbaren Gegenstandes, seinen kritischen Sinn, die Gabe, sowohl in der Erzählung wie in der Erörterung immer interessant zu bleiben, elastische Eleganz des Stiles vom spielenden Witz hinauf bis zur feurigsten Beredsamkeit, Vertrautheit mit dem ganzen weiten Gebiete europäischer Literatur und endlich einen soliden Fonds theologischer und philosophischer Bildung in sich vereinigt, kann mit Recht einen Platz unter den klassischen Werken europäischer Literatur beanspruchen. Indes wurden seine Verdienste von denjenigen, welche berufen wären, seinen Wert zu würdigen, leider nur mit Widerstreben zugestanden. Der Grund davon ist, daß Baumgartner bei aller Anerkennung für die literarischen Vorzüge Goethes sich weigert, den exaltierten Goethekult mitzumachen, welchem ein großer Teil deutscher Kritiker noch immer in lärmender Weise sich hingibt." Erwähnen wir von den Monographien noch die vielbeachteten Schriften über „Lessings religiösen Entwicklungsgang", über „Longfellows Dichtungen, ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas", die Monographie über Hollands größten Dichter „Joest van den Vondel", die geschichtliche Abhandlung über „Gallus Jakob Baumgartner und die neuere Staatsentwicklung in der Schweiz". Die „Nordischen Fahrten" werden als die besten Reisewerke bezeichnet, die seit Jahrzehnten über diesen Gegenstand erschienen sind, und umfassen drei Bände: „Island und die Färöer", „Durch Skandinavien nach St. Petersburg", „Reisebilder aus Schottland". Baumgartner versuchte sich auch mit Erfolg in der Poesie; unter anderem verfaßte er ein allegorisches Festspiel „Calderon" und den tiefempfundenen Sonettenkranz „Die lauretanische Litanei". Die „Laacher Stimmen", an denen er 36 Jahre Mitarbeiter war, bereicherte er mit zahlreichen wertvollen Beiträgen.

„Der liebe Gott hat meine Arbeit reichlich gesegnet; so kann ich wie ein müder Schnitter, wenn die Abendglocke läutet, betend Hände und Haupt zur Ruhe legen." Mit diesen Worten beschloß ein anderer edler Sohn der Schweiz, P. Spillmann, sein arbeitsreiches Leben. Spillmanns Erzählungen gehören zu den meistgelesenen und besten der katholischen Belletristik, sie erschienen in zahlreichen Auflagen und wurden in nicht weniger als neun Sprachen übersetzt. Gründliche Kenntnis der lokalen und historischen Verhältnisse haben im Vereine mit einer nicht gewöhnlichen dichterischen Begabung und klassischen Darstellungsgabe Spillmanns Büchern einen ersten Platz in der katholischen Volksliteratur errungen. Neben zahlreichen kleineren Schriften verfaßte er mehrere Reisewerke über die außereuropäischen Weltteile und leitete zwanzig Jahre die Redaktion der „Katholischen Missionen". — P. Diel, der zu früh Verstorbene, hat sich durch seine „Gedichte", sein Trauerspiel „Scanderbeg" und seine Novellen als Dichter von Gottes Gnaden erwiesen; ihm ist auch eine biographische und literarhistorische Abhandlung über Friedrich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Spee zu danken, an dessen „Trutznachtigall" die Gedichte Waldburg-Zeils erinnern. — Seinen Ruf als Literaturhistoriker hat sich P. Kreiten durch seine vorzüglichen Arbeiten über Molière, Voltaire und Droste-Hülshoff erworben. Gründlicher Kenner des Neuprovenzalischen, übersetzte er die herrlichen Dichtungen der Provence und bereicherte selbst die poetische Literatur durch die schon in mehreren Auflagen erschienenen Gedichte „Den Weg entlang". Der Hymnologe Guido Dreves veröffentlichte seine Gedichte in den „Kränzen ums Kirchenjahr" und den „Stimmen der Vorzeit". Andreas Schupp ist der Verfasser gemütvoller Gedichte und Erzählungen für die Jugend und das Volk. Unter den ausländischen Belletristen aus der Gesellschaft Jesu werden besonders gerühmt Bresciani, de Bouvin, Coloma und andere; die deutsche Übersetzung von Colomas klassischen „Lappalien" liegt heute in 23. Auflage vor.

An dem Lorbeerkranze, den sich die moderne Wissenschaft auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften errungen hat, haben die Jesuiten nicht geringen Anteil. In seiner großen „Astronomie" macht der berühmte französische Astronom Lalande einen Rundgang durch die Sternwarten der Welt und findet in allen Erdteilen Observatorien, die teils von Jesuiten gegründet, teils von solchen geleitet wurden. Für die Zeit von 1750 bis 1773 zählt er 42 Astronomen aus der Gesellschaft Jesu auf, die 87 Werke über Himmelskunde verfaßten und in Europa allein neun Sternwarten vorstanden. Von dieser Entdeckung überrascht, fährt Lalande fort: „Unter die törichtesten Verleumdungen, welche die Wut der Protestanten und Jansenisten gegen die Jesuiten vorgebracht hat, gehört die, daß diese Ordensleute keine Mathematiker hervorgebracht hätten. Ich machte damals gerade das Register zu meiner großen Astronomie und die Zahl der Jesuitenastronomen setzte mich in Erstaunen." Die als Astronomen in China tätig gewesenen Missionäre Schall, Verbiest und Hallerstein, der erste Beobachter der Sonnenflecken, Christoph Scheiner, der universelle Kircher, Christian Mayer, der Entdecker der Fixsterntrabanten, Nikolaus Zucchi, der Erfinder des Teleskopes, der Euklid seines Jahrhunderts Christoph Clavius, der hochgelehrte Astronom und Mathematiker Rogo Boscovich und die zahlreichen anderen Leuchten der astronomischen Wissenschaft haben in den Astronomen der neueren Zeit aus der Gesellschaft Jesu würdige Nachfolger gefunden. De Vico († 1848), der verdiente Leiter der römischen Sternwarte und nachmalige Vorstand des Observatoriums in Georgetown bei Washington, entdeckte sechs neue Kometen und bestimmte deren Umlaufszeiten. Angelo Secchi († 1878) war einer der leuchtendsten Sterne am Gelehrtenhimmel Europas, durch zwanzig Jahre Direktor der vatikanischen Sternwarte, hervorragend als Astronom, Physiker und Meteorologe, Mitglied fast aller wissenschaftlichen Akademien der Welt. Seinen Forschungen über die Physik der Planeten, der Sonne und der Fixsterne verdankt er den Namen eines Vaters der Astrophysik; gegen 4000 Fixsterne untersuchte er auf ihr physikalisch-chemisches

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verhalten und klassifizierte sie in den vier Secchischen Sterntypen. Er stellte als einer der ersten die Photographie in den Dienst der Astronomie. Als Physiker schrieb er das bedeutsame Werk „Unità delle sforze fisiche". Auf der zweiten Pariser Weltausstellung trug ihm sein Meteorograph, der alle Wetterfaktoren selbsttätig registriert und zehn Beobachter ersetzt, unter 46.000 Kunstausstellern die große goldene Medaille ein sowie die Ernennung zum Offizier der französischen Ehrenlegion und Großwürdenträger der „goldenen Rose". Ein Einblick in das Verzeichnis seiner 800 Schriften gibt Kunde von seinem rastlosen Forscherleben. Stephan Perry († 1889), langjähriger Direktor der Sternwarte zu Stonyhurst bei Blackburn, schrieb über die Sternschnuppen, die Natur der Sonne, den Erdmagnetismus Abhandlungen von bleibendem Wert; seine astronomischen Beobachtungsreisen, die er im Auftrage der englischen Regierung unternahm, führten ihn fast über die ganze Erde. Eppings († 1894) Forschungen über die Sternkunde und Chronologie der Babylonier verdankt die neuere Astronomie vielfache Anregungen; sein Ordensbruder Kugler setzt das kulturhistorisch und naturwissenschaftlich bedeutsame Unternehmen mit großem Erfolge fort. Hagen, langjähriger Direktor der Sternwarte an der Georgetown-University bei Washington, seit 1906 Vorstand der Vatikanischen Sternwarte, gab durch seinen „Index Operum Leonardi Euleri" die Anregung zur Gesamtausgabe der Werke des großen Mathematikers und Physikers; sein „Atlas stellarum variabilium" ist nach dem Urteile bedeutendster Fachmänner eine erstklassige Leistung. Die Geophysik verdankt Hagen zwei neue Beweise für die Achsendrehung der Erde und seine Synopsis der höheren Mathematik (drei Bände) war die Veranlassung zu der deutschen Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften; durch sein letztes großes Werk, „Die veränderlichen Sterne", rückte Hagen in die erste Reihe der Astronomen vor. P. Müller hat sich über die astronomischen Fachkreise hinaus bekannt gemacht durch seine Monographien über Kepler und Kopernikus; in den Gelehrtenkreisen hat er einen Namen durch seine „Elementi di Astronomia". In Rom, Granada, Tortosa, Kalocza, Löven, Valkenburg, Stonyhurst, Georgetown, Puebla, auf Madagaskar und Kuba, in Kalkutta entstanden neue Sternwarten, die von Jesuiten eingerichtet und geleitet wurden. Die Wetterwarte von Zikawei bei Schanghai, ein Observatorium ersten Ranges, ist wegen der Taifunwarnungen von größter Bedeutung für die Schiffahrt in den ostasiatischen Gewässern, wie auch die Sternwarte von Manila auf den Philippinen mit den vier Sektionen für Astronomie, Erdmagnetismus, Seismologie und Meteorologie, abgesehen von ihren sonstigen wissenschaftlichen Leistungen, eine treue Schildwache der großen Schiffahrtslinie zwischen Singapore und Jokohama bildet. — P. Jullien schrieb eines der besten Bücher über rationelle Mechanik, P. Kolberg ist in der wissenschaftlichen Welt bekannt durch seine Theorie der Tiefenkräfte. Das große Lehrbuch der Physik von Dressel, jüngst in vierter Auflage erschienen, reiht sich nach dem Urteile der wissenschaftlichen Kritik unter die vor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

züglichsten dieses Faches ein. Die Untersuchungen P. Wulfs über Luftelektrizität und Radioaktivität erfreuen sich in Fachkreisen größter Beachtung; die von ihm konstruierten Elektrometer sind an allen Instituten für Radiumforschung in Verwendung und wurden in letzter Zeit auch in den größeren Krankenhäusern zur Dosierung der Radiumpräparate eingeführt. Der Geologe Karl Braun († 1908), bekannt durch seine „Kosmogonie vom Standpunkte christlicher Wissenschaft", ermittelte durch selbsterfundene Instrumente die mittlere Dichte der Erde. Der „Ameisenpater" Erich Wasmann, von Freund und Feind viel genannt, ist eine Hauptstütze der christlichen Wissenschaft im Kampfe gegen den Monismus und seine biologischen Forschungen werden auch von der ungläubigen Gelehrtenwelt anerkannt. Die Abhandlungen dieses berühmten Zoologen über „Moderne Biologie und Entwicklungstheorie", „Menschen- und Tierseele", „Kampf um das Entwicklungsproblem" und andere zerstören gründlich die Behauptung eines Widerspruches zwischen gesicherten Ergebnissen der modernen Naturwissenschaften und der christlichen Weltanschauung.[1]) In den Jesuiten Frank und Muckermann besitzt die Biologie eifrige und verdiente Förderer.

P. Fischer in Feldkirch hat einen bekannten Namen als Kartograph, den er durch die Auffindung der ältesten Amerikakarte (1507 angefertigt) begründete.

In der Kartographie haben besonders die Missionäre des Ordens von jeher Bedeutendes geleistet, wie sie auch durch ihre Berichte über auswärtige Länder sich die verschiedensten wissenschaftlichen Gesellschaften zu großem Danke verpflichteten; ein sprechendes Denkmal ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in den Missionen ist das vom Jesuiten Kircher begründete Museum der Propaganda in Rom. Huonder und Krose haben sich verdient gemacht durch die Bearbeitung der Missionsgeschichte und Statistik. Die monatlich erscheinenden „Katholischen Missionen", im 43. Jahrgange stehend, sind das führende Organ auf dem Gebiete des Missionswesens und gehen über den Rahmen einer eigentlichen Missionszeitschrift hinaus, da sie in wissenschaftlicher Behandlung reiches Material historischer, sozialer, ethnographischer Kenntnisse vermitteln.

Die Sprachwissenschaft verdankt den Jesuiten und besonders ihren Missionären nicht wenig. Über 300 Jesuiten haben Grammatiken und Elementarbücher über lebende und tote Sprachen geschrieben und die vergleichende Sprachwissenschaft wurde geradezu durch den spanischen

[1]) Prof. Dr. Forel in Zürich sagt über Wasmann: „Es sei mir erlaubt, hier auf eine mindestens sehr vernachlässigte Seite jener Biologie aufmerksam zu machen, welche durch die genialen Forschungen Erich Wasmanns in neuerer Zeit zu einem der anziehendsten und wunderbarsten Kapitel der Tierpsychologie geworden ist. Herr Wasmann ist Jesuit und schreibt meistens für katholische Zeitschriften. Die Wissenschaft ist aber neutral, von Glaubensbekenntnissen unabhängig und kann die Wahrheit unter allen Farben und Fahnen suchen. Durch seine scharfe, klare, gewissenhafte Kritik beweist unser Autor, daß er dies meisterhaft verstand, und er dürfte vielen seiner metaphysischen Gegner, unter welche auch Referent gehört, als Muster dienen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jesuiten Hervas begründet; Pachtler und Fox gelten als hervorragende Philologen; in der Assyriologie und Orientalistik sind Straßmayer und Dahlmann bekannte Fachmänner.

Fast jede in der Gesellschaft Jesu vertretene Nation besitzt ihre eigene wissenschaftliche Zeitschrift; für die Italiener ist die Civiltà cattolica, für die Spanier sind die Razón y Fe das Organ ihrer wissenschaftlichen Publikationen, die Franzosen besitzen in den Etudes, die Belgier in den Analecta Bollandiana, die Holländer in den „Studien" und die englischen Jesuiten im Month angesehene wissenschaftliche Blätter. Die „Stimmen aus Maria-Laach" (seit 1878) haben sich zum ersten wissenschaftlichen Publikationsmittel des deutschen Katholizismus entwickelt. Je nach Bedarf erscheinen daneben Ergänzungshefte, die eine ausführlichere Behandlung einzelner Fragen bezwecken. Die Redaktion der „Stimmen" befindet sich im Jesuitenkolleg in Valkenburg, gegründet wurden sie in dem ehemaligen Jesuiteninstitute Maria-Laach in der Diözese Trier, daher ihr Name. In theologischen Kreisen erfreut sich die von der Innsbrucker theologischen Fakultät herausgegebene „Zeitschrift für katholische Theologie" ob ihres gediegenen wissenschaftlichen Inhaltes größter Beachtung. Aber auch über den Rahmen ihrer eigenen Organe hinaus stellen die Jesuiten ihre Feder in den Dienst der katholischen Idee und fast alle katholischen Zeitschriften und Zeitungen zählen Jesuiten zu ihren Mitarbeitern.

Unsere Hochschätzung des wissenschaftlichen und literarischen Wirkens der Gesellschaft Jesu wird sich steigern, wenn wir in Rücksicht ziehen, daß materielle und wissenschaftliche Interessen bei einem Orden ja erst in letzter Linie in Betracht kommen, daß die Tätigkeit der Gesellschaft durch wiederholte Vertreibung aus den verschiedenen Ländern gelähmt wurde und daß die ungläubige Wissenschaft sich von vorneherein gegen katholische Gelehrte und besonders gegen solche aus dem Orden der Jesuiten ablehnend verhält. — Wir schließen diese bescheidene Skizze mit den Worten, die ein Apologet der Gesellschaft Jesu der Zukunftsmission seines Ordens widmet: „Wird es der Gesellschaft Jesu vergönnt sein, von der Christuskirche als Botin gesandt zu werden zum modernen Menschen, als Botin nicht mit harten Scheltworten, sondern mit weißwehender Fahne, mit verstehendem und gütigem Herzen, mit klarer und kluger Rede? Wir können nicht in die Zukunft schauen. Sicher ist dieses eine, daß der katholischen Kirche am Tage ihres schwersten Kampfes die Hilfe zur Hand sein wird, die sie braucht. Und wenn unter den modernen Menschen einer ist, der gleich Ignatius von Loyola sich ganz von den Lebenskräften des Christentums durchdringen läßt, der so ehrlich und folgerichtig, so tatkräftig und innerlich und beharrlich die Ideale dieser Religion in sich auswirkt und wirken läßt, dann mag es wohl geschehen, daß er ein Werkzeug wird für jene Allmachtstaten und Erbarmungswerke, wie sie auch in einer neuen Zeit und am kommenden Menschen geschehen sollen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Österreichische Anstalten in Skutari.

Von **Dr. Eduard Prinz von und zu Liechtenstein.**

Es ist ein in unserem Vaterlande beliebtes Schlagwort, gegen die Regierung den Vorwurf zu erheben, daß sie nicht entsprechend versuche, in Albanien Einfluß zu gewinnen. Naturgemäß bildet die Heranziehung der Jugend eines Landes stets das vorzüglichste Mittel, sich die Sympathien der Bevölkerung zu sichern. Es dürfte daher die Öffentlichkeit wohl interessieren, zu erfahren, in welcher Weise seitens unseres Auswärtigen Amtes dem Schulwesen in Albanien Aufmerksamkeit zugewendet wird, in welchem Punkte mir ein anläßlich der Reise des österreichischen Albanienkomitees gemachter Besuch in Skutari zu persönlicher Anschauung willkommene Gelegenheit bot.

Die kulturelle Aktion der Monarchie auf dem Gebiete des Schulwesens verfolgt in Skutari zwei verschiedene Ziele, welchen entsprechend derzeit auch die Schulanstalten in zwei gesonderte Gruppen zerfallen. Eine Gruppe dient zur Heranbildung des Nachwuchses für den Säkular- und Regularklerus, wobei bemerkt werden muß, daß die Seelsorge im katholischen Teile Albaniens nicht ausschließlich vom Säkularklerus besorgt wird, sondern daß auch eine große Anzahl ländlicher Pfarreien von Franziskanermönchen versorgt wird, wodurch sich ergibt, daß auch die Heranbildung des Ordensklerus im Interesse unserer Monarchie liegt. Die zweite Anstaltsgruppe dient der Heranbildung der nordalbanischen katholischen Jugend im allgemeinen und die bezüglichen Anstalten besitzen größtenteils Volksschulcharakter. Ansätze höherer Bildungsanstalten sind wohl vorhanden, doch kann nach den zu beobachtenden Frequenzziffern bis jetzt noch nicht von einem größeren tatsächlichen Bedürfnisse nach solchen gesprochen werden.

Für die Heranbildung des Klerus besteht seit dem Jahre 1860 das Priesterseminar „Collegium Pontificium"; es besteht aus einem Vorbereitungskurs, fünf Gymnasialklassen, zwei Philosophiekursen und zwei Theologiekursen und dient für die Heranbildung des albanischen Säkularklerus. Dieses Seminar reicht in die Zeit zurück, wo die Monarchie noch im Besitze Veneziens stand und nach Süden und Südosten als italienisches Staatswesen sich betätigte. Demgemäß wurden seinerzeit selbstverständlich Jesuiten aus der venezianischen Ordensprovinz als Lehrer an die Anstalt berufen, welche in durchaus österreichischem Sinne wirkten und deren Ersatz durch Mitglieder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der österreichischen Ordensprovinz, insbesondere in den letzten Jahren, zweifelsohne als ein gegen unseren Bundesgenossen Italien gerichteter Schritt aufgefaßt worden wäre und daher um so weniger in Betracht gezogen wurde, als der Geist, der an der Anstalt herrscht, zu irgend welchen Rekriminationen keinen Anlaß bot. Die Anstalt wird von 48 internen und 5 externen Klerikern besucht, von denen 49, also nahezu alle, junge Albanesen sind. Die Unterrichtssprache ist in den unteren Klassen italienisch und lateinisch, in den philosophischen und theologischen Kursen lateinisch.

Zur Heranbildung des Regularklerus dient das im Jahre 1888 gegründete Franziskanerprobandat, bestehend aus 2 Elementar- und 5 Gymnasialklassen. Der Unterricht wird in den Elementarklassen albanisch und in den Gymnasialklassen italienisch erteilt und von 5 Franziskanerpatres besorgt, welche der albanischen Ordensprovinz angehören. Diese Provinz hat ihren Sitz in Skutari, ergänzt sich größtenteils aus albanischen Alumnen und unterhält in Albanien 37 Pfarren. Generalkommissär und Provinzial ist ein gebürtiger Südtiroler, P. Facin. Nach Absolvierung der Schule in Skutari frequentieren die künftigen Ordenspriester das Noviziat in Kaltern in Südtirol und das Philosophat in Salzburg.

Von den unter Mithilfe der Monarchie erhaltenen Unterrichtsanstalten für die weltliche Schuljugend ist zunächst die im Jahre 1861 gegründete Franziskanerschule zu erwähnen. Sie umfaßt eine fünfklassige Volksschule und eine zweiklassige Bürgerschule, welche von 115 katholischen Albanern besucht werden. Die Lehrer sind außer den Franziskanerpriestern auch externe albanische Lehrer, welche österreichische Lehrerbildungsanstalten besucht haben. Die Unterrichtssprache ist im allgemeinen albanisch, es wird aber in allen Klassen auch deutsch gelehrt.

Im Jahre 1878 gründete der Jesuitenorden das „Collegium Francisco-Xaverianum", welches auch heute noch von den Jesuiten der venezianischen Ordensprovinz betrieben wird. Die Anstalt besteht aus einer sechsklassigen Volksschule mit 178 Schülern, aus einer je dreiklassigen Real- und Handelsschule mit je 32 Schülern und aus einem vierklassigen Gymnasium mit zehn Schülern. Die Unterrichtssprache in der Volksschule ist albanisch, in den höheren Klassen italienisch, doch wird auch deutsch und französisch gelehrt. Ich habe anläßlich meines Aufenthaltes in Skutari gerade in dieser Anstalt Prüfungen beigewohnt und hiebei mit Genugtuung beobachtet, daß die Kenntnis der deutschen Sprache in den höheren Klassen recht gute Fortschritte macht. Die jungen Leute übersetzten gut aus dem Italienischen ins Deutsche oder auch umgekehrt und gaben auf die in deutscher Sprache gestellten Fragen rasch und sicher entsprechende Antworten. Auf meine Frage, die ich am Schlusse der Prüfung an einen der jungen Leute richtete, warum in diesen Tagen unserer Anwesenheit eine gewisse festliche Stimmung in Skutari herrsche und was wohl der Grund sei, daß eine Art Prüfung in der Schule stattfinde,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entgegnete er mir nach einigem Nachdenken wie folgt: „Es sind eine Reihe berühmter Männer und Frauen aus Oesterreich und Wien hierhergekommen, um hier alles zu sehen und zu erfahren, wie sie uns am besten helfen können." Gewiß eine urwüchsige und für unsere Reisegesellschaft auch unverdient schmeichelhafte Antwort, die mir aber nicht nur bewies, daß die Schüler der Anstalt sich ganz gut im Deutschen ausdrücken können, sondern daß auch der Zweck unseres Besuches in Albanien richtig erkannt und entsprechend bewertet wurde. In einer der unteren Volksschulklassen prüften wir Mathematik, und ich war überrascht, zu sehen, wie ganz kleine Knirpse von acht bis neun Jahren tadellos die Division einer fünfstelligen Zahl durch eine dreistellige vornahmen; und nicht nur daß der kleine Mann an der Tafel richtig rechnete, sondern auch sein Kollege aus der hintersten Bank, der aufgerufen wurde, diktierte dem Schüler an der Tafel von seiner Bank aus die Rechnung in fehlerloser Weise. Wir hatten überhaupt den Eindruck, daß das Schülermaterial hervorragend intelligent und bildungsfähig sei, und wir könnten zufrieden sein, wenn an allen unseren Volksschulen gleiche Resultate erzielt würden. Die Franziskanerschule soll vollkommen gleichwertig sein, doch kann ich leider von dieser nicht aus eigener Anschauung berichten.

Das Gebäude, in welchem die Jesuitenschule untergebracht ist, erinnert sehr an ähnliche Anstalten in Europa. Die Räume sind groß und luftig, alles sehr sauber gehalten. Das Gebäude überragt ein hoher Turm mit einer Terrasse, von der aus man einen geradezu überwältigenden Ausblick über die Stadt Skutari und ihre Umgebung über den mächtigen See von Skutari und die weite Ebene bis zu dem in großem Bogen die Stadt umsäumenden Gebirge genießt. Die Anstalt besitzt die erforderlichen Spielplätze für die Jugend, auf welchen sich nach beendeter Prüfung sämtliche Klassen der Reihe nach versammelten, um nunmehr nach österreichischem Exerzierreglement vor uns zu exerzieren und zu defilieren. Daß sich dieses Naturvolk nicht allzu willig dem militärischen Zwange fügt, ergibt sich daraus, daß Versuche, die an einer italienischen Schule in Skutari gemacht wurden, die Kinder militärisch exerzieren zu lassen, vollkommen mißlangen und, wie ich hörte, mit einem Streik endigten.

Die Jesuitenpatres haben für das nächste Schuljahr eine Reform des Unterrichtsplanes in Aussicht genommen. Es soll das Unterrichtsprogramm der Trientiner Schulen dem Lehrplane zugrunde gelegt werden, wodurch sich eine beträchtliche Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden ergibt. Auch haben sie sich bereit erklärt, nach Maßgabe, als die Lehrbehelfe in albanischer Sprache auch für höhere Disziplinen zur Ausgabe gelangen, — ein heute bestehendes, schwerwiegendes Hindernis für einen etwas höheren Unterricht in albanischer Sprache, — eine fortschreitende Albanisierung ihrer Schulen eintreten zu lassen, welche übrigens auch mohammedanischen Kindern offenstehen und von diesen tatsächlich besucht werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit seinen Anfängen bis in das Jahr 1890 zurückreichend, besteht seit 1901 weiters in Skutari ein Malissoreninternat mit einem Knabenwaisenhaus. Dieses wird von der österreichischen Ordensprovinz der Kongregation der Brüder der christlichen Schulen erhalten und dient als Internat für die Söhne albanischer Notabeln. Die Internisten besuchen die Franziskanerschule und erhalten im Internat noch Repetitionsunterricht durch die Schulbrüder, welche selbst Absolventen der Lehrerbildungsanstalt in Strebersdorf sind. Die Unterrichtssprache ist albanisch und deutsch. Im Malissorenheim befinden sich derzeit 29 Malissoren, im Waisenhause 30 Knaben.

Auch dem Mädchenunterricht wird die vollste Aufmerksamkeit gewidmet. Es besteht seit dem Jahre 1879 eine Mädchenvolksschule der sogenannten Stimatinerinnen (Stigmata Sti. Francisci): eine sechsklassige Volksschule, welche derzeit von 273 Mädchen frequentiert wird. Das Lehrpersonal besteht aus Schwestern albanischer und italienischer Nationalität. Die Unterrichtssprache ist albanisch, es wird aber auch deutsch gelehrt. Von der dritten Klasse an ist auch das Italienische Unterrichtsgegenstand.

Eine den weitestgehenden Anforderungen entsprechende Anstalt ist der von Servitenschwestern geleitete Kindergarten „Elisabethinum". Die Anstalt ist von zirka 300 Kindern im vorschulpflichtigen Alter besucht, welche uns unter Aufsicht der Schwestern bei unserem Besuche in militärisch aufgestellten Abteilungen empfingen und mit der deutsch gesungenen österreichischen Volkshymne begrüßten. Man glaubte sich fast in eine unserer Wiener Kinderschutzstationen versetzt. Die Unterrichtssprache ist hier durchwegs albanisch. Seit dem Vorjahre sorgt in Triest ein Noviziat der Servitinnen für den Nachwuchs der Ordensschwestern für Skutari.

Endlich besteht noch eine von dem albanischen Fräulein Agate Nik Giergit betriebene Handarbeitsschule, welche 42 Mädchen besuchen. Die Unterrichtssprache ist albanisch. Die Handarbeiten, welche ich in der Schule der Stimatinerinnen zu besichtigen Gelegenheit hatte, zeigen von dem bedeutenden Talente der albanischen Mädchen für derartige Beschäftigungen.

In baulicher Hinsicht muß von sämtlichen Schulen gesagt werden, daß sie selbst europäischen Ansprüchen genügen. Es sind keine Schulpaläste, wie wir sie hier oft recht überflüssigerweise errichten. Die Gebäude sind wenig übersichtlich, die Treppen und Gänge schmal und teilweise finster, aber die Schulräume sind durchwegs hoch, gut belichtet und ventiliert. Das Ministerium des Aeußern ist bemüht, im Rahmen seiner Mittel bauliche Verbesserungen und Ausgestaltungen vorzunehmen; erst in den allerletzten Tagen wurde der Grundstein für den Neubau des Malissorenheims, das für 60 Knaben Platz bieten wird, in feierlicher Weise gelegt. Für das nächste Jahr steht ein Neubau des Jesuitenseminars in Aussicht, ebenso ein Zubau zum Heim der Stimatinerinnen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Große Schwierigkeiten bietet die Frage der Unterrichtssprache. In erster Linie wird natürlich und mit Recht darauf gesehen, daß die Kinder die albanische Sprache in Wort und Schrift erlernen, ein Grundsatz, welcher auch dem politischen Standpunkte entspricht, den die Monarchie Albanien gegenüber einnimmt und welcher übereinstimmend mit dem Programm der nationalistischen Partei in Albanien am besten in die Worte zusammengefaßt werden kann: „Albanien den Albanern". Daneben empfiehlt es sich selbstverständlich, der albanischen Jugend Gelegenheit zur Erlernung einer Weltsprache zu bieten, mit welcher dieselbe in ihrem Geschäftsleben die erforderliche Unterstützung und das Auslangen findet und durch welche es ihr auch ermöglicht wird, eventuell höhere Studien zu machen, für die mangels einer albanischen Literatur sonst die Grundlage fehlen würde. Es wird nun vielfach darüber geklagt, daß an unseren Schulen italienisch gelehrt und dadurch der italienische Einfluß in Albanien zu unseren Ungunsten verstärkt werde. Es ist freilich richtig, daß die Verbreitung der Kenntnis der italienischen Sprache den politischen und wirtschaftlichen Anschluß an Italien fördert, aber anderseits sind die Kritiker in Österreich sich auch kaum klar darüber, welche Sprache an den österreichischen Schulen gelehrt werden soll.

Eine slawische Sprache, zum Beispiel Serbisch oder Kroatisch, wählen zu wollen, würde politisch noch unklüger sein und eine Annäherung der Albaner an Montenegro und Serbien anbahnen, die vielleicht noch weniger wünschenswert ist. Die deutsche Sprache erleichtert dem Albaner allerdings den Verkehr und Gedankenaustausch mit dem größten Teile der Monarchie, aber nicht besonders mit jenen Teilen derselben, mit welchen Albanien zunächst in wirtschaftlicher Verbindung steht, mit Triest und Dalmatien. Endlich darf man nicht außer acht lassen, daß die italienische Sprache eine Sprache ist, die auch in Österreich von einem großen Teil der Bevölkerung gesprochen wird, von dem man keineswegs generell annehmen darf, daß er nicht österreichisch fühlt, eine Sprache, welche speziell im ganzen Umkreis der Adria die allgemein übliche und fast von jedermann zumindestens verstandene Vermittlungssprache bildet und welche in Albanien selbst, schon dank ihrer leichteren Erlernbarkeit für den Albaner von einer unendlich größeren Zahl von Bewohnern gesprochen oder wenigstens verstanden wird, als es derzeit bei der deutschen Sprache der Fall ist und jemals der Fall sein wird. Mit der Erlernung der italienischen Sprache setzen wir daher die jungen Albaner in eine weitaus bessere Situation für ihre künftige wirtschaftliche Betätigung und es muß dem sonst an den von Oesterreich erhaltenen Schulen herrschenden Geiste überlassen bleiben, das junge und für Dankbarkeit empfängliche Gemüt derart zu beeinflussen, daß in demselben trotz der Kenntnis der italienischen Sprache der innere Hang zur österreichisch-ungarischen Monarchie sich entwickle. Ich will gerne zugeben, daß die Aufgabe nicht leicht ist, aber anderseits zwingen die Verhältnisse in Albanien, wie leider auch bei uns selbst, in unseren dortigen Schulen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht die deutsche Sprache als alleinige Fremdsprache zu lehren, wir müssen zufrieden sein, wenn dem Deutschen und dem Italienischen gleichviel Sorge zugewendet wird, wenigstens solange, als wir nicht über entsprechende Lehrmittel in albanischer Sprache verfügen.

Wenn es auch aus dem Rahmen meines den Schulen geweihten Artikels fällt, so möchte ich die Rundschau über die kulturelle Tätigkeit unserer Regierung in Skutari nicht abschließen, ohne des österreichisch-ungarischen Spitales dortselbst zu gedenken. In den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Gründung eines Spitals in Skutari von dortigen Kaufleuten im Einvernehmen mit dem katholischen Klerus beschlossen. Ein Einwohner Skutaris stellte sein Haus samt Grundstück und Kapital zur Verfügung. Im Jahre 1889 wurde mit der Adaptierung des Gebäudes zur Unterbringung von 5 Klosterschwestern und zur Aufnahme von 12 Kranken mit Hilfe der k. u. k. Regierung begonnen. Im Jahre 1891 war das Schwesternhaus fertig und wurde von 5 Barmherzigen Schwestern der kroatischen Ordensprovinz in Agram bezogen. Die Haupttätigkeit derselben lag im Anfange in der Krankenpflege außerhalb des Schwesternhauses, während im Spitale selbst nur 4 Kranke verpflegt wurden. Allmählich folgte auf Kosten des Ministeriums des Aeußern eine Erweiterung des Spitales. 1897 wurde eine Männerabteilung eingeführt, im folgenden Jahre ein spezieller Arzt bestellt und zwei Jahre später eine Apotheke eingerichtet. Seit 1903 folgte eine Vergrößerung der andern und heute finden wir ein äußerst gut eingerichtetes Spital mit 75 Betten in 6 bis 8 Sälen und verschiedenen Einzelzimmern vor. Das Spital untersteht dem bewährten Doktor Selem, welchem ein Spitalsgehilfe und ein Spitalsdiener zur Seite stehen. Die Krankenpflege besorgen 12 bis 14 Schwestern mit je 2 männlichen und weiblichen Dienstboten. Das Spital hat einen vorzüglich eingerichteten Operationsraum, entsprechende Isolier- und Badezimmer und wird von Kranken aus dem ganzen Lande besucht. Der Besuch ist enorm, wie mir Dr. Selem mitteilte. Es kommt nicht selten vor, daß er Rekonvaleszenten zu entlassen sich gezwungen sieht, um neuen Kranken, welche dringend der Spitalsaufnahme bedürfen, die Möglichkeit dazu zu bieten. Zur Zeit unseres Besuches waren einige Betten frei.

So gewannen wir in Skutari den erfreulichen Eindruck, daß seitens unserer Regierung alles getan wird, um in möglichst praktischer und nicht allzu kostspieliger Weise die Interessen unserer Monarchie in Albanien zu unterstützen. Wir sahen aber auch, daß die Bevölkerung die ihr zukommenden Wohltaten würdigt und daß sie nach ihrer Intelligenz und ihrer sonstigen Qualität auch der Unterstützung würdig ist, die ihr seitens unseres Vaterlandes zuteil geworden ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frauen der Romantik.

Von **B. Rieh.**

Romantik! Silberhelle Bronnen rauschen leise in geheimnisschauernden Waldesgründen, Nymphen und Erdgeister huschen über samtnes Moos, hoch am zerklüfteten Fels winkt die blaue Blume, ritterliche Liebesgänge jauchzen durch die Luft und in der Bergkapelle grüßt das Bild der jungfräulichen Mutter, schön, wie Raffaels Künstlerphantasie die Gebenedeite schaute und schuf. Romantik! Welch eine Welt von Gefühlen und Träumen löst dies eine Wort aus. Aber dieses Traumland voll Märchenstimmungszauber füllt nicht den ganzen Begriff der Romantik. Sie wollte mehr, wollte eine Synthese schaffen von Religion, Wissenschaft, Kunst und Leben, wollte, wie Friedrich Schlegel sagte, der Bildung Strahlen all in eins fassen. Trotz mancher Irrwege, mancher Gefahren brachte jene Epoche eine wertvolle Bereicherung unserer Kultur, eine Bereicherung, deren Schätze zum Teil gerade für unsere Zeit wieder viel bedeuten, — neben der Renaissance ist uns ja heute die Romantik lebendig, anregend, wirksam wie sonst keine andere Geschichtsperiode. In neuem Gewande erscheinen, unter die Klassiker der Literatur eingereiht, die Schriften von Novalis, Tieck, Wackenroder, von Brentano, August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel, Achim v. Arnim, Eichendorff und wie sie alle heißen, die Vertreter der jungen Generation vor 100 Jahren, die Bannerträger mittelalterlichen Deutschtums, die Reaktionäre gegen die Verstandeskälte und den zersetzenden Kritizismus der Aufklärer des 18. Jahrhunderts, „die Entdecker des Unbewußten", wie Ricarda Huch sie nennt.

„Willst du ins Große wirken, so entzünde die Jünglinge und die Frauen", mahnte Friedrich v. Schlegel. „Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht."

Als Schlegel das schrieb, spann er keine Theorie, kein leeres Gehirnprodukt, sondern er konnte aus der Erfahrung schöpfen; Frauen haben nicht wenig mitgearbeitet an den Bildungsidealen und den Gedanken der Romantik. Allerdings haben sie auch ihre Schwächen zum Ausdruck, zur Verkörperung gebracht, vor allem jene Überspannung der Individualitätsverfeinerung und jenes anspruchsvolle Pochen auf Persönlichkeitsrechte, die in Einzelfällen zur Gleichgültigkeit gegenüber der Sitte, zur Mißachtung ihrer Gesetze führten. Die Frauen der Romantik sind interessant, geistreich, aber nicht immer vorbildlich, nicht immer sympathisch.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welch ein seltsames Gemisch von Vorzügen und Fehlern ist nur Karoline Michaelis! Einer ihrer Hauptreize lag in ihrer Gabe, anregend zu wirken, in der Unterhaltung Treffendes zu sagen, suchenden Menschen Ziele, Pläne zu geben, und dadurch wurde sie denen, die mit ihr im Verkehr standen, viel. Friedrich v. Schlegel hat in der „Lucinde" ihr Bild gezeichnet, unnachahmlich fein und lebendig, wie nur einer es vermochte, der sie persönlich kannte. So geistreich ihre Briefe sind, Schatten sind sie doch nur gegenüber der Macht, die sie im gesprochenen Worte ausstrahlte. „Sie war heiter und leicht," schildert Schlegel, „ließ ihrem Witz und ihrer Laune freies Spiel. Überhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann, jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgendeine komische Albernheit mit dem Mutwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung und bald half sie mit Rat und Tat, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter . . . . Alles umgab sie mit Gefühl und Witz; sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Sie vernahm jede Andeutung und antwortete auch auf die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten, es wurden von selbst Gespräche, und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen." Das Geheimnis des Zaubers, den Karoline ausübte, die Anregung, die sie Schaffenden gab, bestand in ihrer Schmiegsamkeit, sie wußte sich einzufühlen in den verschiedensten Gebieten. Dabei wahrte sie sich naive Ursprünglichkeit, wurde nie Gelehrte, nie Schriftstellerin von Fach, wußte aber genug, um überall mitreden zu können. Vielleicht war es gerade ihre unverbildete Natürlichkeit in geistigen Dingen, die ihre anregende Originalität ausmachte.

Schlegel rühmt Harmonie an ihr. Diese Eigenschaft wirkt bei Karoline um so stärker, als ihrem äußeren Leben lange Zeit nichts mehr fehlte als friedliche Harmonie. Sie war 1763 geboren als Tochter des Göttinger Professors Michaelis, heiratete früh den Bergmedikus Dr. Böhmer und wurde jung noch Witwe, nach vierjähriger stiller Ehe, die sie, eingesponnen in eine Phantasiewelt, inmitten von Berg- und Waldeinsamkeit verbracht hatte. Karoline kehrte dann mit ihrem Töchterchen Auguste nach Göttingen zurück. Ihre Stimmung dabei verrät ein Brief an ihren Freund, den Schriftsteller Friedrich Meyer: „Alles . . . liegt vor mir da wie die wogende See; schwindelt mich vor dem Anblick, so schließe ich die Augen, allein ich vertraue

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mich ihr ohne Furcht. Ich weiß nicht, ob ich je ganz glücklich sein kann, aber das weiß ich, daß ich nie ganz unglücklich sein werde."

Diese Lebenstapferkeit, diese Elastizität ist ein imponierender Zug an ihrem sonst nicht restlos befriedigenden Charakter. Wohl hat der ihr eigene natürliche leichte Sinn ein gut Teil daran; aber immerhin geriet Karoline in Lagen, in denen es anerkennenswerter Energie bedurfte, um wieder in die Höhe zu kommen. „Diese Frau", schreibt Friedrich Schlegel, „zeigte bei jeder großen Gelegenheit Mut und Kraft zum Staunen."

„Wogende See" — ja, das war ihr Geschick eine Weile, wogende See auch ihr Herz, das sie einem in „blinder, schrankenloser Hingebung" schenkte, der diese Gabe nicht zu würdigen wußte, der, nachdem sie Jahre geduldig und aufopfernd auf ihn gewartet hatte, auf ihn, den sie beglücken wollte, sich abwendete von ihr. 1792 kam sie in stürmischer Zeit nach Mainz zu dem Naturforscher und Freiheitskämpfer Georg Forster, mit dessen Frau Therese sie befreundet war, und ließ sich in revolutionäre Umtriebe hineinziehen. Forster war gezwungen, zu fliehen, Karoline wurde gefangengenommen und mußte monatelang Entbehrungen und Bitterkeiten ertragen. Als sie die Freiheit wieder erlangte, war sie gebrandmarkt als Revolutionärin und schlimmer noch als Abenteurerin, denn sie sollte einem vaterlosen Kinde das Leben geben. Rettend griffen da die Brüder Schlegel ein. Beide liebten sie; Friedrich, der um sechs Jahre jüngere, blickte bewundernd zu ihr auf und bekannte, daß ihr Verstand dem seinen überlegen sei. Um der Liebe seines Bruders willen beherrschte er opferfähig die eigene und machte keinen Versuch, ihre Neigung zu gewinnen. August Wilhelm nahm die Schwergedemütigte, wie eine Verbrecherin aus ihrer Vaterstadt Göttingen Verwiesene, zur Frau. Sie war innerlich ungebrochen trotz alledem, trotz der härtesten Tragödie, die eine Frau erleben kann, sich an einen Unwürdigen weggeworfen zu haben. Das 18. und das beginnende 19. Jahrhundert beurteilte freilich moralische Schwächen nicht übermäßig streng. Nie findet sich in Karolinens Briefen ein Wort der Reue. Sie besaß im Gegenteil starkes Selbstbewußtsein, rühmte sich der Treue ihres Herzens und schrieb an Schelling, sie sei innerlich immer treu gewesen, als sie sich auch von Schlegel schon wieder losgelöst hatte, um Schelling zu heiraten. Auf Karoline paßt so recht ein Wort Varnhagens, es habe damals „eine Religion der Liebe" gegolten, „in der jedes echte Gefühl für heilig angesehen wurde; diesem Gefühle zu folgen, hielt man für Pflicht, ihm zu widerstreben, für Haß und Gemeinheit".

Dieses hohe Gefühl war jedoch nicht immer ewigkeitstief: Egoismus, irregeleitetes Empfinden zerrissen manchmal Bande, die einen Anspruch auf Dauer hatten.

Karoline bedeutete für A. W. v. Schlegel eine verständige Gefährtin, eine Mitarbeiterin an seiner Shakespeare-Übersetzung. In der Zeit ihrer Ehe mit ihm, die sie in Jena verlebten, stand sie in persönlicher Verbindung mit Dichtern und Denkern von Rang; mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Novalis tauschte sie Briefe, die vielleicht die geistreichsten sind, die sie verfaßte. Schiller hatte eine Abneigung gegen sie und pflegte sie „Dame Luzifer" zu nennen. Ihre Schwägerin Dorothea sagte, sie sei hart wie ein Kieselstein, hielte alle Menschen für dümmer als sich selbst, wisse sie aber sehr geschickt ihren Absichten entsprechend zu behandeln.

Auf die Ehejahre mit Schlegel kann der Vorwurf der Härte vielleicht zutreffen, aber in der Verbindung mit dem elf Jahre jüngeren Schelling blühte ihr Empfindungsleben auf. Mit naiver Selbstsucht hielt sie sich für vollkommen berechtigt, ihm zu folgen, an seiner Seite fand sie ein Spätsommerglück. Es ist schwer, ihr gerecht zu werden, schwer überhaupt, das Schillernde, Libellenhafte ihrer Art zu erfassen und die Wirkung zu verstehen, die sie ausübte. Gewiß war diese ein gut Teil, mitbedingt durch die Grazie ihrer äußeren Erscheinung, denn als entzückendes, anmutiges Geschöpf zeigt sie ihr Porträt. Aber es geht entschieden zu weit, sie „beseelte Verkörperung der Romantik" zu nennen, wie Fr. Helene Stöcker es in ihrer Auswahl aus der Korrespondenz Karolines tut. Gerade ein Hauptcharakteristikum der Romantik, das phantasievolle Schweben in Traumregionen, fehlt ihr. Das ist in hohem Maße einer anderen Frau eigen, Bettine Brentano (geb. 1785). Durch ihren Bruder Klemens, durch ihren Gatten Achim von Arnim knüpfen sie auch äußere Bande an die Romantik, die der Zugehörigkeit zu zweien ihrer typischen Vertreter, aber in erster Linie ist sie der eigenen Begabung nach romantisch. Ein Lieblingsdogma der Romantiker, die Einheit von Natur und Geist, die Tieck und Novalis und andere dichterisch verklärten, während Schelling sie zu einem philosophischen System ausprägte, löste in ihr Stimmungen, wie sie in dem großen mittelalterlichen Liebling und Freund der Natur, dem Sonnensänger, dem Vogelprediger Franz von Assisi zum erstenmal in wunderholder Poesie aufgewacht waren. Sie erzählt, wie sie in ihrem Kindheitsparadies, dem Klostergarten von Fritzlar, der Natur innig vertraut wurde, vertraut in einer Liebe, die auch bei den elementaren Ausbrüchen von Sturm und Gewitter nicht bebte. Schlich sie sich doch einmal als etwa 12jähriges Mädchen unter Blitz und Donner hinaus unter eine Linde, während die Schwestern angstvoll in die Kirche eilten und mit Gebet und Glockenklang das Unwetter scheuchen wollten. Sie aber umarmte die Linde und dachte: „Der Regen verdarb ja nicht die Blumen auf ihren feinen Stengeln, was sollte er mir schaden; ich hätte mich schämen müssen vor dem Vertrauen der kleinen Vögel, hätt' ich mich gefürchtet."

Bettinas Schriften enthalten eine fast verwirrende Fülle von frappanten, originellen Gedanken, freilich auch manches Verschrobene, Unklare, Unlogische. Aber daneben dann wieder funkelnde Lichter, Schätze einer außerordentlich reichen Phantasie, eines glühenden, begeisterten Herzens. Goethe weihte sie einen Kult voller Schwärmerei, die in ihrer Überschwenglichkeit krankhaft berühren würde, wäre nicht eben das Schwärmen in der Romantik etwas Alltägliches gewesen. Was sind nur die Briefe, die Wackenroder und Tieck wechselten, für gefühlsselige Ergüsse!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bettine war die Tochter von Maximiliane Brentano, jener Tochter von Sophie La Roche, die Goethe von Jugend an kannte; Goethe schätzte Maximiliane — „die Max", wie er sie kurzweg nannte — sehr. Durch Frau Rat Goethe, die köstliche alte Frau, kam Bettine in persönliche Beziehungen zu dem von ihr so sehr verehrten Dichter. Vor wenigen Jahren ist ein kleiner Bruchteil der Korrespondenz zwischen Bettina, Frau Rat und Goethe veröffentlicht worden, und so können wir an der Hand der Originale verfolgen, wie es kam, daß die kleine Schwärmerin und der große, damals schon marmorkalte Olympier Freunde wurden. Der erste datierte Brief ist vom Jahre 1807, von Elisabeth Goethe an die 22jährige Bettine gerichtet, die sie bereits persönlich kannte und im täglichen Verkehr lieben gelernt hatte. Auch Goethe kannte sie schon, sie hatte im gleichen Jahre einige Stunden bei ihm in Weimar verbracht. Mit welcher Wonne mag Bettine die ersten Worte dieses Briefes gelesen haben: „Liebe, liebe Tochter, nenne mich ins Künftige mit dem mir so teuren Namen Mutter, Du verdienst ihn (es) so sehr, mein Sohn sei Dein innig geliebter Bruder, Dein Freund, der Dich gewiß liebt und stolz auf Deine Freundschaft ist. Meine Schwiegertochter hat mir geschrieben, wie sehr Du ihm gefallen hast". . . . . Klug benützte Bettina diese Sätze als Talisman, als Schlüssel zum Herzen Goethes, und es gelang ihr, Interesse und Zuneigung des „Olympiers" zu gewinnen. Seine Antworten sind zwar meist gemessen, wie es in seiner Art lag, mitunter schlägt er aber doch einen warmen, ja zärtlichen Ton an. Beinahe hat man aber bei dieser Korrespondenz die Empfindung, als sei Bettina die Gebende, die gedankenbietende, gedankenreiche Anregerin und Goethe der Empfangende. Er las ihre Ergüsse sichtlich gerne und munterte sie immer wieder zum Schreiben auf. „Deine Briefe, allerliebste Bettine", so heißt es in einer seiner Antworten, „sind von der Art, daß man jederzeit glaubt, der letzte sei der interessanteste. So ging mir's mit den Blättern, die Du mitgebracht hattest und die ich am Morgen Deiner Abreise fleißig las und wieder las. Nun aber kam Dein letztes, das alle die andern übertrifft. Kannst Du so fortfahren, Dich selbst zu überbieten, so tu es. Du hast so viel mit Dir fortgenommen, daß es wohl billig ist, etwas aus der Ferne zu senden." Und ein andermal (1810): „Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort Dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht, denn eigentlich kann man Dir nichts geben, weil Du Dir alles selbst schaffst oder nimmst."

Bettina hat später ein Buch herausgegeben, „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", ein Buch, das nicht mit Unrecht eines der typischesten Werke der Romantik genannt wurde. „Es gibt kein anderes Buch," urteilte Jakob Grimm, „das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre." Und so enthusiastisch dachten viele. Freilich nicht alle. Bald wurden auch Stimmen der Kritik laut. Bettina hätte die Bezeichnung „Briefroman" wählen sollen. In der Form, in der sie schrieb, schienen die Briefe eine authentische Korrespondenz, und das waren sie nicht buchstäblich. Man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entdeckte Widersprüche, Ungenauigkeiten, hielt sich nun für getäuscht und wollte der Verfasserin nicht Dichterfreiheit zugestehen. Besonders heftigen Anstoß erregte es, daß Bettine Anspruch darauf machte, mehrere Sonette Goethes inspiriert zu haben. Sie hatte in der Tat das Recht dazu, nur beging sie die Unvorsichtigkeit, Gedichte Goethes nachträglich wieder in Prosa aufzulösen und diese Prosa als ihr Werk zu bezeichnen, weil sie ihre Briefe damals nicht mehr besaß und aus dem Gedächtnis arbeitete.

Mittlerweile ist aber eines der fraglichen Originale veröffentlicht worden und es beweist, daß Goethe wirklich einige ihrer Worte zu Sonetten formte und diese ihr sandte, mit der Aufforderung, ihm bald wieder zu schreiben, damit er wieder etwas „zu übersetzen" hätte. Ende November 1807 schrieb Bettine an Goethe: „Warum muß ich denn wieder schreiben? Einzig um mit Dir wieder allein zu sein, so wie ich gerne kam in Weimar, um mit Dir allein zu sein; zu sagen habe ich nichts, damals hatte ich auch nichts zu sagen, aber ich hatte Dich anzusehen und innig froh zu sein und war Bewegung in meiner ganzen Seele." Eng hängt damit das 9. Sonett zusammen:

Warum ich wieder zum Papier mich wende,
Das mußt du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab ich dir nichts zu sagen.

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

Im gleichen Briefe heißt es dann: „So wie der Freund Anker löst nach langer Zögerung, und endlich scheiden muß; ihm wird die letzte Umarmung, was ihm hundert Küsse und Worte waren, ja mehr noch, ihm werden die Ufer, die er in der Entfernung ansieht, was ihm der letzte Anblick war. Und wenn nun endlich auch das blaue Gebirg verschwindet, so wird ihm seine Einsamkeit, seine Erinnerung alles." Daraus entstand das 7. Sonett, „Abschied":

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden.
Nach herber Trennung, tief empfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,
Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden.
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finsternissen ....

Damit ist Bettines Anspruch zur Genüge begründet. Ob sie auch auf alle übrigen Gedichte, die sie angeregt zu haben glaubt, ein Recht hat, läßt sich nicht beweisen. Einige Male irrte sie sich bestimmt. Ihre Phantasie war so lebhaft, daß sie Gehörtes und eigenes Erlebnis oft kaum unterscheiden konnte, so daß sie einmal treuherzig bekannte, man dürfe ihr nicht glauben, sie lüge so viel.

Aber gewiß log sie nicht bewußt. Und ihr Goethebuch war auch keine Lüge, wenn es auch den Wortlaut ihrer Korrespondenz nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gab. An den Urschriften sehen wir, daß sie den Grundton derselben festhielt. „Heute wissen wir," — sagen Literarhistoriker von Ruf — „daß Bettina zuverlässiger war, als man glaubte."

Unstreitig groß war Bettines Anteil an der Jugendgeschichte Goethes in „Wahrheit und Dichtung". Oft, oft saß sie auf einem Schemel zu Füßen der Frau Rat und lauschte deren Erzählungen von Wolfgangs Kindheit. Nichts lockte ihr Interesse ja mehr. Treu wahrte sie jedes Wort in ihrem Gedächtnisse und zeichnete dann all jene lieben Anekdoten aus den ersten Lebensjahren und der goldenen Jugend Goethes auf, die „Wahrheit und Dichtung" solch großen persönlichen Reiz geben. Sie beabsichtigte anfangs, eine Goethebiographie zu schreiben, stellte aber willig ihr Material Goethe zu Verfügung, als er selbst ihren Plan aufgriff und verwirklichte. Fränkel sagt geradezu, Goethe hätte ohne Bettines Mitteilungen seine Lebensbeschreibung nicht beginnen können. Die hübsche Episode beim Eislauf am Main — Jung-Goethe im roten Samtrock der Mutter, schön wie ein Göttersohn — hat ihm Bettine ins Gedächtnis zurückgerufen und ungemein frisch und hübsch erzählt.

So besteht denn ein Band zwischen ihr und dem Verfasser von „Dichtung und Wahrheit". Aber es blieb nicht so. Bettine beging die unkluge Taktlosigkeit, Christiane von Goethe zu beleidigen, und verscherzte dadurch auf Jahre des Dichters Freundschaft. Sie versuchte später wieder anzuknüpfen, doch lange Zeit vergeblich. Ihre Begeisterung blieb ihm gleichwohl treu. Zu seiner Verherrlichung entwarf sie ein Goethedenkmal, dasselbe, das 1853 der Bildhauer Steinhäuser nach ihrem Modell ausführte und das nun in Weimar steht: Goethe im antikisierenden Mantel, zu seinen Füßen als Symbol ihrer selbst eine geflügelte Psyche, die in die Saiten der Leier greift. Goethe hat das Modell, das Bettina mit Hilfe des Bildhauers Wichmann herstellte, 1826 gesehen. Trotzdem blieben seine Beziehungen zu ihr nur lose und es bedurfte der ganzen Standhaftigkeit eines Frauenherzens, um nicht zu erkalten an seiner Kühle.

Noch ein anderer überragend Großer kreuzte ihren Lebensweg: Ludwig van Beethoven. Fein organisiert, wie Bettine war, reagierte sie nicht minder stark auf Musik als auf Poesie. Sie hatte schöne, tiefe Anschauungen von Kunst. Kunst war ihr Heiligung der sinnlichen Natur und ein Zeugnis dafür, daß die Sprache einer höheren Welt deutlich in der unseren vernommen wird. Bei einer solchen Auffassung mußte ihr die Kunst Beethovens, die wie keine andere Ahnungen auftauchen läßt von einem idealen Geisterreiche, die hoch emporträgt über das Irdische, unendlich viel bedeuten.

Sie lernte ihn 1810 in Wien kennen. „Wie ich diesen sah," schrieb sie an Goethe, „vergaß ich die ganze Welt . . . vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist. Diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst . . und so fühlt er sich auch als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben." Bettine hat den Scheuen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entschieden sympathisch berührt. Er ging etwas aus seiner Verschlossenheit heraus und sprach mit ihr sogar über Musik, was er sonst fast nie tat, weil nach seiner Ansicht Religion und Musik so heilige Dinge seien, daß sie nicht als Alltagsgesprächsstoff dienen dürften. „Musik ist höhere Offenbarung," sagte Beethoven zu Bettine, „höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert . . . ich weiß wohl, daß Gott mir näher ist in meiner Kunst als den andern . . . wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen." Beethoven war ihr der größte Eindruck von ganz Wien. So gut es ihr dort gefiel, er ragte ihr über alles hinaus, er, „der große Übergeistige, der uns in eine unsichtbare Welt einführte und der Lebenskraft einen Schwung gab, daß man das eigene beschränkte Selbst zu einem Geisteruniversum erweitert fühlte".

Sie bildete eine Art Bindeglied zwischen dem Meister der Töne und zwischen Goethe, suchte diesen für Beethoven zu begeistern und vermittelte Grüße und Worte gegenseitiger Bewunderung.

Es sind drei Briefe Beethovens an Bettine veröffentlicht worden, der eine davon, vom 10. Februar 1811, ist unzweifelhaft echt, denn das Original ist gefunden worden. Beethoven spricht darin hauptsächlich von Goethe, den er das kostbarste Kleinod der Nation nennt. Die Echtheit der beiden anderen Briefe wird bestritten. Karl Storck meint dazu, eine so ungemein anschmiegsame, die geheimsten Regungen der Seele mit einer unheimlichen Sicherheit aufspürende Natur wie Bettine habe in ganz anderer Weise in den geheimnisvollen Beethoven hineinzuhorchen verstanden als andere. „Daß Beethoven niemals so gesprochen, wie sie ihn reden läßt, ist sicher, aber was sie ihn sagen läßt, ist echter Beethoven. Sie hatte wirklich ein Recht zu sagen, daß sie Beethoven fühlt. Dadurch versteht sie ihn auch besser und im Geiste treuer als die philologisch zuverlässigsten Biographen. Man muß nur ihre Bücher recht zu lesen verstehen, dann enthüllen sie gerade dort, wo sie ‚Dichtung' sind, die tiefste Wahrheit."

Wer würde aber doch denken, daß dieses genial veranlagte Wesen, das dazu geschaffen schien, nur in sublimen Regionen zu leben, eine tüchtige, rechtschaffene Hausfrau und Mutter wurde? Zwanzig Jahre, 1811 bis 1831, lebte sie in Stille und Liebe an der Seite ihres Gatten Achim v. Arnim auf einem märkischen Gute, von sieben Kindern umblüht. Erst nach seinem Tode trat sie als Schriftstellerin an die Öffentlichkeit. Der Goethebriefwechsel machte den Anfang, dann kam „Die Günderode", ein Denkmal ihrer schwärmerischen Freundschaft für die unglückliche, begabte Stiftsdame Karoline v. Günderode. Dem Andenken ihres Bruders galt „Clemens Brentanos Frühlingskranz". Später kam noch ein Briefwechsel, diesmal mit dem Philosophen Philipp Nathusius, unter dem seltsamen Titel „Ilius Pamphilius und die Ambrosia". Ihre gesammelten Schriften umfassen 11 Bände. Eine Sonderstellung kommt zwei sozialpolitischen Werken zu: „Dies Buch gehört dem König" und als Fortsetzung dazu „Gespräche mit Dämonen". Diese beiden waren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, den Romantiker auf dem Throne, bestimmt. Sie entstanden in gärender Zeit, das erste 1843, das zweite 1852, und wollten eingreifen in die Wirren vor und nach der Revolution. Freiheit, dies berückende Wort, dieses Sirenenwort, entflammte Bettina und ihre Liebe gehörte von jeher den Freiheitsringern. 1809 hatte sie für die Tiroler bei dem Kronprinzen von Bayern Fürsprache eingelegt und nun wandte sie sich an den Kronprinzen, den späteren König von Preußen. Edle, begeisternde Gedanken bot sie ihm, aber verborgen unter einem Wust von Nebensächlichkeiten und bizarren Einfällen. Friedrich Wilhelm nahm Interesse an dem Buche, wurde aber nicht klug daraus. Ohne Scheu wandte sie sich auch persönlich an ihn. Zumeist enthalten ihre Briefe Fürbitten für politisch Bedrohte, für Arme. Dabei verfuhr sie ziemlich wahllos. Ob schuldig oder unschuldig, jeder Unglückliche gewann ihr Mitleid, so daß der König, der ihr wiederholt schrieb, einmal maliziös bemerkte, er verstünde sehr wohl, daß ein intrigantes Weib — es war die Schwester des polnischen Revolutionärs Mieroslawski — sie bezaubern könne, bloß weil sie unglücklich ist.

Bettina hatte den Mut, selbst für den schwer kompromittierten, des Hochverrats beschuldigten Gottfried Kinkel einzutreten, „denn", sagte sie, „wenn die Freunde sich auf gefährlichen Wegen befinden, so muß man sich nicht von ihnen zurückziehen wie Fremde und kalte Naturen". Kinkel war der Inhalt eines längeren Briefwechsels zwischen ihr und Friedrich Wilhelm und sie sprach dabei Worte, „wie sie nicht oft ein König von einem Untertanen vernommen hat" (Strobl, B. v. Arnim, S. 155). Es gelang ihr jedoch nicht, ihn vor der Verurteilung zu lebenslänglicher Festungsstrafe zu bewahren. Erinnerungen daran tauchen auch in dem zweiten Königsbuche, den „Gesprächen mit Dämonen", auf. Beredt mahnt sie da: „Nur Furcht, des Sieges ungewiß, übt Rache. Dem Mut allein ist Gnade Siegestrophäe." Und dann: „Wem Milde die Vernunft reift, dem wird auch ein Erntetag der Liebe und demütiger Huldigung des Volkes." Solcher Perlen an schönen, anregenden Gedanken bringt das Buch eine Menge, in Form von Zwiegesprächen zwischen einem schlafenden König und einem Dämon, — Dämon im Sinne von „Geist", in dem Sinne, wie Goethe diese Bezeichnung gebrauchte. Bettina steckt dem König ein hohes Ziel: ein Führer aufwärts soll er sein und im Kampfe gegen sich selbst Held werden, würdig, dem Volke voranzuschreiten, nicht als politischer Bezwinger, sondern als weiser Erhalter. Sie war schon 67 Jahre alt, als sie mit der ganzen Glut, der ganzen Phantasie der Jugend dieses Buch schrieb. Man kann sich Bettina nicht als Greisin vorstellen. Sie war es auch nur den Jahren nach, als sie 1859 starb. Innerlich blieb sie allezeit jung und ihr Geist ein sprudelnder Springbrunnen, der hoch in die Lüfte steigt und in tausend schimmernden Tropfen versprüht.

Ganz anderen Schlages ist Dorothea Schlegel. Sie darf aber nicht fehlen, wenn von berühmten Frauen aus der Zeit der Romantik die Rede ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie war (1763 geboren) eine Tochter des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, dessen Bild sein Freund Lessing in „Nathan dem Weisen" gezeichnet hat. Dorothea oder Brendel, das ist Veronika, wie sie ursprünglich hieß, wuchs in einer geistig angeregten Atmosphäre auf. Die jüdischen Gesellschaftskreise bedeuteten zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts viel für das literarische Leben von Berlin. Um geistvolle Jüdinnen, um Henriette Herz und Rahel Levin vor allem, scharten sich strebsame Talente, unter anderen die Brüder v. Humboldt, und Männer von Ruf wie Schleiermacher. Dorothea hatte lebhafte, vielseitige Interessen, darum war es ein Mißgriff, daß ihr Vater sie neunzehnjährig, ohne ihre Neigung zu befragen, mit dem zwar gediegenen und reichen, aber sehr nüchternen Bankier Veit verheiratete, der weder ihrem Verstande noch ihrem leidenschaftlichen Herzen etwas bot. Nach außen schien die Ehe zufrieden, aber im Stillen verzehrte sich Dorothea. „Ich sah sie so unglücklich," erwähnt Henriette Herz in ihren Erinnerungen, „daß ich später selbst mit ihr von einer Trennung von ihrem Gatten sprach. Sie wies den Vorschlag mit Entschiedenheit zurück. Sie wollte um keinen Preis den Ihrigen den Schmerz verursachen, mit welchem dieser Schritt sie erfüllen würde." — Bald hatte jedoch dieser Gedanke keine entscheidende Macht mehr über Dorothea. Als sie Friedrich Schlegel kennen und lieben lernte, zerriß sie alle Bande, um ihm zu folgen. Simon Veit zeigte sich großmütig, ließ ihr den jüngeren Sohn Philipp mehrere Jahre und half ihr in den Notzeiten, die sie an Schlegels Seite verlebte, wiederholt auch mit Geldmitteln.

Dorothea gehört zu den Frauen, die der Liebe alles opfern, mehr als sie dürfen, — sogar die Ehre. In der Furcht, Veit könnte ihr Philipp nehmen, wenn sie öffentlich Schlegels Gattin würde, nahm sie den Makel einer gesetzlosen Verbindung auf sich, denn sie wollte weder den Sohn verlieren noch den, den sie liebte. Unbedenklich gab sie das Wohlleben im Hause Veits auf, um fortan das Joch der Sorge zu schleppen. Friedrichs Leben erleichtern, verschönern, seine Gesellin sein in allem, auch in der literarischen Arbeit, das war ihr ein Glück, für das sie jeden Preis zahlte. 1799 zog sie mit ihm nach Jena. Sie fühlte sich in ihrem Element, wenn sie dort den Unterhaltungen, den Wortgefechten beiwohnte, in denen die Brüder Schlegel, Klemens Brentano, Tieck, Novalis, Schelling ihre Gedanken austauschten, und sie schrieb begeistert an Schleiermacher, er sollte doch auch dabei sein, „wenn es so recht kunterbunt hergeht mit Witz und Philosophie und Kunstgesprächen". Aber nach solchen Geistesgenüssen, bei denen die jungen Romantiker ihre weltbewegenden Ideen ausheckten, zog die graue Frau Sorge sie in eine rauhe Wirklichkeit zurück. Widerstandsfähig, fügte sich Dorothea der Last, die sie ihr auferlegte, aber sie litt doch unter den finanziellen Schwierigkeiten Friedrichs und am meisten darunter, daß die Sorgen ihn am Arbeiten hinderten, statt ihn zu spornen. Sie war energischer als er; unter dem Drucke der Not raffte sie sich auf zu schriftstellerischer Tätigkeit. 1801 erschien der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erste und einzige Band des Romans „Florentin" aus ihrer Feder. Friedrich Schlegel zeichnete als Herausgeber. Sie proklamierte hier, was sie in der Praxis bereits durchgeführt hatte: Freiheit des Menschen, das Recht, nach seiner Individualität, seinen Leidenschaften zu leben, die Pflicht, das Leben zum Kunstwerk zu gestalten. — Weder ethisch noch technisch kann der Roman befriedigen, und man bedauert nicht, daß Dorothea, die im Laufe der Jahre ernster zu denken begann, ihn unvollendet ließ. Zur Zeit seines Erscheinens hatte „Florentin" Erfolg, selbst Schiller fand Worte der Anerkennung für ihn.

1802 zog Dorothea mit Schlegel und ihrem Sohne Philipp nach Paris und dort suchte sie mit prosaischer Arbeit seinem Geldmangel aufzuhelfen. Sie nahm Studierende als Hausgenossen auf, unter anderem die Kölner Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée, tat, was sie konnte, um den Haushalt, Küche und Wäsche zu besorgen, und lieferte obendrein in maßlosem Fleiße auch literarische Beiträge für die Zeitschrift „Europa", bearbeitete eine mittelalterliche Handschrift, „Loher und Maller", übersetzte Mme. de Staëls Roman „Corinne". Sulpiz Boisserée stellt ihr das hohe Lob aus, der Umgang mit der „an Geist und Gemüt begabten Frau" sei höchst „bildsam" gewesen. Bis sie so weit gekommen war, sich in Paris ein genügendes Einkommen zu sichern, hatte sie bittere Stunden durchmachen müssen, Stunden so tiefer Depression, daß ihr der Gedanke kam, sie sei für Friedrich ein Bleigewicht und ihm würde es besser gehen, wenn sie stürbe. Und doch war ihre Liebe Schlegels Halt. Ihre große Selbstlosigkeit unterschied sie von den Romantikern, die nichts interessanter, nichts wichtiger fanden als sich allein. „Wunderliche Krankheit," reflektiert sie einmal in ihrem Tagebuch, „in der sie nichts fühlen als ihr Gefühl und nur ihr Denken denken. . . . Sie sehen nur ihre eigene Gestalt in aller Welt." Dorothea verfiel in das entgegengesetzte Extrem, sie gab sich auf, um Schlegels Echo und Handlanger zu sein. Sie verlangte nichts, als ihn zu verstehen. „Affenliebe" sagt man ihr nach. Aber das ist ungerecht. Dorothea war nicht blind. Sie mahnt, bittet, kritisiert, wo sie Schwächen an Friedrich entdeckt, trotz aller ihrer Bewunderung, so daß Spahn ihr das Verdienst zuerkennt, ihre Tat sei es gewesen, wenn der zum Phlegma neigende, ein wenig schwerfällige Schlegel etwas leistete. In die Zeit seiner Verbindung mit ihr fallen unter anderem sein bedeutendes, auf Sanskritstudien beruhendes Werk über die Sprache und Weisheit der Inder und die Geschichte der alten und neueren Literatur. Es ist darum schwer verständlich, wie Ricarda Huch ihr vorwerfen kann, sie habe Schlegel „den bösen Weg abwärts" getrieben. „Abwärts" — sagt Ricarda Huch: Dorotheas Briefe zeigen jedoch vielmehr, daß sie sich mühte, ihren Friedrich aufwärts zu lenken über das Irdische empor. Ihr moralisches Gefühl verfeinerte sich allmählich und sie begann ihre Verbindung mit Schlegel als etwas Unerlaubtes zu empfinden, während sie damals, als sie ihm folgte, im vollen Recht zu sein glaubte. 1804 ließ sie sich taufen und mit ihm trauen. Im gleichen Jahre übersiedelte sie nach Köln und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lernte dort das Leben der Kirche des Mittelalters näher kennen, die so große Anziehungskraft für die Romantiker besaß, daß mehr als einer unter ihnen sich ihr anschloß. Auch Schlegel zog es zur Kirche und mit ihm Dorothea. Nach jahrelangem Schwanken mahnte sie ihn, seiner Überzeugung zu folgen und zu bedenken, daß er auch für sie Rechenschaft ablegen müsse. Keine weltliche Rücksicht dürfe ihn zurückhalten. Sie bekannte ihm, daß sie nahe daran war, ihm vorauszugehen, daß sie sich aber ohne Not nicht von ihm trennen möchte. Am 16. April 1808 wurde im Dom zu Köln der Übertritt vollzogen; Dorothea empfand ihn als ein „großes, nie verdientes Glück", ein Glück, für das sie stets dankbar blieb. Nicht Gefühl, sondern tiefinnerste Überzeugung war ihr Motiv. Acht Jahre später hat sie einmal tiefen Einblick gegeben in ihre Seele und Rückschau gehalten über ihr Leben. „Gottes Vaterhand ist so sichtbar über uns", schrieb sie da an Friedrich; „ich lerne täglich und stündlich mehr seine Wunder, seine Liebe für uns verehren, ich finde mich so überhäuft mit unverdienter Gnade, zugleich so beschämt über meine eigene Nichtigkeit, besonders, wenn ich die Fehler und Sünden meiner Jugend erkenne und wie ich schon im reiferen Alter mit Heftigkeit alles von mir stieß, was mir mißfiel, alles an mich riß, was mein leidenschaftliches Herz begehrte, und nun am Rande des Abgrundes, wo Tausende, Bessere als ich verloren gehen, ich so mit Liebe überhäuft, an der Hand der treuesten Liebe gerettet war und nun täglich immer zunehme an Licht, an Ruhe, Zufriedenheit."

Licht — Ruhe — Zufriedenheit — so klingt der schrille Mißton in Dorotheas Leben in wundervolle Harmonie aus.

Von 1808 an lebte sie meist in Wien, dazwischen in Frankfurt, wohin Schlegel als Legationssekretär berufen worden war, dann in Italien bei ihren Söhnen Johannes und Philipp Veit, beide Maler, beide Mitglieder der „Nazarener", jener Malergesellschaft, die durch ihre Kunst vor allem Gott dienen wollte. 1829 verlor sie den geliebten Gatten. Ein Jahrzehnt später folgte sie ihm. Kurz vor ihrem Tode schrieb sie ihrer Freundin Henriette Herz ein schönes Wort: „Alles, was wir Weltkinder sonst Poesie des Lebens genannt haben, das ist weit, weit! — Ich könnte sagen wie Du: ich bin es satt. Aber ich sage es dennoch nicht und ich bitte und ermahne Dich: sage auch Du es nicht mehr. Sei tapfer! Das heißt, wehre Dich nicht, sondern ergib Dich in tapferer Heiterkeit. Laß den Überdruß des Lebens nicht herrschend werden, ich bitte Dich darum, sondern denke beständig daran, daß dieses arme Leben weder Dein Eigentum, noch Dir zur willkürlichen Benützung oder angenehmen Beschäftigung verliehen worden ist; jeder Tag desselben ist ein Kleinod der Gnade, ein Kapital, das Du weder vergraben, noch von Dir werfen darfst."

In der Geschichte der Kultur bedeuten die Frauen der Romantik das Wiedererwachen des geistigen Einflusses der Frau, die im 18. Jahrhundert fast ausschließlich durch ihre körperlichen Reize geherrscht hatte. Die Kunst ist ein treues Spiegelbild der wechselnden Auffassung und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtung des Weibes. Die mittelalterlichen Maler legten das Hauptgewicht auf seelischen Ausdruck, die Renaissance strebte nach Schönheit und Geist zugleich, im 17. und 18. Jahrhundert dominierten äußere Vorzüge. Man vergleiche nur einmal Madonnen von Giotto oder Stephan Lochner, die visionären Sybillen von Michelangelo, die zarten Gebilde Botticellis, die wundervollen Gestalten Raffaels, die sieghaften Titians mit den derb üppigen von Rubens, mit den kokett eleganten, verführerisch graziösen von Watteau und Fragonard, die aus dem Weib ein Püppchen, ein Spielzeug machen, mit den hübschen, aber geistlosen der Niederländer Terborch, Vermeer u. a. Die im Barock eingerissene Sittenlosigkeit einerseits und der kühl-kritische, rationalistische Zug der Aufklärungszeit anderseits verdarben die Atmosphäre, die der Frau ureigenste Art bedarf, um sich voll entfalten zu können, drängten die Gemütswerte, die religiösen Werte, in denen von jeher ihr Bestes wurzelte, zurück, und darum sank sie von der hohen Stufe, die sie bis dahin — zumal im Mittelalter — in ihren edelsten Repräsentantinnen inne gehabt hatte.

In der Romantik ging es dann wieder aufwärts, — und das ist ein kulturelles Moment, das bei der Wertung dieser Epoche nicht übersehen werden darf, ist ja doch die Stellung einer Zeit zur Frau ein wichtiger Gradmesser.

Darum haben Karoline Michaelis, Bettina, Henriette Herz, Rahel Levin und Dorothea Schlegel mehr als reinmenschliche, als literarische Bedeutung: sie leiten neuen Aufschwung ein, sind die ersten Frauen von Rang im 19. Jahrhundert, die ihre Geistesgaben so hoch entwickelten, als sie nur vermochten, sich und ihrer Umwelt zur mächtigen Förderung.

Auf dem Gipfel.

Ilse Franke-Oehl.

Die Gletscherdohlen schwirren um den Firn.
Leis' stäubt der Schnee von ihrem Flügelschlag.
Der Atem Gottes weiht mir Brust und Stirn.
O, heilige Stille, wundervoller Tag!

Der Atem Gottes weht den Nebel fort.
Da glänzt die Welt in Sonne, endlos weit:
Ein einzig schönes, tiefes Gotteswort.
Knie nieder, Herz, du schaust die Ewigkeit!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Jesuiten-Reduktionen in Paraguay.

Von **Eduard Graf Wickenburg.**

Auf meinen Wanderungen durch Südamerika besuchte ich auch Paraguay, ein wunderbares Land von paradiesischer Schönheit, das mit einem herrlichen Klima gesegnet ist. Dieses Land wäre so recht dazu geschaffen, seinen Bewohnern ein ruhiges und angenehmes Dasein zu bieten, wenn es nicht unter beständigen kleinen Revolutionen zu leiden hätte. Das Schlimmste dabei ist aber, daß die verschiedenen Parteien, mögen sie „los colorados", „los azules" oder sonstwie heißen, sich gar nicht einmal um verschiedener politischer Ansichten willen bekämpfen, sondern ganz einfach nur darum, um zur Macht zu gelangen und um diese dann ausnützen zu können.

Von einem Ausflug zu den Fällen des Iguazu, die noch viel imposanter sind als der berühmte Niagara, kommend, fuhr ich den mächtigen Rio Parana auf einem kleinen Dampfboot hinab. Die Flußfahrt auf diesem Strome war übrigens nicht so interessant, da man vom Dampfer aus nicht viel sieht. Die Ufer sind stets mit dichtem Walde bedeckt und nur selten erblickt man ein einzelnstehendes Haus oder eine Gruppe von Ranchos. Schon am zweiten Tage ankerten wir bei der Kolonie Hohenau, von wo ich die Ruinen der ehemaligen Jesuiten-Missionen von Jesús und Trinidád besuchen wollte.

Zum Reisen in Südamerika braucht man viel Zeit und viel Geduld, denn gewöhnlich kommt man nicht rasch weiter, sondern wird überall aufgehalten; der Begriff Zeit existiert kaum für diese glücklichen Länder. „Manana", morgen, das ist das große Wort, das den Eingeborenen zur Richtschnur dient. Ich hatte daher auch in Hohenau einen kleinen Aufenthalt, der mir übrigens nicht unerwünscht kam, da ich dadurch Gelegenheit hatte, die Kolonie Hohenau anzusehen, die eine verhältnismäßig neue Gründung war und erst besiedelt wurde. Der Leiter und Begründer von Hohenau, Herr Karl Reverchon, war so freundlich, mir die Kolonie zu zeigen und die nötigen Auskünfte zu erteilen.

Die Gründung von Hohenau fällt in das Jahr 1898. Das Land wurde damals den Unternehmern kostenlos vom Staate überlassen und es wurde durch ein Gesetz bestimmt, daß die Kolonie für die Zeit von 15 Jahren steuerfrei und die Einfuhr von Maschinen, Haus- und Ackerbaugeräten, Sämereien usw. zollfrei sein sollte. Eine wichtige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfügung war auch die Erteilung der Lehrfreiheit für die deutsche Sprache, mit Ausnahme von Geographie und Geschichte, welche Gegenstände in spanischer Sprache vorgetragen werden müssen. Hingegen hatten die Unternehmer die Vermessungen und Einteilungen auf eigene Kosten vorzunehmen. Das ganze Land wurde dann in Lose von je 40 Hektar eingeteilt, die anfangs an die Kolonisten gegen Vergütung der Vermessungskosten gratis abgegeben wurden. Auch stand es den Kolonisten frei, ein zweites oder drittes Los gegen Zahlung von 300 Pesos zu erwerben. Später wurde aber das Land nur mehr um 50 Pesos per Hektar verkauft.

Die Kolonie liegt unmittelbar am rechten Ufer des Rio Parana, der dort eine Breite von 1200 Metern erreicht. Das entgegengesetzte Ufer gehört aber bereits nach Argentinien, zur Gobernación de Misiones, wo sich, wie schon der Name sagt, einst Jesuiten-Missionen befanden. Die Kolonie Hohenau liegt auf niederem Hügelland, das ursprünglich ganz mit Urwald bedeckt war. Bisher hatten die Kolonisten ungefähr 600 Hektar gerodet. Die Kolonie bestand aus 102 Familien, ihrer Nationalität nach Deutsche, Italiener, Paraguayer und Argentinier. Die Zahl der Deutschen betrug 480, die der anderen Nationalitäten 600 Köpfe. Es wurden in der Kolonie Mais, Mandioca, Bohnen, Reis, Zuckerrohr und Kartoffeln gebaut. Jede Familie hatte damals ungefähr 6 Hektar bebaut und besaß einige Stück Vieh und Pferde. Im ganzen betrug der Viehstand 200 bis 300 Stück Rinder, 136 Pferde, 158 Ziegen und 935 Schweine. Jeder Kolonist besaß 40 bis 50 Hektar Land. Absatzgebiete für die Produkte der Kolonie finden sich in den Städten Encarnición und Posadas, die nicht allzu weit entfernt liegen. Die Kolonie verfügt auch über eine Brauerei, zwei Branntweinfabriken, eine Schmiede, zwei Schulen und eine Bibliothek. Mitten durch die Kolonie führt ein breiter Durchschlag, an dessen beiden Seiten die einzelnen Kolonie-Lose liegen. Die Gegend um Hohenau ist sehr hübsch und das Klima ganz gesund. Das Urbarmachen des Bodens erfordert allerdings eine harte und ausdauernde Arbeit, denn erst nach drei Jahren hat man die Rodung rein, aber bereits im ersten Jahr wird Mais zwischen den Baumstumpfen gebaut.

Ich besuchte auch die Schule, wo gerade Geometrie und Geschichte geprüft wurde, was ganz flott ging. Einer der Lehrer war ein Wiener, der mit Frau und Kindern schon einige Jahre in Südamerika lebte. Seine Erwerbsverhältnisse waren für Amerika allerdings nichts weniger als glänzend, denn er bezog nur 200 Pesos Monatsgehalt, was damals kaum so viel war als 100 Kronen.

Den nächsten Tag nach meiner Ankunft in Hohenau regnete es in Strömen und es war daher an die Weiterreise nicht zu denken. Diese heftigen Regen dauern aber gewöhnlich nur kurze Zeit, dann wird der Himmel wieder heiter. So war es auch diesmal und ich konnte daher schon am nächsten Tage meine Reise antreten. Ich hatte hiefür ein Pferd von einem deutschen Kolonisten gemietet, der

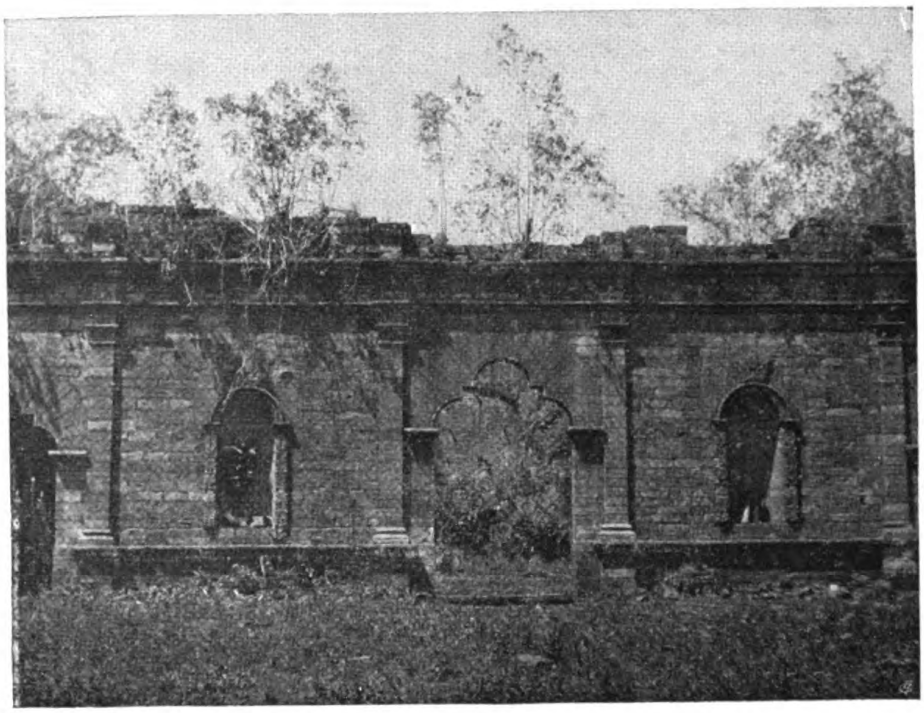
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich auch erbot, mich zu begleiten und mir den Weg zu zeigen. Er erzählte, daß er von Rio Grande do Sul aus Brasilien gekommen sei, da dort unter den Kolonisten bereits Mangel an Land bestehe. Schon seine Eltern waren aus Deutschland nach Rio Grande ausgewandert und er war bereits dort geboren, aber nichtsdestoweniger betrachtete er sich noch ganz als Deutscher. — Unser Weg führte durch eine lange „Picada", durch schönen Laubwald, über hügeliges Gelände, bergauf, bergab. Nach einem Ritt von ein paar Stunden erreichten wir den Rio Capibay, der sich infolge des heftigen Regens in einen reißenden Strom verwandelt hatte. Wir mußten ihn auf einer Fähre übersetzen, während unsere Pferde hinüberschwammen. Erst nach langem Rufen erschien der Fährmann am anderen Ufer. Er schien aber gar keine Lust zu haben, uns ans jenseitige Ufer zu bringen, und erst nach langen Pourparlers gelang es uns, ihn hierzu zu überreden. Die Überfahrt ging aber ganz gut von statten. Bald darauf ritten wir durch eine freundliche Gegend, wo Weideland mit Wald malerisch wechselt, und um 4 Uhr nachmittags trafen wir im Dorfe Jesús ein.

Heute besteht das Dorf Jesús nur aus anspruchslosen Häusern, die um einen großen Grasplatz liegen. Dort finden sich schon ein paar Reste aus der Jesuitenzeit, nämlich zwei Steinhäuser, von denen das eine als Kapelle benützt wird, und der Friedhof. Die eigentlichen Ruinen aus dieser Zeit befinden sich aber etwas außerhalb des Dorfes. Teilweise sind sie von üppiger Tropenvegetation überwuchert, innerhalb ihrer Mauern wachsen Bäume und gleich daran schließt sich der Wald.

Es stehen dort die Ruinen einer großen Kirche, die prächtig angelegt war, aber, wie es scheint, nie ganz vollendet wurde. Ihr Portal besitzt drei Bogen, an deren beiden Seiten sich Nischen mit Skulpturen befinden. Die Länge der Kirche beträgt 60, ihre Breite 20 Meter. Sie enthält drei Schiffe, die durch Reihen von je sieben Säulen getrennt sind. An zweien derselben waren Kanzeln angebracht. Auch an den Wänden befinden sich Halbsäulen, deren Kapitäler mit Skulpturen verziert sind. An beiden Seiten des Presbyteriums sowie hinter demselben liegen viereckige Räume, die als Sakristeien gedient haben mögen. Links des Haupteinganges steht ein massiver viereckiger Turm, der aber nicht ausgebaut wurde. Sein unterer Raum war wahrscheinlich zum Baptisterium bestimmt. Zur Zeit meines Besuches hatte sich dort eine ganze Familie von Eingeborenen eingenistet. Das Material, aus dem die Kirche erbaut wurde, besteht aus schönem, rotem Sandstein und eignete sich daher ganz besonders dazu, die Pracht dieses Baues zu erhöhen. Anschließend an die Kirche stehen die Ruinen eines Klosters, das im Verein mit einer Front der Kirche einen großen Hof bildete. Soviel man sehen kann, bestand es aus einzelnen Räumen, deren Türen auf den Hof gingen. Der Innenfront entlang lief ein Gang mit Säulen. Jedenfalls wurde der Bau von den Jesuiten nie voll-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Kirche in Jesús (Paraguay).

Kirche in Trinidád (Bolivia).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

endet. Eine an der Wand des Presbyteriums befindliche Jahreszahl 1776 mit der Aufschrift „S. Franco de Asis" gibt der Vermutung Raum, daß die Kirche von den Franziskanern übernommen wurde, denn um die angegebene Zeit waren die Jesuiten ja bereits aus Paraguay vertrieben.

In Jesús war ich Gast eines Paraguayers, der zugleich der Leiter des Bezirkes, der „Jefe politico", war. Der Jefe und seine Frau waren sehr gastfreundliche, nette Leute, die ihr Haus musterhaft in Ordnung hielten. In Begleitung des Jefe ritt ich am folgenden Tage nach Trinidád, wo sich ebenfalls Jesuitenruinen befinden. Wir kamen durch eine reizende Gegend, ein Hügelland mit Wald und Wiesen, das dicht bewohnt zu sein scheint. Die Ländereien gehörten einer argentinischen Gesellschaft, die dort 56 Leguas besaß. Der Boden ist etwas sandig, die Weide aber ausgezeichnet. Am Wege kamen wir an einem alten, aus Steinquadern gemauerten Brunnen vorbei, der ebenfalls von den Jesuiten herstammt.

Schon von weitem erblickt man Trinidád, das, auf einem Hügel gelegen, die umliegenden Erhebungen überragt. Dort angekommen, stiegen wir in einem „boliche", einem Gasthaus, ab, das sich in einem ehemaligen Jesuitenhause befindet. Trinidád kann man als Ruinenstadt bezeichnen, denn man stößt dort überall auf Mauerreste aus alten Zeiten. Die Hauptkirche, die ein imposanter Bau gewesen zu sein scheint, liegt leider fast ganz in Trümmern. Am Tore der Kirche sieht man noch Reste von Skulpturen und im ehemaligen Klosterhofe liegen große Statuen aus Stein herum. Unter dem Presbyterium befanden sich Katakomben, die als Begräbnisstätten für die Patres dienten. Leute, die nach Schätzen suchten, haben diese Gräber mit pietätloser Hand aufgerissen, den Boden nach allen Richtungen durchwühlt und die Gebeine herausgestreut.

Der Schlummer von Jahrhunderten ruht auf diesen geweihten Stätten, die einst dazu dienten, vielen Tausenden von Indianern, die wie Wild im Walde gehetzt wurden oder unter schwerer Sklavenarbeit schmachteten, eine Zufluchtsstätte zu sein. Sie sind zerfallen. Schlinggewächse kriechen an ihren Mauern empor, zwischen Gräbern wuchern Busch und Bäume und hoch oben auf verfallenem Gestein erhebt sich einsam eine Palme. Rings umher die Stille des Tropenwaldes. Aber diese Ruinen sind auch heute noch die Zeugen des segensreichen Wirkens jener Männer, die fern von der Heimat hier ein gewaltiges Kulturwerk begonnen haben. Fast unglaublich dünkt es uns, wie die Patres allein mit der Arbeitskraft von kaum dem Urzustand entrückten Wilden diese herrlichen Bauten aufführen konnten. Und dazu muß man sich noch denken, wie großartig diese Kirchen im Innern ausgestattet waren. Wie wir erfahren, gab es dort prächtig geschnitzte Altäre, Kanzeln und Chorstühle, lebensgroße Heiligen- und Engelfiguren usw., alles aus den kostbarsten Hölzern verfertigt, die sich in den umliegenden Waldungen finden. Welcher Mühe und Geduld, aber auch welcher Sachkenntnis und Geschicklich-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit hat es da bedurft, um die Söhne der Wildnis zu so kunstfertigen Arbeiten heranzubilden. Über all das kann man nicht genug staunen, und den Besucher dieser Ruinen erfaßt ein inniges Bedauern, daß dies alles so plötzlich wie mit einem Schlag vernichtet wurde. Was hätte aus diesen mit so viel Mühe gegründeten Ansiedlungen entstehen können! Vielleicht ein blühender Staat, der heute einer der reichsten und geordnetsten von ganz Südamerika wäre.

In Trinidád kann man sich eine ganz gute Vorstellung machen, wie so ein Jesuitendorf ausgesehen haben mag, da die heutige Niederlassung ja aus der damaligen Zeit stammt. Um den sehr großen Hauptplatz herum standen kleine Steinhäuser, deren Dächer mit Ziegeln gedeckt waren und die gewöhnlich fünf Räume enthielten, wo je eine Indianerfamilie wohnte. Bei zunehmender Bevölkerung wurde die Anzahl der Häuser nach außen zu vermehrt und diese so angelegt, daß zwischen denselben breite Straßen entstanden, die vom Hauptplatz aus in Kreuzform verliefen. So ein Dorf mag 2000 bis 3000 Einwohner gezählt haben. Fast alle Häuser, die heute in Trinidád bewohnt werden, stammen aus der Zeit der Jesuiten, und auch die Schule und die Kasernen sind in alten Jesuitenbauten untergebracht. Auf dem Hauptplatze steht eine zweite Kirche, ein einfacher Bau, der noch vor einem halben Jahrhundert benützt wurde. Auch ich übernachtete in Trinidád in einem ehemaligen Jesuitenhaus, das heute als Wirtshaus dient. Auf meiner Weiterreise besuchte ich auch noch andere Reducciones und sah noch viele großartige Reste von Kirchen und alten Gebäuden. Da aber die Anlage derselben immer die gleiche ist, so will ich gleich jetzt etwas über die Tätigkeit der Jesuiten in Paraguay und den angrenzenden Ländern sagen.

Die Jesuiten wanderten im Jahre 1609 nach Paraguay ein, um sich mit der Bekehrung der Indianer zu befassen. Sie kamen auf Aufforderung Hernando Arias de Saavedra, des Gouverneurs von Paraguay, ins Land und gründeten ihre erste Niederlassung am Alto Parana in der Provinz Guaira. Ihre Wirksamkeit war gleich anfangs von großem Erfolg begleitet, denn in der kürzesten Zeit errichteten sie eine ganze Menge von Niederlassungen, „Reducciones" genannt, die sich über den größten Teil des östlichen Paraguay, über einen Teil der brasilianischen Staaten Parana und Rio Grande, am Rio Parana und über den nördlichen Teil der argentinischen Provinz Corrientes und der Gobernación de Misiones erstreckten. Dann gab es noch große Reducciones in Bolivia, in Chiquitos, Mojos und im Chaco, die bis an die Anden reichten. Zwischen den Flüssen Parana und Uruguay allein lagen 31 Reducciones, die von 280.000 Indianern bewohnt wurden. Es entwickelten sich dort ganze Staaten, die unter der Herrschaft der Jesuiten standen und in ihren Einrichtungen etwas an das alte Inkareich erinnerten. Vielleicht waren manche von diesen auch letzterem entnommen worden. Sie bildeten reine Theokratien, die auf Gütergemeinschaft und Gleichheit der Arbeit bei den Indianern beruhten. Die Indianer wurden logiert,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekleidet, verpflegt, kurz, erhielten alles, was für ihr Leben notwendig war, nur keine Bezahlung. Der Tag war genau eingeteilt und die Stunden der Arbeit, sowie die Zeit für religiöse Verrichtungen, für Unterhaltungen sowie für den Unterricht festgesetzt. Jeder Indianer war verpflichtet, zu heiraten, sobald er ein bestimmtes Alter erreicht hatte. Die Vergnügungen bestanden aus Musik und Tanz, Theatervorstellungen, Wettrennen und Stiergefechten.

Die Jesuiten schufen in Südamerika ein ganz eigenartiges, bewunderungswertes Kulturwerk, das in der Geschichte der Kolonisation seinesgleichen überhaupt nicht hat. Gewöhnlich war ja in alten Zeiten das Kolonisieren mit dem Ausrotten der armen Eingeborenen identisch. Dies lehrt sowohl die Geschichte der Kolonisation Amerikas als auch die Australiens. Was den Feuerwaffen nicht unterlegen war, wurde mit „Feuerwasser" und durch die von den Europäern importierten Krankheiten vertilgt. Auf der Insel Tasmanien wurde sogar eine regelrechte Streifjagd auf Eingeborene unternommen und bei dieser Gelegenheit der letzte Tasmanier abgeschossen, so daß diese tatsächlich aus der Welt verschwunden sind.

Den Jesuiten aber gelang es auf ganz friedliche Art, die wilden Indianer, die teilweise sogar Kannibalen waren, zu ordentlichen, arbeitsamen Menschen zu erziehen. Sie erreichten dies, indem sie die Indianer zunächst an Arbeit gewöhnten und sie lehrten, den Boden zu bearbeiten und Handwerk zu betreiben. Die Reducciones waren vollkommen unabhängig von den spanischen Vizekönigen in Südamerika und unterstanden staatsrechtlich der Krone Spaniens, der sie eine Steuer zu entrichten hatten. Es scheint auch, daß sie in gewissen Fällen verpflichtet waren, eine Anzahl von Soldaten beizustellen. Kirchlich unterstanden sie dem betreffenden Bischof, daher in Paraguay dem Bischof von Asunción. Sie besaßen eine vollkommene Autonomie mit eigener Verwaltung, eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Militär. Jedes Dorf bildete eine selbstständige autonome Gemeinde, an deren Spitze der Jesuitenpater, der „cura", stand, der einen Stellvertreter, den „vicario", hatte. Als ausübende Organe hatte jede Gemeinde einen Regidor als oberste Behörde, einen Corregidor als Richter und zwei Alcaldes als Ortsvorsteher, die alle Indianer waren und immer nur auf ein paar Jahre gewählt wurden. Einem Fiscal unterstanden die Magazine und einem Cacique das Militär. Es bestanden folgende Strafen: die Ermahnung des Missionärs beim ersten Vergehen, die öffentliche Bußübung bei Rückfällen, Freiheitsstrafen und selbst körperliche Züchtigung bei wiederholten Rückfällen. Letztere mußten aber nur selten in Anwendung gebracht werden, denn meist genügte schon die bloße Ermahnung des Cura. Sämtliche Reducciones unterstanden einem Superior, der alles zu überwachen hatte. Es scheint, daß die Hauptstadt der Reducciones wenigstens eine Zeitlang die am linken Ufer des Rio Parana gelegene Stadt Candelaria war.

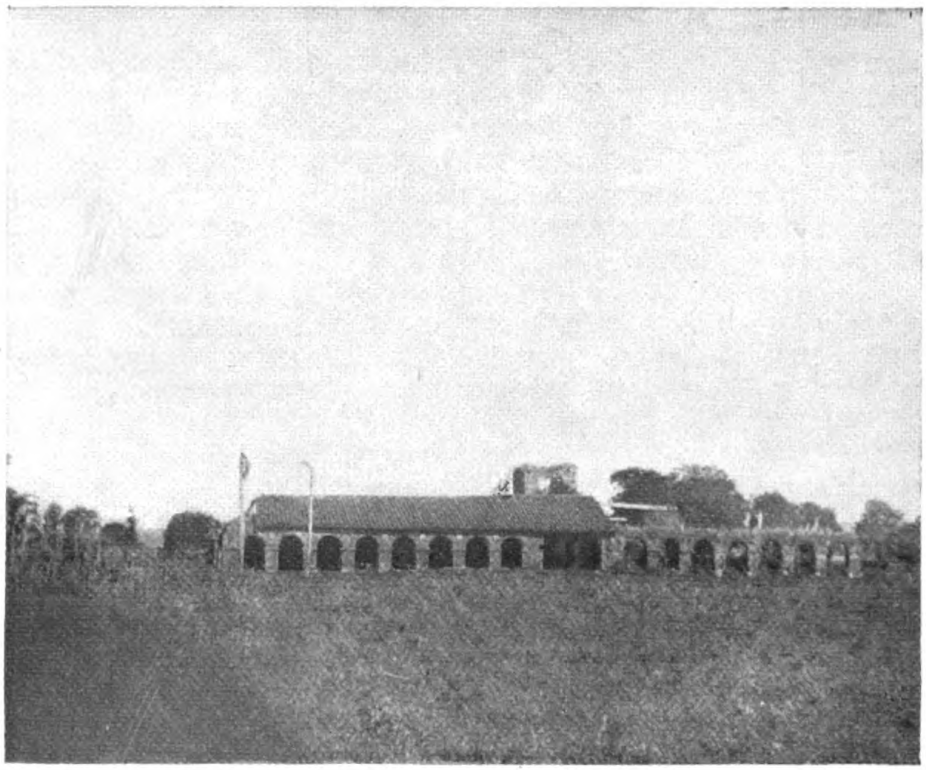
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der größte Teil von Grund und Boden wurde von den Indianern gemeinsam bearbeitet und das Erträgnis desselben war Gemeindeeigentum. Doch bekamen auch die einzelnen Familien Grundstücke zugeteilt, auf denen sie die für ihren eigenen Unterhalt notwendigen Feldfrüchte, hauptsächlich Mais, bauten. Auf dem Gemeindeland mußten alle Männer der Reduccion arbeiten, und zwar wöchentlich drei Tage, während ihnen die übrigen Tage zur Bearbeitung ihres eigenen Landes blieben. Auch die jungen Leute beiderlei Geschlechtes hatten täglich einige Stunden auf dem Gemeindeland zu arbeiten. Die Produkte dieser gemeinsamen Arbeit wurden in Magazinen aufbewahrt und dienten vornehmlich dazu, das für die nächste Aussaat notwendige Getreide bereit zu halten. Aus diesen Vorräten wurden aber auch Familien, die sich in Not befanden und keine Lebensmittel hatten, unterstützt. Von Feldfrüchten baute man hauptsächlich Mais und Hülsenfrüchte, dann aber auch Reis, Mandioca, Bohnen, Kaffee, Kakao, Tabak und Zuckerrohr. Erwähnt muß auch werden, daß die Jesuiten die Orangen nach Paraguay gebracht und große Kulturen davon angelegt haben. Heute noch findet man in manchen Gegenden ganze Bestände von verwilderten Orangenbäumen. Als ich einen Ritt quer durch Paraguay machte, kam ich in der Nähe des Städtchens Caaguasu durch prächtigen Urwald, durch die sogenannte „Picada del tigre", wo an beiden Seiten des Weges viele wilde Orangenbäume standen, die, dicht mit goldigen Früchten behangen, einen prächtigen Anblick boten. Aber auch sonst wird mir dieses schöne Stück Land unvergeßlich in Erinnerung bleiben. Es herrschte dort eine richtige Urwaldstimmung, deren Stille kaum durch den Schrei eines Vogels unterbrochen wurde. Gewaltige Baumriesen, darunter prächtige Zedern, vereinigten ihre Kronen zu einem dichten Laubdache, durch das kaum ein Sonnenstrahl dringen konnte, an knorrigen Stämmen rankten sich Orchideen empor, die in allen Farben prangten, und durch die Schatten des dunklen Unterholzes flatterten riesige Schmetterlinge von lasurblauer Farbe im trägen Fluge hin und her.

Eine besondere Aufmerksamkeit scheint von den Jesuiten der Produktion des Paraguaytees zugewendet worden zu sein. Derselbe kommt im Wald wild vor und wird von den Blättern eines Baumes (Ilex paraguayensis) gewonnen. Heute noch bildet dieser Tee den Hauptexportartikel Paraguays. Auch Baumwolle wurde in den Reducciones gebaut, deren Garn zur Bereitung der notwendigen Gewebe diente. Außerhalb der Reducciones weideten Herden von Rindern und Pferden, die berittene Hirten, Gauchos genannt, bewachten.

Der Handel bestand hauptsächlich in einem Umtausch der Produkte, denn in diesem glücklichen Lande war weder Metall- noch Papiergeld im Umlauf. Baumwolle, Tabak, wohl auch Getreide, wurden aber auch nach Buenos Aires exportiert, um mit dem Erlös die Rohstoffe zu kaufen, die in der Reduccion nicht vorkamen. In erster Linie war es das für die Bevölkerung so wichtige Salz, dann aber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Jesuitenhäuser in Trinidád (Bolivia).

Ruinen in Trinidád (Bolivia).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 14:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

auch Eisen, Kalk, Stoffe usw. Ein Teil dieses Geldes diente auch dazu, um die jährliche Steuer an die Krone zu bezahlen. Die Handwerker, Schmiede, Maurer, Zimmerleute usw. mußten ihre Arbeiten umsonst verrichten und waren dafür der Arbeit auf dem Gemeindeland enthoben. Wöchentlich einmal wurde den Frauen eine bestimmte Menge Baumwolle zum Spinnen übergeben und auch diese Arbeit unterstand einer strengen Kontrolle. Wahrscheinlich waren es auch die Frauen, die auf primitiven Webstühlen, wie man sie heute noch bei den Indianern findet, die für die Kleidung notwendigen Gewebe verfertigten. Die Kleidung der Frauen bestand aus einem langen Hemde, dem tipoy, das auch jetzt noch die Indianerinnen in Chiquitos und in den Llanos Boliviens tragen. Die Männer waren mit Hemd, Hose und Poncho bekleidet.

In jeder Reduccion gab es ein eigenes Haus für die Witwen und alleinstehenden Mädchen, dann auch Krankenhäuser und Besserungsanstalten. In der Schule lernten die Knaben und Jünglinge Lesen und Schreiben in der Guaranisprache. Nur besonders Begabten scheint ausnahmsweise die spanische Sprache gelehrt worden zu sein. Ganz besondere Aufmerksamkeit wurde natürlich dem Religionsunterricht gewidmet, der täglich den jungen Leuten beiderlei Geschlechts vor der Kirche erteilt wurde. Dann gab es noch besondere Schulen für Gesang und Tanz, denn diese beiden Künste wurden auch bei kirchlichen Anlässen verwendet.

Spuren dieser religiösen Tänze fand ich auf meiner Reise in der Provinz Mojos in Bolivia und in der dort gelegenen Stadt Trinidád. Zur Zeit der Jesuiten muß die Kirchenmusik auf einer verhältnismäßig hohen Stufe gestanden haben, was um so mehr Anerkennung verdient, da fast alle Musikinstrumente von den Indianern selbst verfertigt wurden. Die Reste dieser Musik und des Tanzes, die ich antraf, waren allerdings nicht sehr erbauend. Eine interessante Sitte ist dort der Tanz der Macheteros, der an großen Festtagen stattfindet. Dos Wort Machetero kommt von „machete", Stutzsäbel oder Schwert. Damit sich der Leser ein Bild davon machen kann, lasse ich die Beschreibung eines Festtages in Trinidád folgen:

Es war am Festtage „Natividád". Schon um 4 Uhr morgens erschallten Schüsse und Trommelwirbel, dann begann das dumpfe Läuten von Kirchenglocken, ununterbrochen bis Tagesanbruch. Um 9 Uhr fand in der Kirche ein feierliches Hochamt statt. In Scharen strömten die Leute der Kirche zu, Indianerinnen in bunten Tipoys, Indianer in ponchoartigen, blendendweißen Hemden, Senoras in unmodernen europäischen Kleidern, gefolgt von indianischen Dienerinnen, die ihnen das Gebetbuch und den „Gebetteppich" nachtrugen. Während der Messe tanzten die Macheteros vor der Kirchentür. Sie waren mit langen weißen Hemden bekleidet, trugen einen Kopfschmuck von bunten Papageienfedern und in der Hand ein hölzernes Schwert. Die Musik wurde durch zwei große Trommeln besorgt und dazu blies ein alter Mann die Flöte, die aus einem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vogelknochen hergestellt war. Der Tanz bestand aus rhythmisch ruhig abgemessenen Schritten, bald vorwärts, bald rückwärts, dabei wurde das Holzschwert geschwungen. Dieser Tanz erinnerte mich etwas an den der Priester in Abessinien. Nachdem die Macheteros eine Weile getanzt hatten, knieten sie vor der Kirche nieder. Aus dieser erscholl nun eine schrille Musik, die hauptsächlich von Schalmeien herrührte, von riesigen Instrumenten, die aus sehr starken Bambusstäben bestehen und die Höhe eines Mannes erreichen. Nach der Messe wurde eine Marienstatue in feierlicher Prozession aus der Kirche getragen. Vor derselben tanzten jetzt wieder die Macheteros mit zierlichen Schritten und oft beugten sie sich bis auf den Boden nieder, indem sie diesen mit ihren Schwertern berührten. Nachdem sich die Prozession entfernt hatte, kehrten die Macheteros nach einer Weile nochmals zur Kirche zurück, um vor dem geschlossenen Tor derselben zu tanzen. Die Musik klang jetzt lebhafter, der Tanz wurde wilder und die Macheteros wechselten wiederholt den Platz mit den Trommelschlägern, die nun ebenfalls mittanzten. Dieser Tanz dauerte ununterbrochen eine halbe Stunde, dann ging jeder ruhig von dannen.

Die Tänze der Macheteros sind offenbar heidnischen Ursprungs und wurden wahrscheinlich den Indianern von den Jesuiten beigelassen, da ja diese stets bestrebt waren, den Eingeborenen ihre Sitten und Gebräuche soviel als möglich zu belassen. Erwähnenswert ist es auch, daß das Fegen der Kirche in Trinidád von alten Indianerinnen besorgt wird, die eine eigene Kaste bilden. Sie sind mit weißen Tipoys bekleidet und ihre Anführerin unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß sie zum Zeichen ihrer Würde einen gelben Kragen trägt.

Es ist gewiß sehr interessant, daß sich noch jetzt in Mojos Reste von solch alten Gebräuchen finden. Man könnte daher auch behaupten, daß man sich eine gute Vorstellung von den großartigen Jesuitenbauten machen kann, wenn man die Ruinen derselben in Paraguay und Misiones gesehen hat, von den Indianern aber, die damals in den Reducciones wohnten, wenn man Mojos und Chiquitos bereist hat.

Die Indianer dieser Gegenden lebten und leben noch heute so abgeschlossen von der Welt, daß sie manche Sitten und Gebräuche aus der damaligen Zeit bewahrt haben. Dazu gehört auch die unbedingte Unterordnung und der Gehorsam ihrem Herrn gegenüber.

Für diese armen Leute wäre es ein Segen, wenn sie noch unter der patriarchalischen, wohlmeinenden Fürsorge der Jesuiten stünden, denn gegenwärtig werden sie schlechter behandelt als Sklaven. Von all dem, was ich sah und hörte, könnte man einen dicken Band über modernes Sklaventum schreiben. Nur den Indianern, die in Chiquitos in der Mission der Franziskaner leben, geht es gut, denn dort gedeiht ein ähnliches Werk wie seinerzeit in den Reducciones. Leider haben diese braven Missionäre aber keine so weitgehenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rechte, wie sie einst die Jesuiten besaßen, und daher ist auch der Schutz, den sie ihren Indianern gewähren können, kein so großer.

Ruinen findet man in Mojos meines Wissens keine mehr, was sich daraus erklärt, daß dort überhaupt nur mit Holz gebaut wurde. Daher sind alle Bauten aus der Zeit der Jesuiten verschwunden. Von einigen Kirchen wird wohl behauptet, daß sie noch aus der damaligen Zeit stammen. Es wäre dies ja auch möglich; oder vielleicht sind nur die jetzigen Kirchen im Stile der damaligen neu errichtet worden. Im allgemeinen zeigen sie eine sehr primitive Architektur. Sie bestehen größtenteils aus Holz und erinnern wegen ihrer riesigen Dächer von weitem an große Scheunen. Daneben steht gewöhnlich der Glockenturm, der aus Ziegeln gebaut ist. Auch das Innere dieser Kirchen ist recht schmucklos, nur der Hauptaltar ist gewöhnlich reich mit Silberplatten geschmückt, die mit sehr hübschen Verzierungen in getriebener Arbeit versehen sind. Die Eingeborenen versichern, daß diese Platten noch aus den Zeiten der Jesuiten herrühren.

Da die Reducciones, besonders in den ersten Zeiten, viel von den Überfällen wilder Indianerstämme, hauptsächlich aber von denen der Paulistas zu leiden hatten, so ergab sich die Notwendigkeit, einen Teil der Indianer zu bewaffnen und militärisch ausbilden zu lassen. Diese Paulistas beunruhigten nämlich fortwährend die nördlich gelegenen Reducciones, machten häufig Raubeinfälle und schleppten einen großen Teil der Indianer als Gefangene weg, um sie als Sklaven zu verkaufen. Wie es scheint, hatte sich damals im Staate Sao Paulo, im heutigen Brasilien, eine kleine Republik gebildet, deren Bewohner zum größten Teile aus Mischlingen von Weißen und Indianern oder aus solchen von Indianern und Negern bestanden und Paulistas oder Mamelucos genannt wurden. Obwohl diese Leute selbst Christen waren, lebten sie hauptsächlich von Raub und plünderten alle benachbarten Gebiete. Um sich nun so gefährliche Feinde vom Leibe zu halten, sahen sich die Jesuiten gezwungen, ihre Indianer zu bewaffnen, ja sie erhielten sogar vom König von Spanien die Erlaubnis, sie mit Feuerwaffen zu versehen. Von da an scheint es, daß sie die Angriffe der Paulistas siegreich zurückgewiesen haben. Daß die Jesuiten auch der Krone Spaniens zur Heerfolge verpflichtet waren, erhellt aus folgendem: Im Jahre 1680 hatten die Portugiesen unter D. Manuel de Lobo am nördlichen Ufer des Rio de la Plata die Kolonie San Sacramento gegründet. Der spanische Gouverneur der Provinz Rio de la Plata, D. José de Garro, reklamierte aber dieses Gebiet als zu Spanien gehörig und beschloß, die Portugiesen mit bewaffneter Hand zu vertreiben, als diese nicht weichen wollten. Er versammelte deshalb ein Heer, das durch 3000 Mann aus den Reducciones verstärkt wurde. In dem darauf folgenden Kampfe gelang es auch den Spaniern, die Portugiesen zu vertreiben und das strittige Gebiet zu besetzen. Bei diesen Kämpfen zeichneten sich die Indianer der Reducciones durch Mut und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tüchtigkeit aus und trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. (M. Alcide D'Orbigny.)

Wie bereits erwähnt, unterstand die militärische Ausbildung der Indianer den Caciquen. Wöchentlich einmal mußten sie aber vor dem Corregidor exerzieren. Die Truppen bestanden aus Kavallerie und Infanterie, von welch letzterer ein Teil mit Bogen, Pfeil und Lanze, ein anderer mit Gewehren bewaffnet war.

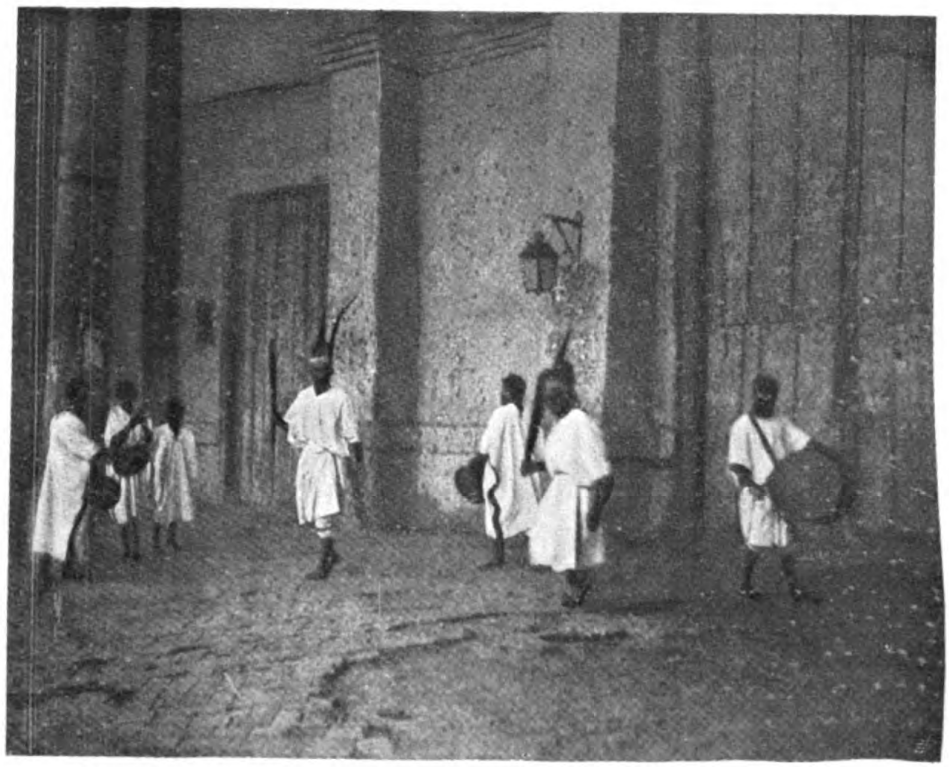
Eine der Ursachen, warum es den Jesuiten gelang, die Indianer in so musterhafter Zucht und Ordnung zu halten, lag wohl auch darin, daß die Reducciones nach außenhin vollkommen abgesperrt waren und kein Fremder dieselben betreten durfte. Sogar Kaufleuten war es untersagt, in die Ortschaften zu kommen, und sie mußten außerhalb derselben lagern, wenn es ihnen überhaupt gestattet wurde, mit der Reduccion Handel zu treiben. Es erhellt sofort, daß dies eine sehr weise, dringend notwendige Maßregel war, denn der Verkehr der Indianer mit allem möglichen Gesindel, wie es damals in den spanischen Kolonien zusammenströmte, wäre für diese naiven Naturkinder in jeder Hinsicht verderblich gewesen.

Die Staatssprache der Reducciones war das Guarani, das noch heute von den Bewohnern Paraguays gesprochen wird. Als die Spanier zuerst im Jahre 1536 ins Land kamen, war dieses ausschließlich von Guarani-Indianern bewohnt. Bald nachdem Pedro de Mendoza mit seiner Flotte am Rio de la Plata eingetroffen war und Buenos Aires gegründet hatte, schickte er seinen Kapitän Juan de Ayolas den Rio Paraguay hinauf, um von dort aus das vielbegehrte Silber- und Goldland Charcas zu suchen. Ayolas hatte mit den Guarani-Indianern blutige Kämpfe zu bestehen und nach ihrer Unterwerfung gründete er am 15. August 1537 die Stadt Asunción, auch jetzt noch die Hauptstadt Paraguays. Als dann später Buenos Aires wegen beständiger Überfälle der Indianer aufgegeben werden mußte, wurde sogar der Sitz der spanischen Herrschaft nach Asunción verlegt. Doch wurde dieser im Jahre 1615 wieder nach Buenos Aires zurückverlegt, das von Juan de Garay 1580 von neuem gegründet worden war. Auch die gegenwärtige Bevölkerung Paraguays gehört einer Mischrasse von Spaniern und Guarani-Indianern an, die aber jedenfalls mehr indianisches Blut hat als spanisches. Der größte Teil der Landbevölkerung dürfte sogar reinrassig Guarani sein. Obwohl die Staatssprache in Paraguay spanisch ist, so bedienen sich die meisten Leute, selbst die der gebildeten Klasse, des Guarani. Man behauptet sogar, daß die Abgeordneten im Parlament plötzlich statt des Spanischen Guarani zu sprechen anfangen, wenn es im Parlament zu einer lebhaften Debatte kommt.

Von vielen Seiten hat man den Jesuiten vorgeworfen, daß sie durch ihr System für die kulturelle und soziale Entwicklung der Indianer nichts getan hätten, da diese nichts anderes als Sklaven gewesen seien. Das ist ein ganz lächerlicher Vorwurf, denn es bedarf keiner großen Kenntnis primitiver Völker, um zu verstehen, daß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kirche in Reyes (Bolivia).



Macheteros in Trinidad (Bolivia).

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

zur Umwandlung eines Wilden in einen Kulturmenschen ein langer Zeitraum erforderlich ist. Die Basis dazu war jedenfalls von den Jesuiten geschaffen, und wenn sich ihr Werk nicht weiter entwickeln konnte, so ist dies nicht ihre Schuld, sondern die Folge ihrer Vertreibung, die durchgeführt wurde, bevor sie ihr Werk vollenden konnten.

Die Bekehrung der Indianer durch die Jesuiten war von unsäglichen Mühen und Entbehrungen begleitet, wie man aus den einschlägigen Werken ersehen kann. Einzeln oder zu zweien und nur von einigen konvertierten Indianern begleitet, zogen die Patres monatelang im Urwalde herum, dem Hunger, bösen Fiebern und den Gefahren der Wildnis trotzend. Hatten sie einmal den Aufenthaltsort wilder Indianer entdeckt, so trachteten sie die Leute zunächst durch kleine Geschenke zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wurden an Bäumen Messer, kleine Spiegel und andere Gegenstände für die Wilden aufgehängt, die sich diese später, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, holten. Nach und nach gewannen die Missionäre auf diese Weise das Vertrauen der Wilden, und durch ihr wohlwollendes und friedliches Wesen gelang es ihnen oft, in kürzester Zeit ganze Stämme dazu zu bringen, ihnen aus dem Urwalde zu den Reducciones zu folgen. Oft kam es aber auch vor, daß die mutigen Patres den Pfeilen der Indianer zum Opfer fielen.

Auch wirtschaftlich haben die Jesuiten in Südamerika ein ganz hervorragendes Werk geschaffen, indem sie weite Landstrecken, die früher vollkommen nutzlos waren, kultivierten. Landwirtschaft und Viehzucht nahmen in den Reducciones einen noch nie erreichten Aufschwung, der sich nur mit dem, der gegenwärtig in Agentinien herrscht, vergleichen läßt. Vor Vertreibung der Jesuiten besaßen die Reducciones in Paraguay einen Viehstand von 778.271 Stück Rindern, 94.520 Pferden und 21.466 Maultieren, wovon auf die Reduccion Jesús 51.000 Rinder, 1127 Pferde und 310 Maulesel entfielen. Der Gesamtwert der 31 Reducciones wurde nach einem damaligen Dokumente auf fast 6 Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Die rasch ansteigende Macht der Jesuiten in Südamerika führte vielleicht dazu, daß sie in politische Fragen verwickelt wurden und daher öfters mit den spanischen Behörden in Streit gerieten. Das rief den Argwohn der einheimischen und der spanischen Regierung hervor, die infolgedessen gegen die Jesuiten eine feindliche Haltung einnahmen. Jedenfalls trug auch viel zur Vertreibung der Jesuiten ihr Widerstand gegen die Verträge Spaniens mit Portugal bei, durch welche sieben der besten Reducciones am Alto Parana an Portugal fielen. Es kam aus diesem Anlasse von seiten der Reducciones sogar zu einer bewaffneten Intervention auf portugiesischem Gebiet. Ausschlaggebend für ihre Ausweisung war aber jedenfalls der Umstand, daß gerade damals die Jesuiten aus Frankreich und Portugal vertrieben worden waren. Karl III. von Spanien erließ am 27. Februar 1767 ein Dekret, womit er die Ausweisung der Jesuiten in seinem ganzen Reiche anordnete. Papst Clemens XIII. gab aber dieser Verordnung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Zustimmung nicht, und erst sein Nachfolger, Clemens XIV., erteilte sie im Jahre 1779. Jedoch schon früher, bald nach dem Erlasse des Königs, begann die Ausweisung der Jesuiten aus Paraguay. Bereits im Juni 1767 wurden dort in den verschiedenen Reducciones 500 Patres gefangengenommen und auf Kriegsschiffen nach Italien gebracht. Es scheint, daß man bei dieser Gelegenheit sehr rücksichtslos vorgegangen ist, und selbst die Alten und Kranken nicht geschont hat, von denen viele auf den langen Märschen und während der Seefahrt starben. So endete, wie mit einem Schlage, dieses großartig begonnene Kulturwerk nach einem Bestande von ein und einem halben Jahrhundert, was um so mehr zu bedauern ist, als es gerade damals ein dringendes Gebot der Menschlichkeit war, den Indianern Schutz zu gewähren. Durch die „Encomiendas" waren nämlich die von den Spaniern eroberten Ländereien mitsamt den darauf lebenden Indianern in den unumschränkten Besitz der Conquistadoren übergegangen. Dieses Recht führte zu den ärgsten Mißbräuchen, indem die Spanier ihre Leibeigenen mit Arbeit überbürdeten, nur mangelhaft ernährten und so unmenschlich behandelten, daß ein großer Teil der einheimischen Bevölkerung einfach aufgerieben wurde. Schon damals erhoben sich einzelne Stimmen zugunsten der so schwer bedrückten Indianer. Ganz besonders war es der Missionär und spätere Bischof Bartolomé de las Casas, der mit unermüdlichem Eifer dafür wirkte und seine Berichte direkt an Kaiser Karl V. sandte. Ein von ihm verfaßtes Buch „De la destruccion de los Indios" erregte damals in ganz Spanien Aufsehen, und dem unermüdlichen Wirken dieses edlen Mannes ist es zu verdanken, daß der Kaiser im Jahre 1542 einige „ordenanzas" erließ, durch die das Schicksal der Indianer gemildert werden sollte. Aus all dem ersieht man, daß die Indianer schon bei Beginn der spanischen Kolonisation grausam bedrückt wurden und daß es daher ein Segen für diese armen Leute war, daß sich die Jesuiten ihrer annahmen und ihnen Schutz und ein menschenwürdiges Dasein verschafften.

Bald nach Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay verschwanden die Reducciones, die Indianer flohen in den Urwald und gerieten bald wieder in ihren Urzustand, die Kirchen und Bauten zerfielen, die Felder verödeten und die großen Rinderherden wurden vernichtet. Geld und Gut aber, das nach Auflösung der Reducciones der Krone von Spanien gehörte, wurde von verbrecherischen Beamten vergeudet.

Einen Beweis für den Verfall bietet unter anderem eine Zählung, nach der bereits im Jahre 1772 der Viehstand von 743.608 Stück Rinder auf 158.659 Stück herabgesunken war.

Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die bildende Kunst Spaniens.

Von **Peter Graf Vay de Vaya.**

(Schluß.)

IX. Die spanischen Primitiven.

Allmählich erkennen die Spanier selbst das herbe Talent ihrer Maler an. Und wenn man auch vielleicht für die Kunst selbst nicht immer das richtige Verständnis hat, so erfreuen sich doch die Kunstwerke einer um so volleren Würdigung. Diesem Umstande verdanken wir es in erster Linie, daß die drei gleichermaßen schönen und noch älteren, wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert stammenden Bilder Nuestra Senora de Rocamador, Del Coral und die in einer Kapelle der Kathedrale befindliche Nuestra Senora del Antiqua bis jetzt von der Zerstörung verschont geblieben sind.

Schönere, lieblichere und vor allem anziehendere Gestalten hat der Pinsel wohl kaum jemals zu vergegenwärtigen vermocht. Etwas Erhabeneres als den himmlischen Madonnentypus der blonden Nuestra Senora del Coral kann man sich schwer vorstellen. Ein Simone Memmi oder Beato Angelico haben im Augenblicke höchster Inspiration erhabenere Bilder nicht zu malen vermocht als diese von Gott begnadeten alten Meister von Sevilla.

Die zweite Hälfte des Quattrocento, welche der Welt die hervorragendsten Maler geschenkt hat, diese unvergleichlich glanzvolle Epoche, weist auch auf spanischem Boden eine reiche Summe künstlerischer Begabung auf. Die Schöpfungen eines Pedro Sanchez[1]), Fernando Gallegos und Pedro de Cordova tragen ausnahmslos die idealistische Richtung des 15. Jahrhunderts zur Schau. Unter diesen drei hervorragenden Talenten ist Gallegos ohne Zweifel das interessanteste und seine Werke lassen neben der noch streng gotischen Auffassung schon italienischen Idealismus erkennen. Gallegos war sogar unter all seinen Zeitgenossen derjenige, der die meisten individuellen, bis zu einem gewissen Grade nationalen Züge in seinen Werken zur Geltung bringt.

[1]) Ein authentisches Werk von Sanchez läßt sich schwer nachweisen. In einer der Privatsammlungen Sevillas ist zwar unter einer Grablegung sein Namenszug zu erkennen, allein es dürfte schwer sein, für die Echtheit desselben die Verantwortung zu übernehmen.

Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Zwei besonders tüchtige Leistungen der umbrischen und toskanischen Richtung sind in Leon und Toledo zu sehen. Die erstere sind ein paar im Kreuzgang der Kathedrale noch erhaltene Fragmente von jener interessanten Freskenreihe, die zum Teil italienische Meister zwischen 1464 und 1470 gemalt haben. Die Sala Capitular zu Toledo hat der berühmte Kardinal Ximenes mit einer langen Reihe von Wandmalereien geschmückt. Mit der Ausführung dieses hervorragenden Werkes hat er den gefeiertsten Maler seiner Zeit, den aus Burgund stammenden Juan de Borgona betraut. Die dem Neuen Testament entnommene Bilderreihe ist schon ein Werk des 16. Jahrhunderts und weist eine entwickeltere Technik auf. Die Zeichnung ist freier, die Farbengebung zeugt von mehr Einsicht und die einzelnen Bilder verraten schon einen reineren Begriff von der Licht- und Schattenwirkung. Der allmähliche Übergang vom niederländischen zum italienischen Einfluß kommt häufig zum Ausdruck in diesen Werken voll zarter Empfindung, in denen jede einzelne Figur und alle mit großer Sorgfalt ausgeführten Details gleichfalls an den Pinsel des Carpaccio erinnern. Nicht minder reizend als diese mit seltener Kenntnis und Liebe gemalten Darstellungen ist ihr Hintergrund, und es ist, als ob sich der Künstler in den sonnendurchglühten Gefilden gänzlich befreit hätte von jedem fremden Einfluß und nur das wiedergäbe, was er um sich sieht, die Landschaft malt, die er kennt und die eben die spanische ist. — Francisco de Amberes ist, wie schon sein Name sagt, gleichfalls aus dem Norden gekommen, geradeso wie sein Meister, Borgona, dessen begabtester Schüler und Mitarbeiter er war. Pedro Berruguete und Santos Cruz gehörten gleichfalls diesem kleinen Künstlerkreis an, und zu Avilla sehen wir alle drei vereint arbeiten. Berruguete hebt das den Tod des heiligen Dominikus darstellende große Altarbild, das ihm die meisten Kunsthistoriker zuschreiben, mit Recht unter die ersten Meister der frühen spanischen Schule.

X. Der Kunstsinn Andalusiens.

Von Sevilla ausgehend, habe ich die meisten Zentralpunkte der Malerei aufgesucht. Dieser Vorgang hat den praktischen Vorteil, daß er die beste Gelegenheit bietet, an Ort und Stelle, sozusagen bei sich zu Hause, die meisten Maler kennen zu lernen, in ihrer eigenen Atmosphäre ihre Bilder auf sich wirken zu lassen.

Mein Ziel ist in erster Linie ein praktisches. Ich beabsichtige, die häufig in Vergessenheit geratenen oder durchwegs wenig bekannten Meister und ihre Werke dem großen Publikum bekanntzumachen, vor allem aber ihm Liebe für sie einzuflößen. Daher beschränke ich mich nur auf das, was wesentlich ist. In dem engen Raum einer Studie kann man nicht auf Details eingehen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Studie habe ich ursprünglich vor ein paar Jahren geschrieben. Seither bin ich wiederholt nach der pyrenäischen Halbinsel gekommen. Jedesmal habe ich die eine oder andere neue Gegend aufgesucht. Ich lernte zahlreiche neue Kunstgegenstände kennen, sah zahllose bisher unbekannte Bilder, gemalte oder gezeichnete. Unmerklich erweiterten sich meine Kenntnisse.

Aber je ausgedehnter meine Erfahrungen wurden, um so mehr sah ich ein, wie wichtig die genaue Kenntnis der erforderlichen Voraussetzungen, der näheren Umstände und zahllosen Details sind. Nicht weniger notwendig, als die Werke der paar weltberühmten Meister zu kennen, die ohnedies unzählige Male beschrieben und nachgebildet worden sind, ist es notwendig, sich mit den Werken der Nachfolger und Vorkämpfer zu beschäftigen. Wenn auch weniger glänzend und anspruchsvoll, finden wir gerade bei ihnen die eigentümlich nationalen Züge in ihrer vollen Unmittelbarkeit ausgeprägt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gern jene Maler bekannter machen, deren Namen jenseits der Grenzen des Landes am seltensten einen Widerhall wecken, und von jenen Bildern ein paar Worte sprechen, welche bis auf den heutigen Tag sozusagen auf demselben Nagel hängen, auf den sie ihr Meister gehängt hat.

Werke und Künstler, welche anfangs eine geringe Zugkraft besaßen, wie ein Zurbaran oder ein Roelas, werden, je häufiger wir zu ihnen zurückkehren, je besser wir bei ihnen heimisch werden, um so aufrichtigeres Interesse einflößen. Anfangs vielleicht, da wir fremd waren, ließen sie uns kalt. Erst mit der Zeit lernen wir ihre eigenartige Auffassung verstehen.

Die kleineren großen Meister, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, beschäftigten mich gelegentlich meines letzten Besuches. Kleinere heute, doch wer weiß, ob sie sich nicht morgen zu großen erheben werden. Häufig sind unter ihnen Talente ersten Ranges. Und geradeso, wie gestern Goya aus dem Nebel der Unbekanntheit oder, was vielleicht noch gefährlicher ist, der Verkennung plötzlich in ein Glanzzeitalter der Überschätzung gelangt ist, oder der ehedem allgemein geradezu verlachte El Greco von einem Tag auf den anderen durch die Mode emporgehoben wurde, so wartet ein ähnliches Los noch auf manchen spanischen Meister. Ebenso verdiente wahrlich in jeder Beziehung eine größere Beachtung der heute aufkommende Theotocopuli, ein Maler griechischer Herkunft. Und wir können solchen wahrhafter Anerkennung würdigen Talenten ebenso unter den Primitiven wie unter den Dekadenten oder selbst im goldenen Zeitalter der Malerei begegnen.

XI. Die idealistische Richtung.

Die frühen spanischen Maler haben in großer Zahl Altarbilder von idealster Auffassung hinterlassen oder gleichzeitig an die Wand der Kirche gemalt. Die schon genannten Nuestra Senora de

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rocamador, Nueſtra Senora del Coral und Nueſtra Senora del Antiqua gehören insgeſamt zu dieſer Gruppe.

Schade, daß die Beleuchtung in den düſteren Kirchenſchiffen die denkbar ungünſtigſte iſt. Noch ſchwieriger zu betrachten ſind die großartigen Fresken hinter dem Hauptaltar von Roclar. Unter noch ungünſtigeren Umſtänden iſt in einer der Sakriſteien der Kathedrale die intereſſante dreiteilige Kompoſition des Fernandez zu ſehen, die ich in Anbetracht ihrer dunklen Farbentöne eher für ein Werk des Pedro da Cordova halten möchte.

Die Annunciatio des Meiſters von Cordova weiſt zahlreiche verwandte Züge auf. Die Ausführung und der reiche Goldſchmuck, den er ſo verſchwenderiſch anwendet wie der Umbrier Gentile di Fabriano, die ſchlanken, langgeſtreckten Geſtalten, die Kopfhaltung, alles erinnert an den Pinſel Pedros. Das berühmte große Altarbild in Meſona kann man als ſein hervorragendſtes Werk betrachten. Die Beleuchtung iſt auch hier ſehr ſchwach. Noch verwirrender wirken als Hintergrund die in die Ecke der ehemaligen Moſchee gemalten hufeiſenförmigen Bogen. An einem ſolchen einſtigen Strebepfeiler hängt heute das Bild.

Cordova fiel eine glänzende Rolle in der Frühzeit der ſpaniſchen Malerei zu. Von hier ſtammen A. Fernandez und B. Bermejo. Während der erſte, wie wir geſehen haben, in Sevilla beſchäftigt war, ging der letztere nach Barcelona. Die Pietà in der Casa Capitular iſt eines ſeiner berühmteſten Werke. Dort finden wir zahlreiche bekannte und noch mehr unbekannte Werke der frühen Malkunſt.

Die ſpaniſchen Primitiven erfreuen ſich indeſſen bis heute nicht der verdienten Würdigung. Wie viele unter ihnen ſind früheren Zerſtörungen zum Opfer gefallen! An wie vielen nagt der Holzwurm an irgend einer feuchten, verfallenden Wand!

In Barcelona findet man die meiſten Schöpfungen der kataloniſchen Maler. Gute und ſchlechte ſind zuſammengepfercht in einem Kreuzgang der Kirche von Sco. Von alters her pflegte man Heiligenbilder und Statuen den Kapiteln und Kirchen zu ſchenken. Bei Todesfällen gelangten ganze Sammlungen an die Klöſter und Pfarren. Daher kommt es, daß die Sakriſteien in ſo vielen Fällen wahren Bildergalerien oder mitunter Rumpelkammern gleichen.

Auf meinen Wanderungen habe ich mir mehr als einmal in ſolche Magazine Einlaß verſchafft. In beſonders großer Zahl fand ich der alten Schule von Valencia angehörige Altarbilder. Sehr häufig hat der Maler noch Temperafarben verwendet. Die Zeichnung iſt ſchwerfällig, der Faltenwurf ſtiliſiert, der Ausdruck konventionell. Aber glänzend iſt die Farbengebung und warm die Empfindung. Bei all dieſen Altarbildern iſt nicht nur der italieniſche Einfluß ſehr ſtark, viele unter ihnen ſind zweifellos auch Werke aus Italien eingewanderter Künſtler.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In jüngster Zeit beginnt man in den Provinzialhauptstädten die zerstreuten Kunstwerke zu sammeln. In Valencia, Palma, Zaragossa und anderwärts die Bildergalerien aufzusuchen, ist in jeder Beziehung lehrreich. Gegenwärtig arbeitet man in Granada an der Einrichtung einer Bildergalerie, für die das Bedürfnis um so dringender ist, als die Bilder bis jetzt weder inventarisiert noch aufgehängt waren. Alle zusammen habe ich in den Zimmern eines leeren Hauses aufgestapelt gefunden.

In den Privatsammlungen ist das Los der Bilder auch ein trauriges, besonders jenes dieser frühzeitigen kirchlichen Kunstwerke. Die Besitzer, in der Hoffnung, für ein Originalbild oder noch häufiger die Kopie nach einem bekannteren Maler einen guten Preis zu erzielen, schätzen diese in erster Linie; die Werke unbekannter Meister, die zweifellos vom kunstgeschichtlichen Standpunkte besonders interessant sind, werden dafür um so mehr vernachlässigt. Noch gelegentlich meiner letzten Reise fand ich in der allerdings anscheinend schon stark dezimierten Sammlung eines ländlichen Hidalgo zahlreiche derartige italo-hispanische Primitiven; wie lange sie noch in den leeren Sälen des verfallenden Palazzo bleiben werden, ist sehr zweifelhaft.

XII. Die ersten Porträtmaler.

Rincon ist unter den Porträtmalern der erste, dessen Name auf die Nachwelt gekommen ist. Er war der Hofmaler Ferdinands und Isabellas, und vielleicht ist nur deshalb sein Ruhm so groß geworden. Sein in einer der Klosterkirchen Granadas in San Juan de los Reys hängendes Werk ist stark nachgedunkelt, so daß es schwer ist, seinen wahren Wert zu bestimmen. Die Figuren des Königs und der Königin knien als Donatoren im Vordergrunde, beide sind im Profil mit gefalteten Händen dargestellt. Antonio del Rincon, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, begleitete wahrscheinlich die königliche Familie auf ihren Reisen, und wenn das Bild in Granada auch tatsächlich von ihm herrührt, ist es allem Anschein nach ein als Votivbild in aller Eile gemaltes Werk. Zahlreiche Kopien wurden auch nach Rincons Werk angefertigt. So findet man im Besitze des Marques de Campo Tejar eine ganze Folge davon.

Dalman ist ein zweiter Name, dessen Träger eine einflußreiche Rolle in der frühen spanischen Kunst gespielt hat. Er ist einer der glänzendsten Vertreter der Hispano-Flamengo-Richtung. Der sogenannte Cinco-Consejetros-Retablo ist mit den Bildnissen der fünf Räte eines der beachtenswertesten Werke dieser Richtung. Nicht nur die Lebendigkeit und die Empfindung machen Eindruck, sondern auch die Ausführung ist schon viel vollendeter.

Das Gros der Maler hat, wie wir sehen, noch zum allergrößten Teile gotische Retablos gemalt. Die Struktur, die hier und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da allerdings monumentalen Charakter hat, ist in der Regel in ganz kleine Felder eingeteilt, und diesen mußten sie ihre künstlerische Ausdrucksweise anpassen. Wenn der Raum enge war, wurde sie materiell noch gedrängter als geistig. In den eng begrenzten, häufig zwischen Spitzbogen und einzelne ornamentale Motive eingekeilten Feldern konnte die künstlerische Idee schwer zum Ausdruck kommen. Aber vielleicht gibt gerade dieser hemmende Umstand den einzelnen Figuren die eigenartige Haltung, die gestreckten Glieder und den idealen Ausdruck, der schließlich auch diesen Werken einen so außerordentlichen Zauber verleiht.

Diese Malereien haben aber außer diesen Äußerlichkeiten auch einen sehr ernsten inneren Wert. Selten haben Künstler ihre Aufgaben glücklicher gelöst als eben die sogenannten primitiven Meister. Primitiv ist höchstens hier und da die Technik. Der Gesamteindruck ist trotzdem immer tadellos. Die Empfindung, die in dem Werke zum Ausdrucke kommt, ist aufrichtig und unmittelbar.

Erhebendere Altarbilder kann man sich nicht vorstellen als die schlanken, himmelanstrebenden Retablos. Das Hauptstreben der Meister ging eben auf die Erhebung des Glaubens. Die Schüler Giottos, Meister Wilhelms oder Van Eyks hielten die Tradition ihrer Meister aufrecht. In der spiritualistischen Richtung der kirchlichen Malerei strebten sie immer höher.

Der Kreis ihrer Betätigung war weit gezogen und abwechslungsreich. Im ganzen Lande zerstreut weisen die mächtigen Altäre der Kathedralen die Spuren ihres Pinsels auf. Ein anderes Mal wieder malten sie kleine ex-voto-Tafeln von miniaturartiger Feinheit. Es kam vor, daß sie als Dekorationsmaler oder sogar Tapezierer leere Wände mit der bunten Welt ihrer reichen Phantasie bevölkerten oder zugleich Estofado-Plastiken bemalten. Aber mochte ihre Betätigung wie immer geartet sein, stets charakterisiert sie derselbe Ernst, derselbe vornehme Zug und die dramatische Kraft. Diese drei Eigentümlichkeiten sind ein Hauptkennzeichen der frühen kirchlichen Malerei Spaniens. Die unerschütterliche Überzeugung und ihr ergreifender pathetischer Ausdruck verleihen dieser Kunst ihren hervorragendsten Charakterzug. Diese bescheidenen Maler haben, ohne daß es ihnen in den meisten Fällen zum Bewußtsein gekommen wäre, eine wahre Kulturmission erfüllt. Sie haben den unter fortwährenden Kriegen verwilderten Geist des Volkes beruhigt, seine Sitten gebessert, seinen Sinn erhoben.

Der kirchlichen Kunst kann wohl kein größeres Lob gespendet werden.

XIII. Cinquecento.

Das Cinquecento brachte eine neue Strömung. Die weltumgestaltenden Neuerungen des 16. Jahrhunderts fanden, wenn auch langsamer, auch auf der iberischen Halbinsel Eingang. Die grundlegenden Ideale des Zeitalters durchdrangen die ganze Nation.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Renaissance brachte gewaltige Umwälzungen mit sich. Land und Volk wurde von Grund aus umgestaltet. Zu Grabe getragen wurde gar vieles, dessen Zeit vorüber war, und zahlloses Neue erstand. Anders wurde die Auffassung, es änderten sich die Gesichtspunkte, in anderer Richtung bewegte sich der Kampf ums Dasein. Es änderte sich mit einem Wort die ganze Weltanschauung.

Dieses in der Kunstgeschichte mit ehernen Lettern verzeichnete Zeitalter, welches die Wiedergeburt der Künste durch die Welt verkündet und die hervorragendsten Künstler in langer Reihe aufzählt, erreichte in Spanien erst gegen das Ende dieses glanzvollen Jahrhunderts seinen Zenith und gelangte eigentlich erst im folgenden Jahrhundert zum vollen Ausdruck.

Die spanischen Cinquecentisten waren zwar durchaus ernste, sehr kenntnisreiche und strebsame Künstler, aber sich zur höchsten Höhe der Kunst zu erheben, waren sie keineswegs imstande. Die meisten folgten einfach der neuen Richtung und malten nach den fertig überkommenen Regeln. Auch diejenigen, die Talent besaßen, erhoben sich niemals zur Selbständigkeit. Der Durchschnittsmaler aber malte in den Modeschablonen, geradeso wie zu allen Zeiten — in der Vergangenheit wie in der Gegenwart — die Mittelmäßigkeit mit fabriksmäßiger Geschwindigkeit in der vom Publikum eben angenommenen Geschmacksrichtung bemalte Leinwand liefert.

Der früheste Maler dieser Epoche ist Pedro Campana.

Pedro Campana[1]) war in erster Linie Akademiker. Seine Auffassung, Zeichnung, Farbengebung, der Hintergrund seiner Bilder sind weder spanisch, noch niederländisch, sie gehören vielmehr der klassischen Richtung an. Tadellos ist jedes einzelne Detail, meisterhaft die Gruppierung, einsichtig die Perspektive, wirkungsvoll der Vordergrund. Die eine oder andere seiner größeren Kompositionen ist geradezu ergreifend. Hätte er nur ein klein wenig mehr Wärme besessen oder hätte er über ein kräftigeres individuelles Temperament verfügt, könnte man ihn vielleicht unter die größten Maler nicht nur seines Landes, sondern der Welt zählen.

Sein Hauptwerk hängt in einer der Seitenkapellen der Kathedrale von Sevilla. Das Lokal ist niedrig, die Beleuchtung schlecht, so daß man es überhaupt nur zu bestimmten Stunden

[1]) Die großen biblischen Bilder Campanas, der 1503 in Brüssel geboren war und dessen Vater Kempeneer hieß, geben die beste Vorstellung von dem hervorragenden Talente dieses Malers. Die Gruppierungen sind ganz ausgezeichnet. Die Farbengebung ist reich, die Zeichnung tadellos. Außerdem charakterisiert die einzelnen Figuren ein außerordentlicher Liebreiz. Die „Purificatio" gehört zu jenen Bildern, die wir von der ersten Minute an bewundern und die uns immer mehr ans Herz wachsen. Den intimen Charakter des Werkes erhöht noch der Umstand, daß ähnlich wie bei der Holbeinischen Madonna die meisterhaften Porträts der Donatoren auf dem Bilde verewigt sind.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Tages sehen kann. „La Presentation“[1]) lautet der offizielle Titel des Bildes. Der kirchliche Charakter desselben ist jedoch in mancher Beziehung in den Hintergrund gedrängt. Der Maler wollte in erster Linie sein Wissen und Können, seine Kunst glänzen lassen, und das ist ihm auch in vollem Maße gelungen. Ein besseres Bild war bisher in Andalusien nicht gemalt worden. Ein zweites Meisterwerk von ihm ist in der benachbarten Sakristei zu sehen.

Die Kathedrale von Sevilla enthält noch ein anderes bemerkenswertes Werk dieser Epoche, die oft kopierte „La Gamba“. Der Maler, ein Zeitgenosse des Campana, ist Louis de Vargas. Seine Schule, seine Richtung, seine ganze Kunst sind ihm in sehr vielen Beziehungen ähnlich. Auch Vargas ist Akademiker im strengsten Sinne des Wortes. Häufig arten bei ihm die starren Regeln, welche damals ausschlaggebend waren, in Konvention aus.

Auch diejenigen, welche diese ganze Richtung kalt läßt, erkennen ihn rückhaltlos als einen großen Meister in der Zeichnung und in der Anatomie an. Verkürzungen hat wohl niemand geschickter zu lösen vermocht. Davon rührt auch die Bezeichnung „La Gamba“ her: der vorgestreckte Schenkel ist mit solcher Lebenswahrheit wiedergegeben, daß es fast auf Kosten des Bildes selbst geht, welches Adam und Eva darstellt. Doch schlägt der blendende Gesamteindruck die Aufmerksamkeit völlig in seinen Bann.

Morales, oder, wie ihn das Volk nannte, El divin Morales, kann man einem Vargas und einem Campana als Dritten im Bunde beigesellen. Im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts ist auch er geboren und malte Heiligenbilder wie seine beiden Genossen. Den Akademismus, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, hat er jedoch bis zum Manierismus getrieben. In Badajoz war er geboren und lebte in recht bedrängten Umständen ein langes Leben. So kommt es, daß man kaum eine hervorragendere Kirche findet, in der sein Pinsel nicht vertreten wäre. Seine Werke sind leicht zu erkennen. Sie alle verraten ähnliche bräunliche Schattierungen, dunkle Töne und in erster Linie die unveränderliche süßliche Auffassung. Der unzählige Male wiederholte weinerliche Ausdruck, der auf die Seite gewendete Kopf, die in Tränen schwimmenden Augen könnten dem Morales den Namen eines spanischen Dolci eintragen.[2])

---

[1]) Das großartige Werk hatte Mariscal Pedro Caballero gestiftet, und so ist er selbst wie seine ganze Familie in ihren kostbarsten Festgewändern zu sehen an beiden Seiten des Bildes.

[2]) Während seine frühesten Werke fast die naive Unmittelbarkeit der Primitiven zur Schau tragen, sind seine späteren Schöpfungen effekthaschend, wie etwa die Werke der Bologneser Schule. Der ersteren Richtung gehört die mit entzückender Hingabe gemalte Presentation an, während der Ecce homo und die Mater dolorosa, deren so viele bei ihm bestellt wurden, die erwähnte süßliche Manier des Carlo Dolci zeigen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

XIV. Die Schätze der Kathedrale von Sevilla.

Um die Leistungen der Malerei des 16. Jahrhunderts näher kennen zu lernen, brauchen wir gar nicht weiter zu gehen. Bleiben wir nur, solange es unsere Zeit gestattet, in der Kathedrale von Sevilla. Wandern wir von Schiff zu Schiff, suchen wir die zahlreichen Kapellen auf und treten wir in die zahllosen Sagrestias und Vestuarios ein, wir können überall, wohin unser Blick fällt, allerlei Beachtenswertes bemerken.

Wie jeder „Sevillano" habe auch ich meine Tage immer vor dem Hochaltar begonnen, und auch zur Vesperzeit habe ich nicht unterlassen, dorthin zurückzukehren. Zwischen den Gottesdiensten habe ich, so oft es nur anging, meine Zeit in dieser Schatzkammer der kirchlichen Kunst zugebracht. Die Ideale der Religion und der Kunst sind vielleicht nirgends in nähere Nachbarschaft gerückt. Rein und edel waren alle beide. Sie spornten zu großen Taten an, begeisterten und erhoben in gleicher Weise.

Gleich neben dem Haupteingang begegnen wir einem anderen fleißigen Maler des 16. Jahrhunderts, Pedro Villegas Marmolego.[1]) Das Bild, das einen kleinen Altar schmückt, stellt die „Visitatio" dar. Wenn auch die Auffassung den Anforderungen der Zeit vollständig Rechnung trägt, ist doch die Farbengebung überraschend fein. Licht, sonnig, eine wahre Sinfonie feiner Schattierungen.

Fernando Sturmio[2]) oder Ferdinand Sturm, einer von den zahlreichen aus den Niederlanden herübergekommenen Meistern, ist ein sehr fleißiger Zeitgenosse Marmolegos und hat die Kathedrale mit vielen Gemälden bereichert. Seine kraftvollen, mitunter sogar schwerfälligen Werke erheben sich indessen selten über

---

[1]) Von Pedro Villegas Marmolego sind nur wenige Bilder erhalten, aber aus denjenigen, die man mit voller Sicherheit als Werke des Meisters bezeichnen kann, wie aus der heiligen Familie über einem Seitenaltar der St.-Lorenzo-Kirche, wo der Maler auch begraben ist, kann man sofort ersehen, daß er auch unter den hervorragenden seiner Zeitgenossen zu den hervorragendsten zählte.

[2]) Sturmio und Fruttet stammten, wie schon ihre Namen sagen, aus den Niederlanden. Das ungeheure Altarbild des ersteren, das bis zum heutigen Tage in einer Kapelle der Kathedrale zu sehen ist, gehört zu den interessanteren Werken. Die Arbeiten des Fruttet weisen mehr Unmittelbarkeit auf. Daß von Cespedes, diesem ausgezeichneten Maler aus Cordova, nur sehr wenig auf die Nachwelt gekommen ist, ist sehr schade. Berühmt ist sein letztes Abendmahl, das in mancher Beziehung an die Fresken Leonardos erinnert. Aber auch dieses ist, wie das unvergleichliche klassische Kunstdenkmal Mailands, von der Zeit hart mitgenommen und läßt in seinem heutigen Zustande eher die schwachen als die starken Seiten Cespedes' erkennen. Von Pablo de Cespedes, Pedro Villegas Marmolego, Fernando Sturmio, Francisco Fruttet, Juan da Juanes und so manchem ihrer gefeierten Zeitgenossen können wir eine Auslese der besten Werke bewundern in der ehemaligen Behausung des Convento de la Merced, der mit vielem Fleiße zusammengestellten heutigen Bildergalerie Sevillas.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein gutes Mittelmaß. Solche Talente waren noch Velasco, Becerra, Villoldo oder der seinerzeit über Gebühr gefeierte, aber nach seinem Tode in Vergessenheit geratene Berruguete. Sie überschwemmten mit ihren Werken Stadt und Land, aber ihre Wirksamkeit erlosch, ohne eine tiefere Spur zu hinterlassen.

Mit der Anführung des Francisco Pacheco können wir unsere Aufzählung beschließen. Er war vielleicht unter allen der typischeste Akademiker. Seine Kunst richtete sich nach einem strengen Kanon. Maß und Regel waren die Schlagworte seines künstlerischen Schaffens. Daraus ist es erklärlich, daß sein Ruhm als Professor größer war als der des Malers. Wenn sein Name später noch so oft erwähnt wird, so geschieht dies in erster Reihe deshalb, weil auch Velasquez zu seinen Schülern gehörte.

Er hat auch mehrere gute Bücher über Kunstfragen hinterlassen. Von seinen Bildern sind mir die kleineren am liebsten. Die mit großem Verständnis und noch mehr Sorgfalt gezeichneten und gemalten einzelnen Figuren sind ihm am besten gelungen. In der Capilla de Escalas ist eine ganze Reihe davon zu sehen. Jedes Bild stellt je einen Heiligen dar. Sie sind durchwegs so abgezirkelt, so vollkommen ausgeführt, daß sie samt und sonders als ausgezeichnete Vorlagen für den Zeichenunterricht dienen können. Aber Pacheco verfügte neben dieser rein technischen Geläufigkeit auch über eine ernste, wahrhaft künstlerische Gestaltungskraft, und deshalb bleiben seine Schöpfungen anziehend bis auf den heutigen Tag. Alle diese Maler bringen die künstlerische Auffassung und Richtung ihres Zeitalters treu zum Ausdruck. Sich davon zu emanzipieren, ist keinem gelungen. Die Selbständigkeit der künstlerischen Individualität ist eigentlich bei keinem zum Durchbruch gekommen. Sie alle huldigen denselben Grundsätzen, derselben Auffassung. Alle diese Gemälde, mögen sie nun mit mehr oder weniger Talent ausgeführt sein, spiegeln mehr den allgemeinen Zeitgeist als die individuelle Auffassung des Malers wieder.

XV. Juan de Roelas.

Und doch gibt es ein Talent, das die Menge überragt. Wir finden ein künstlerisches Temperament, das wirklich selbständig ist. In einen Namen sehen wir dort zusammenfließen alle jene Eigentümlichkeiten, die eine ausschließlich individuelle Auffassung und Empfindung verraten, und dieser Name ist Juan de Roelas. Um die Mitte des Cinquecento ist auch er geboren. In der Schule der Klassiker ist er aufgewachsen. In die Fußstapfen der großen italienischen Meister ist auch er getreten, obwohl er sich später in jeder Beziehung weit von seinen Lehrern und Zeitgenossen abgewendet hat. Seine Schöpfungen mögen einander noch so wenig ähnlich sehen, mögen hier mit intimem Reiz innerliche Vorgänge zur Darstellung bringen, dort wieder mit dramatischer Kraft gewaltige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kompositionen entwerfen, immer und überall kommt seine individuelle Auffassung, seine innere Empfindung zum Durchbruch.

Das Leben des Juan de Roelas, der 1568 geboren wurde und bis 1625 lebte, ist als das eines Geistlichen — abgesehen von den Stunden, die er in der Werkstatt verbrachte — natürlich in ruhiger Weise verlaufen. Nicht berührt von dem Kampf ums Dasein rings um ihn herum, konnte sein Genius ungehindert die Schwingen entfalten. Die Ideale seines Lebens waren geradeso wie die seiner Kunst die allerhöchsten. Diese Erhabenheit ist jener Zug, der an allen seinen Werken in erster Linie überrascht. Wie bei einem Beato Angelico, so blendet auch bei Roelas das transzendentale, übernatürliche Ideal.

Um diesen in jeder Beziehung hervorragenden Meister nach Gebühr würdigen zu können, müssen wir wieder nach Sevilla zurückkehren. Es gibt zwar mehrere Bilder von ihm in Madrid, wir finden sie aber auch hier und dort zerstreut in ausländischen Galerien. In Frankfurt habe ich ein kleines, aber ungemein treffliches Bild in der städtischen Galerie gesehen. Aber alle diese vereinzelt hier und dort aufgefundenen Malereien können durchaus keine entsprechende Vorstellung von der individuellen Erscheinung des Künstlers geben.

Neben dem einen oder anderen Werke, wie dem in großen Dimensionen gemalten Tod des heiligen Isidor (El transito de San Isidoro), der in der gleichnamigen Kirche die ganze Apsis einnimmt, oder dem hinreißenden Martyrium des heiligen Andreas kann man in erster Linie an dem Heiligenbild im Museum die charakteristischen Eigentümlichkeiten entsprechend studieren.

Die immer gleiche schillernde Farbengebung, der ungewöhnlich warme Grundton, vor allem die vibrierende, sonnenhelle Beleuchtung sind jene äußeren Charakterzüge, durch welche seine Bilder beim ersten Blick ins Auge fallen. Der Einfluß der großen Venezianer Koloristen kommt in vollem Umfange zur Geltung. Die Palette des Roelas steht vielleicht unter allen spanischen Malern der wundervoll reichen Licht- und Schattenwirkung und dem farbenprächtigen Vortrag eines Giorgione am nächsten. So reich seine Farbenskala ist, so anziehend ist sie auch. Selten findet man unter den glänzenden spanischen Koloristen einen farbenprächtigeren. Jedes einzelne seiner Bilder, vom kleinsten bis zum größten, l e u c h t e t im vollsten Sinne des Wortes.

Roelas halte ich zweifellos unter allen seinen Zeitgenossen für den größten und in jedem Falle für den interessantesten Maler. Seine Schöpfungen besitzen alle einen gewissen besonderen Zauber. Die unbedeutendsten Köpfe sogar haben ihre eigenen Charakterzüge. Nirgends wird dies deutlicher als bei seinen Cherubs und musizierenden Engeln. Dieser seltene Liebreiz macht seine kirchlichen Bilder so anziehend. Durchgeistigtere, edlere, verzücktere Madonnen hat wohl niemals jemand gemalt als Roelas.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn die überragende Gestalt Karls V. im Laufe des 16. Jahrhunderts die geschichtlichen Ereignisse Spaniens beherrscht, können wir diese These mit Recht ergänzen, indem wir hinzufügen, daß die Freundschaft, welche den großen Herrscher mit Titian verband, die hochherzige Förderung der Künste während seiner langen Regierung beeinflußt hat.

Die Richtung des italienischen Meisters wurde maßgebend für die ganze Nation. Der venezianischen Schule suchten sich die talentiertesten Kunstjünger anzuschließen. Titian ist allerdings ungeachtet zahlloser Berufungen niemals nach Spanien gekommen, um so zahlreicher kamen dafür seine Landsleute. Mehr noch bewirkten die nach Italien pilgernden jungen Maler, daß die Namen eines Raffael und Michel Angelo am Fuße der Pyrenäen genau so bekannt waren wie am Fuße der Apenninen. So ist es verständlich, wenn wir in so großer Zahl talentierte spanische Künstler treffen, die in italienischen Werkstätten beschäftigt waren.

Navarette, der in der Regel El Mundo genannt wird, war gleichzeitig einer der begabtesten Vertreter der venezianischen Schule. Als Kind armer Eltern von Wohltätern zur Ausbildung nach Italien geschickt, setzte er, von dem gewaltigen Genie Titians hingerissen, alles daran, in seinem Vaterlande die Malerei aus ihren bisherigen starren Formen zu befreien. Neben der freien Auffassung erhebt die vortreffliche Zeichnung und das warme Kolorit die Bilder des El Mundo unter die besten Kunstwerke Spaniens.

Juan de las Roelas war, wie wir sehen, ein Schüler der Venezianer. Die Lebhaftigkeit seiner Farben und seine realistischere Auffassung brachten ihn den Malern des Seicento der Lagunenstadt näher. Was Bellini für Venedig war, das war Roelas für Sevilla. Und geradeso wie wenige Maler den Zauber ihrer Vaterstadt besser erfaßt haben als Bellini, so hat sich auch der Sevillaer Typus nirgends idealer ausgeprägt als in Roelas. Seine großartige Schöpfung Transito de Sant Isidoro, die Farbenpracht seines Bildes in San Pedro, endlich die der heiligen Anna im Museum lassen uns den außerhalb der Grenzen des Landes so selten vertretenen, aber so ungemein sympathischen Künstler von drei ganz verschiedenen Seiten kennen lernen.

Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Stift und Stadt Klosterneuburg in den Ereignissen des Jahres 1848.

Zum 800jährigen Jubiläum des Stiftes.

Aus Maximilian Fischers zeitgenössischen Aufzeichnungen mitgeteilt von
Dr. V. O. Ludwig.

Der bekannte Historiograph und ehemalige Archivar des Augustiner-Chorherrenstiftes Klosterneuburg, Maximilian Fischer, der sich als Verfasser der Klosterneuburger Stiftsgeschichte und durch Herausgabe mehrerer in Archiv und Bibliothek befindlicher handschriftlicher Überlieferungen um die Landesgeschichte besondere Verdienste erworben hat, hinterließ einen nicht unbedeutenden literarischen Schatz von wertvollen und für die Geschichte belangreichen Dokumenten. Unter diesen befindet sich auch eine Art Tagebuch, welches er über jenen Zeitraum verfaßte, dessen Zeuge und Miterleber er geworden war*). Hinsichtlich dieses Teiles seines Nachlasses kann man von seinen Notizen als einem zwar kritisch nicht einwandfreien, jedoch über manches Detail der Zeitgeschichte interessanten Aufschluß gebenden Quellenwerke sprechen, das uns heute wertvolle Hinweise auf die damaligen Zeitverhältnisse und schöne Erinnerungen an das Andenken jener in dieser Zeit maßgebenden Persönlichkeiten spendet. Aus solchen chronikalischen Aufzeichnungen schöpfen wir auch Nachrichten über die Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg während der politischen Umwälzungen des Achtundvierzigerjahres. Fischer hat selbst darauf hingewiesen, daß er in seinen Berichten zunächst das berücksichtigen wolle, was Klosterneuburg betrifft. Und insoferne verdanken wir ihm tatsächlich nicht unwichtige lokalhistorische Aufschlüsse, die uns manches aus anderen Quellen bereits Bekannte in ein noch helleres Licht rücken können und von bisher noch unbekannten Details den Schleier der Vergessenheit hinwegziehen.

*) Geboren zu Wien, 10. August 1782, im Stifte Klosterneuburg eingekleidet 8. Oktober 1801, Profeß 1804, Priester seit 1806, gestorben 26. Dezember 1851. — Seine noch ungedruckte historische Chronik reicht vom Jahre 1792 bis 1850.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir bringen im folgenden originaltreu das Wichtigste, ohne an das mitunter uns bereits etwas entlegene subjektiv ehrliche Urteil des Autors die Sonde der Kritik anlegen zu wollen.

*

„Am 13. März, als die Landstände, worunter sich auch unser Herr Prälat befand, im landständischen Saale sich versammelt hatten, drang ein Haufe meistens Studierender und Studierter mit Gewalt in den Saal und forderten von den Landständen, daß sie ihre Petition um Preßfreiheit, und zwar sogleich, nach Hof tragen und dem Kaiser überreichen sollen, weil sie hofften, daß sie durch deren Fürsprache die Gewährung ihres Gesuches leichter und sicherlicher erhalten möchten. Die Stände übernahmen die Petition, gingen damit in die Burg, wo sich, so wie im Landhause, schon eine Menge Volkes versammelt hatte, kamen vor, überreichten das Gesuch, wurden auf die Antwort zu warten geheißen, aber es dauerte dem harrenden Komplotte und Volke zu lange und die Stände wurden vertröstet und gingen einzeln nach Hause und unser Herr Prälat verfügte sich bald nach Klosterneuburg, wo er wohlbehalten ankam.

Für die Bewilligung der Preßfreiheit, Bewaffnung der Nationalgarde, einer zu gebenden Konstitution wurde der Kaiser mit Jubel empfangen und am künftigen Sonntag, den 19. März, wurde zu Wien ein Dankamt gehalten, was auch am folgenden Sonntag, den 26. März, allgemein auf den Landpfarren angeordnet wurde. Bald entstanden in Wien und der Umgebung Unordnungen und auch Aufläufe, mit Gewalttätigkeit verbunden, und man war im Stifte am 22. März voll Sorgen wegen eines Überfalles, besonders da die Rede ging, die Vorstadtbewohner würden nach Klosterneuburg kommen, um den dortigen Keller seiner Weine wegen zu besuchen, was aber nicht geschah. Gleich am folgenden Tage erschien in dem neuen Blatte ‚Konstitution', verfaßt von Franz Römersdorfer, eine grobe Schmähschrift gegen den Herrn Prälaten. Bergrecht besonders und Zehent wurden als eine eigenmächtige Ungerechtigkeit und Erpressung des Stiftes genannt.

In mehreren anderen Blättern erhoben sich Stimmen gegen dieses unanständige und unwahre Verfahren, konnten aber wenig ausrichten, da der Boshafte noch weiterging und unter dem Namen Ernst Zeitmann noch ein schlaueres Pamphlet in derselben Zeitung herausgab, indem er gar feindlich und unwahr alle herrschaftlichen Gefälle, selbst die landesfürstlichen Steuern lästerte, um das Landvolk aufzuregen; und dies alles geschah im Namen eines Bürgers von Klosterneuburg, wohin er sich oft von Wien verfügte und wo er in den Wirtshäusern solche verführerische Reden führte, um das Volk aufzubringen, daß es seinen Herrschaften sowie dem Landesfürsten die schuldigen Giebigkeiten verweigere und nichts mehr entrichten solle.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 26. März, Sonntag (Okuli), hielt Herr Prälat das angeordnete Dankamt, von welchem gesagt wurde, daß man Gott gleichsam damit höhnen wollte, als für ein Ereignis zu danken, das aus der Revolution hervorgegangen. Die Offiziere wurden zu der Mittagstafel geladen und die Mannschaft mit sieben Eimern Wein regaliert. Durch die vielen neuen Zeitblätter, die nun entstanden, und die vielen Emissäre, welche die Betreiber einer Revolution allenthalben auf das Land schickten, steckten sie auch viele von den biederen Landbewohnern mit ihrer Widerspenstigkeit und kommunistischen Ideen an, wodurch alle Herrschaftsbesitzer, Obrigkeiten und die Reichen in Gefahr oder gar in traurige Lagen versetzt wurden. Ein besonderes Geschrei erhoben diese Emissäre gegen Zehent, Bergrecht, Körnerschüttungen und alle Leistungen an die bisherigen Herrschaften; versprachen dem Volke, sie unentgeltlich von diesen Lasten zu befreien und noch viele andere Dinge. Um die Bergholden, welche dem Stifte Bergrecht zu entrichten hatten, nicht etwa durch diese Aufreizungen zu Unruhe zu verleiten, wovon die Schuld nachher dem Stifte wäre zugeschrieben worden, wurde am 4. April Kapitel gehalten, wo beschlossen wurde, mit dem Erheben des Bergrechtes einzuhalten, die alten Schulden desselben zu schenken und bis zur Kundmachung der versprochenen neuen Landesverfassung damit einzuhalten, wo sich ohnehin jeder der dadurch bestimmten Anordnung unterziehen werde. Die deshalb an den hiesigen Magistrat gegebene Notifikation ließ selber in den Druck legen und sprach darüber seinen Dank aus. Die in Wien geforderte und ins Lächerliche getriebene Aussteckung der deutschen Fahne veranlaßte auch das Stift, oberhalb des Einfahrtstores am 9. April eine solche schwarz-rot-goldene Fahne auszustecken, welche des heftigen Windes wegen nach der Hand noch zweimal erneuert werden mußte. Die in der Brigittenau geforderte Schule mußte jetzt eröffnet werden, wozu das Stift in einem Privathaus das Lokal und die Wohnung für den Schullehrer mieten mußte.

Kaum war für Wien die Nationalgarde-Errichtung bewilligt, als auch auf dem Lande, nicht bloß in den Städten, sondern auch in allen bedeutenden Ortschaften das Geschrei nach einer solchen Mannschaft allgemein wurde, ohne zu bedenken, welch eine große Last sie sich auflegten und wie sie sich selbst demoralisierten. Zu Klosterneuburg ward anfangs eine Kompagnie aus Bürgern und Hausbesitzern errichtet, aber bald folgte eine zweite, wo sich die stiftlichen Beamten einreihten, deren achtundzwanzig waren. Das Stift ward von ihnen sehr in Anspruch genommen, und nachdem es der Stadt zur Equipierung schon 1200 Gulden C. M. gegeben, erhielt jeder der stiftlichen Beamten zu seiner Uniformierung als Beitrag 30 Gulden C. M. und ein Gewehr. Nachhin kam auch die Gemeinde und bat um Beiträge zu ihrer Nationalgarde, die zuweilen in Unbescheidenheit ausartete. Diese und andere Forderungen und Erpressungen sollen am Ende speziell so viel als möglich angegeben und aufgezählt werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Ruf aber verbreitete sich, daß 400 von Wien kommen, Stift und Kanzlei erstürmen, Keller leeren werden u. dgl. — Angstvoll mußte man erwarten, was da kommen würde, doch am bestimmten Tage (11. Mai) rückte die Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde von Klosterneuburg und Nußdorf ihnen entgegen, und es fuhren daher 15 Wagen mit Leuten dieses Geschäftes, die sich erklärten, sie hätten bloß die Absicht, ihre Beschwerden auf der Kanzlei anzubringen, um den Streit zu beendigen und beizulegen, was dort entschieden werden sollte. Nach Schlichtung ihrer Geschäfte fuhren sie zur Unterhaltung nach Greifenstein und kehrten abends friedlich nach Klosterneuburg zurück.

Die bewaffneten Studenten und der demokratische Teil der Nationalgarde zu Wien fing bald an, zu Wien den Meister zu spielen, und erlaubten sich nicht nur Erpressungen an Trunk und Viktualien, sondern auch von Geld, oft auf unverschämteste Weise, und erhielten auch, obschon viele einzelne, oft 10 bis 20, sich in das Stift bemühten, um für ihre Person durch Roheit und Drohungen Geld zu erpressen, 1500 Gulden C. M. — Erstere machten aus dem Universitätsgebäude sogar einen Gerichtshof, den sie Aula nannten, und schickten Emissäre an die Landleute, die sie aufforderten, nur ihre Klagen an sie zu bringen mit dem Versprechen, ihnen dann Recht zu verschaffen.

In dieser gleichsam hilflosen Zeit glaubte der bessere Teil, daß er not hätte, die frühere Studentengarde aufzulösen, da sie sich fast aller Herrschaft bemächtigt hatten; aber die Demokraten widersetzten sich und es kam am 26. Mai zu Wien zu einem großen Spektakel. Die Studenten der Aula verschanzten die Universität, riefen die Proletarier zu Hilfe, verbarrikadierten die Hauptgassen, drangen in die Häuser, legten Steine auf die Fenster zum Hinabwerfen auf etwa zur Abwehr kommende Hilfe, drohten mit Plünderung und Sturm und setzten die ganze Bevölkerung in große Aufregung. Groß war die Angst im Stifte, man machte sich auf Plünderung, Überfall, ja auf gänzliche Zersprengung der Kommunität, sogar auf Lebensgefahr gefaßt, da man besonders den Geistlichen aus Abneigung und Haß alle Schuld beimaß und überdies im Orte selbst mancher solcher Meinung beigetreten war. Gerade an demselben Tage sollte die Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Sitzung halten, wozu auch Jodok Stülz, Pfarrer und Archivar von St. Florian, erschienen war; doch dieser entsetzte sich über dieses tumultuarische Wesen dermaßen, daß er sich von Wien flüchtete und Zuflucht im Stifte suchte, wo man ihm bis zur Abfahrt des Dampfschiffes dieselbe gerne zukommen ließ. Schon auf diesem Schiffe reisten Mediziner nach Oberösterreich, wo sie im Lande Anhang suchten und ihre Lehren verbreiteten. Ein Überfall des Schiffes durch die Proletarier wurde für die Nacht des 29. Mai förmlich angesagt, doch unterblieb derselbe und zum Glück blieb es bei den Ängsten und einigen durchwachten Nächten,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in welchen das ganze Dienstpersonal und auch die jüngeren Geistlichen sich bewaffneten, um dem ersten Angriffe zu widerstehen. Die Studenten zu Wien, an die sich ein Teil der Nationalgarde anzuschließen beliebte, spielten nun noch mehr die Herren, sie betrachteten sich als gewalthabende Macht, requirierten Lebensmittel aller Art, auch von weit im Lande entlegenen Ortschaften, wo sie manche Freunde durch ihre Emissäre sich erworben hatten, stellten sogenannte Übungsmärsche an, die keinen anderen Hauptzweck zu haben schienen, als auf fremde Kosten gut zu leben und ihren Mutwillen zu treiben. In den Pfingstfeiertagen machten sie einen solchen Übungsmarsch von Wien über Weidling und Kierling, verlangten vom Stifte, daß ihnen durch einen Stiftspriester (Herr Berthold kam daran) am Montag zu Kierling eine Feldmesse gelesen werden sollte, blieben Mittags und rasteten, aßen und tranken im genannten Orte, zogen vor Abends über Klosterneuburg nach Wien, nachdem sie vom Stifte hinreichend mit Wein und Brot gesättigt, ja viele sogar übersättigt worden waren.

Der Fronleichnamsumgang wurde von der Nationalgarde allhier begleitet und der Jahrmarkt am folgenden Tage am Platze der unteren Stadt abgehalten, wie ein Teil der Bürger verlangt hatte. Die hiesige Nationalgarde machte am Abend des 3. Juli dem Herrn Prälaten zu seinem Geburtstage im Kaiserhofe eine Harmoniemusik mit militärischen Honneurs, weil er ihnen auf ihr Ansuchen eine gestickte Fahne (400 Gulden kostend) spendiert hatte. Zugleich war es auf Wein und Brot abgesehen, was sie auch im Hofe erhielten. Am 9. Juli hielt ihnen Herr Pfarrer eine Feldmesse.

Das Ministerium drang darauf, daß die Proletarier Arbeit erhalten möchten und aus der Hauptstadt entfernt würden. Daher drängte man das Stift, 80 Mann zu beschäftigen. Als die Arbeit in Angriff genommen war, nämlich ein Straßenbau von Neumühle an der Nußdorferstraße nach Heiligenstadt, kamen 200 Arbeiter und der Richter zu Nußdorf führte die Aufsicht über dieselben. Sie arbeiteten nach Belieben durch mehrere Wochen und so kostete diese Straße gegen 10.000 Gulden, was mit 3000 Gulden leicht auszuführen gewesen wäre. Der Hohlweg von Heiligenstadt nach Grinzing wurde erweitert, gleichfalls zur Straße gemacht, aber durch selbst gedungene Arbeiter viel wohlfeiler. Die Urwahl für die Mitglieder des abzuhaltenden Reichstages wurde zu Klosterneuburg vorgenommen und für den ganzen Bezirk als Abgeordneter Herr Scherzer von Wien gewählt. Der Reichstag wurde zu Wien am 22. Juli eröffnet. Am 23. Juli wurde in der Pfarrkirche zu Sankt Martin eine Feldmesse und zu Wimpffing die Nationalfahnenweihe gehalten. Herr Prälat nahm die Weihe vor und Frau Baronin von Brandhof fungierte als Fahnenpatin dabei. Diese Stelle nahm sie auch ein, als durch Herrn Prälaten am 26. Juli die Fahnenweihe in der Alstervorstadt zu Wien vorgenommen wurde. Am 30. Juli

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ward mit großer Feierlichkeit die Fahnenweihe zu Klosterneuburg in der oberen Stadt durch Herrn Prälaten abgehalten. An der Kirche wurde auf ihrem Vorplatze ein Altar errichtet, worauf der Herr Prälat die Messe las. Nach Beendigung derselben hielt er eine Rede an die Garde von der Bedeutung dieser feierlichen Handlung, nahm dann die Weihe der selbst spendierten Fahne vor und die Nägel wurden unter Musik eingeschlagen. Da die Baronin von Brandhof dabei nicht erscheinen konnte, so vertrat die Stelle der Fahnenmutter Frau von Bittner, die Schwester des Herrn Prälaten und Gemahlin des Herrn Felix Bittner, Primararztes des Allgemeinen Krankenhauses zu Wien. Das Kaiserlied ward gesungen, der Pontifikalsegen gegeben und das Tedeum abgehalten; darauf defilierten sämtliche Truppen. Zu dieser Festlichkeit waren auch viele fremde Nationalgarden erschienen, und zwar von Wien bürgerliche Kavallerie und Grenadiere, welche sich beigesellten. Die Garden von Nußdorf, Grinzing, Weidling und von Kierling ebenfalls. Zu Floridsdorf weihte am selben Tage Herr Dechant die Fahne der Nationalgarde, am 6. August Herr Prälat zu Korneuburg, am 10. August zu Neulerchenfeld, am 20. August zu Grinzing und am 21. August zu Ottakring.

Inzwischen wurden zur Notdurft mit Regierungsbewilligung 50.000 Gulden aufgenommen, da alle Einnahmen stockten, die Ausgaben sich täglich steigerten, wozu unbescheidene und drohende Forderungen der Nationalgarde, unserer bisherigen Untertanen, ein Mächtiges beitrugen, da vernünftige Worte selten etwas fruchteten und sogar mit Keckheit gesagt wurde: man soll nur den Wein verkaufen, um sie zu befriedigen.

Viele Deputationen waren nach Innsbruck abgegangen, die unter den schmeichelndsten Worten Kaiser Ferdinand baten, in das nun beruhigte Wien zurückzukehren, besonders da der jetzige Reichstag soviel Versicherung von Ordnung und Ruhe gab, daß der gute Herr bei seiner Ankunft alles beruhigt finden werde; und er versprach, in die Hauptstadt als seine Residenz zurückzukehren, wo er sogleich aller bisheriger Uneinigkeit ein Ende setzen werde. Er wählte den Weg über Linz, um mit dem Dampfschiffe nach Wien zu fahren, und dieser Beschluß wurde sogleich amtlich bekanntgegeben, um Sr. Majestät auch von den Ufern aus alle Beweise der Hochachtung und schuldigen Verehrung geben zu können.

Der 12. August ward zu seiner Rückfahrt bestimmt; er sollte zu Nußdorf ans Land steigen, darum verfügte sich Herr Prälat mit einigen Assistenten dahin, wir aber gingen in die Schüttau hinab, wo sich vieles Volk auch am Ufer versammelte. Wir stellten uns im Rochet mit Fahnen und Kreuz längs des Dammes auf und sobald vom Turme die Ankunft der Dampfschiffe ersichtlich ward, wurden alle Glocken, auch die zu Korneuburg, Sankt Martin und Langenzersdorf geläutet. Es war um halb 5 Uhr, als fünf Schiffe gleich hintereinander ankamen. In dem mittleren, mit Namen Sophie, fuhr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kaiser, die Kaiserin, Erzherzog Franz samt Gemahlin Sophie und dem Sohne Franz Josef. Herr Prälat erwartete ihn am Ufer zu Nußdorf in pontificalibus, überreichte dem Aussteigenden das Aspergillum, der Kaiser sprach ihn freundlich an, sowie er uns im Vorüberfahren auf das herzlichste grüßte und dankte. Von Nußdorf aus fuhr er im Hofwagen nach Wien und dort zuerst nach Sankt Stephan.

In dieser bewegten Zeit wurde die Fahnenweihe als Spiel und Erpressungsmittel noch von einigen unserer damals untertänigen Gemeinden von dem Herrn Prälaten erbeten und gefordert, er nahm also diese Feierlichkeit zu Untermeidling am 3. September und zu Gaudenzdorf am 18. dieses Monats vor.

Man glaubte nicht, daß die Verschlimmerung der Moralität sich noch steigern würde, allein ein am 13. September zu Wien stattgehabender Exzeß, wobei auch Proletarier verwendet wurden, brachte nun eine gänzliche Mißachtung göttlicher und menschlicher Gesetze, und dadurch eine solche Roheit hervor, daß weder Personen noch Eigentum einen Schutz mehr zu haben schienen; und so geschah es, daß Proletarier, ja selbst Hausfrauen aus dem Lichtentale zu Wien, die Döblinger, Hernalser, besonders die notorischen Sieveringer usw. aus den kaiserlichen, herrschaftlichen und besonders den geistlichen Kommunitäten gehörenden Waldungen sich unentgeltlich durch eigenhändiges, unbezahltes, unvernünftiges Abhacken für sich Brennholz holten und auch das so gestohlene Holz verkauften. Keine Obrigkeit, weder vom Zivil noch vom Militär, getraute sich, diesen räuberischen Ueberfällen nur einigen Einhalt zu tun. Bei Sievering und in der Brigittenau wurde dem Stifte großer Schaden zugefügt, und bei ersterem ein Buchenwald fast gänzlich abgehauen und ruiniert. Ein Schaden von ungefähr 30.000 Gulden. Jetzt gingen mit Keckheit die Emissäre und selbst die Hauptwühler nach allen Gegenden aus, und so kamen Füster, Schuselka und gar oft der schon bekannte Römerstorfer nach Klosterneuburg, setzten sich in die Wirtshäuser, haranguierten die dort Anwesenden, fanden aber nur wenig Anklang und mußten auch viel Widerspruch erfahren. Daher hieß es, Klosterneuburg sei schwarzgelb — damals ein Schimpfname für des Kaisers Anhänger.

Die Stadttore wurden geschlossen, doch kam viel Vorstadtgesindel in die Stadt, die Revolution war offen erklärt und der Kaiser dadurch zur Flucht aus seiner Residenz gezwungen. Welch eine Angst für das Stift Klosterneuburg, nur zwei Stunden Weges von dem revolutionären Wien und dessen Raubgesindel entfernt.

Jetzt rückten kaiserliche Truppen von allen Seiten gegen Wien, und da dessen Aufständische vermuteten, daß ein Teil derselben zu Klosterneuburg übersetzen würden, so dachten sie, nach dieser Stadt zu kommen, forderten die Bürger zur Abhaltung der Truppen und Bewachung und Beobachtung des Leopoldsberges auf. Nur 27 Mann

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

radikaler Gesinnung gehorchten letzterem Ansinnen, zogen aber schon am folgenden Tage von ihrem Posten ab.

Da die Wiener den Anzug Jellacichs hörten und sahen, so blieben sie wohlweislich in der Stadt zurück und dachten nicht an Klosterneuburg. Durch die Ankunft mehrerer Truppen von des Fürsten Windischgrätz Armee am jenseitigen Donauufer wurde wohl die Sorge für die Personalsicherheit in etwas gemindert, doch war man in ängstlicher Schwebe, besonders durch mehrerlei vage Nachrichten. Nach dem gräßlichen Vorgange in Wien hatten sich eine Menge Bewohner geflüchtet und ihr Heil in der Umgebung, ja selbst in der Entfernung gesucht, und so kamen in unsere Stadt sicherlich 2000 Menschen, von denen 1800 allein bei dem Magistrate sich meldeten. Alle Wohnungen, die zu haben waren, wurden vollgepfropft, ein Glück, daß man des Einheizens noch nicht bedurfte; diese Flüchtlinge verbreiteten wahre und falsche Gerüchte, die uns oft in Angst und Sorge setzten.

Endlich am 19. Oktober kam über die Donau ein Bataillon vom Regiment Erzherzog Ludwig, von denen mehrere Offiziere und Pferde in dem Stifte bequartiert wurden. Zwei Tage später kamen Ficquelmont-Dragoner von Königstetten herab, die aber nach Nußdorf zogen. Auch andere Truppen kamen über Wasser, von denen — außer in der Stadt — viele im Stifte ihr Quartier erhielten. Am 22. Oktober kam ein Bataillon Erzherzog Karl, wovon vier Kompanien, bei 60 Offiziere, in das Stift kamen. Die Mannschaft lag im Gange des Gebäudes zu ebener Erde und war froh, trockenen Unterstand bei dem häufigen Regenwetter gefunden zu haben. Sie erhielten viereinhalb Eimer Wein und Brot. Die Offiziere empfingen, was so spät noch zu haben war, und waren sehr zufrieden. Früh zog die Infanterie nach Breitensee, die Kavallerie aber abwärts. Nachmittags wurde mittels eines Dampfschiffes übergefahren, 23 Offiziere und zwei Kompanien blieben im Stifte, darunter waren zwei Söhne von Windischgrätz, von denen der jüngere so ermüdet war, daß er nichts als ein Bett verlangte, dessen er mehrere Tage entbehrt hatte. Oberhalb Nußdorf ward eine Schiffsbrücke geschlagen und für Wiens Belagerung wurden nun alle möglichen Anstalten gemacht. Am 28. Oktober ward den Milchleuten der bisherige Eintritt in die Hauptstadt versagt und der Anfang der Belagerung geschah. Abends sah man eine große Helle rechts dem Leopoldsberge, die von brennenden Häusern in Wien Kenntnis gab. Die systematische Belagerung dieser Stadt ist mehrmals beschrieben worden; hier soll nur gesagt werden, daß man am 31. Oktober zwischen der Vesper und der Mette häufig die Schüsse der Belagerungsgeschütze deutlich bei uns in den Zimmern hörte. Um halb 6 Uhr trat Stille ein, — das war der Moment, wo die kaiserlichen Truppen die Stadt bewältigten.

Am 1. November ward die Nachricht freudigst aufgenommen: Wien erobert, die Ungarn am Tage vorher zurückgeschlagen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun sei Ruhe, der wir seit März entbehrten, zu hoffen. Bald kehrten die Geflüchteten in ihre Heimat zurück, wozu es auch für sie um so mehr Zeit war, da die meisten Quartiere ofenlos waren, jetzt aber solche Kälte eintrat, daß das Wasser am 6. November gefror.

Ungeachtet, daß Wien erobert und in Belagerungszustand erklärt, auch eine starke Militärmacht dahingelegt war, erneuerte sich noch im nämlichen November der Holzfrevel in unseren Waldungen und so stark, daß an einem Tage vier beladene Holzwagen bei der Linie nach Hernals angehalten wurden. Ein Jude soll dem Holzfrevler auf zu liefernde 100 Klafter Holz Angabe gegeben haben. Bei der dort abgehaltenen Kommission wurde zur Abhilfe dem Stifte Militärassistenz auf seine Kosten gegeben und anbefohlen, den durch dieses Holzstehlen zugegangenen Schaden zu erheben, der sich aber nie mit Genauigkeit angeben ließ.

Das Stift wurde durch die Revolution in großen Schaden gebracht, den es nie durch einigen Ersatz gutgemacht erhalten wird, da man nicht alles anzugeben imstande ist.

An Ausgaben, die durch die Umstände teils freiwillig, teils gezwungen an verschiedenen Orten gegeben wurden, verzeichnet Fischer solche in der Höhe von 69.305 Gulden $31^1/_2$ Kreuzer, und fährt dann fort:

Was die Entschädigung oder Relution für die aufgehobenen Zehente, das Bergrecht und die Körnerschüttung, die in Korn und Hafer 8500 Metzen betrug, für eine Revenue für die Zukunft abgeben wird, kann jetzt noch nicht gesagt werden, sondern vielleicht erst nach zwei Jahren oder noch später. Für die Aufhebung der Urbarialien kann nur ein Gleiches gesagt werden. Für das adelige Richteramt, Grundbuch usw. zum Teile nichts, zum Teile wenig zu erwarten. Die jetzt sowohl Herrschaft als Pfarrhäuser treffende Einquartierung und Vorspann ist eine oft sehr drückende Last, überhaupt die Gleichstellung mit den ehemaligen Untertanen unliebsam und heiklig.

Am 2. Dezember abdizierte Kaiser Ferdinand zu Olmütz und übertrug die Regierung an seinen Neffen Franz Josef, da dessen Vater Franz zu seinen Gunsten die Regierung ausschlug.

In der Passionswoche wurden der Unruhen wegen keine Exerzitien gehalten. Am 16. April, als dem Palmsonntag, hat der Herr Prälat mit uns im Refektorium begonnen, Mittag zu speisen.

1849

Herrn Prälat befiel um diese Zeit eine lang andauernde Unpäßlichkeit, daher wurde weder Militär noch Zivil geladen. Der traurigen Zeitumstände wegen schwieg die Musik. Der schon vom Kaiser Ferdinand von Wien nach Kremsier verlegte österreichische Reichstag entsprach auch dort seinem vorgesetzten Zwecke nicht und gebärdete sich zu einer Umsturzpartei, darum wurde er unvermutet am 4. März vom Kaiser Franz Josef I. nicht nur aufgelöst, sondern

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch augenblicklich zerstreut. Die Hauptstänkerer und dabei stark Beteiligten entflohen in das Ausland, was man eben nicht verhindern konnte. Zugleich ward eine neue Konstitution vom Kaiser selbst für die ganze Monarchie gegeben, alle Länder und Provinzen sollen nach ihr gleich gehalten werden.

Schon am folgenden Sonntag ward in der ganzen Diözese ein Dankamt angeordnet. Herr Prälat hielt das Hochamt vor ausgesetztem Hochwürdigsten, samt dem Te deum laudamus. Abends ward die ganze Stadt beleuchtet und dem dabei sehr angestrengten Militär wurden drei Eimer Wein mit Freuden zur Erfrischung gegeben.

Da vermöge dieser Konstitution alle Privilegien aufgehoben sind, so muß auch das Stift sowie die Pfarrhäuser alle Einquartierung, die selbes trifft, Vorspann und alle Leistungen der Gemeinde sich gleichfalls gefallen lassen.

Bei der Erstürmung von Ofen waren viele Soldaten gefallen. Für jene des Regiments Wilhelm wurde in der Pfarrkirche zu Hietzing ein solennes Totenamt gehalten. Der Hinterteil der Kirche wurde aller Stühle entleert und an deren Stelle ein Sarkophag mit militärischen Emblemen auf das schönste errichtet, um den die Ehrenwache stand, denn die übrige Mannschaft mußte des engen Raumes wegen vor der Kirche aufgestellt werden. Das Requiem sollte der Erzbischof von Olmütz halten, da er aber erkrankte, so schickte er den Bischof von Brünn. Bei diesem Seelenamte versah unser Herr Prälat das Amt des Archidiakons, Diakon war der Stiftsdechant, Subdiakon der Stiftsarchivar, zusammen 15 Assistenten. Dieser Andacht wohnte Se. Majestät auf einem eigens im Presbyterium aufgestellten Betschemel in der Mitte von den Bänken bei, hinter ihm im ersten Stuhle sein Vater, die zwei älteren Brüder und Erzherzog Wilhelm. In den anderen Bänken viele Generalität und im Oratorium Sr. Majestät Mutter.

Zu Korneuburg wurden am 15. Juli an zwölf Zivilisten, die sich während der vorjährigen Ereignisse durch Patriotismus ausgezeichnet hatten, goldene Medaillen ausgeteilt. Herr Prälat, der, um sich auszuheitern, 14 Tage zu Kritzendorf zugebracht hatte und wieder in das Stift zurückgekehrt war, wurde jetzt geladen, das Hochamt bei dieser Feierlichkeit zu halten. Die große Medaille erhielt Herr Pfarrer von Stammersdorf, Cölestin Hauer, und der Braumeister Brosch von Jedlesee. Die mittlere Franz Weigert (jetzt Hofrichter des Stiftes), damals Oberamtmann zu Jedlersdorf, und mehrere damalige Richter; die kleine der Ortswächter zu Jedlesee. Die Tafel ward in der Restauration des Bahnhofes gegeben. Am folgenden Samstag, den 22. Juli, wurde zu Klosterneuburg eine ähnliche Feier gehalten. Der Bäckermeister Niedermeier erhielt die mittlere goldene Medaille. Herr Prälat sang das Hochamt und darauf geschah die Erteilung der Auszeichnung des Raumes wegen im Refektorium. Die Mittagstafel gab Herr Prälat im Stifte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 9. September, als dem Namensfeste Mariens, wurde das Dankamt für den mit Piemont abgeschlossenen Frieden abgehalten.

Die Zahl der vor dem Feinde in Ungarn blessierten Offiziere war sehr groß, so daß man selbe in den Spitälern nicht ganz unterzubringen vermochte. Da ließ der Herr Prälat das alte Refektorium zu einer Unterkunft für zwölf Offiziere herrichten, mit den nötigen Betten und Möbeln versehen, und sie sollten nicht bloß mit Kost und Trunk des Konventes versehen, sondern auch mit Medikamenten und ärztlicher Hilfe, sowie auch mit etwaiger Heizung versorgt werden. Anfangs Oktober kamen sieben Offiziere mit ihren Bedienten, welche Portenkost und ein Seitel Wein zu empfangen hatten. Erzherzog Wilhelm äußerte bei dem Besuche dieser Rekonvaleszenten seine herzliche Freude und belobte das gute Aussehen derselben, das sie aber der guten Verpflegung zuschrieben und ihm bekanntgaben. Sie hatten täglich auch zu Tische und unter Tages Gesellschaft von einigen Priestern. Sie waren auch zuweilen Gäste im Refektorium, und als sie wieder diensttauglich wurden, verließen sie uns, am 27. November, der letzte am 3. Dezember. Sie waren artig, höflich, machten keine Prätensionen und mit vielem Danke schieden sie von uns. Mancher schrieb noch aus der Ferne an das Stift und wiederholte seinen Dank mit vieler Wärme.

Trotz der ausgesprochenen Gleichheit aller vor dem Gesetze und der Aufhebung aller Privilegien, also auch der Last der Einquartierung in geistlichen Häusern, wurde doch durch das Ministerium von der Geistlichkeit allein eine außerordentliche Steuer nach ihren Einkünften gefordert, für das Stift die Summe von zirka 5000 Gulden, zu deren Entrichtung es auch bald mit Ernst aufgefordert wurde, worüber aber noch immer Verhandlungen schweben. So hatte auch im nämlichen Jahre 1848 das Ministerium die Geistlichen aufgefordert, das Kirchensilber abzuliefern, was aber vom Stifte nicht geschah, da man den geringen Vorrat desselben kaum geglaubt haben würde.

1850.

Vermöge der neuen Gerichtsordnung und der dadurch herbeigeführten Errichtung landesfürstlicher Gerichte, auch im Lande unter der Enns, wurden alle bisher bestehenden Patrimonialgerichte aufgehoben und für selbe Bezirksgerichte geschaffen; diese hatten wieder eigene Bezirkshauptmannschaften über sich, welche zum Teile die Gewalt der vorigen Kreisämter auszuüben hatten. Zu Klosterneuburg wurde eine Bezirkshauptmannschaft aufgestellt, zu welcher die Bezirksgerichte Klosterneuburg, Tulln und Hernals eingeteilt wurden. Zum Amtssitze der Bezirkshauptmannschaft wurde das bisherige Stiftskanzleigebäude im 1. Stocke und ebenerdig vermietet, sowie der ganze 2. Stock zur Wohnung des Bezirkshauptmannes Luz v. Luzenau, bisher Kreiskommissär zu St. Pölten. Zum Sitze des Bezirksgerichtes wurde ein Teil des Rathauses und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des nebenstehenden Hauses aufgenommen. Der Bezirksrichter sowie alle Beamte nahmen ihre Quartiere in verschiedenen Häusern der Stadt gegen den übereingekommenen Mietzins.

Ebenso wurde eine Bezirkshauptmannschaft zu Hietzing errichtet und das Amtslokal derselben ward das dortige herrschaftliche Gebäude, nachdem das Wirtshaus aufgelassen und dessen Gerechtigkeit veräußert wurde.

Zu Atzenbrugg wurde das Schloß dem dortigen Bezirksgerichte vermietet.

Da diese wichtige Veränderung in der Gerichtspflege auf alle bisherigen herrschaftlichen Beamten einen Lebenseinfluß hatte, da sie an ihren bisherigen Plätzen entbehrlich und also brotlos werden konnten, so baten sie um Anstellung bei den zu errichtenden Ämtern und mehrere wurden als noch dienstfähig angenommen, doch ältere und als minder tauglich Geachtete fanden sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Da doch einige Beamte des Stiftes für die Zukunft erforderlich waren, so wurden auch mehrere beibehalten.

Dem Stifte wurde dadurch nicht nur die Jurisdiktion über alle bisherigen Untertanen sowohl in Waisen-, als auch Grundbuchssachen, im adeligen Richteramte und Steuerwesen, sondern auch in Zehent, Bergrecht, Kucheldienst und anderen Dienstleistungen entzogen; doch mit dem Vorbehaltungsrechte auf teilweise Entschädigung von Robott, Dienstkörner, Kucheldienst, Jurisdiktionsrechte u. dgl. Nur sollte der Besitz von Liegenschaften unangefochten bleiben, aber von den Herrschaften sowie von allen Landbewohnern sollten gleichmäßig die Steuern, Einquartierung des Militärs und alle übrigen Lasten, gleichmäßig verteilt, eingehoben werden.

Was das Stift in Zukunft für alle diese Verluste als Entschädigung erhalten wird, läßt sich jetzt noch nicht angeben, ja kaum vermuten, auch wenn der Geldwert sich nicht verringern würde, und außer den Regiekosten wird kaum eine Besserung seiner Einnahmen zu erwarten sein.

Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Nach Zwittau zur Maienblüh.

Von Pater **Gaudentius Koch**, Kapuziner.

Es war für mich ein hellklingender Ruf, auf neunzehnhundertvierzehn als Maiprediger nach Zwittau zu kommen in Mähren. Ein neues Land würde wieder was Neues erzählen und in Sankt Methodius' Garten hatt' ich noch niemals eine Rebe gebunden.

Wie es in meinem Berufe schon einmal geht, Monate zuvor hatt' ich den Vorsatz gefaßt, diese Maipredigten früher daheim auszuarbeiten; doch da kamen wieder so viele Aushilfen dazwischen, daß ich abreisen mußte, wohl mit Vorlagen im Köfferchen, aber machen sollt' ich all die Reden am Orte selbst.

Die Fahrt durch Böhmen hinab ging wie durch einen üppigen Garten; man wußte nicht, was man lieber anschauen sollte, das Saftgrün der Wiesen oder die Frische der Buchenwälder oder die prangenden Kirschbäume. Die Dörfer guckten oft mit Müh' noch hervor aus den großen weißflimmernden Sträußen. Ich hatt' in den Tagen vorher Vergils „Ländliche Gedichte" wieder 'mal zur Hand genommen und auch jetzt auf der Fahrt vergnügte ich mich an den köstlichen Versen.

Wir waren schon in Josefstadt, als ich jäh aus meiner Poesie aufgeschreckt wurde. Aus der Garnisonsstadt war nämlich eine Soldatendirne eingestiegen. Und wie es sich schon ergibt, mir gegenüber saß ein jüngerer Herr, und just neben diesen setzte sie sich hin, so daß ich die Person im Gesicht haben mußte.

Kaum hatte sie sich mit vieler Umständlichkeit niedergelassen, ersuchte sie auch schon, man möge das Fenster öffnen, es sei ihr zu heiß. Nun, man wollte Rücksicht nehmen, obwohl ich dabei den Zug in die Augen bekam. Jetzt aber seufzte sie laut: „Ach, du lieber Gott, schlag' alle Pfaffen tot!" Im ersten Augenblicke war ich paff; einen Blick aber bekam sie, daß sie es nicht mehr sagte. Hätte sie's noch einmal gewagt, so hätte nicht nur mein Blick, sondern auch mein Wort sie erreicht. Doch sie hatte jetzt mit den anderen Herren zu tun. Ich saß am Fenster in der Richtung mit dem Zug. Der Herr mir gegenüber war ein Ingenieur aus Wien, der links von mir und der äußerste von der Nachbarbank links gegenüber, beide waren Beamte von der Statthalterei in Prag. Sie fanden Spaß an ihr und neckten sie geflissentlich. Mir schien sie widerwärtig genug. Das Peinliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war, sie hatte weitabstehend vom Hut an einem Fischbein einen schwarzen Federbusch, und wenn sie den Kopf drehte, so kitzelte der Busch bald dem einen, bald dem anderen Nachbar das Gesicht. Sie lachten und wandten sich etwas weg. Als mir dasselbe begegnete, bekam sie von mir einen Blick, daß sie den Hut abnahm und auf den Schoß legte. Nun spielte sie damit, daß der Wisch einem die Hände streifte. Das geschah wohl jedem, und doch konnte man nicht vom Platz, weil der Wagen besetzt war. Dabei schäkerte sie in einemfort und schwätzte wie eine Schwalbe und mit den Händen machte sie verschiedentliche Zeichen, so daß die Herren endlich sagten: „Zeichensprache verstehen wir nicht." Auch die Länge meines Bartes bezeichnete sie mit ihren dünnen Fingern. Jedenfalls sahen ihre Kopfhaare mehr als flatterig aus. Ich las unterdessen in meinem Vergil, doch hatt' ich alles bemerkt, tat aber nichts dergleichen. Ich hatte eben die Stelle von der Landwirtschaft, vom Leben auf der Weide:

Trotzigen Ansehns
Sei die Gestalt, unzierlich ihr Haupt mit den zottigen Ohren.
(Nach Vergils „Ländlichen Gedichten", 3., Ges., V., 5.)

Sonst trug sie sich auffallend eng in schwarzer Seide, hatte schwarze Blumen auf dem Atlasgrund und einen ebensolchen Sommermantel, Hals und Nacken blieben weit offen. Ihre Hautfarbe war wie die einer Seeforelle, die schon mehr als drei Tage die Kellerluft genossen. „Ich fahre nach Königgrätz zum Doktor," sagte sie unverlegen, „schon vier Jahre reise ich hin." Die Herren schmunzelten, sagten aber kein Wort. Sie meinte auch, bei allen Geschäften im Lande müsse man die Preise zuvor doch erfahren. Sie erinnerte sich wohl kaum an das Wort: „Für eine wohlerzogene Seele gibt es keinen Kaufpreis." (Sir. 26, 18.) Endlich in Königgrätz setzte sie den schrecklichen Hut wieder auf und drehte sich in einer dichten Schar von Reisenden dem Ausgange zu. Da verstand ich das alte Wort: „Eine Tochter verursacht dem Vater stille Sorge und die Kümmernis um sie raubt ihm den Schlaf." (Sir. 42, 9.) Die meisten Herren verließen hier ebenfalls den Wagen. Da wandte ich mich an einen wohlgekleideten Jüngling am Fenster zur Linken. Er hatte Schmisse am Kopf und mußte von der Hochschule sein. Ich drückte ihm meine Meinung aus: „Das muß eine Soldatendirne sein." Auch ihm war sie zum Ekel. „Furchtbar!" sagte er nur. Über die Lehne zurück hoben sich jetzt zwei krause Knabenköpfe, die fragende Verwunderung der Jugendtage noch im Blick. Wehe, nach fünf Lenzen sind auch sie zu Jünglingen erwachsen und wieder nach fünf Sommern haben sie sich zur Wehrmannschaft zu stellen und vielleicht ergeht an sie auch der Befehl nach Josefstadt und ach, vielleicht — doch nein, es schreiten ja auch Engel durch die Welt, an sie wollen wir uns halten, ihre Hände stark erfassen an all den schwindelnden Abgründen vorbei auf dieser gefahrvollen Pilgerfahrt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit der sinkenden Sonne fuhren wir in Zwittau ein. Die große rote Scheibe lag schön über dem Weichbild der Stadt. Und an alten Mauern vorbei und durch eine enge Gasse fort, und schon öffnete sich ein schwarzes, hölzernes Bogentor, sprossende Bäume lugten aus seiner Tiefe herauf: wir fuhren ein in den Hof der Dechantei. Das ländliche Bild dieses Hofes tat einem alsbald wohl. Hühner gackerten den Wagenpferden um die Füße, ein Truthahn stieß beständig seine kollernden Laute hervor, zwei weiße Wächterhunde bellten mich an und unter der Haustüre erschien der stattliche Dechant, der Stadt Zwittau klugehrwürdiger Vater.

Man ist hier beinah' eine Viertelstunde entfernt von der Pfarrkirche, einer ehmaligen Bernhardinerstiftung. Das mag besonders im Winter unangenehm sein. Kaiser Josef der Zweite hat nämlich dies Ordensheiligtum zum pfarrlichen Gotteshause bestimmt. Die Wohngebäude der Zisterzienser aber wurden nach der Aufhebung niedergerissen und so gab sich für die Geistlichkeit dort keine Gelegenheit zum Wohnen mehr. Die Dechantei mit ihrer Landwirtschaft steht immer noch bei der einstigen Leutekirche, die jetzt Friedhofkapelle ist. Aber welch ein Bau ist dieser einstige Pfarrtempel! Wie Musik weh'n einen die Linien an und besonders abendlich beim Mondenschein ist der Turm ein Werk von unsagbarem Wohllaut.

Am andern Morgen galt es in aller Frühe den Weg zur Kirche. Nach einigen Schritten tritt man schon ein in die breite Stadtgasse und ist erfreut über die gut historische Anlage. Bis hinauf zur fernen Kirche mit ihrem Flachkuppelturm dehnen sich zu beiden Seiten noch die alten Lauben. Und wie glücklich sie gegliedert sind! Sie verjüngen sich durch einen geschickten Einfall ihres Meisters. Nach sechs bis acht Häusern tritt nämlich die folgende Häuserreihe zurück, so daß man durch den letzten Querbogen zuvor den vollen Überblick hat von dem Marktbild gradaus und die Aussicht auf die entfernte Kirche, die die breite Szenerie in der Höhe dann abschließt. Das gibt der Sache Mannigfaltigkeit und macht Zwittau so malerisch. Nur zu oberst links haben sie das Stadtbild zerstört, ja etwas verschimpft durch das neue Schulhaus. Dort haben sie die Lauben eingehen lassen. Herr, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie getan: sie haben eine der Merkwürdigkeiten Mährens verscherzt und hätten eine Sehenswürdigkeit mehr, wenn sie auch dort diese Bauform angewandt hätten. Jedenfalls bleibt dort oben Hofs Gasthaus zwischen den neueren Bauten nicht weniger wert als eine Perle unter lauter böhmischen Glasstücken. Ehre dem Mann, der dort Wache gestanden für die Heimatkunst. Man lerne doch von Nürnberg, wie die ihren Stil dort hüten; dafür reist ganz Europa nach Nürnberg und läßt sein Geld dort. Überhaupt, was gibt es Bequemeres beim Regenwetter als diese Hallen? Und erst im Winter. Da könnten die Stadtkinder trockenen Fußes in die Schule gelangen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bernhardinerkirche in Zwittau macht ihren Gründern Ehre. So eine Kirche, wo durch Jahrhunderte lang schon der Glaube, das Vertrauen und die Liebe, alle Erdennot und alle Gottesfreude ganzer Geschlechter in Andacht und Ehrfurcht sich ausgeweint und ausgesungen, wo alles, was im Volke noch Geist geblieben und Wahrheit, sich gerettet, geborgen, erneuert, belebt und verjüngt, wo das Irdische mit dem Überirdischen verkehrt, wo das Himmlische sich herabgelassen zum Menschlichen und das Zeitliche mit dem Ewigen einen geheimnisvollen Bund zu gewinnen verstanden: eine solche Stätte hat nicht nur etwas besonders Geweihtes, nein, sie hat etwas Unaussprechliches, etwas, das die Welt niemals ausdrücken kann, etwas Außerweltliches, und dieses Große und Gewaltige und von drüben Hereinwogende scheint unverkennbar durch einen mystischen Schmuck über allen Wänden versinnlicht, es glänzt wieder in geistigen Gewinden und Kränzen von all diesen Mauern, Zierden von Engelhand, Zeichen von Gotteshuld, Gleichnissen eines anderen Lebens. In dieser Kirche ist einem wohl, und weil in seines Vaters Hause viele Wohnungen sind, so geh'n von dieser Kirche gradaus in den Himmel viele Stiegen empor und man nimmt es ohneweiters hin, daß hier zwei Engel selber mit ihren starken Händen das Hochaltarbild herabtragen: die Heimsuchung Mariä. Doch dies Magnifikatbild ist nur wie die Flammenspitze, in die sich alle Gedanken und Gefühle von Wänden und Decke gesammelt haben; die Zisterzienser wohl haben das ganze Leben Mariä in der Kirche hier dargestellt und im Hochaltarbild klingt es aus wie in einem tönenden Strahl oder einem strahlenden Ton: Hoch preise meine Seele den Herrn.

Am Abend desselben Tages traf mich schon die erste Maiandacht. In der Sakristei sammelt man sich, ein gewisses Beben durchzittert einem das Herz, draußen beginnt die Orgel, die ganze Kirche singt, bei der dritten Strophe steigt man die Kanzelstiege hinauf und tritt durch den roten Samtvorhang hinaus und steht nun über dem versammelten Volke. Wie das Singen einen umwogt und umwallt! Wie Feuerwellen steigt es aus diesen Herzen empor zu einer großen Liebesglorie, und alle Lichtzungen schienen sich zu sammeln um einen Ort.

Ich sah, wohin sie zielten. Mir gegenüber stand sie, die Maienkönigin am Seitenaltar in ihren Blumen und Kerzen, umgeben von zitternden Glühsternen. Ich sah ihr Antlitz und es ergriff mich tief: das Mutterbild im Christentum und vor ihr dies brave, gläubige Volk. Dann betet man das „Gegrüßt seist du, Maria", und jetzt überschaut man ruhig die Massen. Sicher, das heißt was. Wenn der Kirchenboden um so und so viel Fuß erhöht ist, und dieser neue Boden ist aus Menschenköpfen gebildet, das gibt ein machtvolles Bild und freut den Prediger und beglückt den Gottesboten und hebt seine Gedanken, seine Stimme, seinen Vortrag, alles an ihm. „Zwittau in der Kirschenblüh." Das Herz ist mir aufgegangen, als ich der altehrwürdigen Stadt mich nahte mit ihren besungenen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lauben, mit all ihrem Heimatstil und ringsum lachende Lenzesluft. Zwittau in der Seelenblüh. Das Herz geht mir über, da ich euch hier alle versammelt seh', wie ein lebendiger Kranz, eure Seelen edle Marienblumen, eure Herzen zarte Liebfrauenkelche, duftend in heiliger Andacht. „Zwittau in der Kirschenblüh, Zwittau in der Seelenblüh." Ich teilte mit, daß ich den Monat hindurch das Leben Mariä behandeln wollte, und machte die Quellen namhaft, die Bibel, die Kirche, Sage und Kunst.

Nach der Maiandacht war es ein schwarzes Geströme aus allen Portalen und über den Kirchplatz fort und unter die Lauben hinein und die breite Straße hinab. Die Laternen brannten schon, doch schwammen am Himmel noch letzte metallene Röten. Und wenn man rückwärts von der Kirche den Heimweg nahm, also hinter den Häusern und außen um die Stadtbefestigung, da hingen die blühenden Apfelzweige über alle Mauern und Zinnen heraus. Sie waren eben im Aufgehn und hatten noch die vielen rötlichen Knospen.

Und so Tag um Tag. Der Mai entfaltete sich und Zwittau blühte immer fröhlicher auf. Die Vormittagsstunden saß ich in meinem Zimmer und arbeitete an meiner Predigt, am Nachmittage wurde sie studiert und am Abend hatte ich sie vorzutragen. Die zweite Predigt handelte über Sankt Joachim, den Vater der seligsten Jungfrau. Laudemus viros gloriosos, so laßt die ruhmwürdigen Männer uns preisen. „Unser großer österreichischer Künstler Führich hat Sankt Joachim gut getroffen. In seinem Marienleben hat Führich den israelitischen Priester auf mehreren Blättern verherrlicht. Wir seh'n ihn, wie er zu Gott um Nachkommenschaft fleht, wir belauschen ihn in der Wüste, wie der Engel ihn tröstet, wir freuen uns mit ihm, wie er sein neugeborenes Töchterlein begrüßt und auf die Arme nimmt und endlich, wie er sein Kind im Tempel dem Herrn darstellt. Und immer schauen wir in seinem Antlitz echten Seelenadel, hohe geistige Begabung, ruhige Entschlossenheit und Tatkraft." Und ich sprach zunächst vom Familienadel, sodann vom Adel des Glaubens. „Durch den Adel des Glaubens gehört man zur Gottesfamilie, man ist ein Kind des himmlischen Hauses und ein Erbe des ewigen Reichs. Das ist auch der älteste Adel, den es gibt. Und wenn hohe Häuser sich ihrer Ahnen rühmen seit einem halben oder ganzen Jahrtausend, was ist das gegen den Stammbaum, den die Religion verleiht? Diesen Adelsbrief hat Gott seit den ersten Tagen der Menschheit seiner Familie ausgestellt: Gotteskinder sollten sein, die an ihn glauben.

So besaß Sankt Joachim den Adel des wahren Glaubens. Im Alten Bunde war die israelitische Religion der wahre Glaube. Gott selbst hatte diesen Glauben eingeführt und hatte gesagt: So sollt ihr leben und so sollt ihr würdig werden, den Heiland der Welt zu erwarten. Und Gott befahl ihnen, zu beten, zu wallfahrten, zu opfern, dabei die Zehn Gebote zu halten und die Kirchengesetze des Alten Testaments. Nach diesem Glauben lebte Sankt Joachim. Er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat seinen Glauben geschätzt, und mit Recht. Sein Glaubensstammbaum hielt ihm große Ahnen vor. Abraham, der geglaubt hat wider alle Hoffnung, Isaak, dem an Gottes Segen alles gelegen, Jakob, den Mann des Opfers und des Gebetes und des starken Vertrauens. Noch mehr. Der Adelsbrief des Glaubens hat Sankt Joachim das Glück gesichert. Da war Aufschluß über die zwei wichtigsten Fragen im Menschenleben: Woher der Mensch und wohin der Mensch? Von Gott geschaffen und für den Himmel bestimmt. Und darum das höchste Lebensgesetz: Fürchte Gott und halte die Gebote. Und wo das geschieht, da ist das wahre Glück."

Gleich an dem nächsten Morgen war es, als ich durch mein Vorzimmer ein kräftiges, ja fast aufgeregtes Sprechen hörte aus der Amtsstube des Dekans. Der Besuch schien die Türe offengelassen zu haben und so mußte ich alles zur Kenntnis nehmen. Ein ältlicher Mann hatte sich als Bräutigam vorgestellt und ich hörte ihn sagen, es müsse das Aufgebot unter einmal geschehen. Das Kirchengesetz möchte nachgesehen werden. „Gut," hörte ich die gesetzestreue, tiefe Stimme des Dekans, „aber da muß ein Grund sein." Etwas rasch darauf kam die Antwort: „Grund ist gar keiner, gewiß nicht."

„Aber ohne Grund kann man das nicht tun", sprach wieder die verfassungsgemäße kirchliche Stimme. „Durchaus nicht," kam es diesmal betroffen, fast wie entrüstet, „durchaus kein Grund ist vorhanden."

„Aber wenn ich Ihnen sage, ohne Grund tut man das nicht!"

„Was meinen Sie von mir? Das laß ich mir nicht sagen."

Endlich ergab sich die Verständigung, daß zu dieser Dispens, die schließlich eine Formsache bleibt, doch eine hinlängliche Buchstabenentschuldigung namhaft gemacht werden müsse. Mich aber hatte die Szene herzlich belustigt. Und wieder wandte ich mich meiner Schreibarbeit zu. Ich war an der Predigt über die heilige Anna und behandelte sie eben als Gattin. „Es klingt wie ein süßes Minnelied herauf aus den Tagen von Altisrael, was wir bei Jesus Sirach lesen: Ein gutes Weib, ein gutes Los. (26, 7.) So war es in Nazareth: da wurde im Himmel die Ehe geschlossen zwischen Joachim und Anna. Wie diese Ehe gewesen, darüber hören wir den Engel, der zur heiligen Brigitta spricht: Da Gott alle Ehen der ganzen Menschheit erwog, sah er keine, die an Liebe und Ehrbarkeit der Ehe Joachims und Annas gleich sein könnte. Da war also Liebe, somit Entgegenkommen, Rücksicht, Hingebung jeder Art. Da war Ehrbarkeit. Gewiß konnte Sankt Anna sagen wie einst Sara: Du weißt, o Herr, einen Mann zu nehmen habe ich eingewilligt in deiner Furcht. O, war das dann eine goldene Treue, eine Treue, so stark wie der Tod. Und in dem Haus war Gottesfurcht. Sie begannen den Tag mit Gott und hoben ihre Augen bei Tagesanbruch zum Himmel: Herr, dir opfern wir den Tag, segne unsere Müh' und Arbeit! Und gewisse Zeiten gehörten wieder nur Gott. So, wenn sie zur Mahlzeit gingen, so, wenn sie sich zur Ruhe begaben am Abend. Sie pilgerten dreimal im Jahre

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Jerusalem hinauf zu den hohen Festtagen des Herrn. Und jedes Jahr, so erzählt die alte Überlieferung, jedes Jahr teilten sie ihr Vermögen in drei Teile: einen Teil gaben sie an den Tempel ab, einen Teil den Armen, den dritten nur behielten sie für sich. Und dies alles taten sie stets in herzlicher Eintracht. Meine Christen, auch im echt christlichen Haus seh'n wir ein solches Idyll von Gottesfurcht, Liebe und Frieden. Vorerst Gottesfurcht, zuerst kommt unser Herr. Wir sind Gottes, er ist unser Ziel und End', und danach hat sich alles Leben in der Ehe zu richten. Und weil man Gott fürchtet im katholischen Haus, drum hält man Gottes Gebot. Vorerst heiligt man den Sonntag. Sodann feiert man die Festtage durch den Sakramentsempfang. Und mit Gebet weiht man jeden Tag. So aber wird Liebe und Friede gedeihen. Dem Haupte dient das Herz, dem Mann gehorcht die Frau. Man ist rücksichtsvoll, man gibt ein wenig nach, man ist lieber ein wenig still, wenn's sonst einen Unfrieden gäbe. Und durch ihre Aufmerksamkeit, durch ihre Güte, durch ihre Hingebung siegt die Frau am Ende doch. Meine Christen, die Jahre vergeh'n, die Liebe muß bleiben. Schaut eine Rose am schönen Junitag. Dieser duftige, leuchtende Farbenschmelz, dieser Hauch darüber, die Tauperlen dran. Und kommt nach Stunden und Tagen wieder: die Farbe blasser, die Blätter gesenkt, die Blüte matt und welk. Ich meine mit diesem Sinnbild das Wort der Heiligen Schrift: Trügerisch ist die Anmut und eitel die Schönheit; ein Weib voll Gottesfurcht sei uns gepriesen. Die einst am Brautaltar gestanden, holdselig in ihrem Jugendreiz, ach, ihr glänzend' Auge ist matt geworden und Linien zeigen sich an der Schläfe, die Wangen sind nicht mehr wie einst mit zwanzig Jahren und den Händen sieht man die Arbeit an. Doch etwas ist geblieben: wenn der Mann heimkommt am Abend, ihr Auge sieht ihn an so lieb und so treu wie dazumal und ihre Lippen fragen: Wie ist dir's gegangen heut'? Bist müd'? Setz' dich und rast' erst aus, der Tisch wird gleich gedeckt. Trügerisch ist die Anmut und eitel die Schönheit, die Liebe verdient den Preis."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kraliks „Österreichische Geschichte“.[1]

Von Dr. Albert Bühl.

Der 1912 erschienene Wegweiser durch die Literatur der österreichischen Geschichte von Charmatz führt deutlich vor Augen, wie umfangreich die historische Literatur über unseren Heimatstaat geworden ist, wiewohl der Verfasser keineswegs eine Vollständigkeit der Aufzählung anstrebte, vielmehr nur über die wichtigsten Erscheinungen orientieren wollte. Es ist selbstverständlich, daß die Schriften, die das Gesamtgebiet der österreichischen Geschichte umfassen, gegenüber jenen Arbeiten, die sich die Erkenntnis der Entwicklungsformen kleinerer Zeiträume zur Aufgabe stellen, der Zahl nach verschwinden müssen. Bedenken erregt aber der Umstand, daß sie fast alle miteinander, nach dem Maße der momentanen Brauchbarkeit gemessen, aus verschiedentlichen Ursachen versagen. Abgesehen von den Büchern Meynerts, Majlats und Lichnowskys, die noch dem Vormärz angehören, und der in Teildarstellungen aufgelösten volkstümlichen „Österreichischen Geschichte für das Volk“, die gegenwärtig das 50jährige Jubiläum ihres Entstehens feiert, kommen nur die Bücher von Krones, Huber und Mayer in Betracht. Ersteres ist zwar ein treffliches Nachschlagewerk, aber keineswegs ein angenehmes Lesebuch für weitere Kreise und in seiner jetzt erscheinenden Fassung nur eine kurze Einführung in die Geschichte Österreichs. Hubers auf weiter Grundlage angelegtes, vorzügliches Werk ist infolge des vorzeitigen Todes des Verfassers ein Torso geblieben. Am besten orientiert noch F. M. Mayer, der eine ungemeine Fülle des Details enthält. Aber gerade der Reichtum des hier aufgehäuften Tatsachenmateriales erstickt die Großzügigkeit der Auffassung, ganz abgesehen davon, daß manches kleinliche Urteil stört und die trockene Darstellung den Leser nicht zum Genusse kommen läßt.

Was aber vor allem bislang fehlte, das war eine sozusagen in einem Gusse geschriebene Darstellung, die nicht eine Summe von Geschichten der österreichischen Kronländer mit allen schon oft gesagten Details wiederholt, sondern die Geschichte des Gesamtstaates als Problem faßt, dessen vielgestaltige Modalitäten aufzuzeigen sind. In keinem anderen Staate der Welt ist die Betrachtung dieses Problems einladender als im österreichischen, denn keiner hat ein schwierigeres zu lösen als dieser: nationale Fremdlinge zu einer staatlichen Gesamtheit zu vereinigen, sie innerhalb dieser zu möglichst gemeinsamer politischer und geistiger Kultur zu führen und die Gemeinsamkeit festzuhalten gegen den Ansturm von Ost und West, von Nord und Süd. Die Zähigkeit, mit der dieser Gedanke verfolgt wurde, seine Wiederaufrichtung trotz scheinbaren Zusammenbruches

[1] Wien, Adolf Holzhausen, 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach allen Gefahren und selbst nach verlorenen Schlachten macht eben die Größe unserer Monarchie aus. Von diesem Standpunkte aus gesehen, erscheint uns ihre Geschichte als etwas ganz Eigenartiges und Außergewöhnliches, als ein besonderes Werkzeug, unser politisches Denken zu fesseln und zu schulen; sie löst Gefühle unseres Herzens aus, die unserer Stellung als Staatsbürger zugute kommen, und erweckt den Glauben an das Vaterland dort, wo er abgestorben erschien.

Der bewährte Meister der Darstellungskunst, Richard Kralik, hat in diesem Sinne seine Geschichte Österreichs geschrieben und damit die bedauerliche Lücke geschlossen. Sein Buch könnte gerade so gut eine Entwicklungsgeschichte des österreichischen Staatsgedankens betitelt werden. Die scheinbar zufällige, wenn auch geographisch schon vorbedingte Verbindung der drei österreichischen Ländergruppen, der Alpen-, Sudeten- und Karpathenländer, vorgebildet schon in der Römerzeit und angestrebt von verschiedenen Mittelpunkten aus, erwies sich als Naturnotwendigkeit, aus der Österreich ununterbrochen seine unverwüstliche Lebenskraft schöpft. Das ist der Grundgedanke des Werkes, für den fast jedes einzelne Kapitel die Belege gibt. Ihm unterordnet sich die Erzählung des Tatsächlichen, so daß viele Einzelheiten, die für die Erreichung des Zweckes belanglos sind, absichtlich unberührt bleiben. So wird der Blick auf das Hauptsächliche gerichtet. Wir lernen jetzt erst das Werden des Gesamtstaates verstehen.

Indem wir aber die Entwicklungsreihen verfolgen, schärft sich unser Blick für deren Ergebnisse, wie sie uns im modernen Österreich vorliegen. Die Vergangenheit lehrt ermessen, was der Gegenwart und der Zukunft nottut. „Österreichs Geschichte ist der Auftrag der Vergangenheit an die Gegenwart und Zukunft. Sie stellt die Gesetze des Geschehens fest, nach denen österreichisches Leben sich weiter zu richten hat." So wird Kraliks Buch zur besten aller bisher geschriebenen „Bürgerkunden". Es verhält sich zu diesen wie die Praxis zur Theorie. Wir erleben an der Hand des Werdeganges der Monarchie, was uns dort als abstrakter Begriff gelehrt wird. Aus der Erfahrung heraus kann hier der österreichische Staatsbürger erkennen, wie er im Sinne seines Staates in ihm und mit ihm wirken soll.

Es ist daher vorwiegend politische Geschichte, die Kralik bringt. Das kulturelle Moment überwog in seiner Wiener Geschichte, als deren Gegenstück die Geschichte Österreichs erscheint. Beide ergänzen sich. War dort schon die Geschichte Wiens als die der Hauptstadt und des Mittelpunktes von Österreich im weitesten Sinne aufgefaßt, so wird dies hier nur weitergeführt. Nichtsdestoweniger werden wir auch hier über die notwendigsten Kulturverhältnisse orientiert. Kralik bemerkt gelegentlich ganz richtig, daß nicht diplomatische Urkunden, sondern Literaturdenkmäler und Denkschriften das unmittelbare Geistesleben der Zeiten wiedergeben. Eine ganze Flut von zeitgenössischen politischen Schriften und Schriftchen und von poetischen Erzeugnissen, vom Heldengedicht angefangen bis zum kleinsten Volkslied herab, wurden aus dem Grabe der Vergessenheit heraufzitiert, um dem großen Schauspiele der geschichtlichen Entwicklung Oesterreichs zu dienen wie einst der Chor in der Tragödie des Altertums. Um allein schon dieses Gewirre von groben Stimmen und feinen Stimmchen zu hören, die neben den schwer wuchtigen politischen Dokumenten zum Worte kommen, verlohnt es sich, Kraliks Buch in die Hand zu nehmen.

Man merkt, es schlägt der Poet durch. Das soll nicht im Sinne des Vorwurfes gesagt sein, als ob die Phantasie die Feder geführt hätte. Vielmehr bezieht es sich auf die Art der Darstellung. Unter Kraliks Hand

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekommen die bleichsten Wesenheiten Farbe und Leben. Um ein Beispiel anzuführen: wie trocken liest sich sonst der Bericht über Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Kralik macht ein spannendes Kapitel daraus, indem er die Sagen der Völker mit hereinbezieht. Das ganze Buch besitzt hochdramatischen Aufbau. In die Charakterisierung der handelnden Personen wirft Kralik seine ganze Persönlichkeit hinein und an ihre Taten hängt er sein ganzes Herz. Ein impetuose Subjektivität, die den Leser mit sich reißt, durchzieht das Werk.

Damit sind wir bei der Hauptsache, bei der Kralikschen Geschichtsauffassung, angelangt. Sie bildet das Gegenstück zu jenem nörgelnden Allesbesserwissenwollen, das mit den Büchern des Grazer Professors Julius Franz Schneller anhub und in Springers „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden" (1809—1849) einen Höhepunkt erreichte. Wenn Springer vermeinte, daß es für den Historiker Österreichs keine großen Taten zu erzählen gäbe und keine Möglichkeit, zu begeistern, so ist dies eine treffende Illustration zu dem Worte Kraliks: Oesterreich ist eine Macht, nur von den Seinigen nicht anerkannt. — Dieser Geschichtsschreibung entgegenzutreten, die eine Ablagerungsstätte der Klagen verbitterter Leute oder der Ausfluß einer nicht voraussetzungslosen Parteinahme ist, war für Kralik der wichtigste Beweggrund zu seinem Buche. „Was mich zu dieser Arbeit bewogen hat, ist, daß die bisherigen Darstellungen mehr oder weniger, auch wenn sie von Österreichern stammen, in einem gegen Österreich parteiischen, mißgünstigen Sinn geschrieben sind. Die Aufgabe des Historikers scheint nun aber nicht darin zu bestehen, zu kritisieren und von einem vorgefaßten Standpunkte aus zu fordern, daß sich die österreichische Geschichte eigentlich ganz anders hätte abspielen sollen als in der Wirklichkeit, sondern sie besteht, wie es sich von selber verstehen sollte, darin, zu begreifen und nachzuweisen, warum es so gekommen ist und warum es so hat kommen müssen." Kralik wollte die einfache, schlichte Wahrheit feststellen. Und diese Feststellung führte zu einem befreienden Ergebnisse, das den durch die liberale Geschichtsschreibung über uns lastenden Druck hinwegnimmt und uns freudigen Mutes in die Zukunft unserer Monarchie blicken läßt. Denn je mehr in den Stunden der Gefahr die Feinde bereits über den nahen Zusammenbruch frohlockten, desto sieghafter ist stets die Gesamtstaatsidee zutage getreten. Und so wird es auch immer wieder bleiben.

Es ist mehr als geistvolle Spielerei, wenn Kralik schon in den Zeiten der Römerherrschaft und der Völkerwanderung Vorahnungen der österreichischen Staatsidee findet. Es hängt dies tatsächlich vielfach mit der geographischen Veranlagung unserer Länder zusammen. Diese kommen als „Kreuzungsstelle verschiedener Kulturen" schon frühzeitig in Betracht. Die Markomannen und Quaden wurden bereits die Hüter einer Ostmark Germaniens und verhinderten so das Vordringen der Römer nach dem Norden, indem sie zugleich ihren Einfluß bis tief nach Ungarn ausdehnten. Attila gelang es dann, eine mächtige völkerverbindende „großösterreichische" Herrschaft mit dem Schwerpunkte in Ungarn aufzurichten, die freilich nur eine kurze Episode blieb. Nach ähnlicher ostgotischer Episode bildeten wieder die Markomannen, die jetzt in Bayern und in den Alpenländern stehen, nunmehr unter dem Namen der Bajuvaren, die Südostmark des fränkischen Reiches, zum Schutze gegenüber der dem Hunnenreiche gleichenden Awarenherrschaft. Unter Thassilo schien sich ein Österreich mit dem Schwerpunkte in Bayern vorzubereiten. Als es aber durch Bündnis mit den Awaren seine Aufgabe verfehlte, löste sie Karl der Große.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karl der Große ist der Gründer Österreichs. Durch ihn wurde „die wesentliche und bleibende Gestalt dem Reichsgedanken gegeben: die Gestalt einer bayrischen, einer deutschen, einer europäischen Ostmark an Donau, Drau und Save. Auch ‚der großösterreichische Gedanke' kommt bereits der Schöpfung Karls des Großen zu. Die doppelte Mark umfaßte deutsche, slawische und awarische Gebiete. Die nördliche Mark hieß geradezu ‚Awarenland; die südliche Mark war überwiegend slawisch. Es war ein ‚Österreich-Ungarn', nicht nach Ost und West, sondern nach Nord und Süd geteilt". Durch die Landannahme Ungarns durch die Magyaren entstand die Fortsetzung des hunnisch-awarischen Reiches. Zugleich erfolgte die böhmische Reichsgründung. Ungarn wie Böhmen traten in Zusammenhang mit der päpstlichen und mit der kaiserlichen Politik. Zu Zeiten zwischen beiden schwankend, waren sie damit doch jedenfalls dem abendländischen Kulturkreise gewonnen und gravitierten der gesamtösterreichischen Interessenpolitik zu, die bereits eine ungemeine Förderung dadurch gewonnen hatte, daß die seit dem Jahre 955 neu entstandene, nunmehr ottonianische Ostmark infolge der traditionellen Widersetzlichkeit der Bayern gegen die Kaiser unter den Babenbergern politische Selbständigkeit erhielt. Durch die Kreuzzüge wesentlich in den Vordergrund gerückt, erlangte endlich Österreich mit seiner Erhebung zum Herzogtum unter Heinrich Jasomirgott und durch das diesem verliehene Privilegium eine alle anderen Fürstentümer überragende Stellung, auf Grund deren sich die spätere Entwicklung Österreichs zum Mittelpunkt einer großen Staatengründung vollziehen konnte.

Die Anfänge dieser Staatenbildung fallen mit der Erwerbung Steiermarks zusammen, die durch die erste Verfassungsurkunde Österreichs, der Georgenberger Handfeste vom Jahre 1186, eingeleitet wurde. Bald hatte das Doppelherzogtum Gelegenheit, sich in seiner uralten Bestimmung als Ostmark der deutschen Kultur zu bewähren. Zum vierten Male seit der Zeit der Hunnen, Awaren und Magyaren brauste eine asiatische Völkerwelle durch die europäischen Länder. Wieder brach sie sich an Österreichs starkem Damm. Aber die Verwicklungen mit Ungarn, die sich aus der Abwehr des Mongolensturmes ergaben, kosteten dem letzten Babenberger, Friedrich dem Streitbaren, das Leben.

Eine neue Episode in dem Streben nach Verwirklichung des österreichischen Staatsgedankens brachte Przemysl Ottokar, diesmal mit Böhmen als Mittelpunkt. Mit Recht betont Kralik den deutschen Charakter der Herrschaft dieses Fürsten, scheint aber seine Persönlichkeit doch zu überschätzen. Ottokars Kraft reichte für die Bewältigung des Problems nicht aus, immerhin hat er gezeigt, „daß in der Tat eine starke Anziehungskraft zwischen Böhmen und den anderen österreichischen Ländern bestehe, aber er hat auch bewiesen, daß Prag als Mittelpunkt nicht imstande ist, dies größere Staatengebilde festzuhalten".

Mit dem Einzuge der Habsburger kam der österreichische Staatsgedanke zu seiner natürlichen Weiterentwicklung. Rudolf von Habsburg erwies sich wie in der Reichsregierung so auch hier als ein Meister in der Beschränkung, der nur das tatsächlich Erreichbare anstrebte und eben dadurch einen sicheren Grundstein für die Zukunft schuf. Er begnügte sich mit dem Doppelherzogtum Österreich und Steiermark, andere Länder kamen in den Besitz verwandter Hände. Daneben schien sich eine zweite Herrschaft der Habsburger im Westen herauszubilden, für deren Ausgestaltung sie sich sehr stark, oft auf Kosten der östlichen Gebiete abmühten. Merkwürdig ist nun, daß alle Staatskunst im Westen, in den schwäbischen Stamm-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebieten, nicht erreichen konnte, was sich organisch und aus innerer Notwendigkeit heraus im Osten ausbildete. Dort war eben keine geographische, ethnographische und historische Einheit wie in und um Wien herum.

Um dieses Zentrum vereinigten sich noch im 14. Jahrhundert fast die gesamten Alpenländer. Ein Versuch Albrechts I., auch Böhmen für seine Familie zu gewinnen, scheiterte nach vorübergehendem Erfolge. Dort wie in Ungarn entwickelten sich damals mächtige Reiche, denen gegenüber die habsburgische Herrschaft in den Hintergrund trat. Es schien die Verwirklichung der Staatsidee ein Ding der Unmöglichkeit zu werden.

Und gerade damals finden wir, allerdings nur für wenige Jahre, einen der ausgeprägtesten Repräsentanten der Staatsidee auf dem österreichischen Herzogsstuhl, Rudolf IV. Durch seine Erbverträge mit den Luxemburgern und Anjous „gab er es wieder in die Hand der Weltgeschichte, ob sie ein großes Österreich vom böhmischen, vom ungarischen oder vom österreichischen Mittelpunkte aus gestalten wolle".

Der letztere Gedanke erschien realisiert, als die Verbindung der drei zueinander strebenden Reiche dem Kaiser Albrecht II. gelang. Doch scheiterte dieser erste Versuch, einen österreichischen Großstaat zu schaffen, mit dem Tode des Sohnes Albrechts, des Herzogs Ladislaus. Dieser repräsentierte aber auch nur einen kleinen Teil des Hauses Österreich, nicht das ganze. Deshalb fehlte dem österreichischen Zentrum das Schwergewicht. Für kurze Zeit erschien es sogar, als ob von Ungarn her ein Gesamtstaat geschaffen werden sollte; nach mannigfaltigen Erfolgen in den Sudetenländern konnte Matthias Corvinus in Wien seine Residenz nehmen. Aber gerade diese flüchtige Episode führte zu einer Verstärkung der Ansprüche Wiens; wiederholte Verträge zwischen Wladislav, dem Könige des vereinigten Böhmens und Ungarns, und Maximilian, der nach einer langen Zeit der Auflösung der Alpenländer in einzelne Gruppen diese wieder in seiner Hand vereinigen konnte, führten zu glücklichen Aussichten für die Zukunft.

Früher, als man erwarten konnte, trat die Erfüllung der Erwartungen ein. 1526 fiel der letzte Jagellone in Ungarn und Böhmen, König Ludwig II., in der Türkenschlacht bei Mohacs. Nach dem Rechte der Verwandtschaft und der Erbverträge kamen beide Königreiche an das Haus Habsburg. Doch war die Zeit zu ungünstig, um die drei Ländergruppen auch innerlich zu einigen. Der Protestantismus, die Schwierigkeiten des Kaisertums gegenüber Frankreich und Italien und endlich die Türkenkriege nahmen die ganzen Kräfte der Herrscher in Anspruch. Jedes einzelne Land wünschte seine Unabhängigkeit; die Gesamtstaatsidee war noch nicht durchgedrungen. In Ungarn war es die Adelsrepublik, die lieber die Türken sah als sich dem Habsburger unterwarf, in den österreichisch-böhmischen Ländern der konfessionelle Gegensatz, der sie in einzelne Ständerepubliken aufzulösen versuchte und seine höchste Steigerung im Majestätsbrief erfuhr, „der tatsächlich die Abdankung des Landeskönigtums zugunsten der Ständerepubliken bedeutete". Nur von diesem Standpunkte aus kann man die Gegenreformation richtig bewerten. Sie ist keineswegs „der Ausfluß dynastischer Willkür, sie ist vielmehr die Wiederherstellung Österreichs als eines Gesamtstaates. „Es war Österreichs weltgeschichtliche Aufgabe, die religiöse Aufgabe zugleich mit dem Kampf der Stände und der Zentralgewalt in Fluß zu erhalten und einem Austrag, einer Entscheidung zuzuführen." Die gleiche Folge hatte auch der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede für Österreich. Sie bedeuten die wichtigsten Akte zur Konsolidierung des Staates, die festere Einigung aller Einzelländer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugunsten des Gesamtreiches. Nur Ungarn fehlte noch. In schweren Kriegen mußte es seiner Adelsrepublik und den Türken abgerungen werden. Aber gerade diese Kämpfe wie die mit Frankreichs Ludwig XIV. geführten stärkten die österreichische Gesamtstaatsidee. Österreich erhielt damals seine größte Ausdehnung.

Den sichtbarsten Ausdruck erhielt der österreichische Staatsgedanke durch die pragmatische Sanktion, die die unauflösliche Verbindung aller österreichischen Länder verkündete, „um das öffentliche Wohl, das Heil und den Ruhestand der Völker, Stände und Untertanen zu sichern". Dadurch, daß das neue Gesetz nicht als eine Verordnung der Regierung verkündet wurde, vielmehr sämtliche Landtage zur Mithilfe herangezogen wurden, trat die Einheit des Staates möglichst deutlich vor Augen. Demselben Zwecke dienten die Verordnungen, die das Münz- und Postwesen, die Zölle, den Sanitätsdienst, die Armenpflege, das Justizwesen und anderes vereinheitlichten. Auch Ungarn zeigte jetzt das richtige Verständnis für die Gesamtstaatsidee. Seinem Vereinigungsbestreben war vor allem das Zustandekommen der pragmatischen Sanktion zu danken.

Die pragmatische Sanktion bewährte sich zwar im Innern Österreichs, vermochte aber nicht Maria Theresia nach außen zu schützen. Es taucht jetzt ein neues Problem für Österreich auf. Es steht vor dem Beginne seines langjährigen Ringens mit Preußen um seine Existenz, um seine Vorherrschaft in Deutschland, um seine europäische Machtstellung. In den Friedenszeiten befestigt sich der Einheitsgedanke. So werden die theresianischen und josefinischen Reformen ermöglicht. Kaiser Josef, den Kralik wohl allzusehr über seine Mutter erhebt, soll sich sogar mit dem Gedanken getragen haben, ein österreichisches Kaisertum oder Königtum mit den drei Residenzen Wien, Ofen, Prag und unter dem Namen einer österreichischen Monarchie zu errichten.

Aber erst in den Wirren und Kriegen der Revolutionszeit bekam die Gesamtstaatsidee die „lange schon von der Logik der Geschichte vorbereitete und geforderte" Formulierung durch die Annahme der Kaiserwürde durch Franz I. Das neue Kaisertum hatte reichliche Gelegenheit, sich zu erproben und zu bewähren; doch es konsolidierte sich im Innern bei höchster äußerer Gefahr. In der ihm eignenden geistvollen Art stellt Kralik das Phänomen Napoleon dem Phänomen Österreich gegenüber. „Napoleon ist die persönlichste Erscheinung der Weltgeschichte, ganz Selbst, ganz Persönlichkeit, ganz Talent, ganz Wille, ganz Verstand, ganz auf die unbedingteste Auswirkung der Persönlichkeit gerichtet. Darum ist alles interessant, was Napoleon betrifft. Aber hinter dieser Persönlichkeit standen gar keine objektiven Ideen, vor ihr stand kein höheres, außer ihr liegendes Ziel. Österreich dagegen und Tirol bedeuten persönlich fast gar nichts. Weder der Kaiser noch die Feldherrn noch die Tiroler Helden waren persönlich bedeutende Erscheinungen. Aber sie sind allzusammen getragen von einem Pathos der objektiven Ideale. Sie sind alle Helden, nicht für sich, sondern für die großen Ziele der Menschheit, für Vaterland, Überlieferung, Treue, Glauben."

Österreich, das, wie Kralik in erwünschtester Weise hervorhebt, die Möglichkeit und den Erfolg der Freiheitskriege gegeben hat, ging aus ihnen als jene Macht hervor, die nun lange Zeit den Vorsitz im Rate der Völker führte. Metternich hat ihm diese Stellung gesichert, indem er „mit genialer Intention das Wesen des österreichischen Staatsgedankens walten und wirken ließ". Dieser Staatsgedanke bewährte sich auch in den Jahren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Revolution, deren Mißerfolg nichts anderes war als ein Sieg der Gesamtstaatsidee.

Ungemein spannend entwickeln sich die Ausführungen der letzten Teile des Buches. Wir werden durch die verschiedenen Formen der Verfassung durchgeführt, die stetig im Sinne der Gesamtstaatsidee sich vollziehen, auch in den Ausgleichsgesetzen des Jahres 1867. Fruchtbringende Ideen geleiten uns bei der Darstellung der religiösen Bewegungen und der Nationalitätenkämpfe. Sichere, wenn auch vielfach ungewöhnliche Werturteile führen uns ein in das gewaltige Ringen um die Vorherrschaft in Deutschland und in die ganze auswärtige Politik des modernen Österreich. Wir erkennen die unzerstörbare Lebenskraft dieses Staates, der, wie das berühmte Wort lautet, hätte geschaffen werden müssen, wenn er nicht schon vorhanden wäre. Wir wissen jetzt seine Lebensaufgabe. „Österreich ist der einzige Großstaat auf der Erde, der seit Jahrhunderten die Aufgabe hat, verschiedensprachige Völker unter einer zusammenfassenden Rechtsform zu vereinigen. Diese österreichische Aufgabe ist vorbildlich für die zukünftige Entwicklung der ganzen Welt. Es ist Oesterreichs Aufgabe, der ganzen Welt zu zeigen, wie die Lösung möglich ist, so daß sich einst die Völker der ganzen Erde in gleicher Rechtseinheit vereinigen können, wie das jetzt die Völker Österreichs zu erreichen haben. In Österreich wird die vorbildliche Arbeit für die Zukunft des Menschengeschlechtes geleistet." Mit diesen mächtigen Akkorden klingt das Buch Kraliks aus.

Auch alles Leiden . . .

Von Ilse Franke-Oehl.

Auch alles Leiden wird mir Seligkeit . . .
Ich weiß es wohl, ich bin's nicht selbst, der leidet.
„Denn ihr seid Götter" . . . Arm und schlecht umkleidet,
Hat sich ein freier Geist dem Staub geweiht.

Wir kamen, um zu helfen, daß das Wort
Vom Kreuz des Lebens nicht vergessen werde.
Wir kamen, Licht zu bringen auf die Erde,
Und irrten weit von unsrem Vater fort.

Doch wenn wir leiden, strahlt ein Himmelsglanz,
Ein Heimatlicht in diese dunklen Gründe.
Wir scheiden uns von Not und Tod und Sünde —
Und tragen lächelnd unsern Dornenkranz.

Wir werden Sieger durch erkanntes Leid,
Wenn wir den Weg nach Hause blutend finden,
Wenn wir die Schatten unsrer Schwachheit binden,
Nach jenem Wort: „Wißt, daß ihr Götter seid!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Zweiter Österreichischer Katholischer Frauentag. (Wien, 15. bis 19. April 1914.) — Als vor vier Jahren in Wien der Erste Österreichische Katholische Frauentag abgehalten wurde (vgl. „Die Kultur", 1910, S. 363), da gab es noch viel Kopfschütteln und Spötteln. Man bedauerte damals, daß der Geist der „Frauenrechtlerei" nun auch katholische Frauen erfaßt habe. Aber der Verlauf jener Tagung brachte dem Publikum schon eine andere Meinung von der katholischen Frauenbewegung bei und die segensreiche sozial-caritative Tätigkeit, welche die katholischen Frauenorganisationen in den österreichischen Kronländern seither entfaltet haben und die so gar nichts gemein hat mit dem, was die große Allgemeinheit unter „Frauenemanzipation" versteht, gewann der katholischen Frauenbewegung immer zahlreichere Freunde und sicherte ihr die Sympathien der kirchlichen wie der weltlichen Behörden. Besonders in Wien, wo sich ihr naturgemäß die größten und mannigfaltigsten Arbeitsgebiete erschließen, hat die Frauenorganisation sehr eifrig gewirkt: wenige Monate nach dem ersten Frauentage wurde eine Mädchenmittelschule gegründet, die sich seither in erfreulicher Weise entwickelt und schon im vorigen Jahre die Absolventinnen ihres Obergymnasialkurses zur Universität entsenden konnte; eine weitere Frucht jenes Frauentages war die Begründung der „Österreichischen Frauenwelt", einer von Hanny Brentano redigierten Monatsschrift für die gebildete Frau, der nach einiger Zeit das von Maria Domanig geleitete Jungmädchenblatt „Sonnenland" und das spezielle Organ der niederösterreichischen Organisation „Wacht auf!" (redigiert von Dr. Alma Seitz) folgten. Die Tagung hatte der Organisation auch neue Arbeitskräfte gewonnen und sie dadurch instand gesetzt, ihre Tätigkeit in mehrere Sektionen zu gliedern, die — jede in ihrer Art — Vortreffliches leisten. In mehreren Kronländern, in denen noch keine Frauenorganisation bestanden hatte, bildeten sich Landesorganisationen, so daß die gesamte Reichs-Frauenorganisation Österreichs derzeit aus elf Gruppen besteht und mit den angeschlossenen Frauenvereinen verschiedener Art zirka 64.000 Mitglieder zählt.

So konnte die Reichs-Frauenorganisation denn in der Osterwoche 1914 ihren zweiten Frauentag in ganz anderem Maßstabe abhalten als jenen ersten. Schon der äußere Rahmen für die Veranstaltung war ein anderer: die Sitzungen und Versammlungen fanden in den schönen Räumen des neuen Wiener Konzerthauses statt, und wenn es bei den Vorbereitungen Kleinmütige gegeben hatte, die befürchteten, die Säle würden sich als viel zu groß erweisen, so hatten sie sich ganz unnütz gesorgt; selbst der große Festsaal, der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht viel weniger als 3000 Personen faßt, war bei der Schlußversammlung dicht besetzt.

Nach monatelangen, mühevollen und sorgfältigen Vorbereitungen, denen der Wiener Fürsterzbischof Kardinal Dr. Piffl sein wohlwollendes Interesse zuwandte und bei welchen der Konsulent der Reichs-Frauenorganisation, Weihbischof Dr. Waitz (Feldkirch), dem vorbereitenden Komitee mit seinem Rate zur Seite stand, konnte am 15. April der feierliche Eröffnungsgottesdienst und anschließend daran die Eröffnungsversammlung stattfinden, die durch die Begrüßungsansprachen des Fürsterzbischofs von Wien, des Landmarschalls, des Vertreters der Stadt Wien sowie der Vertreter der großen österreichischen katholischen Männervereinigungen eine besondere Bedeutung erhielt. Auch war diese Versammlung gleich verschiedenen anderen Veranstaltungen des Frauentages durch die Anwesenheit von Mitgliedern des Kaiserhauses ausgezeichnet.

Auf dem Programm der Tagung standen Referate über so ziemlich alle Gebiete, welche die Interessen der Frauenwelt tangieren, völlig ausgeschaltet blieben erfreulicherweise nur die Fragen des Frauenstimmrechtes; was nicht in besonderen Referaten ausgeführt wurde, kam in den Diskussionen zur Sprache. Die meist sehr regen Diskussionen waren überhaupt dasjenige, was bei dieser Frauentagung vielleicht mit das größte Staunen hervorgerufen hat: zeichneten die Referate sich durch Gründlichkeit, Fachkenntnis und wohldurchdachte Ausführung aus, so mußte man bei den Diskussionen, in welche Frauen aller Stände und Berufe eingriffen, immer wieder staunen über die Sachlichkeit und Ruhe und über die Geschicklichkeit, mit welcher die bewilligte Sprechzeit von fünf Minuten ausgenutzt wurde. Nur sehr selten kamen Entgleisungen vor — und die sie verursachten, waren öfter Diskussionsred n e r als -redner i n n e n! Aber bei aller Sachlichkeit und Objektivität des Ausdrucks verriet sich doch in allen Referaten und in allen Diskussionen das warme Frauenherz, das mütterliche Fühlen und Denken, — und das gerade ist es, was diesen Frauenkongreß so sympathisch macht, was die Nörgler und Spötter verstummen läßt und was der katholischen Frauenbewegung Österreichs ihre Daseinsberechtigung gibt.

Es ist schwer zu sagen, welcher der vier Beratungstage die interessantesten oder bedeutsamsten Referate brachte, ebenso kann hier nicht des näheren auf den Inhalt der Vorträge, auf die Beschlüsse des Frauentages, auf den eindrucksvollen Verlauf der von zirka eineinhalb Tausend junger Mädchen besuchten Jugendversammlung und auf die in jeder Hinsicht glänzende Festversammlung eingegangen werden*); es genüge, diese Tagung, welche Bürgermeister Weiskirchner als ein „Frauenparlament" bezeichnete, das sich „bewährt" habe, mit den Worten zu charakterisieren, welche Weihbischof Dr. Waitz in seiner Schlußrede gebrauchte: „. . . es war die Stimmung aller und ihr Bemühen, daß der Frauentag der Mutter des Herrn zur Ehre und zur Verherrlichung gereichen möge. Es war uns aber auch, als ob die Muttergottes fühlbar mit ihrem Segen unter uns weilen würde. Und jetzt,

*) Der Bericht, der den Wortlaut sämtlicher Referate und die Diskussionen enthält, ist soeben erschienen und kann durch die Buchhandlung „Reichspost" (Wien, 8. Bezirk, Strozzigasse 8) zum Preise von K 3·60 bezogen werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Schlusse der Tagung, dürfen wir mit freudigem Stolze uns ihr nahen, das ganze große Werk ihr huldigend zu Füßen legen und sagen: Das ist unser Ostergruß für dich, Königin und Mutter der Frauenwelt, Vorbild und Beispiel, Trost und Segen der katholischen Frauenorganisation! Freue dich, Himmelskönigin, der Frauentag ist dein Ehrentag geworden!"

*

Aus Zeitschriften. — Wie „Joseph von Görres als Pädagoge" gewirkt hat, schildert Heinrich Brühl in der „Sozialen Kultur" (April 1914). Görres wurde am 23. April 1814 zum Direktor des öffentlichen Unterrichtes in den damals neugebildeten Generalgouvernements des Mittelrheins ernannt. Dieses Amt, das für Görres selbst unerwartet kam, deckte sich ungefähr mit dem der heutigen Provinzialschulkollegien. Görres, der sich bis dahin mit Schulangelegenheiten wenig befaßt hatte, ging mit Eifer an die neue Aufgabe und wandte vor allem der Volksschule seine Aufmerksamkeit zu. Hier lagen die Verhältnisse im Rheinlande noch sehr im argen. „Mutvoll griff Görres die Arbeit auf. Seine erste Sorge war, dem Schulwesen eine sichere wirtschaftliche Grundlage zu schaffen. Wenn er auch die Aufhebung des kaiserlichen Dekretes vom 21. August 1810, wonach die Gemeinden unter anderem von allen Schullasten entbunden waren, nicht erreichte, so setzte er es doch durch, daß die Gemeinden zu stetigen Leistungen an die Schulen herangezogen und ärmere Gemeinden zu diesem Zwecke vom Staat unterstützt wurden. Die soziale Stellung der Lehrer wurde gehoben. Durch eine angemessene Besoldung wurde dafür gesorgt, daß sie nicht mehr wie früher von ihrer wirtschaftlichen Notlage gezwungen wurden, eine Reihe von Nebenbeschäftigungen zu versehen — die Schweine zu hüten, Branntwein auszuschenken, beim Tanz aufzuspielen —, die ihre Stellung in den Augen des Volkes herabsetzen mußten, und daß es ihnen möglich war, ‚in einem äußerlich wenigstens anständigen Aufzug zu erscheinen'. Um eine bessere Ausbildung der Lehrer zu ermöglichen, wurde die Normalschule in Coblenz wieder eröffnet und ihr Lehrplan in mancher Hinsicht verbessert. Die Ausübung des Lehramtes wurde von einer Prüfung abhängig gemacht, die vor Lehrern der Normalschule abgelegt werden mußte. Um die Weiterbildung der Lehrer zu fördern, wurden ihnen Fachzeitschriften zugänglich gemacht, und die gegenseitige Anregung wurde durch die Einrichtung von Schullehrerkonferenzen gefördert. Die Aufsicht über die Schulen in den einzelnen Orten übertrug Görres im allgemeinen den Pfarrern; denn er war der Ansicht, ‚daß der Staat mit der Kirche sich in die Volksbildung teile'. Vom Pfarrer verlangte er so viel Takt und Einsicht, ‚daß er nicht kommt, um den Schullehrer in den Augen der Kinder zu demütigen und zu erniedrigen, sondern, um ihn zu unterstützen und um sein Ansehen durch das seinige zu festigen'. Nur kurze Zeit währte Görres' schulmännische Tätigkeit, während der er den ihm zum Bebauen anvertrauten verwahrlosten und verwilderten Acker in fruchtbares Erdreich umwandelte und manche hoffnungsvolle Saat aufkeimen ließ. Nachdem die endgültige Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen vollzogen worden war, erfolgte am 8. Mai 1816 in ziemlich brutaler Weise die Entlassung des Mannes, dessen offene Sprache im ‚Rheinischen Merkur' anfing, den Herren in Berlin unbequem zu werden." — Auf Görres' pädagogische Ansichten hatten verschiedene Strömungen eingewirkt:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ideen der Aufklärung zeigen sich in seiner Forderung: „Wenn die Sonne scheint über Stadt und Land und der Regen fällt und die Winde wehen, so gehört auch das Allgemeinste des geistigen Besitzes allen Ständen an." Von Pestalozzi hatte er die hohe Wertschätzung des Turnens übernommen, dem er eine wichtige Rolle bei der Erziehung zuwies. Er begründete auch während seiner Amtszeit in Coblenz eine Pestalozzische Schule; während aber Pestalozzi verlangte, daß die Lehrer sich streng an die von ihm vorgeschriebene Methode hielten, erklärte Görres: „Es sind der Wege mancherlei zum Unterricht, und es muß im wesentlichen den Lehrern überlassen bleiben, denjenigen zu wählen, den er seiner eigenen Mitteilungsgabe und dem Fassungsvermögen seiner Zöglinge am angemessensten findet." Sein Patriotismus verrät sich in der Forderung, daß den Elementarschülern die „Kenntnis der Staatsverfassung und das dem Landmann Unentbehrlichste der Gesetzgebung" beigebracht werde. Als ehemaliger Mediziner verlangte er ferner, die Schule solle auch das lehren, „was jeder wissen muß, um seine Gesundheit zu bewahren". Mit Recht bemerkt dazu Brühl: „Wie wir sehen, hat der alte Görres in manchen Punkten recht modern gedacht."

*

Welche „Fortschritte in der Behandlung des Personals" in Fabriken und Werkstätten die neuere Zeit zu verzeichnen hat, erzählt L. Katscher ebenfalls in der „Sozialen Kultur" (Januar 1914). Er spricht davon, wie jede Arbeit, auch die eintönigste, mit etwas gutem Willen ihres verdummenden oder ärgerlichen Wesens entkleidet werden kann, und betont den Vorteil, den die Arbeitgeber selbst daraus ziehen können, „denn nur dort, wo die menschliche Arbeitsmaschine mit guter Laune oder mit Lust und Liebe geölt wird, kann sie wirklich glatt arbeiten und bei ganz geringer Reibung die wirksamste Tätigkeit entfalten". Sogar während der Arbeit selbst könne für einige Zerstreuung gesorgt werden, z. B. durch Gesang und Musik. „Eine möglichst weitgehende Verwendung von Musik in Fabriken wäre sehr am Platze. Ab und zu ist es schon der Fall — stets mit Erfolg. Meakin hat beobachtet, daß spanische Knaben, die als Zeitungsfalzer beschäftigt wurden, mit ihrer Arbeit unvergleichlich rascher vorwärtskamen, wenn sie dabei singen durften, und bei der American Cigar Company in Greensboard begegnete er der die Erzielung schnelleren Arbeitstempos bezweckenden Einrichtung, daß den Mädchen täglich zweimal eine Stunde lang Klavier vorgespielt, oft auch etwas vorgesungen wird. Die Vorkehrung bewährte sich so gut, daß die genannte Firma sie auch in ihren übrigen Fabriken eingeführt hat." Einige englische Firmen lassen die Arbeiterinnen mancher Abteilungen eigens im Chorgesang ausbilden, damit sie bei der Arbeit singen können; auch in verschiedenen deutschen Fabriken ist der Gesang bei der Arbeit erlaubt, wenn es sich um Beschäftigungen handelt, die keine persönliche Denkarbeit erfordern. Für die Mittagspause haben viele Fabrikanten außer den Speisesälen besondere Erholungsräume einrichten lassen, in denen gelesen und musiziert, ja zuweilen sogar getanzt werden kann. In den Augsburger Spinnereien sind die Stühle des Speisesaales so eingerichtet, daß auch ein Mittagsschläfchen in ihnen gehalten werden kann. „Am glücklichsten sind jene Arbeiterscharen zu preisen, die bei schönem Wetter ins Freie gelangen können. Hierher gehört z. B. das Mädchen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heer der Cadburyschen Kakaofabrik in Bournville, welches durch einen Unterstraßentunnel direkt in die fünf Hektar großen schönen Anpflanzungen gehen kann, die zu ihrer alleinigen Verfügung vorhanden und mit Rasen, Alleen, Tennisplätzen, Kricketgründen usw. versehen sind. Hier gibt es so viel Gelegenheit zur Erholung und Zerstreuung, daß niemand an die Berufsbeschäftigung zu denken braucht. Regnet es, so kann man auf einem großen gedeckten Grundstück spazieren gehen und spielen oder in dem musterhaft ausgerüsteten Turnsaal Gymnastik treiben. Zwei Lehrerinnen erteilen Turn- und Schwimmunterricht, und jedes Mädchen unter fünfzehn Jahren muß, falls die Aerzte nichts dagegen haben, wöchentlich zweimal während der bezahlten Arbeitszeit Turnstunde nehmen." — Turnräume und Badeeinrichtungen stehen auch in vielen anderen englischen und amerikanischen Fabriken den Arbeitern zur Verfügung, außerdem aber ist oft auch noch für Billardzimmer, Konzertsaal, Bücherei und Klubräumlichkeiten gesorgt. „Die meisten großen Engros- und Detailfirmen Londons haben in den Vororten Spielrasenplätze für ihr Personal und viele von ihnen gehören bedeutenden Sportvereinen an; manche besitzen auch Turnhallen oder sie erwirken ihren Angestellten in Turn- und Badeanstalten Preisvergünstigungen. Sehr zahlreich sind in Deutschland die Fabriken mit Turnplätzen; die Schlierbacher Aktienfabrik und einige andere Firmen machen das Turnen sogar zur Pflicht." Mehrere Tramwaygesellschaften in den Vereinigten Staaten, die ihr Personal nicht gern im Wirtshaus sehen, haben bei den Remisen Erholungsräume erbaut, die zum Speisen, Lesen, Billardspielen und Turnen eingerichtet sind. Auch fehlt es nicht an Bade- oder doch wenigstens Waschgelegenheiten. Die städtische Tramwayverwaltung von Liverpool hat das amerikanische Beispiel nachgeahmt, wobei Einrichtung, Beheizung und Beleuchtung von der Stadt unentgeltlich beigestellt werden; die sonstigen laufenden Kosten bestreitet das Personal, das aus zirka 1700 Mitgliedern besteht, welche wöchentlich 1 Penny einzahlen. „In hohem Grade wirkt auf die Erholungsfrage die Art und Weise ein, wie das Personal zur Arbeit kommt und von ihr wieder heimkehrt. Selbstverständlich ist es für die Arbeiter mit sitzender Beschäftigung am besten, zu Fuß zu gehen oder sich des Fahrrades zu bedienen. Handelt es sich um das letztere, so wird jede Firma es lohnend finden, für gehörige Unterbringung der Räder zu sorgen." So haben denn auch viele Fabriken große Remisen für die Fahrräder eingerichtet, in denen auch für Reinigung und Luftfüllung gesorgt wird. „Höchst nachahmenswert ist der wahrscheinlich einzig dastehende Gebrauch von Heinz & Co., an jedem schönen Arbeitstag eine elegante Zweispännerkutsche mit Fabriksarbeiterinnen zu füllen und in Begleitung eines wohlassortierten Picknickkorbes auf den ganzen Tag ins Grüne zu schicken — bei voller Lohnzahlung. Allmählich kommen sämtliche 700 Mädchen an die Reihe, am häufigsten die kränklichen oder schwächlichen." Von großer Bedeutung wäre auch die Bewilligung eines Urlaubes zu Erholungszwecken unter Ausbezahlung des Lohnes auch für die Urlaubszeit. Die wenigen Firmen, die es damit versuchten, haben eingesehen, daß die Unkosten durch bessere und treuere Arbeitsleistungen der im Urlaub Gewesenen schnell wieder eingebracht werden. „Die berühmte Guinneßsche Bierbrauerei in Dublin gibt jedem ständigen Angestellten, je nach Rang, Dienstalter und Beschäftigungsart, jährlich 1 bis 12 entlohnte Urlaubs-

Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

tage, außerdem wird in jedem Jahre ein großes Fest für das ganze Personal und dessen Angehörige veranstaltet und ausnahmslos jedem ein Ausflugstag bewilligt, dessen Datum man nach Belieben wählen kann und für welchen unverheiratete 2½ sh. sowie Bahnfreikarten (auf welcher Strecke immer bis zu einer Entfernung von 80 Kilometer) für sich und einen Freund, verheiratete 5 sh und ebensolche Freikarten für sich und die ganze Familie erhalten." Die Siegel-Cooper-Company in Neuyork läßt ihre Arbeiterinnen, je zehn zusammen, auf Geschäftsunkosten 14 Tage in einem Heim am Strande zubringen „und hat sogar die Höflichkeit, jedes der zweitausend Mädchen ihres Warenhauses mittels eleganter Einladungskarte zu befragen, wann es ihr ‚passen würde, 14 Tage in dem Heim am Meer zuzubringen'." Ebenso gesund als nützlich ist die Beschäftigung vor oder nach der Fabriksarbeit in einem Garten. Daher halten mehrere englische Fabriken besonders die jugendlichen Arbeiter zur Gärtnerei an, indem sie ihnen im Fabiksgarten ein eigenes Beet übergeben, sie mit den notwendigen Geräten und Sämereien versorgen und für die besten Ergebnisse Preise aussetzen. Der Erlös aus dem Verkauf der Blumen oder Gemüse gehört dem Inhaber des Beetes. — Wenn auch manche der erwähnten Wohlfahrtseinrichtungen etwas „amerikanisch" anmuten und sich nicht überall nachahmen lassen, so geben sie doch interessante Fingerzeige, wie menschenfreundliche Unternehmer für das Wohl und die Gesundheit ihrer Arbeiter sorgen können.

*

Eine Verteidigung der so oft ungerecht angegriffenen Psychiater bringt Professor Dr. Alexander Pilcz in der „Bergstadt" (Mai 1914, „Psychiatrie — Rechtsleben — Gesellschaftsschutz"). Die üblichsten Vorwürfe, die der Psychiatrie vom Publikum gemacht werden, seien darauf gegründet, daß z. B. bei Gericht der Sachverständige A den Angeklagten für geistesgesund erklärt, während der Sachverständige B ihn für irrsinnig hält; oder daß eine Irrenanstalt einen für geisteskrank befundenen Verbrecher nach einiger Zeit als geheilt entläßt, worauf er ein neues Verbrechen begeht und nun wieder für geistig unzurechnungsfähig erklärt wird; oder daß der Diebstahl eines Vornehmen mit Kleptomanie bezeichnet werde, während bei einem armen Teufel niemand nach seinem Geisteszustand frage; oder schließlich, daß ein nach Laienansichten „ganz Normaler" unter Kuratel gestellt und in eine Irrenanstalt gebracht werde. Was die viel bespöttelten Meinungsverschiedenheiten der psychiatrischen Sachverständigen betreffe, so sei zu bedenken, daß in der Natur die Gegensätze „gesund" und „krank" nicht durch eine unüberbrückbare Kluft scharf getrennt, sondern durch zahllose Zwischenglieder miteinander verbunden sind; zwischen voller geistiger Gesundheit und voller geistiger Krankheit befinden sich somit auch ausgedehnte Grenzgebiete; der Richter aber verlange vom Sachverständigen ein klares „Entweder — oder", krank oder gesund, auch bei Fällen, die eigentlich keines von beiden sind. „Die Meinungsverschiedenheiten der Sachverständigen (natürlich gleiche wissenschaftliche Ausbildung und Erfahrung vorausgesetzt) liegen nicht etwa in der Verschiedenheit der Diagnosenstellung, sondern in der sogenannten ‚Subsumption', in der Wertung eines Gemisches von pathologischen und normalen Zügen, die in das Prokrustesbett der Entweder-oder-Paragraphen eingezwängt werden sollen. Beide Sachverständige sind sich darüber vollständig im klaren und ebenso völlig einig, daß der betreffende

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschuldigte weder ein Geisteskranker, wie z. B. ein Paralytiker, ein an Verfolgungswahn Leidender oder dergleichen sei, noch anderseits ein geistig durchaus intaktes Individuum; allein der Richter, der mit einem Gutachten ‚50 Prozent Gesundheit, 50 Prozent Krankheit' nichts anzufangen weiß, stellt die bestimmte Frage, ob der Fall zurechnungsfähig sei oder nicht, und nun kommt es zu den Meinungsverschiedenheiten; die Gutachten gehen über die Darlegung des objektiven Befundes, der einfachen naturwissenschaftlichen Beschreibung hinaus und tragen, im Bestreben, zu ‚subsumieren', etwas Subjektives und damit Strittiges in das Gutachten." — Auch um über die Entlassung gemeingefährlicher Geisteskranker aus der Irrenanstalt richtig urteilen zu können, müsse man die bestehenden Verhältnisse tatsächlich kennen. Die Entlassung erfolge, wenn der Patient für geheilt befunden wird oder wenn er als harmloser Geisteskranker in häuslicher Pflege verbleiben kann oder endlich gegen Revers, das heißt diejenigen, welche den Kranken übernehmen, verpflichten sich durch ein Schriftstück, gewisse, von der Anstalt angegebene Bedingungen der Ueberwachung und Verpflegung einzuhalten. Dieser Revers wird von der politischen Behörde bestätigt. „In der Regel wird die Bestätigung verweigert, wenn die Anstaltsleitung in den Bedingungen ganz besonders die eminente Gemeingefährlichkeit des Patienten betont, vor dessen Entlassung zum Beispiel warnt. Allein es kommt eben immer wieder vor, daß ungeachtet der Warnung der Anstalt sogar derartige Reverse amtlicherseits bestätigt werden." Wenn nun ein solcher Kranker bald nach Verlassen der Anstalt irgend eine Schreckenstat begeht, wird die Anstaltsleitung mit Vorwürfen überhäuft, obgleich sie keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen hat. In anderen Fällen weiß der Psychiater recht gut, daß der momentan völlig geheilte Patient über kurz oder lang rückfällig und damit wieder gemeingefährlich werden wird. Doch die Anstalt kann ihn nicht zurückbehalten, nun darum, weil die Heilung nicht andauern kann; das wäre eine ungerechte Internierung eines Gesunden, über die das öffentliche Rechtsempfinden empört sein dürfte. Es verhält sich da genau so wie im Strafrechtsverfahren: „Ein unverbesserlicher Gewohnheitsverbrecher, von welchem Richter wie Strafhausbeamte genau wissen, daß er nach Verbüßung seiner xten Strafe zum xten Male kriminell werden wird, darf ja doch nicht lediglich wegen der zu befürchtenden Gemeingefährlichkeit auch nur eine Sekunde länger in Haft behalten werden, als dies seiner jeweiligen letzten Straftat eben entspricht." Endlich aber sei noch zu erinnern, daß eine Irrenanstalt nur notorisch Geisteskranke behalten darf; wenn nun — immer in Berücksichtigung der oben erwähnten Grenzgebiete zwischen gesund und krank und des subjektiven Urteils über ihre graduelle Wertung — der Anstaltsarzt den ihm auf dem Verwaltungswege zugestellten Delinquenten nicht so weit geisteskrank findet, daß er interniert werden müßte, so kann ihm kein Staatsanwalt der Welt anbefehlen, die Meinung des Gerichtsarztes zu teilen. „Das Widerstreben der Anstaltsärzte gegen die Aufnahme und Verpflegung derartiger Kategorien von psychisch Abnormen entspringt aber nicht vielleicht theoretisierender Spitzfindigkeit und Lust am diagnostisch-klassifikatorischen Streiten, sondern praktisch höchst gewichtigen Uebelständen, welche der Aufenthalt der hier in Frage stehenden psychischen Grenzfälle in den Irrenasylen mit sich bringt. Gerade derartige Patienten eignen sich ihrer Beschaffen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit nach durchaus nicht für die humanen Einrichtungen moderner Heilanstalten, deren oberster Grundsatz möglichst freie Behandlung ist, die jeglicher straffer Disziplinarmittel entbehren, jeglicher gröberer Sicherheitsmittel, wie Eisen, Ketten, Handschellen usw. Diese Art geistig Minderwertiger gehört aus wissenschaftlichen Gründen nicht einfach ins Zuchthaus, aus praktischen Gründen aber ebensowenig in eine Irrenanstalt; sie würden eigene Asyle erfordern." Der Verfasser kommt dann auf den Vorwurf der „Klassenjustiz" zu sprechen; es sei zutreffend, daß Rechtsbrecher aus guten Familien häufiger mit Kleptomanie oder moral insanity entschuldigt werden als Verbrecher aus einfachen Volksschichten; „die Gründe hierfür sind aber nicht bei den Psychiatern gelegen. Wenn ein Individuum, das eine tadellose Erziehung genossen hat, bei dem die Momente drückender materieller Notlage oder dergleichen fehlen, dessen Milieu das denkbar günstigste genannt werden kann, trotzdem immer wieder gegen das Strafgesetz sich vergeht: dann wird eben der Laie stutzig, der Verdacht, daß da vielleicht in der psychischen Beschaffenheit dieses Menschen etwas nicht ganz in der Ordnung sein könne, taucht auf; man gibt sich überhaupt Mühe, der Sache nachzugehen, der Psychiater wird befragt, der dann eben nicht so selten tatsächlich diese oder jene geistigen Anomalien entdeckt. Bei dem armen Taglöhnersohne, der auf der Straße aufgewachsen war, der allen verderblichen, entsittlichenden Einflüssen der Großstadt ausgesetzt ist, der hungert und friert, bei dem glaubt man ohneweiters jede Straftat einfach aus seiner Umgebung heraus erklären zu können, das Psychologische des Deliktes scheint ja klar, man zieht den Arzt überhaupt gar nicht weiter zu Rate. Wo es aber doch geschieht, da kann man sich unschwer überzeugen, daß auch bei Verbrechern dieser Gesellschaftsschichten jene gewissen Diagnosen nicht allzu selten gestellt werden." — Die Furcht vor den „widerrechtlichen" Internierungen aber sollte wenigstens in gebildeten Kreisen endlich verschwinden. Wenn man weiß, mit welchen Kautelen die Aufnahme in eine Irrenanstalt verknüpft ist, daß das zuständige Landesgericht in Zivilrechtssachen von jeder Aufnahme sofort verständigt werden muß, daß der Geisteszustand des Betreffenden durch eine gerichtliche Kommission festgestellt werden muß, daß bei Entmündigungsangelegenheiten nicht auf die Sachverständigen allein, sondern auch auf Zeugen gehört werden muß, — dann müsse man wohl endlich einsehen, daß ungerechtfertigte Internierungen und irrtümliche Kuratelverhängungen so gut wie ausgeschlossen sind. „In betreff der Entmündigung vermeintlich ‚ganz Normaler' kommt übrigens noch eine merkwürdige Erscheinung in Betracht. In allen übrigen Zweigen menschlichen Könnens und Wissens gibt es keine Berufung gegen das Urteil desjenigen, der das jeweilige Fach gelernt hat, der es versteht. Kein Tischler wird es wagen dürfen, einem Koch etwas darein reden zu wollen, kein Architekt wird der Anschauung sein, daß er auf Grund seines ‚gesunden Menschenverstandes' ohne andere Kenntnisse von Malerei und Musik etwas verstände. Nur bei der Seelenheilkunde soll das Laienurteil maßgebend sein!" Und wenn nun das Laienurteil sich mit dem des Psychiaters nicht deckt, dann wird der letztere der Unkenntnis oder gar des absichtlich falschen Urteils beschuldigt. „Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß der gegenwärtig vorliegende Gesetzentwurf zum österreichischen Strafgesetze Bestimmungen enthält, welche allen den oben angedeuteten Unzukömmlichkeiten mit einem Schlage ein Ende bereiten werden. Es sei z. B. erwähnt,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß eine ‚verminderte' Zurechnungsfähigkeit, entsprechend eben jenen gewissen psychischen Grenzfällen, vorgesehen ist. Für verbrecherische Geisteskranke wird es eigene Asyle geben, die weder Zuchthaus noch Irrenanstalt sein werden; es wird in der Einführung der sogenannten ‚Verwahrungshaft' statt der Strafhaft die Möglichkeit zeitlich unbegrenzter Internierung geboten sein, je nach der Gemeingefährlichkeit des psychisch abnormen oder geisteskranken Rechtsbrechers. Nur nebenbei sei hervorgehoben, daß gerade die letzterwähnte Einrichtung zugleich das wirksamste Mittel gegen die anwidernde Simulations- und Übertreibungssucht sein wird, die heutzutage den Verbrecher, dessen Familie und manchmal auch den Verteidiger beseelen. Kommt es erst zum allgemeinen Bewußtsein, daß der Übeltäter, wenn er gar zu sehr ‚psychisch abnorm' ist, statt mit einigen Monaten Zuchthaus mit einer Internierung von unabsehbarer Dauer zu rechnen hat, dann wird das naturgemäße Bestreben herrschen, möglichst gesund zu sein, während derzeit auf das Kranksein, wie v. Wagner einmal sagte, geradezu eine Prämie gesetzt ist."

*

In der neuen Cottaschen Monatsschrift „Der Greif" (I. Jahrgang, Heft 7) plaudert Regierungsrat Dr. Lindau über „Die Presse und das Verbrechen". In den Anforderungen, welche das Publikum an die Zeitungen in bezug auf Berichte von Verbrechen und Gerichtsverhandlungen usw. stellt, seien zwei Strömungen bemerkbar: Widerwille gegen die Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf verbrecherische Ideenkreise, vermischt mit Besorgnis vor der heraufbeschworenen Nachahmungsgefahr, und Wiß- oder Sensationsbegierde, der die Berichte nicht ausführlich genug sein können. Die erstgenannte Strömung gelange in Wort und Schrift, die zweite in Absatz und Abonnentenzahl zum Ausdruck. Eine pflichtbewußte Redaktion dürfe die gesellschaftsfeindlichen Phänomene der Kriminalität nicht aus dem Erörterungsstoff ausschalten, dürfe die unter das Strafgesetz fallenden antisozialen Aeußerungen des Volkslebens nicht unberücksichtigt lassen, wenn sie nicht das Gesamtbild fälschen soll. „Das Verbrechen als Massenerscheinung wie als charakteristischer Einzelfall ermöglicht die wertvollsten Rückschlüsse auf kulturelle und politische Faktoren und beansprucht in seiner symptomatischen Bedeutung die ernste Aufmerksamkeit des Staatsbürgers, der Regierung und der Parlamente, damit aber auch der öffentlichen Meinung und der Presse. . . . Die Gründlichkeit der modernen Gerichtsverhandlung, die mehr und mehr bestrebt ist, das Verbrechen aus der ganzen Individualität des Täters, aus der Gesamtheit des Milieus zu erklären, rollt vor der Oeffentlichkeit große Lebensgebiete auf, die sonst niemals in den Gesichtskreis Fernerstehender getreten wären. Rekrutenreitbahn und Offizierskasino, Atelier und Bankdirektion, Redaktions- und Parteibureau haben diese Durchleuchtung ertragen müssen. Zudem bietet sich Gelegenheit, zu prüfen und zu beobachten, in welcher Form die Auseinandersetzung zwischen staatlicher Machtfülle und dem Individuum sich abspielt. Deshalb beherrscht der Grundsatz der Öffentlichkeit, von wenigen genau festgelegten Ausnahmen abgesehen, unser Gerichtsverfahren. Er würde zur Phrase herabsinken, wollte man die Verbreitung der Prozeßergebnisse durch die Presse hindern oder erschweren." Die ihrer Verantwortung bewußte Redaktion werde aber auch wissen, wie weit sie gehen kann, was be-

Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

richtet werden muß und was als unnütz fortzubleiben hat. „Gebührt der Presse Recht und Pflicht, mitzuarbeiten an der Aufdeckung und Unterdrückung des Verbrechens, so erwächst ihr daraus nach eiserner Logik der Zwang, sich jeder Veröffentlichung zu enthalten, die geeignet ist, selbst materiell oder formell als Kriminalitätsfaktor zu wirken, das heißt neue Untaten zu zeugen oder der Strafverfolgung hindernd in den Weg zu treten. Unmittelbar zur Verübung strafbarer Handlungen verleitet die eingehende Beschreibung der Mittel und Wege, deren sich die Verbrecherwelt bedient. Die Zusammensetzung der Höllenmaschine, die modernste Einbruchstechnik, neue Gauner- und Betrügertricks, die raffinierteste Methode der Giftbeschaffung oder -beibringung dienen nicht zur Unterhaltung — kaum zur Warnung — des harmlosen Lesers. Solche Schilderungen werden von den Repräsentanten der chronischen Kriminalität mit Aufmerksamkeit verfolgt und ausgenutzt, sie wirken als hohe Schule für den Anfänger und werden nicht selten die Brücke für die ersten entscheidenden Schritte der Schwankenden und Strauchelnden zur abschüssigen Bahn des Verbrechens. Von verderblichster Suggestivkraft sind natürlich auch Lob und Preis, die der Verschlagenheit oder dem Witze, dem Mut und der Kraft des Täters gespendet werden. Auf gleicher Stufe stehen verlockende Bilder der romantischen Ungebundenheit, der spannenden Reize oder der reichen Erfolge des Verbrecherlebens — Glückseiten, die übrigens nur in blühender Reporterphantasie existieren. In Wahrheit führen Einbrecher und Diebe, Hochstapler, Dirnen und alle ihre Zunftgenossen ein mühevolles Angstdasein, gehetzt von Polizei und Gericht, ausgebeutet von Hehlern und Mitwissern, meist im Zuchthause, sicher im Elend endend. Eingestreute Hinweise auf diese jämmerliche Wirklichkeit können dem Kriminalbericht manche bedenkliche Spitze abbrechen." Dringend wünschenswert sei natürlich die Behütung der leicht empfänglichen Jugend vor dem Einfluß solcher Zeitungsberichte, aber der Presse kann diese Rücksicht nicht durchwegs aufgelegt werden, ohne die berechtigten Ansprüche der Öffentlichkeit nach Aufklärung zu verkürzen. „Die Fernhaltung ungeeigneter Lektüre von Minderjährigen ist die Pflicht der Erziehungsgewalten — Familie, Schule, Kirche —, im äußersten Falle der staatlichen Ersatz- (Fürsorge-) Erziehung." Schwierig und verantwortungsvoll gestalte sich die Mitwirkung der Presse im Ermittlungsstadium eines Verbrechens. Sie muß als mächtiger Bundesgenosse der Untersuchungsbehörde gewürdigt werden und ist zur Mitarbeit an der Strafverfolgung berufen, „darum handelt sie der eigenen Zweckbestimmung zuwider, wenn falsche oder verfrühte Nachrichten die Untersuchung stören, die Fäden verwirren, den Täter warnen, Zeugen, Schöffen oder Geschworene mit vorgefaßter Meinung erfüllen . . . Pflicht der anständigen Kriminalberichterstattung ist dagegen die Aufnahme aller Mitteilungen, durch deren Verbreitung Polizei oder Gericht die Überführung oder Ergreifung des Verbechers zu fördern suchen. Diese Ziele sind nur zu erreichen durch dauerndes, von gegenseitigem Verständnisse getragenes Zusammenarbeiten von Presse und Behörde." Die Zeitungen sollten keine unrichtigen oder störenden Berichte aufnehmen, während anderseits dafür gesorgt werden muß, daß die Tagespresse richtige Nachrichten von den Behörden zugestellt erhalte.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

HERDERSCHE VERLAGSHANDLUNG, FREIBURG i. B.
B. HERDER VERLAG, WIEN I., WOLLZEILE 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Cathrein, V., S. J., Die katholische Weltanschauung in ihren Grundlinien mit besonderer Berücksichtigung der Moral. Ein apologetischer Wegweiser in den großen Lebensfragen für alle Gebildete. Dritte und vierte, durchgesehene Auflage. 8° (XVI u. 582 S.) *M* 6.50 (*K* 7.80); geb. in Leinw. *M* 7.50 (*K* 9.—).

Ein sicherer Führer in den großen Lebensfragen, eine kurze und dabei doch gründliche Apologetik der ganzen katholischen Weltanschauung ist diese Schrift. Die Darlegungen sind in ihrer einfachen Klarheit eindringend und überzeugend

Ehrenborg, F., S. J., Zum Priesterideal. Charakterbild des jungen Priesters Johannes Coassini aus dem deutsch-ungarischen Kolleg in Rom. Mit neun Bildern. 8° (XII u. 312 S.) *M* 3.60 (*K* 4.32); geb. in Leinw. *M* 4.40 (*K* 5.28).

Das Lebensbild einer nach Heiligkeit strebenden Jünglingsseele unserer Tage. Das Buch gewährt tiefe Einblicke in das Ringen, Beten und Arbeiten des in jungen Jahren (1912) vollendeten Priesterlebens.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1913—1914: 29. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Doktor **J. Plaßmann.** Mit 96 Bildern auf 10 Tafeln und im Text. Lex.-8° (XVIII u. 446 S.) In Leinw. *M* 8.— (*K* 9.60).

Das „Jahrbuch" orientiert vielseitig und gründlich über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften. Nicht nur für den Fachmann, auch für den gebildeten naturwissenschaftlich interessierten Laien gewährt die Lektüre unbestrittenen Nutzen und hohen Genuß. Der neue Jahrgang zeigt neben einer wesentlichen Vermehrung der behandelten Einzelthemen (rund 400) eine bedeutende Bereicherung der illustrativen Ausstattung.

Menge, G., Franziskaner, Die Wiedervereinigung im Glauben. Ein Friedensruf an das deutsche Volk.

I. Bd.: **Die Glaubenseinheit.** 8° (XXIV u. 274 S.) *M* 3.80 (*K* 4.56); in Leinw. *M* 4.60 (*K* 5.52).

Ein Sohn des Friedensboten Franz von Assisi schildert die große Bedeutung der Glaubenseinheit für unser deutsches Vaterland. Das Buch bespricht voll reiner irenischer Absicht und doch mit aller positiven Bestimmtheit brennende Fragen der Gegenwart.

Pellegrini — Ein Glaubensheld der modernen Zeit: Contardo Ferrini, o. ö. Professor des römischen Rechts an der Universität Pavia. Nach der Biographie von Dr. C. Pellegrini übersetzt von Dr. A. Henggeler. 8° (VIII u. 140 S.; 1 Bildnis). *M* 1.80 (*K* 2.16); in Leinw. *M* 2.50 (*K* 3.—).

Contardo Ferrini ist in seinen glänzenden Eigenschaften (als Mann des Glaubens und der Wissenschaft, im öffentlichen Leben und als Naturfreund) ein erhabenes Beispiel für die Gebildeten von heute und namentlich für die studierende Jugend.

Vermeersch, Dr. A., S. J., Die Toleranz. Deutsche Ausgabe von Dr. A. Sleumer. 8° (XXVI u. 334 S.) *M* 3.50 (*K* 4.20); in Leinw. *M* 4.50 (*K* 5.40).

Diese auf reichem Quellenmaterial sich aufbauende Schrift behandelt die ganze weite Frage der Toleranz und legt zahlreiche Irrtümer dar. Helle Schlaglichter fallen dabei auf so manche wirre religiös-politische Verhältnisse in Deutschland. Jeder Gebildete wird die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Ruhe geschriebene, dem wahren Frieden dienende Schrift willkommen heißen.

Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Reisebureau „Courier“

Telephon 310. **Nagel & Wortmann** Telephon 1097.

Fahrkarten-Stadtbureau der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
Fahrkartenbureau der k. k. priv. Südbahngesellschaft.

WIEN I, Operngasse 6, gegenüber der k. k. Hofoper.

ABBAZIA, Hotel Stefanie.

Fahrkarten nach allen Stationen des In- und Auslandes. — Kombinierbare Rundreisebillets.

Zur „großen Fabrik“ Stefan Esders

Wien VII. Bz.
Mariahilferstr. 18
Ecke
Karl Schweighofergasse

Großes Etablissement für Herren-, Damen-, Knaben- und Mädchenbekleidung fertig und nach Maß. —— Pelzwaren aller Art für Herren und Damen.

Großes Lager in Herren-, Damen- u. Kinderschuhen, Herren- und Knabenhüten u.-Kappen, Damen- u. Kinderwäsche und Handschuhe; Schirme, Stöcke, Krawatten, Hosenträger, Gürtel, Socken, Strümpfe.

NEUE ABTEILUNG: Bett-, Tisch- und Hauswäsche.

Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe!

Vorzüglich eingerichtetes Atelier für Maßarbeiten der Schneiderbranche.

Illustrierte Preisliste mit Anleitungen zum Selbstmaßnehmen auf Verlangen gratis und franko.

Äußerst billig gestellte, streng feste Preise!

Franko-Versand in die Provinz bei Aufträgen von Kronen 25·— aufwärts.

Unverfälschter

Naturwein

also Weine, wie solche hier gedeihen, versendet per Viertelhektoliter i. Leihgebinden

FRANZ PORUPKA

Groß-Kadolz bei Mailberg, Nied.-Öst.

Preise per 100 Liter in Kronen.

Meßweine:

1910er, gute Qualität	75
1911er Wein, feiner Naturwein,	80—100
1909er Wein, feiner Naturwein	80
1909er prima feiner Naturwein	85
1908er guter, feiner Naturwein	90
1908er prima feiner Naturwein	100
1905er prima feiner Naturwein	100
1903er prima feiner Naturwein	110
1901er prima feiner Naturwein	120
1898er prima feiner Naturwein	100
1893er prima feiner Naturwein	120
Sehr alter Weißwein, Auslese	140

Rotweine:

Feiner alter Rotwein	80
1905er feiner Rotwein	90
1901er feiner Rotwein	100
Feinster alter Rotwein	120

Fetter, süßer Ausbruchwein:

Weiß, fett, süß, kräftig	160
Rot, fett, süß, kräftig	170

Essige:

Feinster Tafelessig	24
Feinster Weinessig	48

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1913.

Von Dr. Th. Innitzer, Generalsekretär der Leo-Gesellschaft.

Das 22. Bestandsjahr der Leo-Gesellschaft steht im Zeichen wichtiger Personalveränderungen.

In der Sitzung des Direktoriums am 29. Jänner 1913 legte Hofrat und Prälat Dr. Franz M. Schindler schriftlich das Amt des Generalsekretärs nieder. Er hatte es durch volle 21 Jahre mit der größten Umsicht, Unverdrossenheit und Tatkraft geführt; aber noch mehr: Hofrat Schindler gehört zu jenen Männern, die als Gründer an der Wiege der Leo-Gesellschaft gestanden; er war es, der ihre Organisation erdachte (wie Pfarrer Bauchinger ihr den Namen gab), er war von Anfang an die Seele der Gesellschaft und ist vielfach mit ihr identifiziert worden. Die Erfolge der Leo-Gesellschaft sind größtenteils ihm zu verdanken. Mit Wehmut und Bedauern sah ihn das Direktorium als Generalsekretär scheiden; erfreulicherweise bleibt Prälat Schindler auch fernerhin dessen Mitglied. Sein Name wird immerdar höchst ehrenvoll mit der Geschichte der Gesellschaft verbunden bleiben. Die Generalversammlung in Salzburg ernannte Hofrat Schindler zum Ehrenmitgliede und ließ ihm ein Ehrendiplom überreichen.

Diese Änderung hatte leider eine zweite im Gefolge. Seine Durchlaucht Prinz Franz von und zu Liechtenstein legte mit Rücksicht auf seine häufige und lange Abwesenheit von Wien die Präsidentschaft nieder. Da Se. Durchlaucht diesen Entschluß als einen unabänderlichen bezeichnete, konnte die Generalversammlung in Salzburg nichts anderes tun, als den Rücktritt Sr. Durchlaucht mit dem größten Bedauern zur Kenntnis zu nehmen. Wie Freiherr v. Helfert war auch der zweite Präsident der Leo-Gesellschaft Präsident der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege. Seine gefeierte Persönlichkeit, sein lebhaftes Interesse für die Kunst und seine Verdienste um die historische Forschung lassen dieses wenngleich nur kurze Zeit währende Präsidium besonders glanzvoll erscheinen. In dankbarer Anerkennung dieser Tatsachen hat das Direktorium für die Generalversammlung des Jahres 1914 den Antrag vorbereitet, Se. Durchlaucht den Fürsten Liechtenstein zum Ehrenmitgliede zu ernennen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Anregung des scheidenden Präsidenten verdankt die Leo-Gesellschaft auch die Initiative zur Wahl des neuen Präsidenten. Auf der Generalversammlung in Salzburg wurde zunächst das Direktorium, dessen sechsjährige Funktionsdauer abgelaufen war, neu gewählt. Dieses erkor aus seiner Mitte zum dritten Präsidenten Se. Exzellenz den hochwürdigsten Herrn Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien. Diese Wahl wurde mit großer Begeisterung aufgenommen, weil sich niemand verhehlen konnte, daß die besondere Auszeichnung, den Oberhirten Wiens und der ersten Diözese Oesterreichs zum Präsidenten zu haben, den Glanz der Leo-Gesellschaft erhöhen müsse und daß das persönliche Interesse des ehemaligen Professors in Fürsterzbischof Piffl einen Förderer aller wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, denen die Leo-Gesellschaft dient, erhoffen lasse.

Und der erste Akt der Wirksamkeit des neuen erlauchten Präsidenten war eine angenehme Ueberraschung und sehr erwünschte Hilfe für unsere Gesellschaft: in hochherziger Weise überließ ihr Se. Exzellenz im fürsterzbischöflichen Palais drei praktische und würdige Räume zur Benützung für die Kanzlei und die Sektionsberatungen. Schon vor der Uebersiedlung ins neue gastliche Heim, die Ende Januar 1914 erfolgte, drängte die Frage der Bibliothek zur Lösung. Nach reiflicher Erwägung aller Umstände wurde beschlossen, die Bücherbestände Sr. Exzellenz dem hochwürdigsten Herrn Präsidenten zur Verfügung zu stellen, damit sie im neuen Alumnatsgebäude eine praktische und für die wissenschaftliche Verwendung zweckdienlichere Aufstellung fänden.

Das nach außen am meisten hervortretende Ereignis des Jahres 1913 ist, wie schon erwähnt, die 22. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, die vom 4. bis 6. Oktober in Salzburg abgehalten wurde, und zwar in etwas weiterem Rahmen, als die seit 1906 in Wien veranstalteten es waren. Sie nahm folgenden Verlauf:

Am 4. Oktober fand im großen Saale des Peterskellers der Begrüßungsabend statt, den Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel, der verdienstvolle Leiter des Lokalkomitees, eröffnete. Sonntag, den 5. Oktober wohnten die Teilnehmer an der Tagung einem Pontifikalamte in der Stiftskirche zu St. Peter bei, das vom hochw. Herrn Abt Willibald Hauthaler um 9 Uhr vormittags zelebriert wurde. Nach 10 Uhr wurde in der Stuba academica des Studiengebäudes unter dem Vorsitze des 1. Vizepräsidenten Hofrates Dr. Heinrich Swoboda die geschlossene Generalversammlung abgehalten, in der zunächst die Neuwahl des Direktoriums für das nächste Sexennium vorgenommen wurde; als neue Mitglieder wurden in das Direktorium gewählt: Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof von Wien Dr. Friedrich Piffl, Oberkommissär Ingenieur Rudolf Pozděna (Klosterneuburg) und Doktor P. Wilhelm Schmidt in St. Gabriel bei Wien. Hierauf erstattete der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generalsekretär den Bericht über den Stand und die Arbeiten der Gesellschaft, Universitätsprofessor Dr. Malfatti-Innsbruck berichtete über den Zweigverein für Tirol und Vorarlberg und Universitätsprofessor Doktor Seipel über den neugegründeten Zweigverein Salzburg. Ueber Antrag des Direktoriums wurde der abtretende Generalsekretär Hofrat Schindler zum Zeichen des Dankes für seine hervorragenden Verdienste um die Gesellschaft einstimmig zum Ehrenmitgliede ernannt und die Ueberreichung eines Ehrendiploms an ihn genehmigt.

Unmittelbar anschließend hielten die philosophisch-theologische und die historische Sektion in der Aula des Studiengebäudes unter Vorsitz des Universitätsprofessors Hofrates Dr. Josef Hirn ihre Sitzungen ab. Erstere war ausgezeichnet durch einen Vortrag des Universitätsprofessors Doktor Martin Grabmann-Wien über „Thomas von Aquin im Werturteil der modernen Wissenschaft", letztere durch den Vortrag des Archivdirektors Dr. Andreas Mudrich-Salzburg über „Die Salzburger Universität unter Erzbischof Hieronymus und dessen Reformversuch".

Unterdessen zogen sich die Mitglieder des Direktoriums zur Neuwahl des Präsidiums zurück. Infolge einer schriftlichen Erklärung des bisherigen Präsidenten, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein, daß er zu seinem größten Bedauern nicht in der Lage sei, eine Wiederwahl anzunehmen, wurde zum Präsidenten gewählt Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl. Zum 1. Vizepräsidenten wurde wiedergewählt Hofrat Dr. Swoboda, zum 2. Vizepräsidenten Hofrat Dr. Hirn, zum Generalsekretär Universitätsprofessor Dr. Innitzer, zum Schatzmeister wurde wiedergewählt Rechnungsdirektor Rudolf Müller. Dem scheidenden Präsidenten beschloß das Direktorium die Ehrenmitgliedschaft zu übertragen.

Die öffentliche Generalversammlung, die um 4 Uhr nachmittags in der Aula academica des Studiengebäudes stattfand, war ausgezeichnet durch die Anwesenheit Sr. Eminenz des (seither verstorbenen) Kardinal-Fürsterzbischofs von Salzburg Dr. Johannes Katschthaler, ferner des Landespräsidenten Dr. v. Schmitt-Gasteiger, des Landeshauptmanns Exzellenz Prälaten Winkler, des Weihbischofs Dr. Rieder, des Abtes Willibald Hauthaler, des Landeshauptmanns von Oberösterreich Prälaten Hauser und vieler distinguierter Persönlichkeiten aus dem Offizierskorps, dem Beamtenstande und der Damenwelt. Der Vorsitzende Prälat Swoboda teilte die Wahl des neuen Präsidenten mit, die mit freudigem Beifall aufgenommen wurde. Nach den Begrüßungsansprachen Sr. Eminenz des Herrn Kardinals Katschthaler, des Landespräsidenten und des Landeshauptmanns hielt Herr Dr. Richard v. Kralik die Festrede über „Onno Klopp als deutscher Historiker". Der interessante und gehaltvolle Vortrag, der reichen Beifall fand, ist veröffentlicht im 1. Heft der „Kultur", XV. Jahrgang, 1914. Vizepräsident Hofrat Hirn schloß die Versammlung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einem Appell an die Anwesenden, die Unternehmungen der Gesellschaft zu fördern.

Am Abend fand dann im großen Saale des Kurhauses der Kommers des Kartellverbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen statt, der einen glänzenden Verlauf nahm und durch die Anwesenheit des hochwürdigsten Herrn Kardinals Katschthaler eine besondere Auszeichnung erhielt.

Montag, halb 10 Uhr vormittags hielt die Literarische Sektion eine Sitzung ab, in der Dr. Joh. Eckardt einen Vortrag über „Die dichterische und literarische Bedeutung von Alban Stolz" hielt, mit dem zugleich der 30. Wiederkehr von dessen Todestag gedacht werden sollte.

Um 11 Uhr vormittags fand endlich die letzte Versammlung statt; ihr Zweck galt der Gründung einer neuen Sektion für Homiletik und Rhetorik. Zur Einleitung hielt P. Viktor Kolb, S. J. einen meisterhaften Vortrag über „Die Erhabenheit der Redekunst". Hierauf stellte Universitätsprofessor Dr. Franz Fiala-Salzburg den formellen Antrag auf Gründung der Sektion, der einstimmig angenommen wurde. In deren Präsidium wurden gewählt: Direktor Dr. Giese (Obmann), Msgre. Franz Stingeder (Stellvertreter), Hofkaplan Privatdozent Dr. Dorfmann und Domprediger Heumann (Sekretäre). Theologieprofessor Dr. P. Rösler-Mautern referierte über den zweiten homiletischen Kurs in Ravensburg.

Hierauf schloß Hofrat Dr. Swoboda die Versammlung und die Tagung mit dem Ausdrucke des Dankes an alle Faktoren, die sich um das Gelingen der Generalversammlung verdient gemacht, besonders das Lokalkomitee mit Herrn Universitätsprofessor Dr. Seipel an der Spitze.

Die Wahl der Stadt Salzburg zum Orte der Generalversammlung hängt mit einem anderen bemerkenswerten Ereignis des Jahres 1913 zusammen. Hier hatte die rührige Wirksamkeit mehrerer Mitglieder der Leo-Gesellschaft, die unter der Leitung des Universitätsprofessors Dr. Seipel seit dem Herbste des 1912 monatliche Vortragsabende veranstalteten, zur Gründung eines neuen Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für das Kronland Salzburg geführt, die vom Direktorium am 4. Juni 1913 genehmigt wurde. Der Zweigverein konstituierte sich am 22. September und wählte zum ersten Obmann Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel, dessen verdienstvolle Tätigkeit wohl den Hauptanstoß zu dieser Neugründung der Leo-Gesellschaft gegeben hat. (Die Vorstandsmitglieder vgl. p. XIII.)

Im übrigen arbeitete die Leo-Gesellschaft auch während des abgelaufenen Jahres ruhig und gleichmäßig weiter in den vorgezeichneten Bahnen ihrer Betätigung in den Sektionen und in ihren literarischen Unternehmungen. Das „Allgemeine Literaturblatt", das jährlich zirka 1200 Werke bespricht, erschien im 22., „Die Kultur, Vierteljahrsschrift für Wissenschaft, Literatur, und Kunst", die den Mitgliedern als Vereinsgabe geboten wird, im 14. Jahrgang; beide Blätter werden seit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer Begründung in gleich unermüdlicher Umsichtigkeit von Dr. Franz Schnürer, Direktor der Allerhöchsten Privatbibliothek Sr. Majestät in Wien, herausgegeben. — Als Nachklänge zum I. Katechetischen Kongreß des Vorjahres (vgl. Jahresbericht 1912) erschien in zwei Bänden der „Bericht über die Verhandlungen des Kongresses für Katechetik, Wien 1912", herausgegeben von der katechetischen Sektion der österreichischen Leo-Gesellschaft, redigiert von Emmerich Holzhausen, f.-e. geistl. Rat und Bürgerschulkatechet (Großoktav, XLI und 650 S.). I. Teil: Einleitendes, 1. Sektion: Allgemeines und Volksschule. II. Teil: 2. Sektion: Gymnasium und Realschule; 3. Sektion: Lehrerbildungsanstalt. Zusammenfassung der Thesen, Register. Wien, 1913, Verlag der katechetischen Sektion, in Kommission bei H. Kirsch, K 5·50. Desgleichen wurde das auf demselben Kongreß angeregte „Katholische Religionsbüchlein für die unteren Klassen der Volksschule", verfaßt von W. Pichler, Katechet in Wien (mit Illustrationen von Philipp Schumacher), von diesem in dankenswerter Weise der Leo-Gesellschaft zur Herausgabe übertragen und verspricht der katechetischen Sektion bei seiner Gediegenheit einen neuen Erfolg. — Die Festschrift zum Eucharistischen Kongreß in Wien: „Das Konzil von Trient, sein Schauplatz, Verlauf und Ertrag", von Dr. H. Swoboda (Verlag der Leo-Gesellschaft) erschien in zweiter Auflage. — Die Herausgabe des „Anthropos" (Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, herausgegeben von P. W. Schmidt, S. V. D., St. Gabriel-Mödling) wurde wie bisher mit 1000 K unterstützt. Die Vortragstätigkeit wurde wie in den früheren Jahren teils an den Montagsabenden, teils in den Sektionssitzungen in gewohnter Weise fortgesetzt.

Erstere standen unter der rührigen und geschickten Leitung des Professors an der Lehrerakademie Josef Neumair und hatten sich durchwegs eines regen Besuches und lebhaften Interesses zu erfreuen. Die Vorträge waren folgende:

13. Jänner: K. u. k. Hauptmann E. Kuchinka (k. u. k. Technische Militärakademie in Mödling): „Reiseeindrücke vom Balkan." (Mit Lichtbildern.)

20. Jänner: Hermenegild Wagner, Redakteur der „Reichspost": „Aus meiner Kriegsberichterstattung."

27. Jänner: Gemeinderat Dr. Ignaz Stich: „Die Wiener Wohnungsfrage."

3. Februar: (Autorenabend): Schriftsteller Hans Schrott-Fiechtl (Berlin) und Klaviervirtuosin Frau Anny von Newald-Grasse (Melk).

10. Februar: P. Paul Camelli, S. J. (Graz): „Der jetzige Stand und die Entwicklung der Funkentelegraphie."

17. Februar: Zentraldirektor des Katholischen Volksbundes August Schaurhofer: „Probleme der katholischen Volksorganisation."

24. Februar: Frau Gräfin Gerta Walterskirchen: „Die Richtlinien der katholischen Frauenbewegung."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. März: Dr. Karl Zacherl: „Die Jesuitenfrage im Deutschen Reiche."

10. März: Dr. Wiard von Klopp: „Die Versöhnung der Häuser Hohenzollern und Welf."

17. März: Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer: „Christus der Sacäenkönig (Hypothesen über die Dornenkrönung)."

31. März: Oberingenieur Rudolf Pichler: „Architektur- und Kulturbilder aus der Wachau." (Mit vielen Lichtbildern.)

7. April: Dr. Vinzenz Ludwig, Theologieprofessor und Chorherr des Stiftes Klosterneuburg: „Kulturbilder aus dem Stift Klosterneuburg." (Mit Lichtbildern.)

14. April: K. u. k. Hauptmann Graf Lavaulx, Lehrer an der k. u. k. Technischen Militärakademie in Mödling: „Kartographie mit Berücksichtigung des k. u. k. Hauptmann Theodor Scheimpflugschen aerophotogrammetrischen Verfahrens."

21. April: Professor P. Wilhelm Schmidt (St. Gabriel): „Germanentum, Slawentum und die Balkanereignisse."

28. April: Hans Brečka, Burgtheaterreferent der „Reichspost": „Die heurigen Novitäten des Burgtheaters."

5. Mai: Paul Siebertz, Herausgeber von „Österreich-Ungarn": „Die heutige Situation in Albanien."

19. Mai: Professor Dr. Josef Krauter (Klosterneuburg): „Die Politik Metternichs im griechischen Freiheitskampfe 1823—1833."

26. Mai: Professor Dr. Karl Hauschild: „Österreichs Anteil an den Kämpfen und Erfolgen des Jahres 1813."

3. November: Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Oehl (Freiburg, Schweiz) „Die neu entdeckten indogermanischen Sprachen in Zentralasien — ihre sprach- und religionswissenschaftliche Bedeutung."

10. November: Professor Vinzenz Goller: „Der kirchliche Volksgesang, eine kulturelle Macht." (Mit musikalischen Illustrationen.)

24. November: Reichsratsabgeordneter Direktor August M. Kemetter: „Die Auswanderungsfrage in Österreich unter Berücksichtigung der ethnologischen und wirtschaftlichen Verhältnisse."

1. Dezember: Lichtbildervortrag des Professors Josef Neumair: „Schildereien aus Tirol" (Natur, Geschichte, Kunst, Bilder von Defregger und Egger-Lienz).

15. Dezember: Diskussion über den „Monismus". Eingeleitet von P. Friedrich Klimke, S. J.

22. Dezember: (Autorenabend, mitveranstaltet vom Verbande katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs.) Vorträge von Weihnachtsgedichten von Enrica von Handel-Mazzetti und Krippenlieder in österreichischen Mundarten.

Die in Linz unter der Leitung des Landesarchivbeamten Herrn Dr. Eduard Straßmayr veranstalteten Vortragsabende erfreuten sich reger Teilnahme. Sie hatten folgende Themen zum Gegenstand:

10. Februar: Gymnasialprofessor Dr. Johann Ilg: „Die Hauptströmungen der deutschen Literatur seit dem jüngsten Sturm und Drang."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

10. März: K. k. Oberleutnant Dr. Anton Lang: „Militärische Alpenübergänge." (Mit Lichtbildern.)

28. April: Landesarchiv-Direktor Dr. Ignaz Zibermayr: „Über Geschichte des oberösterreichischen Salzwesens und des Salzkammergutes."

13. Oktober: Dr. Karl Graßl, Direktor der Landeshypothekenanstalt: „Das Rentengutswesen als Sicherungsmittel des nationalen Besitzstandes in Oberösterreich."

10. November: Professor Dr. Wenzel Grosam, bischöflicher Ordinariats-Sekretär: „Die leitenden Gedanken in den Reformen Pius X."

Von dem Erfolge der Vortragsabende in Salzburg unter der Leitung des Universitätsprofessors Dr. Ignaz Seipel wurde schon berichtet. Es wurden folgende Vorträge gehalten:

13. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel: „Über kirchliche Autorität und persönliche Freiheit."

10. Februar: Hofrat Prälat Dr. Heinrich Swoboda: „Neues aus alter Kirchenkunst; die jüngst entdeckten bis auf die konstantinische Zeit zurückreichenden Funde im Dom von Aquileja."

10. März: Dr. P. Expeditus Schmidt: „Goethes Faust und der christliche Gedanke."

14. April: Oberingenieur Otto Nußbaumer: „Über drahtlose Telegraphie."

19. Mai: Gymnasialprofessor Dr. Josef Villgratner: Über die Kirche und den deutschen Bauernstand im Mittelalter."

16. Juni: Dr. Johannes Eckardt: „Die treibende Kraft der Gegenwartsliteratur."

10. November: Direktor Dr. Josef Ferner: „Über Wege und Ziele der höheren Frauenbildung."

15. Dezember: Universitätsprofessor Dr. Melchior Abfalter: „Über Christusfragen der Gegenwart."

In den Sektionen der Leo-Gesellschaft in Wien fanden bei den Sitzungen folgende Vorträge statt:

In der philosophisch-theologischen Sektion:

15. Jänner: Dr. Ferdinand Schönsteiner: „Über die Standesgerichtsbarkeit der Geistlichen mit Beziehung auf das Motuproprio Pius' X."

19. Februar: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel: „Wie St. Ambrosius Schriftsteller ward."

28. Februar: Herrenhausmitglied Hofrat Dr. Otto Willmann: „Energie oder Energeia?"

9. April: Universitätsprofessor Dr. Josef Lehner: „Neue dogmengeschichtliche Beleuchtung der Irrlehre des Nestorius."

5. Mai: Universitätsprofessor Dr. M. Grabmann: „Über das deutsche Element in der Scholastik."

24. Oktober: Universitätsprofessor Dr. Eduard Eichmann: „Über die Kaiserkrönung im Mittelalter."

19. November: Universitätsprofessor Dr. Johannes Döller: „Die Gebetsweise im Alten Testament."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der historischen Sektion:

28. März: Dr. Karl Fajkmajer: „Steuern und Mauten der Stadt Wien von Ferdinand I. bis Maria Theresia."

In der pädagogischen Sektion:

15. Februar: Professor Dr. W. Kammel: „über Beliebtheit und Unbeliebtheit der Unterrichtsfächer; experimentaler Beitrag zur Lehre vom Interesse."

19. April: Entsendung von Delegierten in den Ehrenausschuß und das Arbeitskomitee des Ersten deutschen Jugendschriften-Kongresses. Referent: Pädagogiumdirektor Dr. R. Hornich.

17. Mai: Professor Dr. W. Kammel: „über Ermüdungsmessungen mit Demonstration eines neuen Ästhesiometers."

8. November: Bericht über den Kongreß für christliche Erziehungswissenschaft in Donauwörth (5. und 6. August 1913), erstattet von Seminarlehrer L. Battista.

20. Dezember: Professor Dr. W. Kammel: „über Wesen und Bedeutung der empirisch-pädagogischen Forschung." (Mit einigen Experimenten.)

In der sozialwissenschaftlichen Sektion:

8. Jänner: Hochw. Wilhelm Borg: „Kulturelle Bedeutung der katholischen männlichen Jugendbewegung."

22. Jänner: K. u. k. Artilleriehauptmann J. Berger: „Die sozialen und ökonomischen Momente der bewaffneten Macht."

12. Februar: Msgre. Eugen Boeglin: „Die religiöse und konfessionelle Seite des Balkankrieges."

5. März: Dr. Karl Ritter von Frey: „Die Canadian-Affäre."

27. März: Professor Alfons Müllner: „Die weltwirtschaftliche Bedeutung des innerösterreichischen Eisenwesens durch 12 Jahrhunderte."

16. April: Dr. Franz Strahammer: „Prinzipien rationeller Exportförderung"; Korreferent: Johann Bezecny, Vorstand des fürstl. Schwarzenberg'schen Tarifbureaus.

28. April: P. Constantin Prinz Hohenlohe, O. S. B. (Collegio San Anselmo, Rom): „über den Schadenersatz in der schwebenden Novelle des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs."

7. Mai: Gemeinderat Rechnungsdirektor Rudolf Müller: „über die Wohnungsfürsorge in den englischen Städten, in Brüssel, Frankfurt, Budapest und Wien."

24. Mai: M. Freiherr von Kapri (Bukowina): „Historische und kulturelle Bedeutung der armenischen Frage."

18. Juni: Med. Dr. F. Schürer von Waldheim: „Die Wiederherstellung des alten Kaiserreiches."

9. Juli: Professor Dr. Karl Wessely: „über einen ungehobenen Schatz: das Waldviertel."

30. Juli: Alois Krisch: „Die Bedeutung der Deutschen Ungarns für den Gesamtstaat."

20. August: Karl Kainz (Julius Zinka): „Die chinesische Agrarfrage; historischer Überblick nach einheimischen Quellen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

10. September: Msgre. Eugen Boeglin: „über Buddha und Nestorius."

1. Oktober: Dr. Karl Fajkmajer: „über die sozialen Schichten Wiens im 16. und 17. Jahrhundert."

22. Oktober: Notariatskandidat Dr. Erwin Herlinger: „über die Nationalitätenfrage."

12. November: Max Schloß, Chefredakteur: „über die militärischen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen des Ausbaues unserer Kriegsmarine auf Grund eines langfristigen Flottengesetzes."

3. Dezember: Redakteur Eduard Ritter von Waclawicek: „über die Sanierung der Südbahn."

In der naturwissenschaftlichen Sektion:

25. Jänner: Hochw. Professor P. Hessermann (St. Gabriel); „Afrikanische Rassenprobleme."

22. Februar: Oberkommissär Ingenieur Rudolf Pozděna: „über künstlichen Dünger aus Luft."

31. Mai: Universitätsprofessor Dr. A. Pilcz: „über Christentum und Psychiatrie."

27. November: Professor Dr. Josef Stadlmann: „Neuere naturwissenschaftliche Literatur."

17. Dezember: Universitätsprofessor Dr. A. Pilcz: „Ursachen und Verhütung der Paralyse."

In der Kunstsektion:

28. November: Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Viktor Kienböck: „Juristische Hindernisse der Kirchenbautätigkeit."

16. Dezember: K. k. Ingenieur Architekt Hans Kotzurek: „über die Eindrücke von der Leipziger Baufachausstellung."

Außerdem wurde die Abhaltung des Instruktionskurses für kirchliche Kunst in Vorarlberg für Juli 1914 eingeleitet.

In der katechetischen Sektion:

19. Februar: Pfarrer Hofer: „Die Meßandacht der Kleinen. Ein neues Meßbüchlein?"

25. November: W. Pichler: „über das katholische Religionsbüchlein."

Der Arbeitsausschuß hielt regelmäßig monatlich zweimal Sitzungen ab.

Den Rechnungsabschluß über das abgelaufene Jahr konnte der bisherige Schatzmeister, Herr Rechnungsdirektor R. Müller, infolge schwerer Erkrankung nicht vornehmen. An seiner Stelle unterzog sich dieser Mühewaltung Herr Gutsbesitzer Anton Weimar unter Mitwirkung des Herrn Ingenieurs Josef Rohrbacher. Die Bilanz wurde von den auf der Generalversammlung in Salzburg wiederum gewählten Revisoren, Herrn Hofrat Eduard Michl und Herrn Dr. Simon Hagenauer, geprüft und richtig befunden.

Auch im verflossenen Jahre erhielt die Leo-Gesellschaft vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht 600 K als Subvention zur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herausgabe des „Allgemeinen Literaturblattes" und 800 K für die Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer". Se. Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein wendete der Gesellschaft wie alljährlich 80 K zu; an sonstigen Spenden sind 80 K eingegangen. Für alle diese Zuwendungen sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Das Stammvermögen der Leo-Gesellschaft blieb unverändert; es beträgt Ende Dezember 1913 wie im Vorjahre 81.000 K in Wertpapieren.

Im Jahre 1913 sind der Leo-Gesellschaft 123 Mitglieder neu beigetreten. Dagegen schieden durch Tod 4 Förderer, 3 lebenslängliche Mitglieder und 30 Mitglieder mit Jahresbeiträgen, durch Austritt 96 Mitglieder aus. Der Mitgliederstand betrug daher mit Ende des Berichtsjahres:

Ehrenmitglieder	5
Förderer	41
Lebenslängliche Mitglieder	100
Lebenslängliche Teilnehmer	4
Mitglieder mit Jahresbeiträgen	1480
Teilnehmer	108
Summe . .	1738

Leider konnte der fast durchwegs mit materiellen Gründen motivierte Austritt der Mitglieder durch die Zahl der neu gewonnenen nicht ganz wettgemacht werden. Daher waren auch die regelmäßigen Einnahmen der Leo-Gesellschaft durch die Mitgliederbeiträge im Berichtsjahre geringer als im Vorjahre, wozu noch kommt, daß 158 Mitglieder, beziehungsweise Teilnehmer ihre Beiträge pro 1913 nicht einzahlten. Ebenso ist vom Zweigverein für Tirol und Vorarlberg an die Zentrale im Jahre 1913 nichts abgeführt worden und erscheint eine Forderung von 4200 K unter den Ausständen (erst unmittelbar vor dem Rechnungsabschluß wurden uns 2000 K überwiesen). Nicht günstiger sind bezüglich der Mitgliederbeiträge die Aussichten für 1914, da die Leo-Gesellschaft in das Gebarungsjahr 1913 mit einem Eingang von Beiträgen per 2080 K, in das Jahr 1914 nur mit einem solchen von 1410 K eingetreten ist. Es bedarf der Anspannung aller Kräfte, will die Leo-Gesellschaft ihren statutengemäßen Aufgaben wie bisher gerecht werden. Es sei daher an alle ihre Mitglieder und Teilnehmer der Appell gerichtet, der Leo-Gesellschaft nicht nur treu zu bleiben und des materiellen Opfers nicht müde zu werden, sondern auch ihr viele neue Freunde zuzuführen! Dies wäre ein erfreuliches Zeichen der Anerkennung der hohen und edlen Ziele unserer Gesellschaft!

Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausweis über die Geld- und Vermögensgebarung 1913.

Soll	K	h	Haben	K	h
Mitgliedsbeiträge, eingegangen für das Jahr 1913	11.937	20	Mitgliedsbeiträge pro 1914	1.410	—
Mitgliedsbeiträge, eingegangen pro 1914	1.410	—	Rente für ein der Leo-Gesellschaft bestimmtes Kapital	642	—
Spenden	1.480	—	Verschiedene Ausgaben	5.698	60
Kapitalzinsen	3.221	94	Mietzins	3.057	—
Erträgnis des Inseratengeschäftes	1.397	11	Regie	639	95
Verschiedene Einnahmen	5.360	25	Gehalte	1.794	48
Saalmiete und Zinsvergütung	1.532	—	Diverse Kanzleiauslagen	210	68
Beiträge der Mitbenützer der Wohnung für Wohnungsregie	354	88	Druckkosten (für Einladungskarten, Mahnkarten 2c.) der Kanzlei	809	04
Inventar	135	45	Porti	893	66
Subvention für Kongreß Madrid	995	—	Steuern	127	87
Spenden für Gedenktafel Onno Klopp	110	—	Diverse Auslagen (Generalversammlung 2c.)	1.297	34
Kassastand 1. Jänner 1913	4.169	98	Kultur	8.080	74
Debitoren:			Literaturblatt	2.820	20
Verlag der Leo-Gesellschaft	118	90	Diverse Publikationen	1.335	46
Zweigverein Tirol	4.200	—	Subvention „Anthropos“	1.000	—
Katechetischer Kongreß	1.949	75	Kreditoren:		
Nicht eingegangene Mitgliedsbeiträge	1.327	—	Karl Fromme	110	—
Kurswert der Effekten (Nom. 81·000 K) am 1. Jänner 1913	67.000	—	Kongreß Madrid	1.000	—
			Onno Klopp-Gedenktafel	110	—
			Ambros Opitz	1.336	15
			Kurswert der Effekten (Nom. 81·000 K) per 31. Dezember 1913	64.750	—
			Kursverlust	2.250	—
			Saldo	7.326	29
	106.699	46		106.699	46

Der Schatzmeister: **A. Weimar** m. p.

Die Revisoren: **Dr. Simon Hagenauer** m. p. **Ed. Michl** m. p.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

Präsident: Se. Eminenz Dr. Friedrich G. Piffl, Kardinal und Fürsterzbischof zu Wien.

1. Vizepräsident: Dr. Heinrich Swoboda, päpstl. Hausprälat, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Wien.

2. Vizepräsident: Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Wien.

Generalsekretär: Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.

Schatzmeister: Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.

Dr. Heinrich Giese, f.-e. geistl. Rat, Seminardirektor, Wien.

Dr. Franz Gutjahr, päpstl. Hausprälat, Universitätsprofessor, Priesterhausdirektor, Graz.

Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Dr. Maurus Kinter, O. S. B., Archivar, Raigern.

P. Viktor Kolb, S. J., Wien.

Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.

Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor, Wien.

Julius Kundi, f.-e. Rat, Ehrendomherr, Stadtdechant, Wien.

Se. Durchlaucht Franz Fürst von und zu Liechtenstein, Wien.

Dr. Gustav Müller, päpstlicher Protonotar, Domkustos und Seminardirektor, Wien.

Josef Neumair, Professor a. d. Lehrerakademie, Wien.

Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Direktor des Istituto austriaco, Rom.

Dr. Alexander Pilcz, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberkommissär im k. k. Arbeitsministerium, Wien-Klosterneuburg.

Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.

Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Dr. P. Wilhelm Schmidt, S. V. D., Herausgeber des „Anthropos", St. Gabriel bei Mödling.

Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek, Wien-Klosterneuburg.

Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.

Dr. Ernst Seydl, päpstl. Hausprälat, k. u. k. Hofburgpfarrer, Wien.

Dr. Stanislaus Smolka, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor a. D., Mitglied des Herrenhauses, Niegaszowice.

Karl Maria Ritter von Truxa, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.

Dr. J. E. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor a. D., Leitmeritz.
Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. Ernst Seydl; 1. Stellvertreter: Universitätsprofessor Dr. Johann Döller; 2. Stellvertreter: Universitätsprofessor Dr. Josef Lehner; 1. Schriftführer: Gymnasialprofessor Dr. Leopold Krebs; 2. Schriftführer: Studienpräfekt Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Universitätsprofessor Hofrat Dr. J. Hirn; Stellvertreter: Archivbeamter Dr. K. Fajkmajer.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landesvizesekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Hans Freiherr von Zeßner.
4. Für Literatur (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Universitätsprofessor Doktor Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Landesschulinspektor Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer; 1. Stellvertreter: Pädagogiumdirektor Doktor R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat Georg Zeitelberger; 2. Schriftführer: Übungsschullehrer L. Rotter.
7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek.
8. Für Katechetik: Obmann: Ehrendomherr Stadtdechant Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Universitätsprofessor Prälat Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter: Domkapitular Msgr. Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Kooperator Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: Seminardirektor Dr. Heinrich Giese; Stellvertreter: Msgr. Stingeder; Schriftführer: Koop. Josef Schnitt.

---

4. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftführer: Anton Müller (Bruder Willram), Religionsprofessor am Pädagoginm, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.
Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Mich. Mayr, k. k. Universitätsprofessor, Landtagsabgeordneter und Archivdirektor, Innsbruck.
Monsignore Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.
Exz. Dr. Theodor Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.
Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco Rom.
Dr. Josef Hutter, f.-b. Generalvikar, Trient.
Ferdinand Watschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

---

5. Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Obmannstellvertreter: Dr. Andreas Mudrich, Archivdirektor, Salzburg.
Schriftführer: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg.
Kassier: Josef Huber, Oberfinanzrat, Salzburg.
Dr. Johannes Eckhardt, Redakteur, Salzburg.
Josef Rauter, Domkooperator, Salzburg.

---

6. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1913.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der Leo-Gesellschaft.
1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Wahl des Direktoriums für das Triennium 1892 bis 1895.
9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.
7. und 8. August: 1. Generalversammlung in Linz.
1893: 21. Februar: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der Leo-Gesellschaft den Fördererbeitrag von 2000 K.
24. bis 26. Juli: 2. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.
1894: 14. und 15. Mai: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.
30. Juli bis 1. August: 3. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1895: 15 und 16. April: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Brixen.
20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leo XIII. an die Leo-Gesellschaft.
29. bis 31. Juli: 4. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Graz. — Änderung einiger Statuten. — Wahl des Direktoriums für das Sexennium 1895—1901.

1896: 14. bis 16. September: 5. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Klagenfurt.
27. und 28. Dezember: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. November: 7. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1899: 18. und 19. September: 8. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Marburg.
10. und 11. September: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. — Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901—1907.
3. Oktober: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Brixen. Neuwahl des Vorstandes von 1901—1907.

1902: 25. und 26. September: 11. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1904: 13. bis 15. September: 13. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, zugleich Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Hall bei Innsbruck.

1905: 19. und 20. November: 14. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1906: 11. November: 15. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wiener-Neustadt.

1907: 3. und 4. Mai: 16. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907—1913.

1908: 30. November: 17. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1909: 22. und 23. November: 18. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1910: 16. März: Tod des ersten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Josef Freiherrn von Helfert.
6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht Prinz Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft.
7. November: 19. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apostol. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft.
13. Oktober: Wahl des Universitätsprofessors Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten.
3. November: 20. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1912: 18. November: 21. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

1913: 29. Jänner: Rücktritt des Generalsekretärs, Hofrates Dr. Franz M. Schindler. 22. September: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für das Kronland Salzburg.
4. bis 6 Oktober: 22. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913—1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Hochw. Herrn Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — Ernennung Sr. Durchlaucht des zweiten Präsidenten und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.

Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Badenpreis der Zeitschrift „Die Kultur“ per Jahrg. K 8 (M 7·20).

Inhalt.

Seite

Über wissenschaftliche und literarische Leistungen der Jesuiten seit 1814. Zur Jahrhundertfeier der Wiederherstellung des Ordens. Von Alfons Feger 257

Österreichische Anstalten in Skutari. Von Dr. Eduard Prinz von und zu Liechtenstein, Wien 271

Frauen der Romantik. Von Helene Riesch, München 277

Auf dem Gipfel. (Gedicht.) Von Ilse Franke-Oehl, Freiburg, Schweiz . .

Die Jesuiten-Reduktionen in Paraguay. Von Eduard Graf Wickenburg, Wien 290

Die bildende Kunst Spaniens. (Schluß.) Von Peter Graf Vay von Vaya, Abt zu St. Martin, Apostol. Protonotarius und Hausprälat Sr. Heiligkeit, Herr auf Gyon 303

Stift und Stadt Klosterneuburg in den Ereignissen des Jahres 1848. Zum 800jährigen Jubiläum des Stiftes. Aus Maximilian Fischers zeitgenössischen Aufzeichnungen mitgeteilt von Dr. V. O. Ludwig, Kapitular des Stiftes und Theologieprofessor in Klosterneuburg 315

Nach Zwittau zur Maienblüh. I. Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner in Reichenberg i. B. 327

Kraliks „Österreichische Geschichte“. Von Professor Dr. Albert Bübl, O. S. B., Wien 334

Auch alles heiden . . . (Gedicht.) Von Ilse Franke-Oehl, Freiburg, Schweiz 340

Umschau. Zweiter Österreichischer Katholischer Frauentag 341
Aus Zeitschriften 343

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1913. Von Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer, Generalsekretär der Leo-Gesellschaft, Wien . . . . . I–XVI

Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE KÜLTÜR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TÜR ÜND KÜNST.

HERAUSGEGEBEN

VON DER

XV. JAHRG. IV. HEFT.

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN

Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wann wurde das Nibelungenlied zum erstenmal vorgetragen?

Ein Versuch von **Richard Kralik.**

Es handelt sich hier nicht um die Vorgeschichte der Sagendichtung, die bis in die Völkerwanderungszeit zurückgeht, sondern nur um die uns erhaltene mittelhochdeutsche Dichtung, die, wie die Wissenschaft einstimmig zugibt, in der Zeit von 1190 bis 1210 in Österreich entstanden ist. Da es unmöglich ist, über den Dichter unserer deutschen Ilias etwas Gewisses zu erfahren, so wollen wir doch versuchen, ob wir nicht sonst etwas Bestimmteres über die erste Erscheinung des größten deutschen Kulturdenkmales erfahren können. Da kommt uns vielleicht die bekannte Eigentümlichkeit des alten Kunstbetriebes zu Hilfe, wonach alle Kunst und Dichtung nicht auf gut Glück, nicht für den Markt, sondern zu bestimmten Gelegenheiten hervorgebracht wurde. Walther von der Vogelweide hat seine Lieder gedichtet und vertont, um sie bei bestimmter Gelegenheit, für eine bestimmte politische oder gesellschaftliche Situation vorzutragen. Die Epiker haben ihre Epen gedichtet, um sie einem bestimmten Publikum bei bestimmter festlicher Gelegenheit vorzubringen. Für den Schreibtisch und die Schublade hat man sich nicht bemüht. Also hat gewiß auch der Dichter des Nibelungenliedes sein langes Gedicht begonnen und vollendet in der Aussicht auf eine baldige Verwertung durch öffentlichen, festlichen „Konzert"-Vortrag, im Wetteifer mit anderen. Zu solchen Gelegenheiten, wo sich Festgäste versammelten, strömten auch die fahrenden Sänger zusammen, mochten sie nun ritterlichen, bürgerlichen oder geistlichen Standes sein, und sie hofften durch ihre Mären und Lieder Gunst, Dank und Lohn zu erringen. Dergleichen Gelegenheiten gab es aber innerhalb des angegebenen Zeitraumes in Wien nur zwei: die Schwertleite des Herzogs Leopold des Glorreichen zu Pfingsten 1200 und die Hochzeit desselben Herzogs im November 1203. Die früheren und späteren Jahre sind politisch unruhiger. Jene zwei Wiener Feste heben sich in einer verhältnismäßig ruhigen Zeit weit über alles festliche Leben der zunächstliegenden Jahre hervor. Es ist nun freilich auch möglich, daß der Dichter unseres Nibelungengedichtes sein Werk, oder seine Redaktion der alten Sage, bei beiden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Festen verwertet hat. Dieser Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit kommt die Tatsache entgegen, daß wir die Nibelungendichtung wirklich in zwei verschiedenen Hauptfassungen besitzen, einer etwas älteren, die sich am Schlusse „Der Nibelungen N o t“ nennt, einer späteren, die sich als „Der Nibelungen L i e d“ bezeichnet. Diese beiden Fassungen unterscheiden sich außer durch Zusätze der späteren dadurch, daß die ältere ritterlicher, heldenhafter, reckenhafter, volkstümlicher ist, die zweite ist höfischer und vielleicht auch etwas kirchlicher. Wie gut würde das zur Annahme passen, daß der Dichter, etwa mit dem Antritt der Regierung Leopolds 1198 seine Arbeit beginnend, sie eben zum festlichen Vortrag bei der sicher zu erwartenden Feier der Schwertumgürtung Pfingsten 1200 bestimmte und bei dieser Gelegenheit sie auch vor dem Volk und den Festgästen vortrug. Als nun der Herzog drei Jahre darnach heiratete, mag derselbe Dichter (oder ein anderer) die Arbeit zu diesem Zweck noch einmal übergangen haben und er hat ihr, um sie neuerlich zu verwerten, auch einen neuen Titel gegeben. Daß die beiden Bearbeitungen kurz nacheinander erfolgt sind, geht aus dem Umstande hervor, daß Wolfram von Eschenbach in seinem Parzifal, der um 1210 gedichtet ist, bereits auf eine Stelle hinweist, die einen Zusatz der zweiten Bearbeitung bildet. Den Anlaß zu diesen Erweiterungen der zweiten Bearbeitung boten die Erfahrungen, die der Vortragende beim ersten Vortrag gemacht haben mochte, die Kritiken urteilsfähiger Zuhörer, neuer Stoff, der ihm zufloß, und das Bestreben, die Dichtung noch höfischer, noch hochzeitlicher zu machen.

Bei der Schwertleite des Jahres 1200 war der Bischof Wolfger von Passau zugegen, von dem ich überhaupt vermute, daß er die neue Dichtung angeregt hat, indem er in der Liebe für die nationale Heldendichtung seinem Vorgänger im 10. Jahrhundert, dem Bischof Piligrim, folgte. Wolfger war, wie wir wissen, der Gönner Walthers von der Vogelweide und anderer Sänger. Er hatte als der Diözesanbischof von Österreich bei der Schwertleite das Hauptamt. Er weihte die Ritterschwerter des Herzogs und seiner Begleiter, er weihte auch das Schottenkloster, das mit seiner großen Prachthalle den Schauplatz des Festes bildete. Außerdem waren auch der Erzbischof Eberhard von Salzburg und der Kardinal Erzbischof Konrad von Mainz zugegen. Dieser war auf dem Wege nach Ungarn, um dort zwischen den beiden feindlichen Brüdern aus dem Arpadenhause zu vermitteln. Wichtig ist es, daß Konrad gut in den Rheingegenden, im Siegfriedsland, in Lorsch Bescheid wußte; mehrere Mainzer Erzbischöfe hießen Siegfried. Auch Walther von der Vogelweide war bei diesem Fest und lobte die Freigebigkeit des milden Fürsten, der das Geld nur so herabregnen ließ: „Man sah den j u n g e n Fürsten geben, als ob er länger nicht wollt' leben. Man gab da nicht bei dreißig Pfunden, nein, Silber, als ob man's hätt' gefunden, gab man hin und reich Gewand. Auch ließ der Fürst den S ä n g e r n zu Hulden sogar die Satteltaschen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leeren. Rosse, als ob sie Lämmer wären, viel mancher weggeführet hat." Was das Nibelungenlied in der 2. Aventüre von der Schwertleite Siegfrieds singt, vom Gottesdienst im Münster, von der Pracht der 400 Schwertdegen, vom darauffolgenden Turnier, von der Kurzweil der fahrenden Sänger, von der Freigebigkeit, das hat man sich alles auch so in und vor der Schottenkirche, auf der „Freiung", auf dem „Hof" zu Wien im Jahre 1200 vorzustellen. Ja, der Nibelungendichter gebraucht dort ganz ähnliche Worte wie Walther: „Roß und Kleider, das staubte ihnen von der Hand, als ob sie zu leben hätten nicht mehr keinen Tag" (Strophe 41, Bartsch).

Ich will nun, indem ich die Hauptverschiedenheiten der beiden Fassungen des Gedichtes durchgehe, einen Blick in die Werkstatt des Dichters (oder der Dichter) wagen. Die Strophenzählung ist durchaus nach der großen Ausgabe von Bartsch (1870). Gleich nach der ersten Erwähnung Siegfrieds (21) schiebt das zweite „Lied" eine Strophe ein, die auf dessen Jugendtaten hinweist, „davon man immer mehre mag singen unde sagen; des wir in diesen Stunden müssen viel von ihm gedagen" (verschweigen). Zu gleichem Zwecke werden nach Strophe 43 die anderen Jugendtaten nach der Schwertleite kurz berührt. Es scheint, daß ein Kenner der Siegfriedssagen diesen Hinweis beim ersten Vortrag tadelnd vermißt hat. In der ersten Fassung sagt der Dichter (49), ihm sei die Schönheit der Burgunderinnen wohl bekannt, in der zweiten Fassung erklärt er bescheidener, sie sei ihm nur „von Sage" bekannt. Eine Ergänzungsstrophe nach 93 geht näher auf die Sage vom Schwert Balmung und vom Nibelungenhort ein. Ein längerer Einschub nach Strophe 330 soll wieder zum Vorteile der Sagengesamtheit feststellen, daß Siegfried mit Brünhild und ihrer Stärke bereits sehr wohl bekannt war, ehe er nach Worms kam. Ebenso wird nach 335 die sagenberühmte Tarnkappe feierlicherer eingeführt, als ehemaliges Besitztum wilder Zwerge. Ein Zusatz nach Strophe 447 läßt Brünhild darauf anspielen, daß sie sich nur vor einem fürchte, dessen Stärke sie einmal erfahren. Also wieder ein Hinweis auf die von manchen Hörern vermißte Sagengesamtheit. Sehr interessant ist ein Einschub nach Strophe 506, weil er offenbar und ausdrücklich Bezug nimmt auf eine Kritik der ersten Fassung, über die sich der Dichter gewiß sehr geärgert hat: „Nun spricht leicht ein Dummer, es mag Lüge sein; wie möchten so viel Ritter bei einander gewesen sein: wo nahmen sie die Speise, wo nahmen sie Gewand? Sie konnten's nicht verenden, und ob ihnen dienten dreißig Land." Darauf also gibt der Dichter in der zweiten Fassung diese Aufklärung: „Siegfried war so reich, als ihr wohl habt gehört, ihm diente das Königreich und der Nibelunge Hort. Des gab er seinen Degen volliglich genug, denn sein ward doch nicht minder, wie viel man von dem Schatze trug." Sehr bezeichnend ist auch eine Änderung bei Strophe 513. Die erste Fassung erzählt allzu unhöfisch, derb und volkstümlich, die Königin Brünhild habe gescholten, daß die Burgunden ihre

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schätze allzu verschwenderisch verschenkten. Das wurde wohl von der höfischen Zuhörerschaft gerügt und der Dichter hat es für die zweite Fassung völlig einwandfrei geändert und gekürzt. Ferner hat es der Dichter für höfischer gehalten (Strophe 531 ff.), daß Siegfried die Botschaft nach Worms ohne lange Zögerung annimmt. Nach 611 ist in der neuen Fassung noch ausdrücklich im höfischen Sinne betont, daß alle Verwandten die Ehe Kriemhilds mit Siegfried als vollwürdig billigen; sie sagen auf die feierliche Anfrage Gunthers: „Sie mag ihn wohl mit Ehren han." Das Bedenkliche der Schlafkammerszene wird nach Strophe 651 dadurch gemildert, daß Gunther sich mit seiner Lebensgefahr entschuldigt, die er bei Brünhild zu gewärtigen hat. Die zweite Fassung übergeht bei Strophe 661 die ungeschickte Art, wie Siegfried sich von Kriemhild fortstiehlt; darnach (674) betont sie wieder die wirkliche Todesgefahr, in der sich Siegfried beim Ringen mit Brünhild befindet. Aus höfischen Bedenken unterbleibt in der zweiten Fassung (698) Hagens Weigerung, mit Kriemhilden fort zu ziehen, weil Gunther nicht das Recht habe, seine Mannen einem anderen zu untergeben. In der ersten Fassung sitzt Siegfried (739) zu Nibelunges Burg in der Mark Norwegen und die Boten Gunthers brauchen drei Wochen dahin. Die zweite Fassung läßt die Boten in zwölf Tagen zu Siegfried kommen, also wohl nach Niederland; aber sie nennt das Ziel nicht. Hier hat wohl auch die Kritik eines Kenners jener Gegenden eingewirkt. In der 757. Strophe ist ein unhöfischer Vorwurf getilgt, als ob Siegfried die Boten gegen ihren Willen zurückbehalten habe. Bei Gelegenheit der Vorbereitungen in Worms zum Empfang der Gäste (777) betont die zweite Bearbeitung auch die Arbeiten der Frauen mit Kleidern und Edelsteinen. Dafür wird eine moralische Verwerfung der Sinnesart Brünhilds eingeschoben, aber mit Entschuldigung durch dämonischen Einfluß (813): „Was sie nun tat, das riet ihr der T e u f e l." Auf sie, die Fremde, wird also alle Schuld geworfen. Dagegen wird der harte Tadel den anderen gegenüber gemildert. In der ersten Fassung hieß es (915): „So großer Untreue sollte nimmer ein Mann pflegen." In der zweiten Fassung werden die Wormser wohl auch „viel ungetreu" genannt; aber es wird vor allem bedauert, daß Giselher und Gernot nicht Siegfried warnten; das büßten sie später. Aber auch andere, die keine Schuld daran hatten, büßten das, wie nach 969 hinzugefügt wird. Ein Zusatz zu 995 hat offenbar den Zweck, Siegfried von aller Schuld rein erscheinen zu lassen. Sterbend klagt er über den ungerechten Mord, den Lohn für seine Guttaten: „Ich behielt euch Leib und Ehre in angestlicher Not; ich hab's entgolten sehre, daß ich's euch je so wohl erbot." Darum müssen sie einst büßen, sie haben sich damit selber erschlagen (nach 997). Von einem Kenner der Rheinlande, wohl vom Erzbischof von Mainz oder einem aus seinem Gefolge, hat der Dichter die Kunde neu aufgenommen (1001): „Von demselben Brunnen, da

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siegfried ward erschlagen, sollt ihr die rechten Mären von mir hören sagen; vor dem Odenwalde ein Dorf liegt Odenheim, da fließet noch der Brunne, des ist Zweifel kein." Die Art, wie in Strophe 1053 und 1054 mehr als 100 Messen des Tages da gesungen wurden, scheint theologische Bedenken erregt zu haben; die Strophen wurden also gestrichen. Ebenso Strophe 1060, ähnlichen Inhalts. Warum Kriemhilds und Siegmunds Trauer (nach 1072) länger ausgemalt wird, ist schwer zu sagen; vielleicht um einen pathetischeren Abschluß der Aventüre zu gewinnen als den etwas humoristischen der ersten Fassung, wo es heißt, daß sich's die Mannen Siegfrieds nach der Hand wohl schmecken ließen. Mit Recht läßt sich Kriemhild in der zweiten Fassung (nach 1112) länger bitten zur Sühne mit Gunther. Die zweite Fassung betont, daß Gernot und Giselher mit dem Hort auch die Gewalt über das Land bekamen (nach 1124). Ebenso (nach 1136), daß sie all das wieder verloren durch ihren Geiz. Die vollste Schuld wird noch auf Hagen gehäuft (nach 1137), von dem es nun heißt, er habe den Schatz ganz allein für sich genießen wollen. Den größten Einschub macht die zweite Fassung nach 1142, wo in sieben neuen Strophen erzählt wird, Frau Ute habe nach ihres Gatten Tode die reiche Fürstenabtei Lorsch gestiftet und auch Kriemhilde habe viel Gut dazu gegeben für Siegfrieds Seele, endlich sei auch sein Leib hier bestattet worden: „Zu Lorse bei dem Münster, da der Held in einem langen Sarge liegt." Das hat der Dichter offenbar von einem Augenzeugen erfahren, der ein großes Interesse für Lorsch hatte; vielleicht also von dem genannten Erzbischof von Mainz; Worms war eines seiner Suffraganbistümer; Lorsch ging damals ganz an Mainz über. Bemerkenswert ist es auch, daß das sparsame Lob der ersten Fassung „die meisten nennen sie getreu", in der zweiten uneingeschränkt ertönt. Kirchliche Kritik spürt man in der Zusatzstrophe zu 1261; sie will offenbar Kriemhilden, die Christin, vom Vorwurf reinigen, daß sie einen Heiden geheiratet habe: „Er ist nicht ganz ein Heide, des sollt ihr sicher sein. Ja war viel wohl bekehret der liebe Herre mein (sagt Rüdeger), nur daß er sich wieder ‚vernogieret' hat. Wollt ihr ihn, Fraue, minnen, so möchte sein noch werden Rat." Eine Zusatzstrophe nach 1288 verschafft Kriemhilden einen höfischeren Abgang von Worms. Zwei Zusatzstrophen zu 1289 erzählen, daß Etzel die Boten überreichlich belohnt habe, wie es höfische Sitte war. Auf der Fahrt Kriemhildens wird Passau (und Pledelingen) noch stärker hervorgehoben, wie Bischof Wolfger wohl gerne hörte. Rumolds, des Küchenmeisters, Rat, daheim zu bleiben und in Öl gebackene Schnitzel zu essen, ist in der zweiten Fassung zu humoristischer Wirkung weiter ausgeführt; das ist die Stelle, auf die sich Wolfram im Parzifal bezieht (1468 ff.). Ferner wird in der neuen Fassung Gunthers Abschied von Frau und Kind rührender geschildert (zu 1519 und 1520). Die Strophe 1523 wurde, wohl wegen der zweideutigen „Nibelunges Helden", gestrichen, dafür

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine andere Strophe eingefügt, die von kirchlichem Einfluß zeugt: „In denselben Zeiten war der Glaube krank; doch hatten sie einen Kapellan, der ihnen Messe sang; der kam gesunder wider, ob er auch kaum entrann ..."

Die Strophe 1564 wurde gestrichen, da wohl das Brechen des Ruders und dessen rasches Zusammenflicken unwahrscheinlich dünkte. Notwendiger schien es, nach Strophe 1573 hinzuzusetzen, daß das Schiff für 400 groß genug war. Die humoristische Bemerkung, daß der Kapellan auf seinen Füßen hin wieder zu dem Rheine gehen mußte, wird als unpassend mit der ganzen Strophe 1585 getilgt, dafür stehen fünf neue Strophen in kirchlicherem Sinne. Der Kapellan schilt den bösen Hagen und wünscht, daß Gott ihn nimmer zum Rheine wieder kommen lasse. Der fromme König Gunther verspricht dem Priester geziemende Buße und bittet ihn freundlich, den Wormsern gute Botschaft zu sagen. Schon die erste Fassung mit der alleinigen Rettung des Priesters läßt auf einen Kleriker als Dichter schließen; die zweite Fassung verstärkt diesen Eindruck. Um bei unserer Hypothese zu bleiben, scheint es, daß ein fahrender Kleriker im Dienst des Bischofs von Passau die erste Fassung entworfen und dann nach eingehender Kritik ausgestaltet hat. Warum Strophe 1655 ausgelassen ist? Die Schilderung der Frauen in Bechlarn mochte nicht ganz höfischen Anforderungen entsprechen. — Den Schluß der 27. Aventüre hat der Dichter stimmungsvoller zu gestalten gesucht. Hagens Grobheit gegen Kriemhild (1744) ist gemildert. Und gleich darauf verteidigt sich Kriemhild, daß sie das alles nicht aus Goldgier tue. Hagens Vater wird statt Aldrian immer mit dem klassischeren Namen Adrian genannt. Nach Strophe 1817 wird in drei Zusatzstrophen Etzel und die Etzelburg noch prächtiger geschildert im Hinblick auf die ganze Etzelsage. Nach Strophe 1837 wird, um Kriemhilds Charakter zu mildern, gesagt, daß sie nur den Tod des einen ungetreuen Hagen wollte, die anderen wollte sie leben lassen. Die unhöfische „Unzucht", die darin liegt, daß die Burgunden gewaffnet zu Tische gehen, wird (nach 1898) noch schärfer gerügt. Wieder betont Kriemhild (nach 1900), daß es ihr nur um den Tod Hagens zu tun sei, aber Hildebrand erkennt, daß das unmöglich ist ohne ein allgemeines Blutvergießen. Die höfische Pracht an Etzels Tische wird (nach 1911) in der zweiten Fassung noch mehr hervorgehoben; ebenso die Sorgfalt, womit den Christen und den Heiden ihre Speise unterschieden ward. In der neuen Fassung der Strophe 1912 wird Kriemhild von der allzu unweiblichen Rachewut gereinigt, als habe sie, wie die erste Fassung sagt, ihren und Etzels Sohn absichtlich zu Tische tragen lassen, damit sich durch seine Ermordung der Streit anhebe. Etzel wird anderseits durch die Zusatzstrophe nach 1920 entschuldigt, daß er Hagens grobe Rede nicht gleich vergolten habe; er vermied das um seiner Ehre willen als Wirt. Die Zusatzstrophe nach 1951 wiederholt nochmals, daß an dem Tod des jungen Etzelsohnes nur das Zusammentreffen der Geschehnisse Schuld war, nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine vorherige Absicht Kriemhilds. Zwei Zusatzstrophen zu 2002 entschuldigen Dietrich und Rüdeger, daß sie davongingen und mit dem Streite nichts zu schaffen haben wollten; sie konnten so später um so wirksamer eingreifen. Die Veränderungen und Zusätze zu 2026 und 2027 haben wohl den Zweck, die Zagheit der Mannen Etzels weniger schimpflich erscheinen zu lassen, während anderseits die Veränderung von 2081 die Heldenhaftigkeit der Wormser noch mehr betont. Sehr bezeichnend ist der Zusatz zu 2086, der neuerlich Kriemhilden entschuldigen soll: „Sie hatte das große Morden nicht also vorherbedacht; sie hätte es vielmehr gerne dazu gebracht, daß nur Hagen alleine den Leib da hätte gelassen. Da schuf aber der üble Teufel, daß es über sie alle mußte ergehn." Ein Zusatz zu 2120 erklärt es, warum trotz des Brandes nicht alle umkamen, da nämlich der Saal gewölbt war. Ein Zusatz zu 2157 verstärkt Rüdegers Vorschlag an den König Etzel dadurch, daß er sein Lehen ganz aufgeben und mit Weib und Tochter das Land räumen will, um die Treue gegen beide Parteien zu retten. Das Kampfgedränge wird im Zusatz zu 2222 noch gesteigert. Volkers Vorwurf (2230), Kriemhilde habe „teufellich" von Rüdeger gelogen, wird in der zweiten Fassung zu „freislich" gemildert. Der Herre Siegestab (2283) bekommt den sagengemäßeren Titel: Siegestab von Berne. Sehr bezeichnend ist der Zusatz zu 2291: „Wieviel von mannigen Landen versammelt wären dar, viel Fürsten kräftigliche gegen ihre kleine Schar, wären die Christenleute wider sie nicht gewesen, sie wären mit ihrer Stärke vor allen Heiden wohl genesen." Es wird damit im kirchlichen Sinne betont, daß nicht etwa die Christen den Heiden unterlagen. In Strophe 2311 wird Hagen ursprünglich Teufel, in der neuen Fassung mildernd Valand genannt; aber um so stärker betont der Zusatz zu 2368 Hagens Geiz und Untreue; er fürchtete, wenn Kriemhild ihm den Leib genommen, daß sie dann ihren Bruder ließe heimkommen zum Hort. Endlich erinnert noch der neue Schluß des Ganzen daran, daß es sich in Etzelburg um „Christen und Heiden" handle und daß nun noch weitere Sagen anzuschließen wären, die aber nicht mehr hieher gehören. Die erste Fassung schließt: „Hie hat das Märe ein Ende: das ist der Nibelunge Not." Die zweite: „Hie hat das Märe ein Ende: das ist der Nibelunge Lied."

Sowohl bei den Wiener Festen des Jahres 1200, wie bei denen des Jahres 1203 waren wohl außer dem Dichter des Nibelungenepos die bedeutendsten Minnesinger der Zeit anwesend. Von Walther von der Vogelweide ist es ganz sicher. Die bereits erwähnten Gedichte beziehen sich wohl auf das Fest des unvermählten „jungen Fürsten". Daß Walther mit seinem sangesliebenden Gönner Wolfger von Passau 1203 in Wien war, ergibt sich aus den Reiserechnungen des Kirchenfürsten, wonach er am 12. November dem Dichter Geld (fünf Solidi) für einen Pelzmantel zu Zeiselmauer reichen ließ. Der Pelzmantel war das damalige Hofkleid, das der Sänger für sein Auf-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten bei der Herzogshochzeit unumgänglich notwendig brauchte. Zeiselmauer liegt ein paar Stunden vor Wien. Hier zu Wien hat dann Walther (1200 oder 1203) das berühmte „Ihr sollt sprechen willekommen" gesungen, denn der Ausdruck „Von der Elbe bis zum Rhein und her wieder bis an Ungarland" stellt fest, daß sich Walther an der ungarischen Grenze des deutschen Volksgebietes befand. Ich möchte aber nun noch zu meinen anderen Hypothesen diese fügen, daß Walthers besagtes Gedicht unmittelbar nach dem Nibelungengedicht mit humoristischer Spitze gegen dieses vorgetragen wurde. Das scheint aus den Worten hervorzugehen, die gegen die alten Mären gerichtet sind: „Der euch (rechte) Märe bringet, das bin ich. Alles, das ihr habt vernommen, das ist nur ein Wind; nun fraget mich. Ich will deutschen Frauen sagen solche Märe, daß sie desto baß all der Welte solln behagen." Er hat offenbar den schwächsten Punkt im Nibelungengedicht entdeckt, die allzu ungünstige Schilderung des Charakters deutscher Frauen, wie Kriemhilds und Brünhilds. Darum sagt Walther: „Deutsche Männer sind wohl gezogen, recht wie Engel (nicht wie Teufel) sind die Fraun getan. Wer sie schilt (wie der Nibelungendichter), der ist betrogen. Nein, ich kann es anders nicht verstahn." Wir haben gesehen, daß der Dichter des Nibelungenliedes in der zweiten Fassung gerade einer solchen wohl damals allgemein geäußerten Kritik mit großer Sorgfalt Rechnung getragen hat. Walther spielt auch auf den unzweifelhaft sehr hohen Sold an, den der Nibelungendichter für sein großes Epos erhalten haben mag. Er, Walther, muß als Minnesänger bescheidener sein: „Ohne große Miete tu ich das. Was wollt ich zum Lohne? Ich bitte nichts mehr, als daß mich die Frauen schöne grüßen." Damit stellt sich der adelige Sänger stolz über den fahrenden Spielmann oder den Kleriker-Vaganten, denen der Lohn, die Miete wichtiger ist. So mag sich denn auch Walthers Klage über die ungefügen Töne, die von den Bauern herkommen, eigentlich auf das unhöfische Volksepos beziehen, das der höfische Sänger als unwillkommene und übermächtige Konkurrenz ansah, der er weichen mußte. So liegen denn schon hier Keime eines Sängerkrieges, wie ihn dann später die Sage zu Wartburg lokalisierte. — Endlich ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der vielgereiste Wolfram von Eschenbach 1203 (und auch 1200) in Wien war und, indem er sich selber hören ließ, auch die zweite Fassung des Nibelungenliedes hörte, aus der er dann sofort eine Stelle für seinen Parzifal benutzte. Denn die literarische Ueberlieferung jener Zeit war vor allem eine mündliche, und den größten Einfluß, die größte Wirkung werden wir solchen „Premièren" zuschreiben müssen, wo ein neues Gedicht sofort auf die ganze Menge der zusammenströmenden Festgäste und fahrenden Sänger unmittelbar einwirkte.

Um also zusammenzufassen, so stelle ich mir die Entstehung unseres Nibelungenliedes also vor. Ein Dichter aus dem Gefolge des Bischofs Wolfger von Passau, wohl ein Kleriker, hat, als bei dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierungsantritt Leopolds des Glorreichen ruhigere Zeiten und Feste in Aussicht standen, die aus dem Volksgesang geschöpfte Sage in die höfische Form der Zeit gebracht und als „Nibelungennot" bei der Schwertleite 1200 zu Wien vorgetragen. Er selber (oder ein anderer?) hat diese noch etwas allzu reckenhafte Fassung umgearbeitet zum noch höfischeren Nibelungenlied mit durchgehender Rücksichtnahme auf die Kritik, die dem Werk in erster Fassung zuteil wurde. Kenner der Siegfriedsage, wie der 1200 in Wien anwesende Erzbischof von Mainz oder seine Umgebung, mögen darauf ebenso eingewirkt haben, wie ästhetische und patriotische Kritiker vom Schlage eines Walther von der Vogelweide. Diese zweite Fassung, in der auf die Siegfriedsage mehr Rücksicht genommen wird, in der höfischere Anschauungen geltend gemacht werden, in der die weiblichen Hauptgestalten mehr entschuldigt werden und sonst die Motivierung sorgfältiger durchgeführt wird, mag bei den Hochzeitsfeierlichkeiten zu Wien 1203 vorgetragen worden sein. Für diese Hypothese spricht vor allem der Umstand, daß außer diesen zwei Jahren 1200 und 1203 innerhalb der möglichen Grenzen zu Wien keine sonstige ebenso geeignete Gelegenheit zu einem gleich großartigen Festvortrag zu finden ist.

Mit dem Nibelungenepos steht in engster Verbindung das Gudrunlied und das nur in Bruchstücken erhaltene Lied von Walther und Hildegund. Beide sind in Strophen verfaßt, die eine Weiterentwicklung der Nibelungenstrophe sind. Wieder eine Weiterentwicklung der Gudrunstrophe ist die Titurelstrophe Wolframs von Eschenbach. Eine Vereinfachung der Nibelungenstrophe ist die Strophe der Ortnid- und Wolfdietrichgedichte. Das alles hat sich innerhalb weniger Jahre entwickelt. Für das Gudrunlied, das mit dem Vers beginnt: „Es wuchs im Irenlande ein reicher König hehr," ist wohl ein Einfluß der Wiener Schottenmönche anzunehmen, die bekanntlich alle eigentlich Iren waren. Im Jahr 1207 war der Bischof Malachias aus Irland in Wien bei den Schotten auf seiner Reise nach Rom; er oder seine Begleiter, übrigens auch die sonstigen irischen Mönche, wußten sicher gut Bescheid über irische Sagen und konnten sie mit den Wilzensagen zusammenbringen, zu denen Wate und die übrigen Helden dieser Gudrunsage gehörten, wie wir aus dem Vergleich mit der Thidrekssaga ersehen. Die Titurelstrophen Wolframs sind erst nach 1217, nach dem Tode Hermanns von Thüringen geschrieben. Die Gudrunlieder scheinen, wie aus der Turnierschilderung des Eingangs hervorgeht, für ein großes Turnier bestimmt gewesen zu sein, wo viele Ritter und Edelfrauen, aber auch viele fahrende Sänger und Spielleute zusammenkamen. Solche große Feste finden wir in unseren Gegenden seit 1203, vor allem bei der von Ulrich von Liechtenstein geschilderten Hochzeit der Tochter Leopolds, Agnes, mit dem jungen Sachsenherzog 1222 und bei dem auch durch Ulrich bekannten Turnier zu Friesach 1224.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für die Erkundung niederrheinischer Sagenstoffe kann auch noch der Zug des Herzogs Leopold mit König Philipp gegen Köln 1205 in Betracht kommen, und der Zug mit König Friedrich II. gegen Aachen und Lüttich 1214. Für Wolfdietrich und Ortnid scheint der große Kreuzzug Leopolds mit König Andreas von Ungarn 1217 bis 1219 besonders anregend gewesen zu sein, da damals um den Berg Tabor gekämpft wurde. Ob nicht dem Sänger für das Verhältnis Wolfdietrichs zu Ortnit (Ortnid) das zwischen den Welfen und Staufen vorschwebte, nachdem Kaiser Otto IV. 1211 in Bann war?

Es ist merkwürdig, daß neben dem strophischen Nibelungenlied die Klage in kurzen Reimpaaren steht, geradeso wie neben Wolframs Parzifal dessen Titurelstrophen. Hier kämpften zwei Stilprinzipien miteinander, ohne daß eins das andere überwinden konnte. Der in höfischen Reimpaaren verfaßte Laurin wird dem Heinrich von Ofterdingen, der strophische Wolfdietrich Wolfram von Eschenbach zugeschrieben, im Kontext späterer Bearbeitungen, ungefähr so wie Albrecht seinen großen Titurel auch für ein Werk Wolframs ausgibt, was, wie wir wissen, nur zum kleinsten Teil wahr ist. — Für Laurin und den wohl noch älteren Biterolf und Dietleib war das anregende Moment der Anfall Steiermarks an Oesterreich 1192. Vielleicht wurde der turnierreiche Biterolf bereits bei jenem Turnier zu Graz, Dezember 1194 vorgetragen, auf dem Herzog Leopold V. verunglückte und starb. Auch die Klage ist in demselben Stil. Vielleicht hat der Nibelungendichter sich zuerst in dieser Weise versucht, bis er den volleren Ton der Nibelungenstrophe traf, worin ihm der Gudrundichter sofort nachfolgte. Vielleicht ist auch Wolfram dieser Entwicklung bewußt gefolgt, als er von den kurzen Reimpaaren des Parzifal zur Titurelstrophe überging; das mag zwischen 1217 bis 1220 geschehen sein, um welche Zeit ihn dann der Tod am unvollendeten Werk überraschte. Das Gudrunlied, dessen Strophe Wolfram weitergebildet hat, müßte also etwas früher fallen.

Es war der große staatliche Aufschwung Oesterreichs nach der Vereinigung mit Steiermark, nach der Ueberwindung der Händel mit König Richard Löwenherz, was hierzulande die Anregung gab, den altheimischen, altnationalen epischen Zyklus der Heldensage in neuen, glänzenden, zeitgemäßen Formen auszubilden. Dies alles ist ein Zeugnis der österreichischen Vormachtstellung im Deutschen Reich und in der deutschen Nation von etwa 1192 an.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Geld.

Von Hofrat Dr. E. Schwiedland.

Schon im anfänglichen Tauschverkehr gibt es bevorzugte Güter, deren Besitz allgemein erstrebt wird. Jeder ist gern bereit, sie zu nehmen, weil er sie selbst verwenden kann, oder weil andre nach ihnen geizen. Durch ihre Hingabe kann man daher Dienste, das Wohlwollen anderer oder fremden Besitz erwerben. Gegenstände, die solcherart immer galten, allgemein geschätzt waren, sind örtlich und zeitlich verschiedene Dinge gewesen: Metalle oder Schmuckstücke; Salztafeln, Teeziegel, Reis oder getrocknete Fische; Plättchen aus Kaurischnecken u. dgl. m. Da man sie für Güter und Leistungen erlangen kann, werden sie von dem, der sie besitzt, mehr und mehr zur Hingabe im Austausch genützt; sie dienen ihm nicht in der Materie, sondern mittelbar — zur Erwerbung sonstiger Güter, werden Tauschvermittler.

Die Bedeutung dieser Entwicklung war sehr groß. Je mehr Arten von tauschbaren Waren es gibt, desto seltener wird es ja, daß zwei Leute einander begegnen, von denen jeder grade die Ware besitzt, die der andre begehrt, und von denen jeder grade die Menge verfügbar hat, die der andre für seine Ware verlangt. Diese Schwierigkeiten des naturalen Tausches waren überwunden, sobald man für Güter oder Dienste Waren erhielt, die man zwar nicht selbst gebrauchte, von denen man aber als von örtlich besonders marktgängigen Waren erwarten konnte, daß dafür die jeweils benötigten Dinge erhältlich seien. Der Verkehr schlug so einen Umweg ein über einen „vermittelnden Tausch" gegen ein allgemeines Tauschmittel (Menger), und dieser Umweg führte zum Erfolg. Anstatt eines Tauschaktes sind nun jedesmal zwei zu vollziehen; neben dem Gut, auf dessen Absatz, beziehungsweise Erwerb es abgesehen ist (1, beziehungsweise 3), kommt das Tauschgut (2) in Betracht und das Schema des Tausches ist:

(1) Gut — (2) Tauschmittel — (3) Gut.

Die Zerlegung der Tauschaktion in zwei Akte ermöglicht aber das Sichfinden der Parteien.

So entstanden aus geschätzten Gegenständen des Verbrauchs, der Ausfuhr oder aus solchen, deren reichlicher Besitz Ansehen gab, allgemeine Tauschmittel, die hiedurch Repräsentanten aller andern begehrten Gegenstände wurden; man tilgte daher auch Bußen und Tribute durch sie, und sie wurden so allmählich Zahlungsgüter: man wurde allgemein damit bezahlt und konnte selbst stets damit zahlen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In die Rolle allgemein geltender Gegenstände kamen frühzeitig Metalle: unedle, weil man aus ihnen Waffen und Werkzeuge schmieden konnte, Edelmetalle, weil sie dem Schmuckbedürfnisse entgegenkamen. In Griechenland war Eisen das früheste allgemeine Tauschmittel, und in Sparta erhielt es sich lang als Zahlungsmittel. Allgemein erlangten aber die Edelmetalle diese Verwendung.

Sie übten starke Anziehung auf die Menschen und verbanden damit besondere Eigenschaften, die sie sozusagen technisch zum Tauschgut besonders geeignet machten. Ihre Schönheit und Formbarkeit lassen sie allgemein begehren als Rohstoffe für Schmuck wie für Geräte. Wer Bedarfsgegenstände im Ueberfluß hatte, war daher geneigt, dafür die (an sich minder notwendigen) edlen Metalle, verarbeitet oder nicht, einzutauschen. Für die Aufhäufung von Schmuck- und Prunkstücken gibt es aber keine Schranken, — Eitelkeit und Prunksucht kennt keine Sättigung — ihr Besitz schmeichelt der Eitelkeit und verleiht Ansehen, und infolge ihrer allgemeinen Begehrtheit kann man dafür jederzeit andre Waren erhalten. „Das Gold, das wir glitzern sehen, dessen klingenden Ton wir hören, peitscht unser Blut auf, verwirrt unsere Sinne, erfüllt uns mit dem leidenschaftlichen Drange, von diesem Golde selbst soviel wie möglich zu besitzen." Bei dieser starken Wirkung, die die großen Goldmassen auf die Seele des Menschen ausüben, gehen sinnliche Eindrücke mit reflektierten Vorstellungen Hand in Hand: optische und akustische Sinneswahrnehmungen mit den Vorstellungen von Riesengewinnen, Riesenvermögen (Sombart). Zudem macht die Widerstandsfähigkeit der Edelmetalle gegen zerstörende Einflüsse sie besonders geeignet zur Aufbewahrung: sie werden weder vom Wasser noch von der Luft angegriffen, verlieren im Feuer nur bei ganz hohen Temperaturen von ihrer Masse und sind gegen Reibung, namentlich wenn sie einen entsprechenden Zusatz anderer Metalle (Legierung) erhalten, sehr widerstandsfähig, so daß dann ihre Benützung ohne namhafte Abnützung vor sich geht. Ihr Widerstand gegen chemische und physikalische Einwirkungen schließt auch Wertveränderungen vermöge stofflicher Veränderung, wie sie bei allen andern Waren eintreten, aus; man kann sie also beliebig lang aufbewahren, ohne daß sie darunter litten.

Zur allgemeinen Begehrtheit der Edelmetalle kommt aber ihre Seltenheit und beides zusammen begründet ihre Kostbarkeit: die Schätzung jedes einzelnen Stückes.

Dieser höhere Wert geht nun Hand in Hand mit einem geringen Umfang und Gewicht; die Kosten ihrer Aufbewahrung wie ihres Transports sind daher verhältnismäßig sehr gering.

Auch können sie ungemein gleichmäßig hergestellt werden, so daß gleiche Gewichtsmengen gleiche Werte darstellen; sie sind unbegrenzt teilbar und lassen sich, in kleine Teile zerlegt — ohne daß sie dadurch entwertet würden und ohne nennenswerte Kosten — wieder zu einem Klumpen zusammenschmelzen. Die Kosten ihrer Formung sind gleichfalls im Vergleich zu ihrem Stoffwerte gering.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich sammeln sich die Edelmetalle infolge ihrer Dauerbarkeit zu Mengen an, denen gegenüber die jährliche Neuproduktion nur wenig ausmacht. Der Geldbestand der Welt an Goldmünzen dürfte 33 Milliarden Mark betragen; die Goldgewinnung betrug in den letzten 10 Jahren wohl $14^1/_2$ Milliarden Mark, also im Jahre $1^1/_2$ Milliarden oder etwa 4 Prozent des Goldgeldvorrats; selbst gegenüber jenem riesigen Zuwachs ist aber die vorhandene Menge und die stete Vermehrung der Menschen von entscheidendem Belang. Ist die Menge gegenüber der Begehrtheit beschränkt, was die Hochhaltung ihres Wertes bedingt, so ist sie zugleich groß genug, um in ausreichendem Umfang die Funktion als Geld zu ermöglichen.

Durch die Vereinigung aller dieser Eigenschaften haben die Edelmetalle ihre Stellung als Geldstoff erlangt und behauptet. Was aber ist das Wesen des Geldes? Trotz des hohen Alters dieser Einrichtung besteht über ihr Wesen keine Uebereinstimmung.

Manche sehen in allen allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlungsgegenständen Geld[1]); andre dagegen betrachten nur rechtliche Zahlungsmittel als Geld[2]). Wieder andre weisen darauf hin, daß das Geld als Tauschvermittler, als Zahlungsmittel und zur Kapitalübertragung (in Schenkungen und Darlehen) dient und sehen daher sein Wesen in der Verkehrsvermittlung zwischen den Wirtschaften[3]).

Jedenfalls ist Geld ein Gegenstand, durch dessen Hingabe man nahezu alle Güter erlangen kann, die erworben zu werden vermögen. Es setzt sich in alle diese Güter um, aber nur für einen Augenblick, indem es sich alsbald in andern Sachen, Leistungen, Güterquellen verkörpert und mit deren Bezahlung wieder von diesen freimacht und zu weiterer Wirkung ansammelt. Man könnte es einem Vehikel vergleichen, das die Güter von einem Besitzer zum andern bringt und immer andre Güter befördert. Seine Bezeichnung als „Umlaufsmittel" gibt seinen verwandlungsfähigen Charakter wieder. Es übt diesen Zauber bei seiner Verausgabung, entzieht sich aber dadurch auch seinem bisherigen Gewalthaber. In dem Maße als man seine zahlende Kraft in Anspruch nimmt, entäußert man sich seiner. Das Schema des Verkehrs beim Kauf ist: Ware — Geld — Ware[4]).

Das Bestehen eines Entgeltes, das als allgemeines Verkehrsmittel und als rechtliches Zahlungsmittel dient, ist von größter gesellschaftlicher Bedeutung. Die auf Arbeitsteilung und Tausch beruhende Wirtschaft der Völker bedarf einer Warenart, die jeder zu empfangen

---

[1]) Menger, Aufsatz „Geld" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV S. 598 f.

[2]) Knapp, Staatliche Theorie des Geldes, 1905.

[3]) Helfferich, Das Geld; 2. Aufl. 1910, S. 241 und 220.

[4]) Die jüngste Definition kennzeichnet das Geld als diejenige vertretbare Sache, die eigens zu dem Zwecke geschaffen ist, um „das Mittel des Entgeltes zu bilden oder zur Preisbestimmung zu dienen" (R. Hildebrand, Über das Wesen des Geldes, 1914). Beim Tausch ist das Entgelt ein Gut irgendwelcher Art, beim Kauf dagegen Geld.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereit ist; sie erleichtert allen Tausch und damit jegliche Produktion größeren Umfanges. Infolge aller seiner Funktionen dient das Geld auch als Preisindikator (Preismesser) und als Wertmaßstab aller Güter sowie als Wertaufbewahrungs-(Thesaurierungs-)Mittel.

Was die Edelmetalle angeht, war Wertschätzung ihrer Substanz die Grundlage ihrer allgemeinen Annahme (der Gangbarkeit, Zirkulation). Dazu kam ihre Anerkennung seitens der Zahlungsgemeinschaft: der staatliche Stempel, der auf Grund autoritärer Verfügung das Metallstück als Zahlungsmittel legitimiert, rechtlich zum Zahlungsmittel macht: zum Ding, durch dessen Hingabe man sich von einer Schuld rechtskräftig befreit.

Eine Frage ist nun, ob die Geldqualität im Werte der Substanz verankert sein muß, oder ob ein seiner Substanz nach wertloses Mittel allen Funktionen als Geld genügen kann?

Diese Lehre vertritt Knapp, entsprechend seiner Auffassung, daß das Geld im Wesen ein Zahlungsmittel ist. Ihm sind alle Zahlungsmittel, Münzen wie Scheine, „Zahlmarken". Wie wertvoll oder wertlos die Platte der Marke sei — sobald die Rechtsordnung die zeichentragende Sache zum Zahlungsmittel macht, ist sie Geld. Proklamierung einer Sache durch die öffentliche Gewalt zum Zahlungsmittel sei das Entscheidende. Nach dieser nominalistischen Ansicht hasten also die Menschen infolge einer staatlichen Maßregel nach dem Gelde — nach der metallistischen Auffassung dagegen aus Neigung zu den Edelmetallen, deren Repräsentanten die Geldzeichen sind. Danach, welchen Ursprung des Geldes man für sein Wesen entscheidend ansieht, wird man sich der einen oder der anderen theoretischen Betrachtung anschließen, im Geld einen Gegenstand sehen, der vermöge seiner sachlichen Begehrtheit ein allgemeiner Tauschvermittler ist, oder „ein bloßes ideelles Pfand der erwarteten Gegenleistung", also „eine Verkehrsmarke".

Im besondern mag sich der Staat aus Rücksicht auf die Verkehrssicherheit, im Gefühle seiner Rechtshoheit oder aus finanziellen Gründen zur Proklamierung eines staatlich anerkannten Zahlmittels entschlossen haben. (Münzprägungen sind freilich älter als staatliche Verfügungen über das Geldwesen.) Macht aber staatliche Festsetzung etwas rechtlich zum Geld, und verdrängt sie dadurch andre Zahlungsmittel aus ihrer Rolle, so kann noch immer darüber gestritten werden, ob das Geld schon durch den rein gesellschaftlichen Vorgang der Herausbildung eines allgemeinen Tauschmittels entstanden ist oder erst durch seine Einbürgerung als Zahlungsmittel. Ist das letztere der Fall, so hat das Geld, wie Knapp es sagt, „proklamatorische Geltung", „chartalen Charakter" und somit bestände kein Zusammenhang zwischen dem Geldstoff und dem Begriff des Geldes.

Gestatten Geldabzeichen auch ihrem Stoffe nach eine Verwendung, findet dieser technische Benützung, so kann sich der Inhaber aus ihnen real befriedigen, sie in ihrer Metalleigenschaft verwenden. Sonst, wenn er sie nur weiterzugeben vermag (um dadurch andre Waren anzuschaffen oder Schulden zu bezahlen), verwendet er sie zirku-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

latorisch, als Zahlungsmittel, in ihrer Geldeigenschaft. Der Streit dreht sich also darum, ob die Funktionen des Geldes eine Antizipierung der Gebrauchsfähigkeit des Geldstoffes sind.

So weitgehend die Verneinung dieser Anschauung scheint, wird sie durch wichtige Tatsachen unterstützt. Wiederholt haben Staaten aus eigner Macht Papierscheine als uneinlösbares Geld ausgegeben, das im Verkehr genommen und gegeben wurde. Desgleichen haben sich Schecks eingebürgert — Anweisungen auf Banken, bei denen man Guthaben hat — und diese Anweisungen werden wie Gold und Silber genommen. Dabei beträgt die Gesamtheit der Guthaben bei Banken in England 18 Milliarden Mark, der Goldbestand der Banken aber, der zur Deckung jeweils vorhanden ist, weniger als 400 Millionen, so daß die Golddeckung etwa 2 Prozent beträgt, und doch erfüllen die Schecks die Rolle von Banknoten. Freilich kann man in diesem Falle damit rechnen, daß die Bank nach und nach Goldeswert für alle Einlagen zustande bringen wird. Immerhin kann aber Staatsbefehl die Kaufkraft des Geldes bewirken. Aber nicht bloß er hat diese Kraft, sondern auch eine private Zahlungsgemeinschaft; das Gefühl der Sicherheit inbezug auf die allgemeine Geltung einer Ware kann rein gesellschaftlich (ohne Zutun des Staates) ihre Geldfunktion begründen. Das allgemeine Tauschmittel wird, da Bezahlung, Entlohnung und die Leistung von Abgaben ständig wiederkehren, zum Zahlungsmittel; sanktioniert der Staat die Übung, sich durch Hingabe eines bestimmten Mittels Verpflichtungen zu entledigen, schafft er damit von Staats wegen Geld. Es frägt sich nur, ob er sich von der metallischen Grundlage des Geldwesens praktisch allgemein loszusagen vermag?

Bei der Herstellung von Geldmünzen ist zu bestimmen, welches Metall bei dieser Herstellung Verwendung finde, ferner mit welchem Gehalt, in welcher Menge davon, die einzelne Münze herzustellen sei. Diese Vorschrift, der „Münzfuß", regelt die technischen Umstände der Ausmünzung. So besagt das englische Recht, daß aus 40 Troypfund Standardgoldes 1869 Sovereigns, das deutsche Recht, daß aus 1 Pfund feinen Goldes 139 $^1/_2$ Kronen hergestellt werden. Dazu kommt aber eine zweite Vorschrift, welche diese Münzen bewertet: dort als 1 Pfund Sterling, hier als 10 Mark; soviel gelten jene Münzen im Rechtsleben (beim Abtragen von Schulden).

Nun werden Metalle auf zweifache Weise zur Ausmünzung zugelassen. Bei manchen beschränkt der Staat ihre in Münzen verwandelbare Menge; bei andern erklärt er jede Menge in Stücke bestimmter Art verwandelbar — alles Gold in Sovereigns, alles Gold in Kronen. Knapp nennt derart ausgezeichnete Metalle hylisch; Hyle ist also ein Metall, dessen unbeschränkte Verwandlung in Geld zugelassen wird. Gold ist in England und in Deutschland wegen dieser Bestimmung hylisch, 1 Pfund Sterling wird hergestellt aus 40/1869 Troypfund Standardgold — 1 Krone aus 10/1395 Pfund feinem Gold. Nun gilt aber das Pfund Sterling 20 Schillinge, die Krone 10 Mark;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1 Markstück ist also $^1/_{10}$ Krone wert, besteht aber aus einem andern Metall: aus Silber, das nichthylisch ist; der Schilling gilt $^1/_{20}$ Pfund Sterling und besteht ebenfalls aus Silber, trotzdem dieses auch in England nichthylisch ist. Daher ist eine dritte gesetzliche Bestimmung notwendig, welche diese Beziehung in der Zahlungsfähigkeit zwischen hylischen und nichthylischen Münzen herstellt.

Gemünztes Geld hat in seinem Metallwert einen Mindestwert, unter den es in seiner Geltung nicht sinken kann; der hylische Gehalt ist gleichsam das Pfand, das den Inhaber sicherstellt für den Fall, daß die Chartalität (die staatliche Proklamation der Münze als Geld) verschwindet.

Hylische Münzen werden nun in ihrem Werte auf den Wert ihres Geldstoffes beschränkt durch Einräumung der Prägefreiheit. Dann darf alles Metall der bezüglichen Art ohneweiters für jedermann in die Münzform gebracht werden; Inhaber des hylischen Metalls sind befugt, beliebige Mengen davon für ihre Rechnung ausprägen zu lassen. Hiedurch muß dieses Geld immer wieder auf die Grenze seines Metallwertes sinken: sobald der Wert der Münzen höher ist als ihr Metallwert, wird man jene Befugnis ausnützen, bis der Geldwert auf den Wert des darin enthaltenen Metalls sinkt, und die Möglichkeit, durch Ausprägung von Edelmetall in höher gewertete Münzen Gewinn zu machen, verschwindet. — Wird nun zugleich festgesetzt, daß das Geldstück stets die vorgeschriebene Metallmenge enthalten muß, widrigens es aus dem Verkehr zu treten hat, so wird dadurch seine „Vollwichtigkeit" gewährleistet, verhindert, daß der Wert der einzelnen Geldmünze unter den Wert der normalen Metallmenge derartiger Münzen sinke. Die statthafte Abnützung, die Grenze, bis zu welcher abgenützte Stücke noch zirkulieren dürfen, bezeichnet das „Passiergewicht"; sowie es mehr als den zulässigen Teil seines Gewichts verloren hat, wird es eingezogen oder nur nach dem Gewichte vom Staate angenommen, also seines chartalen Charakters entkleidet.

Durch die freie Prägbarkeit wird also eine übermäßige Werterhöhung der Münzen, durch Begrenzung ihrer Abnützung ihre Wertverminderung verhindert, durch das freie Ausprägen in Verbindung mit der Festsetzung eines Passiergewichtes mithin eine Verankerung des Wertes der Münzen im Münzmetall bewirkt.

Der hylische Gehalt bietet auch Sicherung für eine Verwendung des Geldes außerhalb des eignen Landes, in fremden Staaten, wo Münzmetall eine stets erwünschte Ware ist.

Der Staat kann aber auch wertlosen Papierstücken Geldcharakter verleihen, indem er gestattet, daß Zahlungen an ihn selbst durch ihre Hingabe erfolgen, verfügt, daß die staatlichen Kassen sie annehmen. Zahlungen, die an den Staat gerichtet sind, bei denen er also als Empfänger auftritt, nennt Knapp epizentrisch, Zahlungen, die der Staat leistet, bei denen er also als Geber erscheint, apozentrisch. Geldzeichen, die der Staat in andre umzutauschen auf keine Weise verpflichtet ist (uneinlösbare Münzen wie Scheine) sind definitives Geld

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— solche, die in andere Zahlungsmittel umgetauscht werden können (wie Scheidemünzen in vollwertige), sind provisorisches oder einlösbares Geld. Diejenige Geldart nun, die für apozentrische Zahlungen stust bereitgehalten und als aufdrängbar behandelt ist (nicht zurückgewiese. werden kann), ist die valutarische Geldart, jede sonstige akzessorische Valutarisches Geld — die zu apozentrischen Zahlungen vom Staate bereitgehaltene definitive Geldsorte — kann aber auch aus Papier bestehen; auch uneinlösbare Noten, die der Staat oder eine Notenbank ausgibt, sind Geld.

Jedes sonstige Geld, gegen das der Staat valutarisches Geld hergibt, ist gegenüber diesem qualifizierten Gelde eine Ware, wird gegen valutarisches im Wege des Kaufes erworben, wie nur eine Ware, und hat einen im valutarischen Geld ausgedrückten Wert — der jenem des valutarischen gleich, ihm gegenüber höher oder ihm gegenüber niederer sein kann. Bloß valutarisches Geld, in dem die andern Werte gemessen werden, hat nie ein Agio; es verhält sich, wie wenn es die einzige Geldart wäre.

Traut man also dem uneinlöslichen Papiere nicht, wohl aber gleichnamigen Münzen, so schätzt man den Vorteil der Verkäuflichkeit ihres edlen Materials; diese vergleichsweise Überwertung bewirkt die Preiserhöhung der Münzen, ihr Agio gegenüber dem Papier. In Österreich war aber die Währung, das valutarische Geld, ab 1866 bloßes Papier, und dieses hatte gegenüber Edelmetallmünzen, Silbergulden, lange ein Disagio, bis nach 1879 die Rollen wechselten, die Silbergulden, weil sie unbequemer waren, einen geringeren Wert, ein Disagio, erreichten.

Diese Überwertung oder Unterwertung eines akzessorischen, aber rechtlich die gleiche schuldenlösende Kraft besitzenden Geldes gegenüber der valutarischen Geldart — Überagio oder Unteragio, „Agio" beziehungsweise „Disagio" — ist eine merkantile Erscheinung; demgemäß wechselt auch der Grad dieser Überwertung, bezw. Unterwertung beständig.

Die Bewertung der Edelmetalle selbst schwankt fortgesetzt; hieraus schon ergeben sich Veränderungen des Geldwertes. Deren Feststellung ist ein interessantes, aber unendlich schwieriges Problem. Anderseits können Wertveränderungen des Geldes auch aus der wechselnden Nachfrage nach Geldzeichen sich ergeben.

Die Beziehungen des valutarischen Geldes des einen Staates zum valutarischen Gelde andrer Staaten — intervalutarische Beziehungen — drücken Wertverhältnisse aus, zwischen an sich nicht vergleichbaren Dingen.

In fremden Staaten hört eben die Geltung der staatlichen Zahlungsmittel als solche auf: fremde Geldstücke haben, abgesehen vom Metallwert hylischer Münzen, nur Wert als Mittel für Zahlungen an ihren Heimatsstaat; wie viel ihr Wert beträgt, das entscheidet sich täglich an den Börsen nach dem Angebot und der Nachfrage, die durch merkantile Machtkämpfe beeinflußt werden. Der Preis, den die valutarische Geldart eines Landes an der Börse eines andern Landes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erlangt, bestimmt sich durch die Gesamtheit der Zahlungsverpflichtungen und durch Stimmungen, wie sie jeder Preisbildung zugrunde liegen. Der so entstandene Kurs des fremden Geldes wird dann bei kleineren Geschäften ähnlicher Art als Anhalt benützt und tritt daher mit Autorität auf.

*

Diese Grundbegriffe, technischen Vorschriften und wirtschaftlichen Verhältnisse sollen indes die soziale Bedeutung des Geldbesitzes und der auf dem Geldverkehr beruhenden Beziehungen nicht übersehen lassen.

Die gesellschaftliche Gestaltung, bei der eine einseitige Erzeugung und ein Austausch der Erzeugnisse unter Benützung von Geldmitteln vorwaltet — die Geldwirtschaft — bedingt, daß Sachen gegen Geld gekauft und verkauft, Nutzungsberechtigungen und Leistungen mit Geld entlohnt, Darlehen in Geld gewährt, Abgaben in Geld geleistet werden. In der einstigen naturalwirtschaftlichen Verfassung erstrebte man direkt die Beschaffung der jeweils gebrauchten Güter; in der geldwirtschaftlichen trachtet man, den Repräsentanten aller Güter, Geld, zu erlangen. War in der Zeit der Naturalwirtschaft das Ziel die eigene Versorgung unter herrschaftlicher, bevormundender Fürsorge, wobei die Wirtschaft anderen Lebenszwecken untergeordnet war, ohne auf Gewinn und Erwerb auszugehen, werden in der geldwirtschaftlichen Epoche Gegenstände, anstatt zur eigenen Versorgung, für den Gebrauch anderer hergestellt; Kauf wie Entlohnung in Geld bürgern sich ein, und mit der überragenden Bedeutung der Geldsorten im Verkehre wird Gelderwerb ein eigenes Lebensziel.

In dem Maße, als der Verkehr zunimmt, werden die Entgelte für Sachen wie Nutzungen und die Entlohnung von Diensten — Preise wie Löhne — nicht mehr durch das Herkommen bestimmt, wie vormals, sondern man kämpft um einen günstigen Preis, um den größtmöglichen Gewinn. Der Käufer will dem Verkäufer die Ware möglichst wohlfeil abdrücken, der Verkäufer sie dem Käufer möglichst teuer aufdrängen. Kauflustige trachten, den wohlfeilsten und geldbedürftigsten Verkäufer ausfindig zu machen und auszunützen, Verkäufer dagegen sind bestrebt, den Markt so schwach zu beschicken, daß in Anbetracht der Kauflustigen immer zu wenig Waren vorhanden seien, damit es stets eine Anzahl Personen gebe, die als Käufer miteinander in Wettbewerb treten, einander die vorhandene Ware abzujagen trachten (Hofmeister). Die Preise, später auch die Löhne, werden zu Ergebnissen wirtschaftlicher Machtkämpfe.

Die geldwirtschaftliche Organisation beruht also auf der Berufsteilung und dem wachsenden Verkehr; dieser verbindet nun hunderte und tausende von Menschen miteinander, und zwar nur fallweise, durch kurze, lose Verträge, nach deren Vollzug keine weitere Beziehung zwischen ihnen zu bestehen braucht. Das Geld hat alle Waren sozusagen auf einen Nenner gebracht, vergleichbar gemacht; es wird überall angenommen und alle Güter werden in Geld geschätzt und ausgedrückt. Dies ist die Voraussetzung für die Berechnung von Erträgen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewinnen, für die Erkenntnis, ob man mit Gewinn oder Verlust arbeitet; auf Grund des Geldverkehrs und der Geldrechnung enstand das auf Gewinn gerichtete Streben, die rationelle „kapitalistische" Wirtschaftsweise.

Die einzelnen rücken aber seelisch von einander ab; ihre gegenseitige Beeinflußung und Abhängigkeit beschränkt sich auf die geschäftliche Berührung. Carlyle schrieb schon Mitte des 19. Jahrhunderts, Barzahlung sei jetzt das einzige Band zwischen Menschen. Die Schätzung persönlicher Werte des einzelnen und rein menschliche Wechselwirkungen gehen verloren, nur die geschäftliche Leistung kommt in Betracht, der Mensch wird zur Nummer. Solcher Verkehr gibt dem Käufer und Verkäufer, dem Unternehmer, Beamten und Arbeiter neue Freiheiten, macht, wie Schmoller betont, leicht rücksichtslos, gleichgültig, schamlos, hart, selbstsüchtig; Geld wird Selbstzweck, gibt Genuß und Macht wie nichts sonst und erzeugt infolgedessen Geldgier, Geiz und, wie alle Macht, Mißbrauch. „Wer Geld hat, den liebkoset man, wer keins hat, ist ein elend' Mann". Silber und Gold herrschen über die Menschen und ihre Seelen; ihr Besitz schafft große Gewinne und bewirkt hiedurch gesellschaftliche Umschichtungen. Geldleute können infolge ihres Einflusses mitunter und manchenorts alles kaufen: Presse und politische Macht — in Regierung wie Parlament.

Wenn ein Autor ausrief, es sei ein Glück, daß die Reichen selbst sterben müssen, weil sie sonst auch das durch andre besorgen ließen, so ist selbst diese Einschränkung nicht ganz richtig: in China war es möglich, sich von einer Todesstrafe durch die Stellung eines Vertreters loszukaufen, und in unseren Staaten von der Assentierung gegen Beibringung eines Stellvertreters loszukommen, was in kriegerischer Zeit gleichfalls eine Gefahr für den Stellvertreter begründete. Und sicher ist, daß die Leben und Gesundheit am meisten gefährdenden und verzehrenden Berufe in der Regel von denen geübt werden, die keine Güter, kein Geld besitzen und diese Dienste im Sold und zu Nutzen der Besitzenden verrichten. So gilt das Geld überrall, und auf dieser Geltung beruht unser ganzer wirtschaftlicher Verkehr[1]).

Man schiebt daher nun der „Geldwirtschaft" alle körperliche wie seelische Prostitution zur Last, die Geldheiraten, den gewissenlosen Materialismus, die zynische Blasiertheit, Fälle frivoler Lieblosigkeit und harter Klassenherrschaft (Schmoller). Anderseits vermögen aber einseitige Vorzüge auf dem freien Markte sich zur Geltung zu bringen und Vermögen zu begründen; sogar Verfasser von Gassenhauern und von wohlfeilstem Modespielzeug sammeln mitunter Reichtümer.

[1]) Die allgemeine und unbestimmte Goldgier ist, nach Sombarts Ausdruck, in Geldgier verwandelt. Dieser Autor führt auch (Der Bourgeois, 1913, S. 399 fg.) eine längere schöne Stelle aus den Briefen Petrarkas an, worin es heißt: allmächtig fast ist das Gold, und alles, was unter dem Himmel ist, unterliegt seiner Gewalt, und selbst über unsere unsterblichen Seelen übt das gleißende Metall seine Herrschaft aus. — Und bei der Betrachtung der zeitgenössischen Republiken konnte ein neuzeitlicher Autor sagen: Die Voraussetzung aller Macht ist heute der Wille zum Geld.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei der Beurteilung der Gegenwart wird überhaupt übersehen, daß die Menschen tatsächlich niemals Engel waren. Alle Zeiten gelten, wie Byron sagt, wenn sie vorbei sind, als gut. In Wirklichkeit aber waren sie nie tadellos.

Im ganzen scheint sogar eine Verweichlichung durch die Welt zu ziehen, seit Napoleon I. die gesunden, kräftigen Männer seiner Zeit auf den Schlachtfeldern hinmorden ließ, so daß die Generationen des 19. Jahrhunderts bloß von den damals überlebenden schwächlicheren und nervösen Individuen abstammten. Unsre heutige Jugend freilich zeigt wieder einen Zug zur Nüchternheit und rechnet mehr mit realen Machtfaktoren als die frühere, was eine Frucht des naturwissenschaftlichen Realismus und der Einsicht sein mag, daß mit den eigenen Kräften hauszuhalten ist und, sie möglichst auszubilden, Vorteil bringt. Ausartungen dieser Richtung treten auf als Ichkultus, Uebermenschentum und rücksichtslose Härte. Mag indes an Stelle der Sentimentalität oft Kälte, Klugheit oder selbstische Brutalität treten, man *schätzt* die bloßen Geldsäcke doch nicht, wenn man auch ihrem Einflusse nachgibt, und es handelt sich demnach darum, die nötigen Abwehrbewegungen und gesellschaftlichen Korrekturen gegenüber ihrer Gewalt anzuwenden.

Dies erfolgt durch den Zusammenschluß Gleichgesinnter; auf gesellschaftlichem, politischem und geistigem Gebiet durch Parteiungen und Vereinigungen, die Interessen gleicher Art vertreten und deren Bedeutung das allgemeine Wahlrecht zu praktischer Wirkung bringt; auf dem wirtschaftlichen Gebiet entwickelt sich eine Gegenwehr beim Mittelstande wie bei der Arbeiterschaft; namentlich die letztere bringt kräftige Verbindungen hervor, welche die Macht des einzelnen steigern und die Fürsorge seiner Berufsgruppe für ihn vermehren.

*

Gegeneinander in Tausch gegebene Gegenstände werden ihrer Art und ihrer Menge nach geprüft. Hiezu dient das Prüfen ihrer Qualität und das Zählen, Wägen oder Messen der Mengen. Ihre Werte endlich werden beim Tausch miteinander verglichen.

Eingeborne des Bismarck-Archipels verwenden wohl als allgemeine Tauschmittel schnurweise aufgereihte Plättchen aus Kauischnecken und geben für Fische so viel von der Schnur ab, als der Fisch selbst lang ist; ihnen handelt es sich bloß um die Herstellung einer Uebereinstimmung der Mengen der getauschten Dinge. Aehnlich wurden im ungarischen Tiefland noch vor sechzig Jahren irdene Geschirre erworben, indem man den bezüglichen Topf mit Hühnerfutter anfüllte und dieses im Austausch dem Töpfer überließ. Aber solche Gleichwertigkeit der Mengen verschiedener Gegenstände ist eine Ausnahme; zumeist setzt man beim Tausch die entsprechend scheinenden Mengenverhältnisse erst fest.

Metalle wurden als allgemeine Tauschmittel ehedem bloß zugewogen (so bei den Juden vor dem babylonischen Exil, bei den Griechen Homers und bei den Römern; vom Wägen des Geldes: pendere, kommen unsere Ausdrücke Expensen und Stipendien). Der chinesische Taël war bis in die letzte Zeit eine Gewichtseinheit von Silber. Doch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde bei Edelmetallen nebst der Menge auch ihre Reinheit bzw. die Beimischung unedler Metalle festgestellt, also eine Beglaubigung des Feingehaltes gefordert. Vom Wägen kam man zuerst zum Herstellen von Stücken bestimmter Größe, dann zu ihrem Abstempeln und endlich zur Verstaatlichung der Münzerzeugung.

Die Lydier prägten zuerst goldene und silberne Münzen: ovale Metallplättchen, die auf der einen Seite Streifen, auf der andern Vertiefungen trugen. Später kamen Tierköpfe und Götterbilder auf (Zusammenhang zwischen Tempeln und Münzstätten). Dann erst kam das Bildnis des Landesherrn auf die Münze. Von den Kaufleuten und Priestern übernahm der Staat ihre Prägung.

Edelmetalle finden in unkultivierten Ländern zu Schmuck und Geräten, in Gebieten höherer Zivilisation auch als Münzen und in Kulturstaaten überdies für industrielle Zwecke (Verarbeitung zu Geräten, Vergolden und Versilbern oder als sonstiger Hilfsstoff) Verwendung. Man pflegt auch die nichtmonetäre Verwendung — für andere als Münzzwecke — kollektiv als „industrielle" Verwendung zu bezeichnen.

Die Einbürgerung der Edelmetalle im Geldverkehre des Mittelalters hing mit dem Handel nach Indien zusammen, der infolge der Kreuzzüge und von Geschäftsbeziehungen mit Kleinasien sich entfaltete. Indien bot begehrenswerte Stoffe, gewerbliche Kunstwerke, Gewürze, forderte aber dagegen Gold und Silber, die es von Natur aus nicht besaß. Vom 16. Jahrhundert an strömten Edelmetalle aus Mittel- und Südamerika nach Europa; im 19. Jahrhundert stieg ihre Gewinnung in Nordamerika, dann in Australien und Südafrika mächtig an; Verbesserungen der Technik verbilligten die Silbergewinnung und machten die Ausbeutung geringhältiger Silbererze lohnend. So strömen denn heut Edelmetalle aus allen Gebieten nach den Kulturländern.

Rund 37% des jetzt gewonnenen Goldes kommen aus Afrika, rund 32% aus Amerika, $16^1/_2$% aus Australien, annähernd 13% aus Asien und etwas über 1% aus Europa. Von der Jahresausbeute an Silber liefert Amerika mehr als 82, Australien $8^1/_2$, Europa $6^3/_4$%.

Im Jahre 1908 betrug die Goldausbeute 665.000, die Silberausbeute 6,320.000 Kilogramm. Der Wert des Goldes beträgt nahezu 3300 Kronen das Kilogramm[1]), jener des Silbers gegenwärtig etwa 100 Kronen und begründet ein Verhältnis von 1:33. Wird unter solchen Verhältnissen zehnmal soviel Gold wie Silber gewonnen, so ist doch die zehnmal größere Menge Silbers fast nur ein Viertel dessen wert, wie das eine Zehntel an Gold. Der Bestand der Welt an Goldmünzen wird auf nahezu 40 Milliarden, an Silbermünzen auf 18 Milliarden Kronen geschätzt, wozu annähernd 20 Milliarden ungedeckten Papiergeldes kommen. Das sind die Geldbestände der Welt: etwa 75 bis 80 Milliarden Kronen.

Abnützung, Abgänge beim Einschmelzen und Umarbeiten, Verluste infolge besonderer Katastrophen, Begraben und Vergraben vermindern

[1]) 2780 Mark, 3280 Kronen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Vorräte. Man schätzt diese Verluste beim Gold auf jährlich 3000 Kilogramm, das sind rund 10 Millionen Kronen. Die Abnützung ist bei Silbermünzen größer als bei Goldmünzen, weil Silbermünzen als kleinere Werte beständig von Hand zu Hand gehen; dieser Verlust geht aber weniger ins Geld.

Damit die Münzen einander im Verkehr vertreten, muß jedes einzelne Stück allen ähnlichen Stücken gleichwertig sein. Dazu ist ihre genaue Übereinstimmung, im Gehalte sowie im Gewichte, nötig. Ist dies der Fall, so kann sich ihre Bewertung auf ein Abzählen beschränken; dies erleichtert und vereinfacht ihre Verwendung.

Durch ihre Gangbarkeit scheidet aber die Münze aus dem Kreise der andern Gebrauchsgüter aus: sie wird als Tauschmittel äußerlich unterschieden und auch gegenüber dem Metall, aus dem sie entsteht, selbständig: sie stellt die „Geldfunktion" anschaulich dar.

Münzen behalten mitunter ihren besonderen Namen, auch wenn dieser mit der ursprünglichen Gewichtsbezeichnung, der er entstammt, nicht mehr übereinstimmt (so das Talent oder As oder Pfund, die Livre oder Mark).

Heute regelt der Staat kraft seiner Rechtshoheit („Münzhoheit") das Münzwesen; er legt bestimmt bezeichneten Gegenständen Geldqualität bei, regelt deren Anfertigung und Ausgabe.

In Deutschland hatte, solange eine starke Zentralgewalt bestand, der König das Recht der Münzprägung; mit der späteren Zersplitterung der Staatsgewalt erhielten es geistliche und weltliche Herren und Reichsstädte, und die Vielheit des Münzwesens fand ihr Ende erst im Deutschen Reiche, das Münzeinheit schuf. In Frankreich erfuhr das Münzregal anfangs eine ähnliche Zersplitterung, doch stellte dort das Königtum das königliche Münzrecht vom 13. Jahrhundert an wieder her. Noch früher gelang es England, das ausschließliche Münzrecht der Krone zu sichern.

Die Aneignung der Münzhoheit ergab den mittelalterlichen und neuzeitlichen Staaten vermöge Münzverschlechterungen erhebliche Einnahmen.

Manche Staaten duldeten lange private Münzstätten für die Durchführung der Prägung; die Ausgabe von Banknoten erfolgt noch heute durch private Institute, die dazu ermächtigt sind. Überlassung der Münzausprägung an Private ist aber unzweckmäßig; wegen der Kontrolle müßten ihnen Beamte auf den Nacken gesetzt werden; eigene Beamte aber kann man in Eid und Pflicht nehmen und daher als Prägeorgane leichterer Kontrolle unterwerfen; deshalb ist das Prägen in eigener Regie wirtschaftlicher.

Die Eigenschaft eines Zahlmittels wird verliehen: *uneingeschränkt*, so daß die Stücke für jeden Betrag zu dem ihnen beigelegten Nennwerte in Zahlung genommen werden müssen, oder auf bestimmte *Höchstbeträge beschränkt*, so daß darüber hinaus niemand gezwungen ist, sie zu nehmen. Die Gesetze bestimmen dann den Betrag von „kritischer" Höhe, über den hinaus die Annahme frei-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestellt ist. Für Zahlungen an den Staat ist da jeder Betrag zulässig, für andere (vom Staate oder unter Privaten erfolgende Zahlungen) aber ist die obligatorische Geltung begrenzt.

Auch ist es möglich, gewissen Geldarten nur gegenüber öffentlichen Kassen unbegrenzte Zahlkraft zu verleihen.

So müssen in Deutschland Reichssilbermünzen im Privatverkehr nur für Beträge bis zu 20 Mark, von öffentlichen Kassen aber in jedem Betrage in Zahlung genommen werden (sog. Kassenkurs). In Frankreich und England sind Banknoten im Privatverkehre zu jedem Betrag mit Zahlkraft versehen, in der Hand der sie ausgebenden Notenbank aber nicht: dieser gegenüber kann man auf Zahlung in klingender Münze bestehen.

Anderseits kann der Staat Münzen Zahlkraft verleihen, die nicht im Inlande zur Ausgabe gelangten. So hat die Schweiz 1871 vorübergehend englischen Goldpfunden Zahlkraft zuerkannt, das Deutsche Reich von 1857 bis 1893 in Österreich geprägten und in Kurs gesetzten Talern.

Wenn der Staat eine Sorte von Geld bei seinen Zahlungen als aufdrängbar behandelt, muß er auch als Gerichtsherr seinen Angehörigen im gleichen Ausmaße die Fähigkeit zuerkennen, *ihre* Schuldverpflichtungen durch Zahlungen mit gleichen Sorten zu lösen: die Pflicht zur Annahme eines staatlich anerkannten Geldes geht mit dem Recht einher, solches Geld in Zahlung zu geben.

Außerhalb des Landes gilt jedoch das Geld nicht aus Satzung seines Ursprungsstaates; seine Eigenschaft, im offiziellen Wert kraft Gesetzes Zahlung zu bieten, hört auf und daher gilt die Münze dort unter Umständen nur so viel, als sie an edlem Metall enthält. Infolge dieser selbständigen Wertung der Geldsorten im Ausland tritt die nach Sir Thomas Gresham als greshamsches Gesetz bezeichnete Tatsache ein: „Schlechtes Geld verdrängt gutes." Besteht nämlich im Inland schlechtes Geld neben gutem (das ist solches, das weniger Metallgehalt hat, als der Nennwert angibt, neben vollwichtigem), so gilt hier dennoch die schlechte Münze genau so viel wie die gute. Enthält ein Zwanzig-Kronenstück tatsächlich nur noch Gold im Werte von 19 Kronen 60 Hellern, so gilt es bei uns doch 20 Kronen; überschreitet es aber die Staatsgrenze, so wird es vielleicht nur noch für so viel genommen, als es an Wert des Münzmetalles enthält und beim Einschmelzen ergibt, nicht aber so viel, als es zu enthalten vorgibt. Hat man ins Ausland zu zahlen, so nimmt man daher die vollwichtigen, unabgenützten Vollmünzen aus dem Verkehr und schickt diese ins Ausland, denn das schlechte Stück gilt doch im Inland so viel, als es zu gelten angibt. Und will man Waren aus Gold anfertigen, entnimmt man dieses auch Goldstücken, die in Umlauf sind, und zwar ebenfalls den besten Stücken (es wäre töricht, an Metallgehalt geringere Stücke einzuschmelzen). Ist also schlechtes Geld neben besserem in einer für den Verkehr hinreichenden Menge im Umlauf, so wandert das gute über die Grenze oder in die heimischen Schmelztiegel und zurückbleibt das schlechte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gibt es nun gar verschiedene Geldarten im Lande, so kann die eine dem Besitzer mehr Sicherheit bieten als die andere. In Ländern der Doppelwährung schwanken die Wertverhältnisse der als vollwertig geprägten Münzen, anderwärts ist uneinlösliches Papiergeld in solcher Menge in Umlauf, daß es dem Inlandsverkehre genügt und die vollwertigen Metallmünzen daher zu Zahlungen ins Ausland (wo sie ihres wertsicheren Metallgehaltes willen vorgezogen werden) verwendet werden können.

Demgemäß sagt Knapp: Akzessorische Geldstücke mit positivem Agio werden vom Inhaber, wenn er nach seinem Vorteile verfährt, immer als Waren und niemals als Zahlungsmittel verwendet; sie bleiben rechtlich Zahlungsmittel, treten aber tatsächlich als solche außer Verwendung, niemand bezahlt mit solchen Stücken. Akzessorische Stücke mit Disagio dagegen werden nur als Zahlungsmittel und niemals als Waren verwendet; sie halten sich also mit Ausdauer im Zahlungsverkehr; jeder zahlt vor allem mit diesen Stücken. (Definitives Geld hat kein Agio.)

Überlassung der Münzprägung an Private ohne scharfe Kontrolle würde infolge der Greshamschen Erscheinung zur ärgsten Münzverschlechterung führen und Erzeugnisse einer Münzstätte, die dauernd untergewichtige Münzen ausgäbe, wären imstande, die ganze Geldzirkulation eines Landes zu beeinträchtigen.

Desgleichen erhellt die Gefährlichkeit internationaler Münzverträge, die voneinander abhängige Staaten verpflichten, gleiche Münzen auszuprägen und die von einem der Vertragsstaaten hergestellten Münzen als Zahlmittel bei sich anzuerkennen.

*

Jedes Land hat sein Geldsystem, dem eine bestimmte Menge Edelmetall als Einheit zugrundeliegt.

Die Geldeinheit ist bei uns die Krone, in Deutschland die Mark, in Frankreich der Frank, in Holland der Gulden, in England das Pfund Sterling, in Skandinavien die nordische Krone, in Rußland der Rubel, in der nordamerikanischen Union der Dollar.

Gegenüber dieser Einheit sind die andern Geldstücke ein Vielfaches oder ein Bruchteil. Der Zahlenaufbau der Unter- und Überteilung wird dabei verschieden gebildet; früher war, und in England ist noch heute zum Teil ein Dutzendsystem in Geltung (Stücke im Verhältnis von 1:3:6:12; 12 Penny sind ein Schilling). Allgemein überwiegt aber das Dezimalsystem, welches das Rechnen erleichtert und ein Verhältnis von 1:10:20 usf. begründet, wobei Einschiebungen von 2 und 5 Einheiten stattfinden. Dieser zahlenmäßige Aufbau des Geldwesens, die Stückelung, ergibt das Verhältnis der verschiedenen Geldsorten zueinander.

Aus einem bestimmten Gewichte des Edelmetalls, dem Münzgewicht — jetzt das Kilogramm (1000 Gramm) oder das Pfund (500 Gramm) — wird nach Zugabe einer bestimmten Menge Legierungsmetall (Blei, Kupfer) eine Anzahl Einheiten geprägt. Durch die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Legierung gewinnt man ein größeres Gewicht und erleichtert die Prägbarkeit. Das Verhältnis der Geldeinheit zum Grundgewicht ergibt die Zahl der Einheiten, die aus dem Grundgewicht ausgeprägt werden. Dieses Verhältnis ist der Münzfuß; er regelt also den Gehalt der Einheit.

Der Münzfuß der Markwährung ist der 1395-Markfuß, jener unserer Kronenwährung der 3280-Kronenfuß; aus einem Pfund Feingold werden dort Goldstücke im Werte von 1395 Mark, bei uns aus einem Kilogramm Stücke im Werte von 3280 Kronen ausgeprägt. Das Gold wird aber mit $^1/_{10}$ Legierung, also $^9/_{10}$ fein, das heißt 21·6-karatig, ausgemünzt. Daher kommen wohl auf ein Kilogramm Feingold 328 Zehn- oder 164 Zwanzigkronenstücke, aber auf ein Kilogramm Gold $^9/_{10}$ fein nur Münzen im Werte von 2952 Kronen (3280—328).

Das Gewicht an Edelmetall, das Münzen enthalten, ist ihr Feingehalt, Feinheit oder Korn, ihr tatsächliches Gewicht das Rauh- oder Bruttogewicht oder Schrot. Schrot ist die Quantität, Korn die Qualität. Zwanzigkronenstücke haben ein Rauhgewicht von 6·775 Gramm und ein Feingewicht von 6·067 Gramm. Soviel ist darin Feingold zu 24 Karaten.

Fehlergrenzen, die bei der Prägung der einzelnen Stücke unterlaufen dürfen — Remedium oder Toleranz benannt — sind einige wenige Tausendteile im Gewicht und Feingehalt. Die Prüfung der Münzplättchen auf diese Genauigkeit bezeichnet man als „Justierung".

Anderseits ist das Passiergewicht die Abnützungsgrenze, welche das Ausscheiden der Münze aus dem Verkehr nach sich zieht; es liegt noch einige Tausendteile unter dem Normalgewicht.

Die meisten Staaten lösen ihre abgenützten Münzen zum Nennwert ein, erheben aber dagegen von Privaten, die Währungsmetall für ihre Rechnung zu vollwichtigen Münzen ausprägen lassen wollen, eine Prägegebühr, die wieder nur wenige Tausendteile des Preises ausmacht. Dieser „Schlagschatz" war ehedem, solange die Münzprägung noch aus dem Gesichtspunkte eines nutzbaren Hoheitsrechtes betrachtet wurde, sehr erheblich.

Nur England erhebt keine Prägegebühr. Dafür löst es aber auch die abgenützten Münzen nicht zurück. Das ist echt englisch. Die unter das Passiergewicht herabgekommenen abgenützten Münzen verlieren einfach ihre gesetzliche Zahlkraft gegenüber Staatskassen wie Privaten, und jeder ist berechtigt, solche Stücke, die ihm in Zahlung angeboten wurden, zu zerschneiden und so dem Besitzer zurückzugeben, ein Recht, von dem die Banken Gebrauch machen. Daher werden abgenützte Stücke von den Kassen ferngehalten, zirkulieren hauptsächlich in der Provinz und erfahren dort häufig eine Abnützung bis weit unter das Passiergewicht. Daher war England wiederholt genötigt, die abgenützten Sovereigns aufzurufen und auf Rechnung des Staates umzuprägen. Anderwärts, wo man aus dem Besitze normal abgenützter Stücke keinen Verlust zu befürchten hat, vollzieht sich der Rücklauf solcher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Münzen zu den Staatskassen von selbst, weil die Banken sie dort umwechseln lassen.

Zum staatlichen Geldsystem gehören alle Zahlungsmittel, mit denen man Zahlungen an den Staat leisten kann. Ist aber für eine Geldsorte allgemein Annahmezwang ausgesprochen: für Zahlungen, die der Staat leistet, wie für solche, die unter Privaten erfolgen, so heißt die betreffende Geldart obligatorisch. (Bei uns sind Banknoten obligatorisches Geld, haben „Zwangskurs".)

Geld, dessen obligatorische oder fakultative Annahme vom Betrage der Zahlung abhängt, ist überall das Scheidegeld, das stark unterwertig ausgeprägt wird und dem täglichen Kleinverkehre dient.

Uneinlösliches Papiergeld hat einen Wert, der lediglich auf seiner Funktion als gesetzliches Zahlungsmittel beruht. Es ist an keine Edelmetallmenge gebunden und kann sich nur dann zu seinem Nennwert erhalten, wenn es in einer im Vergleich zum Bedarfe der Volkswirtschaft nur beschränkten Menge zur Ausgabe gekommen ist.

Beschränkung der Ausprägung von Scheidemünzen und der Ausgabe von Papier — bei den Scheidemünzen überdies Beschränkung ihrer gesetzlichen Zahlkraft auf einen Höchstbetrag (so daß der Empfänger gegen die Zumutung geschützt ist, größere Summen in nicht vollwertigem und unbequemem Silbergeld anzunehmen) — sowie die Zusicherung steter Umwechslung von Papier gegen vollwertige Münze gehören zu den Sicherungen, die das an sich „unterwertige" Papier- sowie Scheidegeld zu ihrem Nennwert im Kurs erhalten.

Die Menge von Scheidemünzen, die der Verkehr verträgt, hängt von zwei Umständen ab. Zunächst von der Art der Währung. In einem Lande der Goldwährung ist vergleichsweise viel Scheidemünze notwendig; in einem Lande mit Silberwährung reichen dagegen die vollwertig ausgeprägten (sogenannten Grob-, Kurant- oder Voll-) Münzen, bis zu kleineren Beträgen hinab und dem Verkehre wird da auch bei geringen Umsätzen mit vollhältigen Münzen genügt.

Der zweite entscheidende Umstand ist die Dichte der Bevölkerung. Je dichter die Bevölkerung, desto weniger Scheidemünzen sind notwendig, je weniger dicht die Bevölkerung ist, desto mehr. In der Stadt besteht allezeit die Möglichkeit, sich kleine Münzen zu verschaffen; bei einer weniger dichten Besiedlung aber muß einer mehr Scheidemünzen im Vorrat haben, um den Zahlungen nachzukommen und kann nicht jeden Augenblick beim Nachbar wechseln. Entlegene Fabriken müssen sich für ihre Zahltage Silberkronen kistchenweise zuschicken lassen.

Goldstücke sind zu wertvoll, um sie zu kleineren Zahlungen zu verwenden. Man müßte sie dazu winzig ausprägen, in einer Weise, die für den Staat die Herstellungskosten, für den Empfänger die Unbequemlichkeit des Gebrauches sehr erhöhen würde. Von einer gewissen unteren Grenze an empfiehlt sich daher das minder wertvolle Silber; bei den kleinsten Zahlungen aber ist auch dieses zu schwer nnd man nimmt Nickel-, Bronze- oder Kupferstücke. Anderseits ist das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gold selbst für sehr große Zahlungen unpraktisch und dann tritt Papier mit vollem Grund an seine Stelle. Dieses ist bei geringen Zahlungen minder praktisch als Metall, weil es rasch zersetzt und schmutzt. Daher sind kleine Papiernoten oft schmutzig und übelriechend wie „Legitimationspapiere eines Landstreichers".

Würde man indes Scheidemünzen in übermäßig großen Mengen herstellen, so würden sie zum Teil das gute Geld aus dem Verkehre drängen (Greshamscher Satz). Sonst aber kann ihre Ausgabe — soweit der Verkehr ihrer bedarf — unbedenklich stattfinden.

Die Form der Münze hat ästhetisches wie wirtschaftliches Interesse. Eine geschmückte Form bietet einige Sicherheit gegen Falschmünzerei und gegen betrügerische Gewichtsminderung. Die letztere ließe sich am Rande der Münzen, durch Beschneidung leicht vollziehen; deshalb überzieht das Gepräge die ganze Oberfläche und der Rand wird mit erhabener Schrift, oder, wenn dies zu teuer scheint, mit eingelassener Schrift oder einfach gezahnt geprägt.

Zur Schonung gegen Abnützung darf man Münzen keine allzu große Oberfläche geben. Man kann sie eher dicklich halten, auch den Rand überhöhen, damit sich die Flächen im Liegen nicht reiben, das Material also geschont werde.

Zur Bequemlichkeit ist die Münze so zu prägen, daß die verschiedenen Arten nicht leicht verwechselt werden können (in Belgien erfolgt Lochung der Scheidemünzen, Frankreich hat zwölfeckige 25-Centimesstücke).

Krieg!

Von Ella Graf.

Das Vaterland rief und der Kaiser sprach,
Und den alten, geheiligten Fahnen
Ziehn todesmutig die Männer nach,
Den blutigen Weg sich zu bahnen.
Und im Felde stehn, in des Erntemonds Glühn,
Verlassene Bäuerinnen,
Soldaten des Friedens, mit doppelten Müh'n
Dem Heimatland Brot zu gewinnen.
Inmitten der Opfernden steh' ich allein, —
Nichts hab' ich dahinzugeben;
Wie willst du's verdienen, o Seele mein,
Solch große Zeit zu erleben?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach Zwittau zur Maienblüh.

Von Pater **Gaudentius Koch**, Kapuziner.

(Schluß.)

Durchs Fenster sah ich über ein schmales Gäßchen in die Küche vom Nachbarheim. Auf dem Fenstergesimse standen weiße Häfelchen und blaue Metalltöpfe auf dem Tische gleich dran. Die Tochter sah ich hin und her gehen, emsig den ganzen Vormittag. Es waren noch die Winterfenster vor, doch sah ich alles gut. Sieh', hell sprüht das Feuer aus ihrem Herd und wieder geht sie ab und zu und schafft an ihrem Werke immerfort. Wenn wir doch bedächten, was die Küche an Sorge, Müh' und Arbeit machen kann. Da hat es ihr Bruder schon leichter. Er kam des Morgens zum Frühstück in die Küche. Ich sah ihn den Arm mit dem weißen Hemdärmeln erheben und die Schale zum Munde führen. Bisweilen sah ich ihn auch der Schwester 'was erzählen. Da konnte er starke rednerische Gebärden machen, und wieder hob er die weiße Schale zum Munde. Und bald verschwand er: seine Arbeit rief nach ihm. Und das Feuer sprühte und loderte wieder auf und wieder schloß sich das Türlein zum Herd. Ich aber schrieb in mein Büchlein: Das Alltagsleben ist voll von Idyllen. Das erfuhr ich in Zwittau mehr und mehr.

Am ersten Sonntag war's, da wollt' ich mich möglichst früh aufmachen zur Kirche. Man ist das in den Orden so gewöhnt. Der Himmel spannte sich blau, doch war es noch vor Sonnenaufgang: es hatte noch nicht fünf Uhr geschlagen. Wie ich durch die Lauben hinaufwanderte, hörte ich aus dem Laubengang weiter oben zur Linken ein lärmendes Singen wie von heimkehrenden Nachtgästen. Ich schritt weiter, eine Frau kehrte die Steinfliesen in der Laube: „Guten Tag!" „Guten Morgen! Wird ein prächtiger Sonntag heut." „Gott sei Dank!" Endlich gewahrte ich die Gäste. Ein Kaufgewölbe ebener Erde stand drüben im Bau, und darum noch leer und offen. Gleich schwang sich einer der Herren in raschem Satz über die fensterlose Brüstung und machte drin seine lehrhaften Gesten heraus. Die drei anderen sahen ihm befriedigt zu, ein dicker, ein verkümmerter Kleiner und ein schmächtiger Langer. Wie ich vor die Kirche kam, warteten bereits einige andere Leute auch, bis man aufschließen würde. Sie waren wohl vom Lande, denn die Zwittauer steh'n nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so früh auf, wie es heißt. Und richtig, jetzt kamen die vier Nachtgäste über den Platz herüber. Ich grüßte sie, sie taten es auffallend auch, und gleich wieder verschwanden sie in dem Eckhaus gerade vor der Kirche. Bald hörte man sie drin singen und gar nicht übel: der Tenor war eine gute Stimme und sang sicher. Es galt ein kurzes Ständchen, denn bald erschienen sie vor dem Haustor. Man sah deutlich, wie der Wirt in Hemdärmeln seine tiefen Bücklinge vor ihnen machte, vor jedem einzelnen und ungemein tief: „Gute Nacht, meine Herren! Gute Nacht, meine Herren!" Dabei glänzte die Madonnenstatue oben auf der Marktsäule bereits in der vollen Morgensonne, rings am höheren Platz stand die Stirnseite der Häuser schon im grellsten Glanz und weit hinab in der Stadtgasse sah man schon die obere Fensterreihe beleuchtet vom goldigen Sonntag, nur in den Laubengängen dort war es noch dunkel. Doch immer hörten wir's von dem Haustor her: „Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht!" Dann trotteten die vier herauf und zur Kirche heran und stießen auf mich, ihren Maiprediger. „Guten Tag, meine Herren!" Sie schauten in die Höh', ob der Gruß auch stimme. „Nicht wahr," meinte der Dicke, „in Reichenberg sind die Leute noch braver als hier?" „Kommt drauf an, mit wem man sie vergleicht." „Nun, mit den Zwittauern." „Warum nicht gar," entschied ich, „gar keine Rede davon." „Na, das ist eine schöne Anerkennung für unsereinen, ich bin von Reichenberg und erst seit etlichen Monaten hier." „Da können Sie hier noch lernen," betonte ich wieder, „solch einen Kirchenbesuch gibt's in ganz Nordböhmen nicht, da muß man nach Mähren kommen." „Wir haben," nahm er weiter das Wort, „da im Haus dem Bräutigam eben ein Ständchen gebracht." Und er stützte sich statt auf den linken, jetzt auf den rechten Fuß.

„Das ist schön, und wann werden Sie die Sonntagsmesse besuchen?" „Jetzt müssen wir heim und schlafen geh'n." Der Kleinste zündete seinen Glimmstengel an, der Dicke sah verdutzt drein und der Lange stand in Verlegenheit. „Das geht nicht anders," sagte ich „doch erst um zehn Uhr ist ja der Hauptgottesdienst. Guten Tag, meine Herren!" Der Mesner schloß jetzt die Kirche auf. „Gute Nacht, Hochwürden!" Und sie stapften von dannen, alle vier in einer Linie nebeneinander. Zuäußerst rechts der Lange und zuäußerst links der Dicke, er benötigte sichtlich den Stock, und wie er so hintrabte, sah er fast viereckig aus, wenigstens bis zur untersten Abschlußlinie des Überziehers; doch hielt er sich immer noch stramm, sein Zylinder saß aufrecht und ließ sich nichts nachsagen. So stapften sie und stapften und waren nun schon beim Kirchturm und wurden kleiner und kleiner: das Bild war wie eine Zeichnung aus dem „Kikeriki".

Ich sah nochmals über den Platz zurück. Er lag jetzt wie gebadet in Sonnengold und Himmelsblau. Der Madonna auf der Marktsäule saß eine Taube auf der Hand und duckte sich wohlig und drehte sich nach allen Seiten in der Sonntagswärme und eben begann über der Stadt hin eine große Glocke zu läuten, die Glocke des Er-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

löserklosters, ein Geschenk von Erzbischof Theodor. Dem Volk von Mähren ist heute noch leid um seinen damaligen Oberhirten: bei der Kirchenleitung war er eifrig und doch aufmerksam, in der Güterverwaltung umsichtig und klug, stets hatte er eine offene Hand und doch immer volle Kassen; alles in allem muß seine Regierung als musterhaft gelten.

In der Kirche begannen die Zwittauer ihren Frühgottesdienst. Es waren viel Beichtleute da und heilige Messen an den verschiedenen Altären. Bald konnte ich zelebrieren. Adjutor et protector noster est Dominus, unser Schirm und Hort ist der Herr, in ihm erfreut sich unser Herz, und auf seinen Namen hoffen wir, alleluja. (Intr. vom Schutzfest des heiligen Josef.)

Auf der Dechantei hatte ich noch freie Zeit bis zum Hauptgottesdienst. Ich begab mich in den Hof hinaus. Da lustwandelte das Gevögel in der Frühsonne. Der Hof ist im Geviert geschlossen, zwei große Kastanienbäume ragen in der Mitte, zur Linken hinüber schließt ein Holzzaun das Gärtchen ab mit seinem alten Akazienbaum, und geradhinauf unter der Scheune sieht man in die dunkle Durchfahrt hinein, wo man hinausgeht, am Friedhof und der Leutekirche vorbei, den pfarrlichen Feldern zu.

Und mitten unter Hühnern und Enten und Truthahn schreitet der Pfau heran und mir zu. Einer meiner Vorgänger im Amt, der Dominikanerpater Hyazinth, der hier durch fünf Lenze die Maipredigten gehalten, hat den Pfauen etwas verärgert. Wenn der sein Rad schlug, und sich dabei umwandte und dem Pater seinen Rücken zeigte, bewarf er ihm den Rücken bisweilen mit einem Steinchen. Seither hat der Pfau die Maiprediger lange nicht mehr mögen und erst ich habe ihn wieder versöhnt. Beim Frühstück kommt er auf die Bank vor dem Fenster, dreht und streckt den Kopf mit dem Häubchen, läßt einen halblauten Ruf vernehmen und späht und fleht um ein Almosen. Das besorg ich öfter, und seitdem hat der Pfau mich gern.

Es ist etwas Wundersames um dieses Tier. Wer hätte seine Schönheit ausführlich zu beschreiben gewagt? Hätt' ich früher im Leben einen Pfauen gesehen, so hätt' ich ihn auch in meine Marienpoesie gebracht, ins Häuschen von Nazareth: sie hielten ihn dort wohl als Andenken ans Paradies. Wenn er so auf einmal das Rad schlägt, steht man gern still und vergißt aller anderen Vögel. Solang er ruhig dahinwandelt, hat sein Schweif in der Ferne sattgrüne Farben, der Leib ein tiefes samtenes Blau und wieder Blaugrün, der Rückenschild Gold und Goldgrün, und kommt man in die Nähe, so sind die äußersten Spitzen feinschimmerndes Altgold. Und jetzt, da er das Rad geschlagen, ist er so groß wie eine kleine Zimmerwand, die höchsten Kiele mögen zwei Meter sein. Die Grundfarbe ist Goldbraun und wieder tiefes Rotgold, unsäglich sanft abgetönt. Dabei stehen die Federn keinesfalls zu dicht, sondern eher leicht und locker, und doch ist alles wie ein stark gewobener Schleier, wie ein wohlgeschlossener Fächer. Die Augen darauf sind nicht zu nah, sondern

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so, daß jedes zur Geltung kommt, sie können durchaus nicht anders steh'n. Ich erinnerte mich dabei an gewisse Blumenbeete der Gärtner, an die Beete mit Hyazinthen und solche mit Levkoien, wo die Blumen in Abständen gesetzt sind, so daß das schönbraune Erdreich hervorsieht: das gibt dann den besten Teppichgrund. Die Farben des Pfauen sind so maßvoll als sie nur sein können. Würde keiner das erdenken. Man hat Goldbronze, Altgold als Hintergründe, Grüngold, Blaugold wieder: doch mit Gold alles gesättigt, sagen wir durchhaucht.

Ich habe eigens ein paar Federn mit aufs Zimmer genommen, die Malerei zu studieren, und noch bin ich an kein Ende gekommen. Schon wie der Flaum und die Fäserchen stehen an der Feder hinauf, das allein ist ein Kunstwerk. Und oben blüht alles aus in das bekannte Auge. Stell' ich seinen Spiegel gerade vor mich hin, so fällt zunächst ein Silberoliv schimmernd hervor und bildet seinen Ring, nach außen schließt sich an ein metallenes Lila, das feinste Violett, das es geben kann, und dann verliert sich alles in das unerklärbare Goldbraun- und Grünbraungefärbe der äußersten Fasern. Nach innen aber liegt ein tiefes warmes Braungoldoliv und auf diesem schwebt das Auge lebhaft grün mit dem tiefblauen großen Stern in der Mitte. Stell' ich die Feder aber seitlich her und fällt das Licht von rechts darauf, und seh ich so an ihr hinauf, so kommt zuerst ein Schimmergrün, dann das Lila, dann Saftgrün und dann der matte Altgoldspiegel, ruhig und tiefgelb, und daraus steigt das Auge jetzt sattblau und der Stern ist wie schwarzer Samt. Dann hab' ich es wieder anders geschaut. Ich habe mich tief gebeugt und aus dem spitzigen Winkel daraufgesehen, doch etwas seitlich, da erschien das Auge violett und der Stern schwarzrot und die Umgebung war dunkles Trauergrün. Man käme an kein Ende: ich habe den Grund um das Auge sogar tiefkarminfarbig erlauscht, doch weiß ich nimmer wie das Licht damals gespielt. Gewiß, wenn der Pfau so vor einem steht mit seinem offenen Rad, so ist er ein Bild von der Herrlichkeit Gottes. Doch weil der Vogel nicht sprechen darf, und weil es auch nicht genügend gesagt werden könnte, so soll es deutlich gemacht werden durch die vielen, vielen Augen. Der Bildhauer Bachlechner stattet aus demselben Grunde seine Engel stets nur mit solchen Fittichen aus. Denn all diese Augen verkünden uns: Seid getrost, ein Auge wacht über euch, ein Auge, das eure Bedürfnisse kennt, ein Auge, das es immer gut meint mit euch, ein Auge, dem ihr vertrauen sollt.

Jetzt weckte mich das Zusammenläuten von der Pfarrkirche her aus meiner Betrachtung. Es rief zum Hauptgottesdienst am ersten Sonntag im Mai. Schon aus der Ferne hörte man die katholischen Arbeiter mit Musik hinaufziehen zur Kirche. Die Hauptstraße war voller Menschen. Die Jugend hatte wieder mal ihren Tag. Und dann diese volle Kirche. Es war der Boden wieder wie erhöht und mit lebendigen Köpfen gelegt. Ich behandelte in der Predigt die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

christliche Arbeit. Beim Hochamt gefielen mir die sechs Jünglinge als Ministranten, alle in schwarzem Frack und mit weißen Handschuhen. Und wie schön sie es machten. Bei der Wandlung läuteten sie alle im strengsten musikalischen Takt, so bis die erste Kniebeuge des Priesters vorüber war, zur Aufhebung der heiligen Hostie schlug nur der nächste rechts hinter dem Priester sein Glöcklein, doch nach genauem Gesetz, und zur Kniebeugung fielen wieder alle Glocken ein, und so bei der Wandlung des Kelches. O ja, wir können vertrauen, es kommen neue zukünftige Geschlechter, die werden wieder gläubig sein. Und anbetend fiel die Orgel ein und feierlich die Musik und das Hochamt ging weiter seinen Gang. Und über all die Tausende hielten die zwei riesigen Engel das Visitationsbild herab, das Bild, wo Gott den Menschen heimsucht und der Mensch ihn finden darf: Christus heiligt den Johannes. Gott erhalte, Gott beschütze diese Stadt und dieses Land, so möge es fürderhin bleiben und diese Mauern werden nur frohe Menschen umfrieden bis in die spätesten Tage. Und wer uns das vermitteln möge, das sei die, die uns überhaupt unsern Heiland geschenkt. Sie wache mit Mütterlichkeit über ihre braven Kinder hier unten, und wenn die Engel jetzt jeden Abend Blumen suchen auf den Wiesen um Zwittau, so mögen alle bei ihr Gutes von uns reden, daß sie es weiter sage vor ihrem Sohn, und die Lenzblumen von da drunten mögen sie erinnern, daß man nirgens so Maiandacht feiert, wie hier im schönen Mährerland und vor allem im wackeren Zwittau.

Wenn man vom Gottesdienst heimkam, saß im Frühstückzimmer der alte Herr Johann, seit Jahren bedienstet im Haus, der weiß in jeder Lage einen Scherz. Er hat noch die besseren Zeiten gekannt und läßt sich drum öfter ein wenig aus über die Tagespolitik. Das ist sicher, sagt er, alle können nicht recht haben im Parlament, und wenn alle recht haben wollen, so haben eben alle unrecht. Den Kaiser Ferdinand haben die Volksvertreter dazumal vertrieben, die Rache aber ist jetzt da: jetzt vertreibt der alte Kaiser Ferdinand die Volksvertreter. Es geht wie es geht, und die Geschichte wird immer auch zum Gerichte, die Zeit wird entscheiden. König Ludwig dem Sechzehnten hat das Volk das Leben genommen, jetzt geht's dem Volk dort ans Leben: wenn sie so weiter machen, brauchen sie gar kein Schaffott. Die triftigsten Worte aber findet er stets über die Sozi: Zufrieden sind sie nie, und wenn man ihnen helfen will, so lassen sie's nicht zu, damit ihnen das Recht bleibt zur Unzufriedenheit.

Und für seine Wahrheit hatte man die Bilder gleich im Hofe draußen. Ich schritt nach dem Essen gewöhnlich unter das Federvieh, um es zu füttern. Die Hühner zeigten gleich Verständnis für mein Entgegenkommen und scheuten die größte Entfernung nicht, sie kamen beflissen, sie waren zur Hand und verdienten sich ihr Brot. Nicht so der Truthahn. Der kam zwar auch und mischte sich mitten unter die braven Hennen, er wetterte, kollerte und lärmte, um ihr fröhliches Gackern zu überschreien und je mehr er sich verkürzt glaubte,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um so wütender zeterte er. Schließlich hatte er sich die Kehle ganz rot geschimpft, und als ihm das nicht mehr genug schien, schwang er seine noch schreiendere rote Fahne dazu, das zornfeurige Blutbanner, das sein Schnabel zur Verfügung hat, als Zeichen des Aufruhrs, das seinen Streitruf auch für die Ferne zur Geltung bringen soll, und sein Auge funkelte grimmig und fauchte allen Haß nur dem Pfaffen ins Gesicht: und doch war der beständig am Brotausteilen und hatte ihm die größten Krumen zugedacht, hielt sie ihm ausdrücklich vor, und nur ihm, warf sie ihm sozusagen in den Mund; doch es war nicht zu helfen und wenn ich ihm's auf die Zunge hätt' legen wollen, er war einfach zu ungefüge, zu plump, zu blöde, nur nörgeln und poltern und sich giftig ärgern, das übte er wie ein unveräußerlich Hausrecht, und während er darauf bestand und alles andere darüber vergaß, hatte das bodenständige, landwirtschaftlich tüchtige, treubiedere Hühnervolk alle Brotkrumen ihn vorweggeholt.

Er aber schlug sein Rad, drehte sich nach allen Seiten, tat wichtig mit der roten Krawatte, gröhlte, pustete und polterte in einemfort, spreizte jetzt gar alle Federn nach unten, stemmte sich mit den Flügeln am Boden an, schleifte damit im Sande fort und fauchte und fauchte und kam dabei doch keinen Schritt vorwärts. Ich mußte an der Hilfe verzweifeln. Denn endlich, es war belustigend, fielen die Krumen ihm in den Balg und blieben drin hängen, doch die Hühner flatterten an ihm empor, holten sich Stück um Stück heraus und ließen ihn rasen.

Das war die Unterhaltung im Hofe. Jeder Tag brachte was Neues. Bald ergötzten einen die wackelnden Enten, bald die neuausgeschlüpften Küchlein, bald wieder die Verfolgungsfahrt des Pfauen gegen den weißen Hahn und endlich lernten sie sich wieder vertragen: denn leben muß man ja doch miteinander.

Jeden Tag freute ich mich auf die Erholung nach dem Speisen. Mit P. Johannes, dem Pfarrhelfer, und P. Otto, dem Vereinsvater, durfte ich da ein Halbstündchen doch lustwandeln außer dem Hofe. Man durchschreitet die dunkle Ausfahrt unter der Scheuer und gelangt auf einen Rasenweg, der zur Rechten die Friedhofmauer hat, und von der Mauerseite die ganze Strecke hinauf hängen hohe Birken ihr ziterndes Blättergewebe herab. Zur Linken aber sieht man über die alten Dächer hin auf einen schrägen Obstanger, der voll blühender Apfelbäume steht: es legt sich ein ganzes Netz von rötlichblühenden Zweigen über den Rain. Und unter dem Netz prangt das Gold der Maienflora vom Rasen herüber.

Wir biegen um die Kirchhofmauer, da dehnen sich in der Höhe weit die pfarrlichen Wiesen. Von da aus gesehen, liegt der hohe Wiesenspiegel im funkelndsten Gelb des Löwenzahns: man sieht nur einen gelben Strich, so eng steh'n die Blüten. Hier heißen sie den Löwenzahn richtiger Maiblume oder auch Maipumpen. Alles ist besser als Löwenzahn. Etwas vom Mai soll aus dem Worte klingen. Und wie das Grün jetzt so saftig steht: wir hatten bereits an der Butter bemerkt, daß unsere Kühe schon Grünfutter fraßen. Und so über

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den schwellenden Rasenteppich hinauf und hinab. Herr Johannes rauchte still sein Pfeifchen, Pater Otto und ich, wir plauderten frohgemut. Pater Otto Hanel ist es ja, der hier die katholischen Vereine zu fröhlichem Leben erweckt, während Herr Johannes ihn dabei unterstützt und Herr Karl, Pfarrhelfer an der Florianikirche, der Festredner von ganz Nordmähren, nicht minder gewandt und eifrig die Sache der Kirche vertritt. Professor Schnirch sodann erzieht die gebildete katholische Jugend und Kaplan Krč besorgt die Matriken mit solcher Umsicht, daß die Beamten sagen, eine solche Arbeitskraft hätten sie nicht. Überhaupt ist Zusammenhalt in dieser Stadt und darum spricht sich Herr Plhak, der erfahrene Stadtdechant, auch immer lobend aus über seinen Klerus, vor allem freut er sich, daß die Redemptoristen in Wahrheit apostolisch mitarbeiten im Weinberg. So plauderten wir am Feldweg hin über die Verhältnisse des Bistums und manch gute Anregung bekam ich mit heim.

Eine Stadt mit fünfzehntausend Seelen zeigt neben all ihrem Licht doch auch ihre bedenklichen Schatten. Eines Nachmittags schrieb ich in meinem Zimmer. Da scholl aus der Ferne ein Trauermarsch. Schon kam Fräulein Marie, die allverehrte Haushälterin: „Jetzt werden Sie schauen, was das für eine Begräbnis wird, die Verunglückte bringen sie daher." Und sie erzählte von der Toten, wie sies so schwer gehabt mit ihrem Mann und schließlich habe sie sich beim Ausgang des Tunnels vor den Schnellzug gestürzt. Viele gäben ihrem Manne die Schuld und darum seien Schutzleute aufgeboten für die Bestattung. Schon wogte der Leichenzug die Gasse heran und unter dem Fenster zur Linken vorbei auf den Friedhof. Der Zug nahm kein Ende. Die Frauen der ganzen Stadt gaben der Unglücklichen das Geleite. „Daß grad in einem solchen Fall niemand fehlen will," meinte die Haushälterin. „Das soll keineswegs eine Entschuldigung für den Selbstmord sein, es ist die Teilnahme der Frauenwelt für eine Zertretene ihres Geschlechtes." Und der Trauermarsch verlor sich in weiter Ferne und die schwarzen Massen drängten sich unaufhörlich nach. Ich wandte mich wieder zu meiner Beschäftigung zurück. Gewiß, auch um den kleinsten Fleck Erde streiten sich die zwei mächtigen Reiche, das Reich des Lichtes und das der Finsternis.

Doch nun hatt' ich zu lange nur im Hause gearbeitet. Es war an der Zeit, mit Pater Otto und Professor Schnirch eine ordentliche Fahrt zu unternehmen aufs Land. Pater Otto und ich, wir hätten ihn zu begleiten nach Mährisch-Trübau. Ein frischer Maimorgen wars, als unser Wagen aus dem Hofe rollte. Bald unter Zwittau lenkten wir einer Talmulde zu mit Häuschen von rassigster Ursprünglichkeit. Alle Dächer staken hinter blütenschweren Bäumen. Die Häuser waren noch mit Stroh gedeckt und darüber zog sich ein grünes Mooslager.

Und dann die Fahrt über den Schönhengst. Was ist es doch um einen solch unentweiht ehrwürdigen Wald, wie der hier steht als Zeuge besserer Zeiten. Zwischen den Tannen und Fichten standen immer wieder Buchen, die hängten ihr hellgrünes Gezweige über die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Waldstraße herein: es war eine erquickende Fahrt durch den morgenduftigen Forst. Und dann sahen wir die Perle Mährisch-Trübau in smaragdener Schale liegen.

Als der liebe Gott vom Himmelreich Mährisch-Trübau erschaffen hatte, da war es so schön, daß die Engel den Vater vom Himmelreich baten, er möge es ihnen als Spielzeug schenken. Und der Herr tat es. Sie möchten damit machen, was sie wollten, sie könnten es ausbauen und umändern, nur müßte es immer schön bleiben. Das ersieht man denn heute noch an der glücklichen Bauanlage, bei allen Übergängen und Verwandlungen wie selten anderswo. Mit dem Städtchen haben die Engel ihren Scherz gehabt und so ist alles ein Schmuckkästchen geblieben, daß die Menschen heute noch kommen, um es anzusehen. Die Schloßanlage zum Beispiel haben die Engel gebaut, ebenso die Totenstiege, sodann die Brücke mit der Beurlaubung: das alles ist nicht von den Menschen. Freilich ist durch Ungunst der Zeit und der Menschen manches zerbrochen am Spielzeug, doch es wird schon wieder ganz werden. Der liebe Gott beruft ihnen ja Priester und Ordensleute und Lehrer, um alles wieder ganz zu machen. Denn schön, hat der liebe Gott gesagt, schön muß Mährisch-Trübau immer bleiben.

Wie wir ins Städtchen einfuhren, kamen uns zu beiden Seiten der Straße die Erstkommunikanten entgegen, und zwar nicht nur die Mädchen, sondern auch die Knaben mit Lilien in der Hand. Das war sinnreich. Von der Pfarrkirche herauf sahen wir dann einen ganzen Zug Mädchen kommen. Eine Franziskanerin führte sie. Sie war achtunggebietend wie Sankt Klaras Schwester, Agnes von Assisi.

Die Hauptkirche ist ein prächtiger Barockbau. An der Decke ist das ganze Leben Mariä von dem einheimischen Künstler Super; die Kanzel ist ein seltenes Werk der Holzschnitzerei. Ein Kaplan erklärte uns alles. Derselbe, hieß es, der diesmal die Erstkommunionfeier so glücklich veranstaltet habe. Wir besichtigten das Städtchen von verschiedenen Seiten und von überall ists poesiereich, nur müßte man treffende Aufnahmen machen. Recht gut wirkt es zur halben Höhe am Kreuzberg, wo man noch nicht das ganze Bild erschaut und die Täuschung des Unübersehbaren gewinnt, als gehe es noch weit zurück mit seinen Türmen und Türmchen. Unser Besuch galt sodann dem Franziskanerkloster. Wenn ein Klösterlein unseres Ordens echt seraphischen Charakter trägt, so ist es dies mährische Nazareth. Sie haben hier das Noviziat. Kloster und Kirche sind sauber instand gehalten und doch ist allem sein geschichtliches Gepräge geblieben. Der große Garten stand in der Apfelblüte, die Zweige grüßten zu allen Fenstern herein: ich wäre am liebsten gar nimmer fortgegangen. Und der Mann, der dies Heim so traulich geschaffen, ist der gegenwärtige Guardian Pater Albin Hlawatsch.

Der Guardian begleitete uns durch das Städtchen und zuletzt zu einem Süßbeck, dem Freund und Wohltäter des Klosters. Als wir heraustraten, hörten wir auf der Straße ein Mädchen jemand zurecht-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weisen. Ein Metzgerbursche mußte sie beleidigt haben, denn entrüstet scholl es über die Straße hin: „Sie haben eine schöne Erziehung genossen." Der Bursche wurde rot und zog sich beschämt davon.

Bei unserer Rückfahrt sahen wir auf der alten Straße noch immer Erstkommunikanten mit ihren Lilien. „Sie wollen ihr weißes Kleid nicht mehr ablegen," sagte Herr Otto im Wagen. „Wenn sies nur nicht mehr ausziehen möchten," ergänzte Professor Schnirch. Und zwischen Kindern und Lilien fuhren wir hinaus und wieder hinan dem Waldgebirge zu. „Es muß besser werden mit Trübau," meinte der Kooperator, „sie haben bei siebentausend Einwohnern nur mehr neunundfünfzig Geburten im Jahr." „Der liebe Gott wirds schon machen," meinte ich, „er hat sein Trübau zu tief ins Herz geschrieben. Und die Priester hier schaffen ja emsig." Und wieder grüßte uns der lenzverjüngte Wald und die Buchen streckten ihre Arme so hoffnungsfroh uns entgegen, als wärs eine Einladung, Gottes Güte zu lobpreisen mit ihnen für dies schöne Land.

Die Umgebung von Zwittau hat überhaupt viel Lehrreiches. Zum Johannisfest trafs mich nach Abtsdorf im Böhmischen drüben. Sie halten dort ein Volksfest um die Johanneskapelle. Ich habe mich im Leben oft erbaut an der Frömmigkeit des Volkes, doch eine so herzandächtige Meßfeier wie in diesem Dorf hab' ich kaum je gesehen. Wenn der Priester hinausgeht, spielt festlich die Orgel: zum Beginn der heiligen Messe betet das ganze Volk Reu und Leid, und darauf beginnt der Gesang der Menge. Bei der Opferung sprechen wieder alle schön mitsammen das Opferungsgebet und wieder geht das Singen weiter. Bei der Wandlung aber, nachdem die erste Aufhebung vorüber ist, begrüßen alle den Heiland, und zwar seh'n sie einander mit glücklichen Augen an und jeder spricht zum Nebenmann: „Gelobt sei Jesus Christus!" Das war schlechthin unnachahmlich, die Herzfröhlichkeit dieser Leute, daß jetzt der Heiland da sei, wahrhaft und wirklich und wesentlich unter den Menschen auf dem Altar. Es packte mich und wenn ich sofort hätte predigen müssen, es hätte mir die Stimme verschlagen. Als ich sodann selber die Messe feierte, stand ich am Altar wie eingedämmt von Menschen. Beim Ite missa est sah ich einem knienden Büblein vor den Stufen gerade in die Augen und sah, welche Schauer diese Seele durchzitterten bei der Nähe Gottes: die Schauer stiegen in dieser Seele bis ins Auge. Und der Blick in dies Auge durchzuckte mich selber mit bebender Gottesfurcht.

Um die Kapelle wird von früh morgens an schon Markt gehalten. Das gehört zum Volksfest und soll so gelten. Der Markt ist aus dem Kirchenfest hervorgegangen und soll dafür dankbar sein und das Kind soll bei der Mutter auch bleiben.

Laßt dem Volke seine Sitten und Bräuche, solang sie irgendwie zu dulden sind. Ich habe stets erfahren, daß das Volk ungemein dankbar ist und entgegenkommend, wenn man ihm seine wenigen Freuden vergönnt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Predigt wird hier seit alters vor der hohen Johanneskapelle unter freiem Himmel gehalten. Meine Kanzel war mit einem doppelten Reisigkranz geschmückt, und aus Freude an diesem Volksfest begann ich also: „Wenn der Heiland heute nach Abtsdorf käme, was würde er heute predigen? Er würde wohl ein Gleichnis hernehmen aus der Umgebung und würde vielleicht sagen: das Himmelreich ist gleich einem Marktgetriebe, wo man gute Waren sucht zu einem ruhigen und glücklichen Leben. So wollen wir von diesem Gedanken ausgehen. Mit dem Himmelreich ists wie mit dem Marktgetriebe. Was gehört zu einem Markt? Zu einem Markt gehören Kaufleute und Käufer, Waren und Geld. Der oberste Kaufherr ist Gott, seine Unterkaufleute sind die Apostel und ihre Nachfolger. Die Waren, das ist die Gnade, das sind die Tugenden, das ist die Seligkeit. Und das Geld ist das Gebet, denn dafür bekommt man alles...."

Die Leute hielten sich anständig während des Vortrages. Die Krämer verkauften nicht, die Käufer fragten nicht, die Buben plauderten nicht, die Frauen schwätzten nicht und die Männer rauchten nicht. Aus der Ferne hörte ich zwar dreimal einen halblauten Pfiff wie das auf Märkten geschieht. Und immer mehr Leute rückten heran und aus den Linden rauschte es wie von Harfen zu der Verkündigung des Wortes von oben. Diese Johannesfeier war für mich ein Erlebnis der Andacht und echt katholischen Geistes.

Und dann kam der Schluß für unsere Maiandacht. Als ich am Pfingstsonntag zum letztenmal mit den beiden Kooperatoren längs der Friedhofmauer mich erging, war die ganze Pfarrwiese wie übersät mit den Lichtlein vom Löwenzahn. Es war anzusehen wie eine Heerschar von Kerzenträgern, ein irdisch Abbild der Engelprozession am Tage der Heimfahrt Unserer Lieben Frau.

Am ersten Juni mußte ich Abschied nehmen von meinen Zwittauern. Auf dem Schreibtisch in meinem Zimmer hatte den Monat über ein feines Bild der Sixtina gestanden und daneben stets zwei frische Sträuße von Maiglöckchen. Nun dufteten die letzten da, denn die Tage des Heiligen Geistes waren gekommen, da waren im Dekanalgarten die Pfingstrosen aufgegangen und rund um Zwittau prangten die Rotdornbäume mit ihren Flammenröschen. Eins von den Waldglöckchen also nahm ich mit und legte es in mein Brevier. Es soll mich freuen im nordböhmischen Land, soll mir eine traute Erinnerung bleiben an mein Zwittau in der Maienblüh.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4688

Büchereinlauf.

Bücherkunde zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland im 19. Jahrhundert. In sachlicher Anordnung mit Rezensionen, orientierenden und kritischen Bemerkungen. Zusammengestellt von Valmar Cramer. (Apologetische Tagesfragen, Heft 16. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland.) M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1914. 8° (198 S.) Mk. 2·—.

Leben der heiligen Katharina von Siena. Von Bertha Pelican. Innsbruck, Felizian Rauch (L. Pustet). 8° (378 S. mit 14 Einschaltbildern.) K 3·20.

Die Myrrhenbräute des heiligsten Herzens Jesu. Nach ihren Schriften gezeichnet von P. Tezelin Halusa. Innsbruck, Felizian Rauch (L. Pustet). 8° (115 S. mit Titelbild.) K 1·—.

Frauennot und Frauenhilfe in den Missionsländern. Ein Weckruf an die katholische Frauenwelt. Von Friedrich Schwager, Priester der Gesellschaft des göttlichen Wortes. Steyl, Post Kaldenkirchen (Rheinl.), Verlag der Missionsdruckerei, 1914. Gr.-8° (32 S. mit einer Tabelle.) Mk. 1·—.

Sonder-Elementarklassen für sprachkranke Kinder von Karl Cornelius Rothe, Volksschullehrer. Mit einem Begleitwort von Dr. med. Emil Fröschels, em. Assistenten der k. k. Univ.-Ohrenklinik und ordinierendem Arzte für Sprachkranke an der k. k. Univ.-Ohrenklinik und der k. k. Univ.-Kinderklinik in Wien. München, Fr. Seybold, 1914. 8° (48 S.) Mk. 1·—.

Vom Denken und Erkennen. Eine Einführung in das Studium der Philosophie. (Sammlung Kösel. 74 Bändchen.) Kempten, J. Kösel, 1914. Kl.-8° (VII, 210 S.) geb. Mk. 1·—.

Nietzsche der falsche Prophet, von Otto Ernst. 1. bis 5. Tausend. Leipzig, L. Staackmann, 1914. Gr.-8° (IV, 137 S.), Mk. 1·50.

Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 9. und 10. Heft. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1914. 8°. à Mk. —·60.

9. Heft: Adam Franz Lennig, Domdekan und Generalvikar von Mainz. Von Dr. Anton Diehl. (70 S. mit Porträt.)

10. Heft: Lorenz Kellner. Von Ernst Sartorius. (48 S.)

Karl Domanig. Ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit und die tyrolische Literatur ab 1800. Von Anton Dörrer. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Kempten, J. Kösel, 1914. 8° (V, 248 S. mit Porträt.) Mk. 2·80.

Schauspieler-Charakteristiken. Von Helene Richter. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann, Professor in Bonn. 27.) Hamburg, L. Voß, 1914. Gr.-8° (VIII, 220 S.) Mk. 7·20.

Német philologiai dolgozatok. Szerkesztik: Petz Gedeon, Bleyer Jakab, Schmidt Henrik. IX. X. XI. Budapest, Pfeifer Ferd., 1914. Gr.-8°.

IX. Oswald Ujbányai jegyző német verses elbeszélése a XIV. századból. Irta Czinkotszky Jenő. (69 S.) Kr. 2·50.

X. A Rábalapincsközi nyelvjárás hangtana. Irta Schwartz Elemér. (132 S.) Kr. 4·50.

XI. Humboldt Vilmos nyelvbölcselete. Irta Trócsányi Dezső. (62 S.) Kr. 2·—.

Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt von Hermann Fernau. München, Duncker & Humblot, 1914. 8° (IV, 350 S.) Mk. 5·—.

Studenten-Bibliothek. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 18.—21. Heft. M.-Gladbach (Volksvereins-Verlag), 1914. Kl.-8° à Nr. Mk. —·40.

18.—20. Heft. Im Ringen der Zeit. Sozialethische und sozialstudentische Skizzen von Dr. Herm. Platz. 1. bis 3. Tausend. (146 S.) Mk. 1·20.

21. Heft. Luxus und Verantwortlichkeit von Dr. phil. Maria Maresch-Jezewicz. 1. bis 3. Tausend. (54 S.) Mk. —·40.

Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für jedermann von Wilhelm Ostwald, emerit. Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Dritte, verbesserte Auflage (11. bis 15. Tausend). Mit 74 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1914. Gr.-8° (XII, 450 S.) Mk. 5·50.

Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. 3. Teil: Jungfrau und Martyrin. 1. bis 11. Tausend. Kempten, J. Kösel, 1914. 8° (705 S.) Mk. 5·—.

Studenten-Bibliothek. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 16. und 17. Heft. M. Gladbach (Volksvereins-Verlag), 1914. Kl.-8° à Nr. Mk. —·40.

16. und 17. Heft. Soziale Gedichte. Materialsammlung für Schlußfeste heimatlicher Arbeiterkurse. Zusammengestellt und eingeleitet von Werner E. Thormann. 1. und 2. Tausend. (114 S.) Mk. —·80.

Der Heimat zum Gruß. Ein Almanach deutscher Dichtung und Kunst aus Böhmen. Herausgegeben von Oskar Wiener und Johann Pilz. 1914. Berlin, Prometheus Verlagsgesellschaft. 8° (X, 246 S. mit 15 Bildbeilagen.) Geb. Mk. 5·—.

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Inhalt des fünfzehnten Jahrganges.

Seite

Aufsätze.

Crenneville F. Carl Graf, Brünn: Die neuere Literatur über den Krieg gegen Preußen im Jahre 1866 18

Feger Alfons, Vaduz: Über wissenschaftliche und literarische Leistungen der Jesuiten seit 1814 257

Fischer Maximilian, — siehe: V. O. Ludwig: Stift und Stadt Klosterneuburg in den Ereignissen des Jahres 1848 315

Gley A., Wien: Bilder aus Sizilien. Erinnerungen an die IV. Wiener Universitätsreise 1913 54

Herzig Dr. Ernst, Ordinarius, Wien: Entdeckung, Beweis und Umfang des Energieprinzips von Robert Mayer 179

Hochegger Hans, Innsbruck: Die Frau-Hitt-Sage 69

Hübl Dr. Albert, O. S. B., Professor, Wien: Kraliks „Österreichische Geschichte" . . . 334

Husinsky Leopold, Wien: Josef Wichner als Volksschriftsteller 36

— —: Richard Seyß-Inquart 191

Innitzer Universitätsprofessor Dr. Theodor, Generalsekretär der Leo-Gesellschaft, Wien: Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1913 . . . . . S. I—XVI

Kautsky Dr. Ernst, Rom: Die Wahl des Erzherzogs Maximilian, des Bruders Josefs II., zum Koadjutor von Köln und Münster . . 164

Koch P. Gaudentius, Kapuziner in Reichenberg i. B.: Nach Zwittau zur Maienblüh 327, 378

Kralik Richard v., Wien: Onno Klopp 3

— —: Zur Philosophie des Spiels 146

— —: Wann wurde das Nibelungenlied zum erstenmal vorgetragen? Ein Versuch . 351

Seite

Kummer, Dr. Karl Ferd. v., Landesschulinspektor, Hofrat, Wien: Salzers „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" 81

Lammasch Marga, Wien: Im neapolitanischen Bergland. Skizze 227

Liechtenstein Dr. Eduard Prinz von und zu, Wien: Österreichische Anstalten in Skutari 271

Ludwig Dr. V. O., Kapitular des Stiftes und Theologieprofessor in Klosterneuburg: Stift und Stadt Klosterneuburg in den Ereignissen des Jahres 1848. Zum 800jährigen Jubiläum des Stiftes. Aus Maximilian Fischers zeitgenössischen Aufzeichnungen mitgeteilt . . . 315

Newald Julius, Melk: Heinrich Jasomirgott 129

Norbert Joseph: Engelbertos selige Weihnacht 98

Rausse Dr. Hubert, München: Der Abenteurerroman des 17. und 18. Jahrhunderts . . 218

Riesch Helene, München: Frauen der Romantik 277

Schwiedland Hofrat Dr. Eugen, Professor an der Technischen Hochschule und an der Universität, Wien: Das Geld 361

Stadlmann Professor Dr. Josef, Wien: Neuere naturgeschichtliche Literatur 238

Vay von Vaya Msgr. Peter Graf, Abt zu St. Martin, Apostol. Protonotarius und Hausprälat Sr. Heiligkeit, Herr auf Gyon: Die bildende Kunst Spaniens I. II. 205, 303

Wickenburg Eduard Graf, Wien: Die Jesuiten-Reduktionen in Paraguay 290

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Seite

Gedichte.

Franke-Oehl Ilse, Freiburg, Schweiz: Frühlingswillkommen 145
— —: Auch alles Leiden . . 340
Graf Ella, Wien: Das Wunderjahr 178
— —: Krieg! 377
Jonghaus Marie, Elberfeld: Grauer Tag 217
Lay Michael Gabriel, Innsbruck: Nächtliches Lied 226
Norbert Joseph: Engelbertos selige Weihnacht 98
Rausse Hubert, Köln: Maria 17
Seyß-Inquart Richard, Wien: Confiteor 80
— —: Meine Seele 204

Umschau.

Aus Zeitschriften . . 117, 248, 343
Preisausschreibung 254
Zweiter österreichischer katholischer Frauentag 341
Büchereinlauf 255, 388

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Zur großen Fabrik“ Wien, VII. Bz., Mariahilferstr. 18

Stefan Esders

Ecke Karl-Schweighofer-Gasse

Großes Etablissement für Herren-, Damen-, Knaben- und Mädchenbekleidung fertig und nach Maß. —— Pelzwaren aller Art für Herren und Damen.

Großes Lager in Herren-, Damen- u. Kinderschuhen, Herren- und Knabenhüten u.-Kappen, Damen- u. Kinderwäsche und Handschuhe; Schirme, Stöcke, Krawatten, Hosenträger, Gürtel, Socken, Strümpfe.

NEUE ABTEILUNG: Bett-, Tisch- und Hauswäsche.

Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe!

Vorzüglich eingerichtetes Atelier für Maßarbeiten der Schneiderbranche.

Illustrierte Preisliste mit Anleitungen zum Selbstmaßnehmen auf Verlangen gratis und franko.

Äußerst billig gestellte, streng feste Preise!

Franko-Versand in die Provinz bei Aufträgen von Kronen 25·— aufwärts.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ladenpreis der Zeitschrift „Die Kultur“ pro Jahrg. K 8 (M 7·20).

Inhalt.

	Seite
Wann wurde das Nibelungenlied zum erstenmal vorgetragen? Ein Versuch von Richard Kralik, Wien	351
Das Geld. Von Hofrat Dr. E. Schwiedland, Wien	361
Krieg! (Gedicht.) Von Ella Graf, Wien	377
Nach Zwettau zur Maienblüh. II. Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner in Reichenberg i. B.	378
Büchereinlauf	388
Inhalt des XV. Jahrganges	389

Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Princeton University Library
32101 064481128

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Princeton University Library
32101 064481128

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

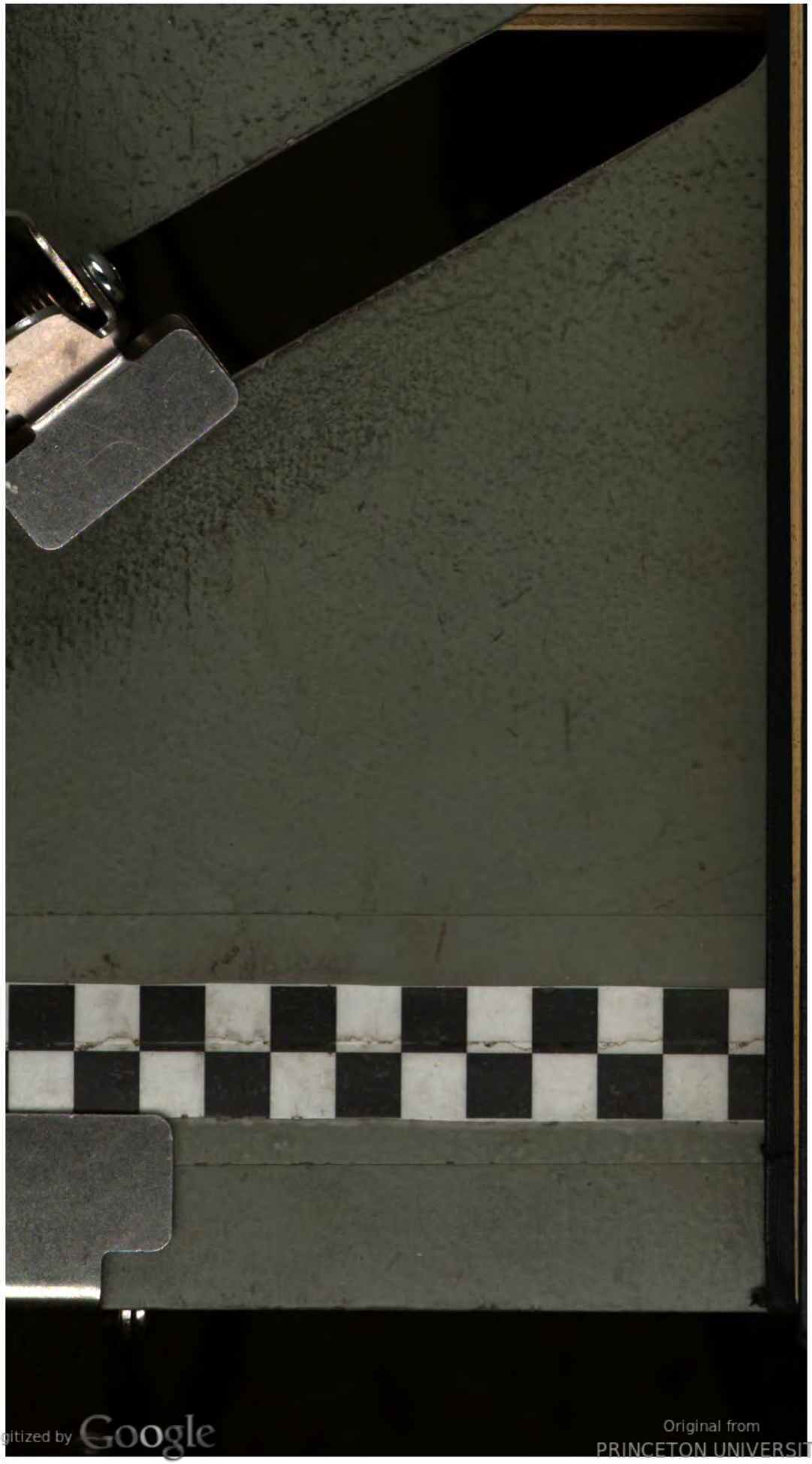
Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481128
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google